Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Franz von Holtzendorff, Rudolf Ludwig Karl Virchow

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher
Vorträge

herausgegeben von

Rud. Virchow und **Fr. v. Holtzendorff.**

Neue Folge. III. Serie.

Heft 49—72.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormls J. F. Richter).
1889.

Digitized by Google

AC30
S29
ser. 2
v. 3

47369

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Heft		Seite
49/50.	**Anderſon, Rasmus B.**, Die erſte Entdeckung von Amerika. Autoriſirte Ueberſetzung von Mathilde Mann	1—62
51.	**Schmidt, Dr. Immanuel**, Byron im Lichte unſerer Zeit	63 - 94
52.	**Jordan, Dr. Karl Friedrich**, Goethe — und noch immer kein Ende	95—142
53.	**Ethé, Dr. Hermann**, Myſtiſche, didaktiſche und lyriſche Poeſie und das ſpätere Schriftthum der Perſer	143—194
54.	**Livius, Dr.**, Steriliſiren und Paſteuriſiren der Kindernahrung. Mit 9 Abbildungen	195—218
55.	**Mühlhauſen, Auguſt**, Geſchichte des Grimmſchen Wörterbuchs	219—260
56.	**Eyſſenhardt, Franz**, Die Verſchwörung gegen Venedig	261—294
57.	**Geiſe, Dr. Otto**, Die Reblausgefahr. Mit einer Tafel	295 - 318
58.	**Engel, Franz**, Auf der Sierra Nevada de Mérida	319—354
59.	**Hetzel, H.**, Leiden und Thaten der Frauen im Kriege	355—384
60.	**Cornill, Karl Heinrich**, Entſtehung des Volkes Iſrael und ſeiner nationalen Organiſation	385—414
61.	**Stengel, Andreas**, Die Anfänge der Sprache	415—445
62.	**Brunner, Dr. med. Konrad**, Dr. Joh. Conr. Brunner	446—476
63.	**Wlislocki, Dr. Heinrich**, Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachſen	477—512
64.	**Bernardi, M.**, Cavour	513—570
65.	**Bezold, Karl**, Die Fortſchritte der Keilſchriftforſchung in neueſter Zeit	571—598
66.	**Schilling, A.**, Johann Jakob Dillenius. 1687—1747. Sein Leben und Wirken	599—632
67.	**Schubert, Dr. Hermann**, Die Quadratur des Cirkels in berufenen und unberufenen Köpfen	633—672

Heft		Seite
68.	Nover, Dr. J., Richard Wagner und die deutsche Sage ...	673—714
69.	Hoffmann, Dr. Ferdinand, Der Sinn für Naturschönheiten in alter und neuer Zeit	715—776
70.	Richter, Dr. W., Die Auflösung des Karolingischen Reiches und die Gründung dreier selbständiger Staaten	777—828
71.	Stoerk, Prof. Dr. F., Franz von Holtzendorff. Mit Bildniß	829—862
72.	Dondorff, Dr., Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte	863—904

Die erſte Entdeckung von Amerika.

Eine hiſtoriſche Skizze der Entdeckung Amerikas
durch die Skandinavier

von

Rasmus B. Anderſon,
Miniſter der Vereinigten Staaten,
in Dänemark.

Autoriſirte Ueberſetzung von **Mathilde Mann.**

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1888.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Der Zweck der folgenden Blätter ist, dem Leser einen kurzgefaßten Bericht zu geben von den Reisen, welche die Skandinavier in längst entschwundenen Tagen nach Amerika unternommen, sowie von ihren Ansiedlungen in jenem Erdtheil; sie sollen ferner den Nachweis führen, daß Columbus, bevor er seine Entdeckungsreise antrat, genaue Kenntniß von der Entdeckung Amerikas durch die Skandinavier gehabt haben muß.

Der Verfasser ist darauf vorbereitet, daß er auf diesen Blättern Behauptungen aufstellen wird, welche mit den Vorstellungen, die sich der Leser über verschiedene Dinge gebildet, in Widerspruch gerathen werden. Dies gilt hauptsächlich von verschiedenen historischen Thatsachen.

Das Interesse, mit welchem man eine historische Darstellung liest, ist stets durch das Verhältniß bedingt, in welchem der behandelte Gegenstand zu dem Vaterlande des Lesers oder zu dem seiner Vorfahren steht.

Der Amerikaner verweilt mit Vorliebe bei der Geschichte Amerikas. Er bewundert die Energie, den Muth und die Ausdauer, mit welcher seine Vorfahren den Kampf gegen die Gefahren und Schwierigkeiten aufnahmen, die ihnen entgegentraten, als sie sich in dem neuen Welttheil niederließen, — seine Seele ist erfüllt von Stolz und Begeisterung, wenn er von den Leiden und Siegen seiner Landsleute liest, die den Revolutionskrieg kämpften, um nicht nur ihre eigene, sondern auch seine Freiheit zu erringen.

Der Skandinavier lieſt mit derſelben Vorliebe die alten Sagen und Geſänge; er folgt mit Intereſſe den Vikingern auf ihren verwegenen, ſiegreichen Fahrten durch die europäiſchen Gewäſſer, er begeiſtert ſich an den ſchönen und poetiſchen Mythen und Sagen von Odin, Thor, Balder, Loke, Jætten Ymer, Ragnarok und der unzähligen Heerſchar göttlicher Heroen, an denen die Geſchichte ſeines Volkes ſo reich iſt, und die wie glänzende Sterne an dem Himmel längſt entſchwundener Zeiten ſtrahlen.

Das Thema, welches hier behandelt werden ſoll — die Entdeckung Amerikas —, vorausgeſetzt, daß es ſo behandelt wird, wie es ſollte und müßte, macht eben ſo viel Anſpruch auf das Intereſſe der Amerikaner wie auf das der Skandinavier. Wer auf dem fruchtbaren Boden von Columbia geboren ward und unter den ſchattigen Zweigen des amerikaniſchen Freiheitsbaumes aufwuchs, dort wo das Banner des Fortſchrittes und der Aufklärung im Winde weht, — der wird unwillkürlich ein tiefes Intereſſe für alles empfinden, was die erſte Entdeckung und Urbarmachung ſeines Vaterlandes betrifft. Auf der anderen Seite können Alle, welche das Licht der Welt zwiſchen Norwegs ſchneebedeckten Felſen, an Schwedens Seen oder an den buchenbewaldeten Küſten Dänemarks erblickt, und denen noch ein Tropfen des heldenmüthigen Blutes ihrer beherzten Vorfahren in den Adern rollt — nicht umhin, mit einem ebenſo großen Intereſſe den Erzählungen zu lauſchen, welche berichten, daß ihre eigenen Vorfahren, die kecken Nordländer, die erſten weißen Männer waren, die den Fuß auf den Boden des neuen Welttheils geſetzt, und es muß ihnen daran gelegen ſein, daß dieſer Ruhm ihrem Vaterlande erhalten bleibt.

Dieſes Thema hat auch für die Deutſchen inſofern ein gewiſſes Intereſſe, als es ſich in der Folge zeigen wird, daß der erſte Name[1] der neuen Welt eng verknüpft war mit einem

Deutſchen,[2] der ſich auf dem erſten Zuge der Skandinavier in deren Gefolge befand. Auch iſt es ohne Zweifel ein Deutſcher geweſen, deſſen Schrift über die Skandinavier Columbus die erſten, unſchätzbaren Aufſchlüſſe über Amerika gegeben.

Die Walen haben ebenfalls ein Intereſſe an dieſem Thema, denn man nimmt allgemein und nicht ohne Grund an, daß die Vorfahren derſelben unter der Anführung von Madoc im Jahre 1170 eine Kolonie in Amerika gründeten. Dies war freilich 117 Jahre nach den Nordländern, aber doch immer noch 322 Jahre vor Columbus, und deswegen können die Nordländer wohl beanſpruchen, daß die Walen Partei für ſie und gegen Columbus ergreifen.

Wir könnten vielleicht auch noch die Irländer als für dieſe Sache intereſſirt anführen, indem wir uns auf einen Bericht in der Eyrbyggja-Sage (Kapitel 64) ſtützen. Im Jahre 1029 reiſte nämlich ein isländiſcher Kaufmann, Namens Gudleif Gudlaugsſon, nach Dublin, und als er Irland verließ, um wieder nach Island heimzukehren, erfaßte der Nordoſtwind ſein Fahrzeug und trieb dasſelbe weit fort gen Südweſten, wo kein Land mehr zu erblicken war. Es war ſchon ſpät im Sommer, und Gudleif und ſeine Leute thaten manch' frommes Gelübde, um dem Meere zu entrinnen, und ſo geſchah es denn, daß ſie Land in Sicht bekamen, aber ſie wußten nicht, welches Land es war. Da beſchloſſen ſie denn, dorthin zu ſegeln, denn ſie waren des langen Kampfes mit den Elementen müde. Sie fanden einen guten Hafen vor, und als ſie ſich eine Weile am Lande aufgehalten hatten, kamen Leute zu ihnen. Sie kannten ſie nicht, aber es kam ihnen vor, als gleiche ihre Sprache dem Iriſchen.

Der Theil von Amerika, in welchem Gudleif Gudlaugsſon landete, und der aller Wahrſcheinlichkeit nach die Gegend ſüdlich von der Cheſapeake-Bucht — Nord- und Süd-Carolina, Georgia

und Oſtflorida umfaſſend, — geweſen ſein wird, heißt in Thorfinn Karlſæmnes Sage „Irland it mikla“, d. h. Groß-Irland. Man vermuthet, daß dies Land dieſen Namen erhalten, weil es, lange bevor Gudleif dorthin verſchlagen ward, von den Irländern angebaut worden war, und unter dieſer Vorausſetzung war es auch ein ganz natürlicher Name, umſomehr, als das große, fruchtbare Land in dem neuen Erdtheile ſo viele Aehnlichkeit mit Erin's grüner Inſel hatte. Dieſe Annahme iſt durchaus nicht unwahrſcheinlich, denn die Irländer, die gegen Ende des achten Jahrhunderts mehrere hundert Meilen ſegelten, um Island zu beſuchen und ſich dort niederzulaſſen, — die wir um das Jahr 725 auf den Farövern treffen, und die im zehnten Jahrhundert regelmäßig zwiſchen Island und ihrer Heimath ſegelten, — ein Volk, das ſo vertraut war mit der See, konnte wohl eine Fahrt über den atlantiſchen Ozean unternehmen.

Ich will hier nicht auf etwaige Anſprüche der Irländer eingehen, doch kann man ein Thema wie die Entdeckung von Amerika nicht wohl behandeln, ohne der ſmaragdgrünen Inſel zu gedenken, die zu ihrer Zeit eine Schule für Weſteuropa und deſſen kühne Söhne war.

„Inclyta gens hominum, milite, pace, fide,“ wie Biſchof Donatus ſagt.

II.

Vor nicht gar langer Zeit nahm man allgemein an, daß die Europäer vor Columbus' Entdeckung keine Ahnung von dem Vorhandenſein des neuen Welttheils gehabt hätten; die Forſchungen gelehrter Männer haben es indeſſen außer Zweifel geſtellt, daß die Europäer Kunde von fernen, im Weſten gelegenen Landen hatten und zwar lange vor Lebzeiten des Columbus, und man hat ſogar, auf Grund von ziemlich

unzweideutigen Thatsachen, die Behauptung aufgestellt, daß ein Theil der Völker, welche Amerika zur Zeit der Entdeckung durch die Spanier bewohnten, von europäischer Abstammung seien.

Bis dahin haben nur wenige Männer der Wissenschaft in dieser Angelegenheit ihren Blick auf Nordeuropa gelenkt, was zur Folge gehabt hat, daß die meisten Gelehrten der großen Nationen des Lichts entbehren mußten, welches von diesem entlegenen Theil der Erde auf dies Thema geworfen ist.

Die alten, schriftlichen Ueberlieferungen des Nordens enthalten eine Reihe unanfechtbarer Beweise für die Thatsache, daß die Küste von Nordamerika in der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts entdeckt wurde und zwar unmittelbar nach der Entdeckung Grönlands durch die Nordländer, daß ferner diese Küste im Laufe des elften Jahrhunderts zu verschiedenen Malen von den Nordländern besucht ist, daß diese auch im zwölften Jahrhundert Reisen dahin unternahmen, ja, daß sie die Küste im dreizehnten Jahrhundert von neuem entdeckten und sie im vierzehnten abermals mit ihren Schiffen besuchten. Und ferner geht aus den alten nordischen Ueberlieferungen hervor, daß das Christenthum in Nordamerika eingeführt war, und zwar nicht allein unter den Nordländern, die sich dort angesiedelt hatten, sondern auch unter den Eingeborenen, mit denen diese in Berührung kamen.

Es ist nicht die Schuld der nordischen Gelehrten, daß man diesen Thatsachen nicht die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt hat, denn schon im Jahre 1705 veröffentlichte Torfeus einen Bericht darüber, und auch Suhm und Schöning, Lagerbring, Wormskjold und Schröder, sowie viele Andere erwähnten die wichtigsten hierher gehörenden Fakta in ihren historischen Werken. Aber die anderen Nationen nahmen keine Notiz davon. Erst nachdem der berühmte Professor Rafn auf Veranlassung

der Königlichen Gesellschaft für nordische Alterthümer sein gelehrtes, interessantes und bedeutendes Werk „Antiquitates Amerikanae“ herausgegeben, ließen sich die Gelehrten außerhalb Skandinaviens bewegen, die Ansprüche der Nordländer als erste Entdecker Amerikas genauer zu untersuchen.

Professors Rafns Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt, und ihm gebührt der Ruhm, den anderen Nationen klar gemacht zu haben, wie wichtig das Studium der altnordischen Literatur ist. Erst in neuerer Zeit haben die Gelehrten anderer Nationen ihre Aufmerksamkeit auf die Alterthümer, auf die Sprache und Geschichte des Nordens gelenkt. Deutschland, England und auch Amerika fangen jetzt an, einzusehen, wie viel werthvollen Stoff diese Quellen zur Beleuchtung der Geschichte synchronistischer Völker liefern, und wie besonders die nordischen Sagen reich sind an unschätzbaren Beiträgen für das Studium der Sitten und Gebräuche, welche im Mittelalter in Deutschland und England herrschten. Augenblicklich sind denn auch die Deutschen wie die Engländer auf das Eifrigste mit der Uebersetzung dieser Sagen beschäftigt. Die Professoren Conrad Maurer und Th. Möbius arbeiten mit unverdrossenem Eifer und seltener Tüchtigkeit, in Oxford, sowie in Cambridge sind isländische Professoren angestellt, und an verschiedenen Universitäten in Amerika werden die nordischen Sprachen getrieben.

Es ist erfreulich zu sehen, wie die großen Nationen allmählich zu der Einsicht gelangen, von welch großer Wichtigkeit das Studium der nordischen Sprachen und Literatur ist, und man darf wohl hoffen, daß die Zeit nicht fern liegt, in welcher die Nordländer in Bezug auf ihren sozialen, politischen und literären Charakter richtig beurtheilt werden und man ihnen den Platz einräumt, der ihnen in der Geschichte der Entdeckungen als Vorgängern des Columbus gebührt.

III.

Ehe ſich noch Europa von dem Meere der Urzeit abgeſondert, war nach Louis Agaſſiz's Anſicht das Feſtland von Amerika bereits aus der Waſſerwüſte, die ſich über den ganzen Erdball erſtreckte, aufgetaucht und mit lebenden Weſen bevölkert. Die ſogenannte neue Welt iſt mithin in Wirklichkeit die alte, und Agaſſiz führt verſchiedene Beweiſe für das ungeheuer hohe Alter derſelben an.

Wer aber vermag etwas darüber anzugeben, wann dieſer Erdtheil zuerſt von Menſchen bewohnt ward? Bis zum Schluß des zehnten Jahrhunderts iſt ſeine Geſchichte dunkel und zweifelhaft. Wir finden Spuren einer niederen Kultur, die ſich ſcheinbar unendlich weit zurückführen laſſen, da ſind Grabhügel, Denkmäler und Inſchriften, die ſo alt zu ſein ſcheinen, daß Kronos ſelber ſchwindlig werden müßte, wenn er darüber nachdächte, aber unter allen dieſen großartigen, oft imponirenden Denkmälern iſt nicht ein einziges, welches die Frage nach ihrem Urſprung hinreichend beantwortet.

Es giebt auch nur wenige Traditionen, auf die wir uns bei unſeren Forſchungen ſtützen könnten, und wir gelangen nur zu dem Schluß, daß ſich die Stämme und Nationen im Laufe der Jahrhunderte nacheinander zu ruhmvoller Größe emporgeſchwungen haben, um wieder zu ſinken und zu fallen, und daß Barbarei und eine rohe Kultur abwechſelnd das Scepter geführt haben.

IV.

In alten Zeiten betrachteten die Menſchen den atlantiſchen Ozean — wie alles, wovon ſie die Grenzen nicht kannten — mit einer Miſchung von Angſt und Ehrfurcht. Man hatte ihm den Namen „das Meer der Finſterniß“ gegeben.

Daß die alten Phönizier und die Tyrer Reiſen nach Amerika

unternommen, ist eine Annahme, welche zahlreiche Vertreter gefunden hat, und es ist auch viel wahrscheinlicher, daß die ersten Menschen, die nach Amerika kamen, über den atlantischen Ozean dorthin gelangten, als daß sie durch die Behringsstraße gesegelt und über die eisigen, nördlichen Länder vorgedrungen sein sollten. Von den Kanarischen Inseln, welche die Phönizier entdeckten und bebauten, ist der Weg bis Amerika nicht weit, und nachdem die kühnen Segler des Mittelmeers erst bis dahin gelangt waren, konnten sie ohne große Gefahr und mit Leichtigkeit die Küste von Amerika erreichen.

Daß der Grieche Pytheas, dessen Entdeckung von der ungleichen Länge der Tage unter den verschiedenen Himmelsstrichen in so hohem Grade das Staunen seiner Zeitgenossen erregte, schon im Jahre 340 v. Chr. den atlantischen Ozean befahren, liegt außer allem Zweifel. Er entdeckte Thule (Island) und bestimmte dessen Breitengrade, so daß wir wohl die Behauptung aufstellen können, daß er durch diese Entdeckung den Weg von den Nordländern nach Amerika erschlossen hat.

Sowohl die Irländer als auch die Walen haben die Ehre für sich beansprucht, vor Columbus über den atlantischen Ozean gesegelt zu sein und Amerika entdeckt zu haben. Es ist indessen nicht meine Absicht, in diesem kurzen Abriß auf die Berechtigung dieser Ansprüche näher einzugehen. Es ist viel über diese Frage hin- und hergestritten worden, aber es liegt ein zu tiefes Dunkel über der ältesten Geschichte von Amerika, und erst gegen Ende des zehnten Jahrhunderts können wir mit Sicherheit eine Fahrt über den atlantischen Ozean nachweisen.

V.

Die erste Reise nach Amerika, über welche wir zuverlässige Nachrichten besitzen, wurde von Norwegern unternommen.

Die Norweger gehörten zu einem Zweige jenes germanischen

Stammes, der in grauer Vorzeit aus Asien ausgewandert war, und nachdem er gen Norden und Westen gezogen, sich schließlich in der Mitte von der Westküste des jetzigen Norwegens niedergelassen hatte. Ihre Sprache, das Altnordische, ist dieselbe, welche noch jetzt auf Island gesprochen wird und die Stammsprache der verschiedenen Mundarten, die man heute in Dänemark, Schweden und Norwegen redet.

Die alten Norweger waren ein keckes, unabhängiges Volk. Sie waren ein freies Volk. Ihre Könige wurden von dem Volk auf „Thingen" gewählt, und alle wichtigen, öffentlichen Angelegenheiten ebenfalls von dem versammelten Volk entschieden.

Außerhalb ihres eigenen Landes traten sie als kühne Abenteurer auf. Sie waren in der ganzen civilisirten Welt als muthige Krieger und Seeleute bekannt. Sie breiteten sich über die europäischen Küsten aus, wo sie Eroberungen machten und Kolonien gründeten.

Auf diesen Eroberungszügen unterwarfen sie sich einen großen Theil von England, entrissen dem französischen König die Normandie, Frankreichs schönste Provinz, eroberten den größten Theil von Belgien und wagten sich mit ihren Einfällen sogar hinab bis Spanien.

Im elften Jahrhundert wurden sie unter Robert Guiskard, einem Abkömmling von den Normannen, Herren von Sizilien und Süditalien, wo sie viele Jahre hindurch ihre Herrschaft behaupteten. Während der Kreuzzüge zogen die Normannen an der Spitze der europäischen Ritterschaft in den Kampf, um das heilige Grab zu befreien, und geboten unter Guiskards Sohn, Bohemund, über Antiochien.

Die Norweger drangen durch die Säulen des Herkules vor, verheerten Griechenlands klassischen Boden und durchbrachen die Mauern von Konstantinopel. Wir treffen sie im fernen Osten, ihrem ursprünglichen Heimathslande an, wir sehen, wie

ſie den Grund legen zu dem ruſſiſchen Reich, wie ſie ihre zweiſchneidige Kriegsaxt in Konſtantinopel ſchwingen, wo ſie als Leibwache des griechiſchen Kaiſers Dienſte thun und die Hauptſtützen ſeines ſchwankenden Thrones ſind. Sie ritzten ihre dunklen Runen auf den Marmorlöwen[3] in dem Hafen von Athen zur Erinnerung an die Unterwerfung dieſer Stadt ein. Die nordiſchen Vikinger ſegelten den Rhein und die Schelde, die Seine und die Loire hinauf, eroberten Köln und Aachen, wo ſie den Kaiſerpalaſt in einen Stall verwandelten und ſelbſt Karl dem Großen Schreck einflößten. Das engliſche Königshaus ſtammt von den Skandinaviern ab. Ganger Rolf, in der engliſchen Geſchichte unter dem Namen Rollo bekannt, ein Sohn von Harald Haarfagers Freund Ragnbald Mörejarl, drang im Jahre 912 in Frankreich ein und bemächtigte ſich der Normandie, in der Schlacht bei Haſtings unterjochte Wilhelm der Eroberer, ein Ur-Urenkel Rolf's, England, und mit ihm beginnt die Größe und Macht Großbritanniens.

Es ſei hier noch erwähnt, daß der hartnäckigſte Widerſtand, auf den Wilhelm der Eroberer ſtieß, von Koloniſten ſeines eigenen Stammes herrührte, die ſich in Northumberland niedergelaſſen hatten. Er verheerte ihr Land mit Feuer und Schwert und trieb ſie über die Grenze, aber wir finden ſowohl in Nordengland als in den ſchottiſchen Ebenen noch heute Spuren ihrer Energie, ihrer Beharrlichkeit wie ihrer Sprache.

VI.

Aber die Norweger beſchränkten ihre Reiſen und Unternehmungen nicht auf Europa. Im Jahre 860 entdeckten ſie Island und bald darauf (874) gründeten ſie auf dieſer Inſel einen Freiſtaat, der 400 Jahre hindurch blühte. Der isländiſche Freiſtaat liefert den ſchlagendſten Beweis für den Geiſt der Unabhängigkeit, der die Norweger beſeelte.

Die politiſchen Verhältniſſe Norwegens veranlaßten viele der kühnſten und unabhängigſten Männer des Landes, eine Freiſtätte für die Freiheit zu ſuchen. Harald Haarfager hatte es ſich als Ziel geſetzt, König über ganz Norwegen zu werden. Die ſchöne, ſtolze Ragna Adilsdatter, die er liebte und um die er warb, ſpornte ihn dazu an, Norwegen unter ſeinem Scepter zu vereinigen: ſie hatte erklärt, daß ſie ſich nur einem Manne vermählen würde, welcher König von ganz Norwegen ſei. Harald ging auf dieſe Bedingung ein und nach zwölfjährigem, harten Kampfe, während deſſen er getreu dem Gelübde, das er Ragna gegeben, ſein Haar weder kämmte noch beſchnitt, unterwarf er ſich endlich im Jahre 872 in der Schlacht im Hafursfjord ganz Norwegen, das bis dahin in 31 kleine Freiſtaaten getheilt geweſen.

Harald hatte die zahlreichen Häuptlinge bezwungen oder geſchlagen und ein Geſetz ergehen laſſen, infolge deſſen alles Eigenthum der Krone verfiel. Darein wollten ſich die ſtolzen Erbbauern jedoch nicht finden. Sie wollten ihre alte Unabhängigkeit nicht aufgeben und beſchloſſen deswegen, die Erde zu verlaſſen, die ſie fortan nicht mehr ihr Eigenthum nennen konnten; ſo zogen ſie mit ihrem Hausſtand und ihren Angehörigen von dannen, um ſich ein neues Heim zu ſuchen. Es fanden zu jenen Zeiten ebenſo zahlreiche Auswanderungen aus Norwegen ſtatt wie heutzutage, — der Hang nach Abenteuern iſt bei den Norwegern ebenſo alt wie ihre Geſchichte!

Jetzt handelte es ſich nur darum, wohin ſie ziehen ſollten.

So begaben ſich denn etliche von ihnen nach den Hebriden, andere nach den Orkneys-Inſeln, nach den Shetlands-Inſeln und den Farörn, wieder andere zogen als Vikinger nach England, Schottland und Frankreich, die Mehrzahl jedoch zog nach dem fernen, dafür aber um ſo ſichereren Island, das im Jahre 860 von dem bekannten Vikinger Nadod entdeckt und von ihm

Schneeland genannt worden war. Im Jahre 864 hatte auch der Schwede Gardar die Insel entdeckt und mit dem Namen Gardarsholm belegt. Endlich im Jahre 870 landeten dort die beiden Norweger Ingolf und Leif, welche die Insel Island nannten. Diese Auswanderung von Norwegen nach Island begann im Jahre 874 und im Laufe weniger Jahre wurde die merkwürdige Insel überraschend schnell angebaut. Nach nicht gar langer Zeit zählte sie bereits 50,000 Einwohner.

Man muß bedenken, daß hier die Rede von einer im hohen Norden, unweit des nördlichen Polarkreises gelegenen Insel ist, von einem Klima, in dem kein Korn reift, und wo man den Schnee von dem gefrorenen Heu schütteln muß, bevor man es in die Scheunen bringen kann. Die Fischerei, welche den Haupterwerbszweig bildet, wird oft durch das Treibeis, welches aus den Polargegenden kommt und die Häfen füllt, äußerst erschwert, und die ganze Insel bietet einen höchst traurigen, öden Anblick dar. Aber trotz alledem nahmen die Einwanderungen von Jahr zu Jahr zu, und obwohl sich dem Auge der Bewohner nichts bot, als unheimliche Eisberge, vulkanische Ausbrüche, brüllende Geiser und kochende Quellen, liebten sie doch dies wilde Land, weil es frei war, und in den langen Wintermonaten, wenn die Sonne ganz hinter den Horizont hinabgesunken war und nur die Nordlichter über ihren Häuptern flimmerten, waren sie fast ausschließlich auf ihre geistigen Schätze angewiesen, vertrieben sie sich die Zeit mit den Sagen und Ueberlieferungen ihrer Vorväter.

Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich so lange bei Island verweile, — aber Island ist an und für sich ein so interessantes Land, und es ist ferner die Angel, um welche sich das Thor dreht, das Europa den Eingang zu Amerika erschloß.

Diese Insel war im Jahre 340 v. Chr. von Pytheas besucht worden, und nach dem Bericht des irischen Mönches

Dicuilus, der im Jahre 825 eine Geographie ſchrieb, hatten ſich im Sommer 795 iriſche Mönche bis zu derſelben hinaufgewagt. Die Anſiedelungen der Norweger in Island, ſowie die häufigen Reiſen zwiſchen dieſer Inſel und Norwegen führten zuerſt zu der Entdeckung von Grönland und ſpäter von Amerika, und dem hohen geiſtigen Standpunkt, ſowie dem hiſtoriſchen Sinn der Isländer iſt es zuzuſchreiben, daß die Berichte von dieſen Reiſen bewahrt wurden, Berichte, die zuerſt Columbus als Wegweiſer dienten, und die uns ſpäter zeigten, wie es um die Entdeckung der neuen Welt vor Columbus geſtanden.

Island iſt eine kleine Inſel unter dem 65. Grad nördlicher Breite von ungefähr 1800 Quadratmeilen Umfang. Seine Thäler ſind nur ſpärlich mit Grün bewachſen, und auf den Bergen findet man nur ſelten einen Baum, und doch zählt es noch heute nicht weniger als 70 000 Einwohner, die ein ſtilles, friedliches Leben führen, die zäh an ihrer alten Sprache feſthalten, ſich aber gleich den unter begünſtigteren Himmelsſtrichen lebenden Völkern mit fremden Sprachen, Naturwiſſenſchaften Philoſophie und Geſchichte beſchäftigen. Noch heute erſchüttern Erdbeben die Inſel, noch heute ſpeien die Geiſer ihre kochenden Waſſer, ſind die Ebenen mit Schlamm bedeckt, während der mächtige Jökul Hekla unter ſeinem ewigen Schnee die vulkaniſche Fackel ſchwingt, als wolle er den Himmel ſelber in Brand ſtecken.

Lange Zeit hindurch war Island die Schatzkammer für die großartige Alterthumsliteratur des Nordens. Das Heidenthum herrſchte dort noch über ein Jahrhundert, nachdem die Inſel bevölkert war; die alten Traditionen wurden in hohen Ehren gehalten und gingen von Mund zu Munde, und kurze Zeit nach Einführung des Chriſtenthums wurde die altnordiſche Literatur niedergeſchrieben.

Islands alte Literatur und Traditionen übertreffen alles, was Europa in der Richtung im Mittelalter aufzuweiſen hat.

Keine Literatur des Alterthums kann ſich mit den isländiſchen Geſängen meſſen. Dieſelben zeichnen ſich durch großartige Verhältniſſe aus, und wir finden unter ihnen ſo mächtige, überwältigende Tragödien, die wohl den griechiſchen den Rang ſtreitig machen können. Man fängt jetzt auch in der ganzen Welt an, einzuſehen, daß Islands alte Literatur der Roms und Griechenlands wohl ebenbürtig iſt.

Das urſprünglich germaniſche Leben hielt ſich länger und entwickelte ſich unabhängiger in Norwegen und hauptſächlich in Island, als das ſonſt irgendwo der Fall war, auch fand es dort günſtigere Bedingungen ſich zu entfalten und zu reifen. Die isländiſche Literatur iſt die vollentwickelte Blüthe des germaniſchen Heidenthums. Dies germaniſche Heidenthum aber mit ſeiner ſchönen, poetiſchen Mythologie wurde von den fanatiſchen Prieſtern in Deutſchland und in den anderen Ländern, die von germaniſchen Völkerſtämmen bewohnt waren, völlig ausgerottet, ehe ſie ſich weit genug entwickelt hatte, um Blüthen zu treiben. . Nur England allein bildet eine Ausnahme hiervon, — dort ſchwang ſich ein dem gothiſchen Stamme nahverwandter Zweig zu einer hervorragenden Stellung in der Welt des Geiſteslebens auf und brachte die angelſächſiſche Literatur hervor.

VII.

Aber allmählich, im Laufe der Zeiten fühlten die Isländer den Drang, neue unbekannte Länder aufzuſuchen, und die Wogen der Auswanderung fingen an, mit unwiderſtehlicher Gewalt weſtwärts bis nach Grönland zu rollen, das ſie denn auch trotz ſeines ungemüthlichen Klimas bebauten.

Die Entdeckung von Grönland war eine natürliche Folge von der Koloniſation Islands, wie denn ſpäterhin auch die Entdeckung Amerikas eine natürliche Folge der Koloniſation Grönlands war. Die Entfernung zwiſchen der Weſtküſte Islands

und der Oſtküſte von Grönland beträgt nur 45 Meilen. Wenn die Schiffe, die nach Island ſegelten, von den in dieſen Gegenden ſo häufigen Oſtwinden überfallen wurden, konnten ſie kaum umhin, Grönlands Küſte ſo nahe zu kommen, daß ſie die Schneeberge in der Ferne ſchimmern ſahen, ja ſie mußten ſogar oft zwiſchen den Inſeln und Vorgebirgen Schutz ſuchen.

So wird erzählt, daß Gunnbjörn, Ulf Krakkes Sohn, im Jahre 876, als er durch den Sturm nach Weſten verſchlagen und auf das offene Meer hinausgetrieben war, Land in Sicht bekam. Aehnliches berichteten hin und wieder andere Seeleute. Ein Jahrhundert ſpäter war ein Mann, Namens Erich der Rothe, wegen eines begangenen Mordes aus Jaederen in Norwegen geflüchtet und hatte ſich in dem weſtlichen Theil von Island niedergelaſſen. Als er auch hier wegen des begangenen Frevels für friedlos erklärt ward, rüſtete er ſein Schiff und beſchloß auszuziehen, um jenes Land zu ſuchen, das Gunnbjörn und die Anderen im Weſten hatten liegen ſehen. Er zog im Jahre 984 aus, fand das Land und blieb zwei Jahre dort, um es zu unterſuchen. Dann kehrte er nach Island zurück. Er nannte das neuentdeckte Land Grönland (das grüne Land), um, wie er ſagte, Koloniſten durch dieſen vielverſprechenden Namen dahin zu locken.

Die Folge war, daß eine ganze Anzahl von Isländern und Norwegern nach Grönland auswanderte und dort eine blühende Kolonie mit der Hauptſtadt Gardar gründete, die im Jahre 1261 unter die Oberhoheit der norwegiſchen Krone geſtellt ward. Vier Jahrhunderte hindurch hielt die grönländiſche Kolonie ihre Verbindung mit dem Mutterlande aufrecht, allmählich aber verlor man ſie aus dem Auge und vergaß ſie ſchließlich. Der däniſche Geſchichtsſchreiber Torfäus giebt uns ein Namensverzeichniß über ſiebenzehn grönländiſche Biſchöfe, welche den Biſchofsſtab in Grönland geführt haben.

VIII.

Ehe wir die Normannen weiter auf ihren Zügen gen Weſten begleiten, wollen wir einige Worte über ihre Schiffe ſagen. Die beiden alten Schiffe, die an der norwegiſchen Univerſität aufbewahrt werden, ſind bekanntlich, was Form und Größe anbetrifft, ganz vorzüglich. Es ſoll damit natürlich nicht geſagt werden, daß ſich die Schiffe der alten Skandinavier mit denen meſſen konnten, die jetzt das Meer zwiſchen New-York und Liverpool durchkreuzen, das aber iſt gewiß, daß die Skandinavier ſchon damals ebenſo vorzügliche Seeleute waren wie jetzt. Sie beſaßen gute ſeetüchtige Schiffe, von denen einige ziemlich groß waren. In Olaf Tryggveſöns Sage wird von einem Schiffe berichtet, das in mehr als einer Hinſicht merkwürdig war. Der unter dem Waſſer befindliche Theil des Kiels war 140 Fuß lang. Es war aus dem allerbeſten Material gebaut, hatte 34 Ruderſitze und der Vorder- wie Hinterſteven desſelben war mit Gold belegt.[4]

Die Schiffe der Nordländer konnten ſich wohl mit denen anderer Nationen meſſen, die in ſpäterer Zeit die Welt umſegelt haben, ſie waren in jeder Hinſicht ausreichend, das Weltmeer zu befahren, und eigneten ſich mindeſtens ebenſogut zu einem Zug über den atlantiſchen Ozean wie Columbus' Schiffe. Es geht auch aus den Sagen hervor, daß die Nordländer ſich wohl darüber klar waren, wie wichtig alles iſt, was mit dem Seeweſen in Zuſammenhang ſteht. Sie wußten den Lauf des Mondes und der Sonne zu berechnen und die Zeit nach den Sternen zu beſtimmen. Ohne anſehnliche nautiſche Kenntniſſe hätten ſie niemals ihre Fahrten nach England, Frankreich, Spanien und Griechenland, ſowie die noch bei weitem beſchwerlicheren Reiſen nach Island und Grönland unternehmen können.

Ich habe nun einen kurzen Umriß von den Reiſen und

Unternehmungen der Norweger gegeben. Ich habe es gethan, um zu zeigen, daß sie die Vorbedingungen für eine Großthat, wie die Entdeckung von Amerika es war, besaßen, ja, daß diese in Wirklichkeit eine unvermeidliche Folge ihrer zahlreichen Seereisen war, so daß wir, selbst wenn wir nicht die unzweideutigen Zeugnisse der Sagen hätten, doch mit Bestimmtheit behaupten könnten, daß die Norweger von dem Vorhandensein Amerikas Kunde gehabt haben.

Ja, die Norweger waren ein großes Volk! Ihr Geist fand die Wege zu Englands Magna Charta und zu Amerikas Unabhängigkeitsakt. Der Geist der Vikinger lebt noch heute in den Engländern, in den Nordamerikanern und den Skandinaviern, er treibt sie dazu, ihre Hand weiter und weiter auszustrecken und dreist der Tyrannei die Spitze zu bieten, und ruft eine bewunderungswürdige innere Entwickelung in ihren Ländern hervor.

IX.

Wir haben gesehen, wie sich die Skandinavier überall in der civilisirten Welt einen Namen verschafften, daß sie vorzügliche Schiffe besaßen, daß sie tüchtige Seeleute und ein ungewöhnlich gebildetes Volk waren, daß sie also alle die Vorbedingungen besaßen, die erforderlich waren, den westlichen Welttheil zu erreichen, und wir sind so zur Genüge auf die entscheidende Frage vorbereitet: Entdeckten und untersuchten die Skandinavier denn auch wirklich die Küsten jenes Welttheiles, den wir heute als Amerika kennen? An und für sich liegt nichts Unwahrscheinliches darin. Man braucht nur eine Karte von dem atlantischen Meer oder einen Globus zu nehmen und den Abstand zwischen Island und Grönland und zwischen Grönland und Newfoundland zu berechnen, um zu finden, daß der Weg von Norwegen nach Island doppelt so lang ist, als von Island nach Grönland, und fast doppelt so lang als von Grönland nach Labrador und von dort nach Newfoundland.

Nach allem, was wir gesehen haben und was jeder weiß, der die Geschichte des Nordens kennt, ist es eine Thatsache, daß es mindestens drei Jahrhunderte hindurch norwegische Kolonien in Grönland gegeben hat, und so müssen wir denn auf den Gedanken vorbereitet sein, daß die Norweger Amerika entdeckt haben. Es ist völlig undenkbar, daß ein seefahrendes Volk wie die Norweger, die über den großen westlichen Ozean segelten, um Island und Grönland zu erreichen, dem großen amerikanischen Festlande während dreihundert Jahren so nahe gekommen sein sollten, ohne sich über das Vorhandensein desselben klar zu werden.

Aber glücklicherweise sind wir in diesem Punkt nicht auf Muthmaßungen angewiesen. Wir besitzen einen vollständigen schriftlichen Bericht über diese Entdeckung. Will man diese Entdeckung bestreiten oder ableugnen, so muß man erst mehrere Seiten wohlbegründeter, historischer Thatsachen auslöschen. Während ganz Europa nach dem zehnten Jahrhundert mehrere hundert Jahre lang in literarischer Beziehung in das tiefste Dunkel gehüllt ist, wird die Literatur auf Island mit großem Eifer gepflegt, und gerade aus diesem Zeitraum stammen die Sagen, welche über Amerika berichten. Daß dieselben lange vor Columbus geschrieben wurden, ist ebenso leicht nachzuweisen wie die Thatsache, daß Herodot seine Geschichte vor Christi Geburt geschrieben. Die Echtheit und Zuverlässigkeit der isländischen Sagen hat Alexander v. Humboldt in seinem Kosmos (K. II., p. 169—271) voll anerkannt; so bedarf diese Sache keiner weiteren Erwähnung. Die Sagen, welche Amerika betreffen, befinden sich in dem sog. Flatö-Buch, einer Handschrift, die im Jahre 1387 abgeschlossen wurde und die jetzt in Kopenhagen aufbewahrt wird.[5] Wir ersehen aus dieser mit großer Sorgfalt geschriebenen Handschrift, daß die Norweger, nachdem sie Grönland entdeckt und bebaut hatten, ihren Cours

kühn gen Südweſten gewendet und ſo 500 Jahre vor Columbus Amerika entdeckt haben.

In dem folgenden Abſchnitt wollen wir einige von den Begebenheiten, welche mit dieſer Entdeckung in Zuſammenhang ſtehen, genauer ins Auge faſſen.

X.

Als Erik der Rothe im Jahre 986, demſelben Jahr, als er nach Island zurückkehrte, abermals nach Grönland zog, um ſich dort niederzulaſſen, begleitete ihn ein Isländer Namens Herjulf dahin.

Herjulf hatte einen Sohn, welcher Bjarne hieß. Schon in jungen Jahren war in ihm die Luſt erwacht, ſich in der Welt umzuſehen, und ſo pflegte er denn jeden Winter im Auslande zuzubringen. Er erwarb ſich Ruhm und Reichthum und hatte bald ſein eigenes Schiff. In dem Winter, als ſein Vater ſich anſchickte, nach Grönland zu fahren, war Bjarne in Norwegen, und er kehrte erſt im Sommer heim, nachdem der Vater bereits ſeine Reiſe angetreten hatte. Da beſchloß er denn, ſein Schiff nicht zu löſchen, ſondern auszuziehen, um den Vater zu ſuchen, „das heißt, wenn Ihr gewillt ſeid, mir zu folgen," ſagte er zu ſeinen Mannen. Dazu waren dieſe Alle bereit. „Aber man wird unſere Reiſe für ein unkluges Unternehmen halten," meinte er, „denn niemand von uns iſt ja bis dahin in dem grönländiſchen Meere geweſen." — „Das kümmert uns nicht," erwiderten die Leute, und ſo ſtachen ſie denn wieder in See. Sie ſegelten drei Tage lang und verloren das Land außer Sicht; dann trat eine Windſtille ein, bald darauf aber wehte ein heftiger Nordwind, und es ward ſo neblig, daß ſie nicht mehr wußten, wo ſie waren. Es währte viele Tage, bis ſie die Sonne wieder ſahen, aber dann kam auch zugleich Land in Sicht. Sie ſprachen miteinander davon, was für ein Land

dies wohl ſein könne, und Bjarne meinte, daß es wohl nicht Grönland wäre, „aber laßt uns ein wenig näher an dasſelbe hinanſegeln“. Da ſahen ſie denn, daß es ziemlich flaches, reichbewaldetes Land war, und deswegen ſegelten ſie weiter, die Küſte zur Linken liegen laſſend. Nachdem ſie zwei Tage geſegelt hatten, erblickten ſie ein anderes Land und fragten Bjarne, ob er glaube, daß dies Grönland ſei. Er antwortete, ſeiner Meinung nach ſei dies ebenſowenig Grönland wie das vorige, „denn,“ fügte er hinzu, „dort ſoll es hohe Eisberge geben“. Sie näherten ſich bald dem Lande und ſahen, daß dasſelbe ebenfalls flach und reich bewaldet war. Da der Wind ſich gelegt hatte, meinte die Schiffsmannſchaft, daß es wohl das rathſamſte ſei, jetzt an Land zu gehen; das aber wollte Bjarne nicht, und obwohl das Schiffsvolk murrte und erklärte, daß es ihnen ſowohl an Waſſer wie an Brot gebräche, hieß er ſie die Segel aufzuziehen; das thaten ſie denn auch und ſegelten nun mit Südweſtwind drei Tage lang in die offene See hinaus. Da erblickten ſie abermals Land, diesmal aber war dasſelbe voller Felſen und Eisberge. Sie fragten Bjarne, ob er dort an Land zu gehen gedächte, er aber ſagte nein, „denn dies Land ſchien mir ſehr wenig erfreulich anzuſchauen“. So zogen ſie denn die Segel nicht ein, ſondern ſteuerten an der Küſte entlang und ſahen, daß das Land eine Inſel war, und weiter ging's mit demſelben Wind ins offene Meer hinaus.

Der Wind nahm zu, und Bjarne befahl, die Segel zu reffen und nicht ſtärker zu ſegeln als das Schiff und die Maſten es ertragen konnten. Sie fuhren vier Tage, da ſahen ſie Land und fragten abermals Bjarne, ob er glaubte, daß dies Grönland ſei. „Dies ſieht nach allem, was ich darüber habe erfahren können, Grönland ſehr ähnlich,“ verſetzte Bjarne. „Hier wollen wir landen!“ Dies thaten ſie und legten in der Abenddämmerung bei einem Vorgebirge an, welches ſich als Herjulfsnäs

herausstellte, wo sich sein Vater niedergelassen hatte. Bjarne gab von jetzt an seine Handelsreisen auf, blieb bis an das Lebensende des Vaters bei ihm und behielt auch nach dem Tode desselben seinen Wohnsitz auf Herjulfsnäs.

Es läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, welche Theile von Amerika Bjarne erblickt hat, aber höchst wahrscheinlich war das erste Land, welches er sah, das jetzige Nantucket, einen Grad südlich von Boston, das zweite Nova Scotia und das dritte Newfoundland. Jedenfalls ist Bjarne Herjulfsön der erste Europäer gewesen, der das jetzige Neu-England gesehen.

Der erste Europäer, der das Festland von Amerika erblickte und dessen Name bewahrt wurde, war der mächtige Häuptling Are Maarsön aus Reykjanäs auf Island. Er kam nach Groß-Irland (der Gegend, welche an der Cheasapeake-Bucht liegt), das ohne Zweifel von den Irländern entdeckt war, lange bevor er im Jahre 983 von dem Sturm dorthin verschlagen ward, bei welcher Gelegenheit er sich taufen ließ. Der Erste, welcher hierüber berichtet, ist sein Zeitgenosse, Ravn Limeriksfahrer, der sich lange Zeit in Limerik auf Irland aufgehalten hatte.

Der berühmte isländische Sänger Are Frode, der im vierten Gliede von Are Maarsön abstammte, erzählt, daß sein Onkel Thorkel Gellesön, dessen Zeugniß man für durchaus glaubwürdig hält, von Isländern, die es wieder von dem Orknöjarlen Thorfin Sigurdsön erfahren hatten, gehört habe, daß Are in Groß-Irland wieder erkannt worden war, daß er nicht von dort fortkommen könne, aber unter den Bewohnern des Landes ein großes Ansehen genösse.

Hieraus ergiebt sich, daß zu Ende des zehnten Jahrhunderts hin und wieder ein Verkehr zwischen West-Europa (den Orkneys-Inseln und Irland) und Groß-Irland oder dem Lande der weißen Männer in Amerika stattgefunden haben muß. Die

Sage (Landnámabók) ſagt ausdrücklich, daß Groß-Irland weit hinaus im Meere liege, in der Nähe von Vinland, dem guten, VI Tagesreiſen weſtlich von Irland, und Profeſſor Rafn meint, daß die Zahl VI ein Schreibfehler ſein müſſe, daß es XX oder XV, was mit der Entfernung ſtimmen würde, hat heißen ſollen.

XI.

Bjarne Herjulfsſön fuhr einmal von Grönland nach Norwegen und kam daſelbſt zu Erik Jarl. Der Jarl[6] nahm ihn freundlich auf, und Bjarne erzählte von ſeiner Grönlandsreiſe, ſowie von den Ländern, die er geſehen und die er nicht kannte. Da meinte man, er ſei ſehr wenig wißbegierig geweſen, da er nicht mehr von den Ländern zu melden wiſſe und man tadelte ihn deswegen. Bjarne blieb den Winter über bei dem Herzog, aber im nächſten Sommer fuhr er abermals nach Grönland. Man ſprach damals viel davon, neue Länder zu ſuchen. Leif, Eriks des Rothen Sohn, fuhr zu Bjarne Herjulfsſön, kaufte das Schiff desſelben und heuerte 35 Mann.

Sie fanden zuerſt das Land, welches Bjarne zuletzt geſehen hatte, ſie ſegelten dorthin, warfen die Anker aus und ruderten mit Booten an die Küſte. Es war kein Gras dort zu ſehen; weiter landeinwärts waren überall hohe Eisberge, und zwiſchen dieſen und der See war der Boden wie ein einziger großer Stein, ſo daß auch ihnen das Land ſehr wenig erfreulich erſchien; Leif aber ſagte: „Es iſt uns mit dieſem Lande nicht ergangen, wie es Bjarne erging, nämlich, daß wir dasſelbe nicht betreten haben; ich will demſelben einen Namen geben, es ſoll ‚Helleland‘ heißen“ (d. i. Klippenland, das jetzige Newfoundland). Dann ruderten ſie zu dem Schiffe zurück, ſegelten weiter und fanden ein anderes Land, das war flach und bewaldet, und überall, wohin ſie ſich wendeten, ſtießen ſie auf weiße Sandfelder, nirgends fiel das Land ſchroff nach dem Meere

zu ab. „Wie dies Land iſt, ſo ſoll ſein Name ſein," ſagte Leif; „wir wollen es ‚Markland' nennen" (das jetzige Nova Scotia). Dann kehrten ſie zu ihrem Schiffe zurück und ſegelten wieder auf das offene Meer hinaus, und nachdem ſie zwei Tage geſegelt waren, erblickten ſie abermals Land. Sie fuhren in eine Bucht ein, die zwiſchen einer Inſel und einem Vorgebirge lag. Es war ſtarke Ebbe, und das Schiff ſtieß auf den Grund; es war noch eine ganze Strecke bis zur Küſte, aber ſie waren ſo darauf erpicht, ans Land zu kommen, daß ſie nicht warten wollten, bis das Waſſer wieder geſtiegen war, und ſo landeten ſie denn dort, wo ein Bach den Ausfluß eines Sees bildete;[7] als dann ſpäter die Fluth kam, ruderten ſie zu dem Schiffe zurück und bugſirten dasſelbe durch den Bach in den See; dort warfen ſie ihre Anker aus, trugen ihre Fellkojen ans Land und ſchlugen ihre Hütten auf. Nachdem ſie beſchloſſen, den Winter über dazubleiben, bauten ſie ſich große Häuſer. In dem Bach, wie in dem See wimmelte es von Lachſen, und dieſe waren größer, als ſie dieſelben jemals geſehen hatten. Und ſo milde war das Klima, daß ſie meinten, man brauche das Vieh im Winter nicht in die Stallungen zu ziehen, denn es fror dort niemals, und das Gras welkte kaum. Der Unterſchied zwiſchen der Tag- und Nachtlänge war dort weit geringer als auf Grönland oder Island, denn an dem kürzeſten Tage ſchien die Sonne von 9 bis 3 Uhr, welches einen Breitengrad von 41° 24′ 10″ ergiebt, woraus man ſchließen kann, daß Leifs Anſiedelung ganz nahe bei dem Fall River in Maſſachuſetts gelegen haben muß.

Als der Bau der Häuſer beendet war, ſagte Leif zu ſeinen Genoſſen: „Jetzt will ich unſere Mannſchaft in zwei Theile theilen, denn ich beabſichtige, dies Land genauer zu unterſuchen. Die Hälfte von uns ſoll zu Hauſe bei den Hütten bleiben, während die Anderen ausziehen." Das thaten ſie denn eine ganze Zeit lang. Leif wechſelte ab, den einen Tag zog er

mit ihnen aus, den anderen blieb er bei der Ansiedelung zurück.

Einer von Leifs Mannen war ein Deutscher, Namens Tyrker, ein unansehnliches Männchen, aber sehr geschickt in allerlei Handwerk. Eines Abends nun fehlte ein Mann aus der kleinen Schar, und das war Tyrker. Leif wurde sehr unruhig, denn Tyrker war lange bei ihm und bei seinem Vater gewesen und hatte Leif von dessen Kindheit an sehr geliebt. Er machte den Genossen bittere Vorwürfe und begab sich mit 12 Mannen auf den Weg, um ihn zu suchen. Sie waren nicht gar weit gegangen, als ihnen Tyrker schon entgegenkam; voller Jubel empfingen sie ihn, aber Leif merkte bald, daß sein Pflegevater nicht ganz bei Verstand war. „Weswegen bist Du so lange fortgeblieben und hast Dich von Deinen Genossen getrennt, mein Pflegevater?" fragte Leif. Tyrker hielt eine längere deutsche Rede, rollte mit den Augen und lachte vor sich hin; sie konnten nicht verstehen, was er sagte, als aber eine Weile vergangen war, fing er an Isländisch zu reden und sagte: „Ich bin nicht so gar weit von hier gewesen, und doch kann ich euch eine Neuigkeit mittheilen: Ich habe Weinranken und Trauben gefunden". — „Redest Du die Wahrheit, Pflegevater?" fragte Leif. — „Freilich rede ich die Wahrheit," entgegnete er, „denn dort, wo ich geboren bin, giebt es Ranken und Trauben in Fülle."

Sie begaben sich nun zur Ruhe, aber am nächsten Morgen sagte Leif zu seinen Mannen: „Jetzt wollen wir zwei Dinge vornehmen und damit abwechseln: den einen Tag wollen wir Weintrauben sammeln und den anderen Ranken schneiden und Bäume fällen, damit wollen wir dann unser Schiff beladen."

Das thaten sie, und als der Frühling kam, machten sie sich reisefertig und segelten mit ihrer Ladung von dannen. Leif gab dem Lande den Namen „Vinland".

Diese erste Entdeckung von Neu-England fand im Jahre

1000 ſtatt, und Leif Eriksſön war der Erſte, von dem man mit Beſtimmtheit weiß, daß er eine Reiſe über den atlantiſchen Ozean unternommen, mit der ausgeſprochenen Abſicht, Land zu entdecken. Die Entdeckung, welche er machte, hat er keinem Zufall zu verdanken. Das Ziel und der Zweck ſeiner Reiſe ſtand ihm und ſeinen Landsleuten ebenſo klar vor Augen wie Columbus im Jahre 1492. Aber Leif ſetzte nicht Himmel und Erde in Bewegung, um über den atlantiſchen Ozean zu gelangen; er kaufte einfach Bjarnes Schiff, heuerte 35 Seeleute, die ebenſo unerſchrocken waren wie er ſelber, ſagte ſeinem alten Vater Lebewohl und lichtete die Anker.

XII.

Im Frühling ſegelten Leif Eriksſön und ſeine Mannen mit günſtigem Winde heim nach Grönland. Man ſprach viel von ihrer Vinlandsreiſe, und Leifs Bruder Thorwald fand, daß ſie das Land nicht genügend unterſucht hatten. „Wenn Du Luſt haſt, Bruder," ſagte Leif, „ſo kannſt Du mit meinem Schiffe nach Vinland ſegeln."

Geſagt, gethan. Im Jahre 1002 zog Thorwald Eriksſön mit dreißig Mannen hinüber. Sie kamen auch glücklich nach Vinland, zu Leifs Anſiedelung; dort zogen ſie die Schiffe ans Land, verhielten ſich den Winter über ruhig und lebten von den Fiſchen, die ſie fingen. Im Frühling befahl Thorwald, das Schiff klar zu machen, und ſandte dann einen Theil ſeiner Mannen aus; ſie ſollten an der Weſtküſte entlang ſegeln und das Land im Sommer unterſuchen. Sie fanden ein ſchönes, waldreiches Land; es waren viele Inſeln dort, und das Fahrwaſſer war ſeicht. Nirgends aber ſtießen ſie auf Wohnungen von Menſchen oder auf Lager von Thieren. Sie blieben im ganzen drei Jahre dort.

Auf einer ihrer Fahrten gelangten ſie an ein Vorgebirge,

das mit reichen Waldungen bedeckt war und sich weit in das Meer hinauserstreckte. Dort legten sie ihre Schiffe vor Anker und gingen an Land. „Hier ist es herrlich!“ sagte Thorwald, „hier möchte ich wohl meine Hütte aufschlagen.“ Als sie wieder zum Schiffe zurückkehren wollten, sahen sie auf dem Sande des Ufers drei Fellboote und unter jedem derselben drei Männer. Da vertheilten sie ihre Schar und griffen die Männer mit Ausnahme eines Einzigen, der mit seinem Boote entkam. Sie tödteten die acht Gefangenen und kehrten dann zu dem Vorgebirge zurück und sahen sich dort um; sie erblickten am Ufer einige Erhöhungen, die sie für menschliche Wohnungen hielten. Und es überkam sie eine große Mattigkeit, so daß sie sich nicht wachhalten konnten, so fielen sie denn Alle in den Schlaf. Aber während sie so dalagen und schliefen, ertönte plötzlich ein Ruf, der sie Alle erweckte. Da sahen sie von dem Ufer der Bucht eine unzählige Menge von Fellbooten auf ihr Schiff zu rudern. „Wir wollen die Sturmdächer auf unser Schiff setzen,“ sagte Thorwald „und uns nach besten Kräften vertheidigen, selber aber nur wenig angreifen.“ Das thaten sie denn auch, aber die Skrälinger (Schwächlinge) — so nannten die Nordländer die Eingeborenen von Amerika, die kleine, schwächliche Leute waren — schossen eine Weile auf sie und flüchteten dann, so schnell sie nur konnten. Thorwald fragte seine Mannen, ob jemand von ihnen verwundet sei, sie antworteten: „Nein“; Thorwald aber sagte: „Ich bin unter dem Arm verwundet. Es flog ein Pfeil zwischen den Schiffsrand und meinen Schild, — das ist mein Tod. Ich rathe euch nun, euch auf den Heimweg zu begeben und zwar so bald wie möglich. Mich aber sollt ihr auf das Vorgebirge hinauftragen, wo ich vorhin so gern wohnen wollte; das Wort, das mir dort auf die Zunge kam, wird wohl in Erfüllung gehen — ich werde dort fortan Wohnung nehmen. Denn dort sollt ihr mich

begraben und mir zu Haupt wie zu meinen Füßen ein Kreuz errichten, und die Stätte ſollt ihr Korsnäs[8] nennen."

Zu jener Zeit ward das Chriſtenthum in Grönland eingeführt; Erik der Rothe war jedoch bereits geſtorben, als dies geſchah.

Thorwald ſtarb, und ſeine Mannen thaten, wie er ihnen befohlen; dann kehrten ſie zu ihren Genoſſen zurück und theilten denen ihre Erlebniſſe mit. Den Winter über blieben ſie dort und ſammelten Weintrauben und Weinranken, um das Schiff damit zu beladen. Im Frühling fuhren ſie wieder nach Grönland, legten in Eriksfjord vor Anker und hatten Leif viel zu berichten.

Thorwald Eriksſön war der erſte Chriſt und der erſte Europäer, der in Amerika ſtarb. Sein eben geſchilderter Tod, ſowie ſein Begräbniß gewinnen an Intereſſe durch die Thatſache, daß man im Jahre 1831 in der Nähe von Fall River in Maſſachuſetts ein Skelett in kriegeriſcher Kleidung fand, und viele Umſtände deuten darauf hin, daß dies die irdiſchen Ueberreſte von Thorwald Eriksſön ſind. Dies Skelett, welches ſeiner Zeit große Aufmerkſamkeit erregte, wurde zum Gegenſtand vieler gelehrter Verhandlungen, und der bekannte amerikaniſche Dichter Longfellow ſchrieb im Jahre 1841 ein Gedicht, in welchem er den Todten erzählen läßt, was er auf ſeinem Vikingerzug erlebt hat, von ſeiner Fahrt über das ſturmvolle Meer und von der Entdeckung von Amerika. Der bedeutende ſchwediſche Chemiker Berzelius analyſirte einen Theil der Bruſtplatte, die ſich bei dem Skelette vorfand, und es ergab ſich, daß die Zuſammenſetzung der Bronze dieſelbe war wie die, welche im zehnten Jahrhundert allgemein in Norwegen angewendet wurde, ſowie, daß die Bruſtplatte von Fall River ſowohl in Stil wie Verarbeitung an entſprechende Stücke erinnert, die man in dem alten Norden gefunden hat.

XIII.

Thorſtejn Eriksſön, Leifs und Thorwalds Bruder, der ſich inzwiſchen mit einem ſchönen, verſtändigen und äußerſt tugendhaften Weibe, Namens Gudrid, vermählt hatte, bekam Luſt, nach Vinland zu fahren und Thorwalds Leiche zu holen. Er rüſtete dasſelbe Schiff aus und wählte große und ſtarke Leute, 25 an der Zahl, auch ſein Weib Gudrid nahm er mit. Sobald ſie mit den Vorbereitungen fertig waren, lichteten ſie die Anker und ſegelten auf das offene Meer hinaus. Sie irrten den ganzen Sommer umher, ohne zu wiſſen, wo ſie waren, nnd ſchließlich, als der Winter bereits angebrochen war, mußten ſie in Lyſefjord an der Weſtbygd von Grönland an Land gehen. Thorſtejn und ſeine Frau wurden von einem Manne Namens Thorſtejn Svarte aufgenommen, die Schiffsmannſchaft fand anderweitiges Unterkommen. Noch zu Anfang des Winters brach unter Thorſtejn Eriksſöns Mannen eine Seuche aus und viele derſelben ſtarben; er ließ Särge für die Leichen verfertigen, um dieſelben nach Eriksfjord führen zu laſſen, aber es währte nicht lange, ſo ergriff die Seuche auch Thorſtejn Svartes Haus; zuerſt ſtarb deſſen Frau, dann Thorſtejn Eriksſön.

Im Frühling verkaufte Thorſtejn Svarte ſein Gehöft und ſegelte mit Gudrid nach Eriksfjord. Die Leichen wurden dort bei der Kirche beerdigt und Gudrid zog zu ihrem Schwager Leif. Thorſtejn Svarte ließ ſich in Eriksfjord nieder und wurde, ſo lange er lebte, für einen tüchtigen Mann gehalten.

XIV.

Der bekannteſte Vinlandsfahrer war Thorfin Karlsefni, d. h. derjenige, in dem der Stoff oder die Kraft zu einem tüchtigen Manne wohnt. Er war reich und mächtig, ſtammte

aus einem der vornehmſten norwegiſchen Geſchlechter und zählte mehrere Könige unter ſeinen Vorfahren. Er war ein tüchtiger Seemann, der viele Reiſen gemacht hatte; jetzt wollte er nach Grönland und fuhr im Jahre 1006 von Island dorthin. Ein anderer Isländer, Namens Snorre Thorbrandsſön begleitete ihn; ſie hatten zwei Schiffe mit je 40 Mann.

Im Herbſt kamen ſie in Eriksfjord an; Thorfin ſchenkte Leif reiche Gaben, und dieſer lud ihn ein, den Winter über mit ſeiner ganzen Mannſchaft auf Brattelid zu bleiben. Bald nach Weihnacht freite Thorfin Karlsefni um Gudrid; ſie nahm ſeine Werbung an, und noch im ſelben Winter hielten ſie Hochzeit.

Es wurde ſehr viel von Vinland geſprochen und von einer Reiſe dorthin, und alle Leute, ſowie auch Gudrid drangen in Karlsefni, doch eine ſolche zu unternehmen. Die Sage berichtet, daß beſonders Gudrid ihn zu dieſer Fahrt überredete, und ſie ſcheint wirklich eine hervorragende Rolle bei dem ganzen Unternehmen geſpielt zu haben. Wir können uns leicht vorſtellen, wie beredt ſie die Worte aneinander gereiht hat, wenn ſie mit ihrem Gatten am Meeresufer ſaß.

„Es wundert mich," ſagte ſie, „daß Du, Thorfin, der Du ſo gute Schiffe und ſo kühne Mannen beſitzt, Dich darin finden kannſt, in dieſem unfruchtbaren Lande zu bleiben, ſtatt nach dem ſchönen Vinland zu fahren und Dich dort niederzulaſſen. Bedenke doch, welch herrliches Land das ſein muß und welch angenehme Veränderung für uns Alle! Dichte und blätterreiche Wälder wie im alten Norwegen, ſtatt dieſer ſteilen Klippen und ſchneebedeckten Felſen! Wogende Kornfelder ſtatt der moosbekleideten Ebenen und ſandigen Haiden. Bäume, die groß genug ſind, um Häuſer und Schiffe aus denſelben zu bauen, ſtatt der elenden Weidengeſtrüppe, die zu nichts gut ſind, als unſerem Vieh das Leben zu friſten, wenn das Heu verzehrt iſt! Und

dann das ganze Jahr hindurch der liebliche Sonnenſchein ſtatt der heulenden Winde und des ewigen Schnees und Eiſes! Es ſcheint mir, als ſei der Name Grönland gar ſchlecht gewählt für dies Land!"

Thorfin befolgte, wie ſchon erwähnt, den Rath ſeiner Gattin, und während die früheren Vinlandsfahrer nur die Abſicht gehabt hatten, ſich in der neuen Welt umzuſehen, war es offenbar Thorfins und ſeiner Gattin Meinung, ſich dort häuslich niederzulaſſen.

Die ganze Expedition beſtand aus drei Schiffen, von denen das eine von Thorfin und Snorre geführt ward, das andere von zwei Männern Namens Bjarne und Thorhall und endlich das dritte von Thorvard, der mit Fröjdis, einer Tochter Eriks des Rothen, vermählt war. Es waren im ganzen 160 Mann an Bord, viele von ihnen waren von ihren Frauen begleitet, auch führten ſie allerlei Lebensbedürfniſſe mit ſich.

Sie ſegelten erſt nach Weſtbygd und Bjarnö, von dort nach Helleland und Markland und endlich nach Kjölenäs, dann landeten ſie in einer Bucht und ſetzten dort zwei ſchottiſche Leibeigene aus, einen Mann Namens Hake und ein Weib Namens Hekja, die der König Olaf Trygveſön Leif geſchenkt hatte; ſie ſollten unterſuchen, welcher Art die Beſchaffenheit des Landes war; dazu waren ſie wohl geeignet, denn ſie waren ſchnellfüßiger als Hirſche. Es ward ihnen eingeſchärft zurückzukehren, ehe drei Tage verſtrichen ſeien; das thaten ſie denn auch, und zwar trug Hake eine Weintraube in der Hand und Hekja eine wilde Weizenähre

Dann ſegelten ſie weiter und gelangten an eine Inſel, wo ſo viele Eidergänſe waren, daß man kaum einen Schritt machen konnte, ohne auf die Eier dieſer Vögel zu treten. Der Inſel gaben ſie den Namen Strömö und die Bucht, in der dieſelbe

lag, nannten ſie Strömfjord, und dort blieben ſie den Winter über. Aber als der Sommer kam, verringerte ſich die Jagd und der Fiſchfang, und es wurde ihnen ſchwer, die Nahrungsmittel aufzubewahren. Da baten ſie Gott um Nahrung, aber es war ohne Erfolg. Und es war Einer unter der Mannſchaft, der hieß Thorhall Jäger; er hatte Erik dem Rothen lange Jahre gedient, des Sommers als Jäger und des Winters als Hausvogt. Er war groß und ſtark, hatte eine ſchwärzliche Geſichtsfarbe und glich einem Rieſen; er ſprach nur wenig und ſagte er einmal etwas, ſo war es nichts Gutes; er gab Erik ſtets die ſchlechteſten Rathſchläge und ſtachelte ihn zu böſen Thaten an, auch war er ein ſchlechter Chriſt. Jetzt verſchwand er plötzlich, und nachdem man drei Tage nach ihm geſucht hatte, fand man ihn endlich auf einem Felsvorſprung; dort lag er, ſtarrte in die Luft, ſperrte Mund und Naſe auf und murmelte etwas vor ſich hin. Sie fragten ihn, was er dort thue, er aber antwortete ihnen, daß es ſie nichts angehe. Eine kleine Weile nachher trieb ein Wallfiſch ans Land, ſie fielen über denſelben her und ſchnitten den Speck heraus, aber niemand unter ihnen wußte, was für eine Art Wallfiſch es ſei, und als ſie das Fleiſch gekocht und davon gegeſſen hatten, wurden ſie Alle krank danach, und da kam es denn an den Tag, daß Thorhall den Wallfiſch verſchafft hatte, indem er ſich mit ſeiner Bitte an Thor gewendet hatte „denn," ſagte er, „auf den iſt weit mehr Verlaß als auf eueren Chriſtus". Als ſie das hörten, warfen ſie den Wallfiſch wieder in die See und flehten abermals zu Gott, und nun veränderte ſich auch wirklich das Wetter, ſo daß ſie hinausrudern konnten; auch gebrach es ihnen fortan nicht mehr an Lebensmitteln, denn es gab wieder Thiere auf dem Lande, die ſie jagen, ſowie Eier auf der Inſel, die ſie ſammeln, und Fiſche im Waſſer, die ſie fangen konnten.

Thorhall jedoch gefiel der Aufenthalt dort nicht länger,

denn er meinte, das Land sei nicht werth, um darin zu leben; er nahm acht andere Männer mit sich und sie segelten von dannen. Statt jedoch nach Vinland zu kommen, wie sie beabsichtigten, trieb sie der Sturm nach Island, wo Thorhall getödtet und die anderen zu Leibeigenen gemacht wurden.

Karlsefni zog mit den anderen Mannen gen Süden an der Küste entlang, bis sie an einen Fluß kamen, der sich aus einem Binnensee in das Meer ergoß; den segelten sie hinauf. Auf dem Lande fanden sie weite Felder mit wildem Weizen, und überall in den Wäldern fanden sie Weinranken. Jeder Bach war voller Fische, und wenn sie dort, wo die Fluth am höchsten war, Vertiefungen gruben, konnten sie sicher sein, dieselben zur Ebbezeit mit Schollen angefüllt zu finden. Die Wälder wimmelten von allerlei Gethier. Sie schlugen ihre Hütten an der See auf und lebten dort den Winter über in Lust und Freude. Es fiel kein Schnee und das Vieh konnte auf den Weiden bleiben und hatte stets reichlich Futter.

Eines Morgens erblickten sie eine große Anzahl von Fellbooten; die Insassen derselben schwangen Stangen in der Richtung des Sonnenlaufes, und es klang, als wenn Dreschflegel geschwungen würden. „Was hat das nur zu bedeuten?“ sagte Karlsefni. „Kann sein,“ meinte Thorbrandsſön, „daß es ein Friedenszeichen ist; laß uns ein weißes Schild nehmen und es ihnen entgegenhalten,“ — (das war nämlich das Friedenszeichen der Skandinavier). Gesagt, gethan. Da ruderten denn die Leute in den Fellbooten auf sie zu, staunten die Fremden an, die sie sahen, und gingen ans Land. Sie sahen schwärzlich und bösartig aus, hatten struppiges Haar, große Augen und breite Backenknochen. Sie verweilten ein wenig und wunderten sich über alles, was sie sahen, dann ruderten sie südwärts um das Vorgebirge herum. Als es Frühling wurde, sahen sie wieder eine Menge Fellboote heranrudern, es waren derer so viele, daß

es faſt ausſah, als ſei die ganze Bucht mit Kohlen beſtreut, und in jedem Boot wurden Stangen geſchwungen. Da ſchwangen denn Karlsefni und ſeine Leute ihre Schilder, und als die Fremden gelandet waren, wurde ein Markt abgehalten. Die Inſaſſen der Boote wollten am liebſten rothes Zeug haben; ſie tauſchten dasſelbe gegen Pelzwerk ein, welches ſie mitgebracht hatten. Sie wollten auch Schwerter und Spieße kaufen, aber Karlsefni und Snorre verboten ihren Mannen, dieſe zu verkaufen. Die Eingeborenen gaben ein ganzes graues Fell für ein Stück rothen Zeuges von der Länge einer Spanne, das ſie um den Kopf banden. Als das rothe Zeug allmählich knapper wurde, zerſchnitt man es in kleine, fingerbreite Stückchen, aber die Eingeborenen gaben dafür ebenſoviel als vorhin, ja noch mehr. Während der Handel noch in vollem Gange war, trug es ſich zu, daß ein Stier, den Karlsefni aus der Heimath mitgebracht hatte, laut brüllte. Die Eingeborenen erſchraken ſo heftig darüber, daß ſie zu ihren Booten liefen und an der Küſte entlang ruderten, und drei volle Wochen ſahen die Nordländer nichts wieder von ihnen. Als aber dieſe Zeit verfloſſen war, erblickten ſie eines Tages eine Unmenge von Eingeborenen, die ſich gleich einem ungeheuren Strom von Süden her in Booten näherten; diesmal ſchwangen ſie jedoch ihre Stangen gegen die Sonne und heulten laut. Da nahmen Karlsefni und ſeine Mannen ein rothes Schild — das Zeichen des Kampfes — und hielten es ihnen entgegen. Die Eingeborenen ſprangen aus ihren Booten, ſie zogen gegen einander, und der Kampf begann. Es regnete Steine und Pfeile auf Karlsefni und ſeine Mannen herab, denn die Eingeborenen hatten Wurfgeſchoſſe und Bogen, auch befeſtigten ſie eine ſehr ſchwere Kugel, die, von bläulicher Farbe, faſt ausſah wie ein Schafsmagen an einer hohen Stange und ſchleuderten dieſelbe von der Stange herab zwiſchen Karlsefnis Mannen, und es gab ein entſetzliches Getöſe, wo dieſe

Kugel zur Erde fiel. Hierüber erſchraken Karlsefni und ſeine Mannen ſo ſehr, daß ſie nur an die Flucht dachten, und ſie hielten nicht eher inne, als bis ſie an einige Felſen gelangten, wo ſie ſich tapfer zur Wehr ſetzten. Fröjdis kam heraus und ſah, daß Karlsefni und ſeine Mannen im Rückzug begriffen waren; ſie rief ihnen zu: „Warum flieht ihr vor dieſen Schwächlingen, ihr, die ihr ſo ſtarke Männer ſeid? Ich ſollte doch meinen, ihr müßtet ſie wie Hausvieh abſchlachten können; hätte ich nur Waffen, ich wollte ſchon beſſer kämpfen als ihr!“

Sie achteten ihrer Rede nicht, Fröjdis aber konnte nur langſam aus der Stelle kommen, denn ſie war guter Hoffnung, aber trotzdem folgte ſie ihnen in den Wald. Die Eingeborenen ſetzten hinter ihr her; ſie fand einen Mann todt am Wege liegen, — ein flacher Stein war ihm in die Schläfe gedrungen; ſein Schwert lag neben ihm, das nahm ſie und bereitete ſich auf eine Vertheidigung vor. Als die Eingeborenen ſich ihr näherten, entblößte ſie ihre Bruſt und legte über dieſelbe das blanke Schwert, und darüber erſchraken die Eingeborenen ſehr, ſie entflohen zu ihren Booten und ruderten von dannen. Karlsefni und ſeine Mannen kehrten nun zu Fröjdis zurück und lobten ſie ob ihres Muthes. Es waren nur zwei von den Ihren gefallen, aber eine große Zahl der Eingeborenen. Die Nordländer hatten der Uebermacht weichen müſſen, jetzt gingen ſie heim zu ihren Hütten und verbanden ihre Wunden.

Karlsefni und ſeine Mannen ſahen jetzt ein, daß ſie, obwohl das Land ſo ſchön war, doch nicht dort bleiben konnten, da ſie in ſtetem Kampf mit den Eingeborenen leben müßten. Sie ſchickten ſich deswegen zur Abreiſe an und beſchloſſen in ihr eigenes Land zurückzukehren, und ſie ſegelten an der Küſte entlang gen Norden. So kamen ſie nach Strömfjord zurück, wo ſie alle Lebensbedürfniſſe in Hülle und Fülle vorfanden, und hier blieben Bjarne und Gudrid mit 100 Mann. Karlsefni

und Snorre zogen weiter, aber ſie mußten umwenden und zu den Anderen zurückkehren und den Winter in Strömfjord zubringen. Es ging ziemlich unruhig zu, denn die unverheiratheten Männer wollten die verheiratheten Frauen nicht in Frieden laſſen, und es herrſchte große Uneinigkeit unter ihnen. Schließlich kam der Frühling und dann ſegelten ſie Alle fort von Vinland.

Zuerſt kamen ſie nach Markland, wo ſie fünf Eingeborene trafen; der eine von dieſen hatte einen Bart, zwei waren Weiber und zwei Kinder. Sie griffen die Knaben, die Anderen aber entkamen, und es ſchien ihnen faſt, als verſänken ſie in den Erdboden. Sie nahmen die Knaben mit ſich und lehrten ſie die nordiſche Sprache und tauften ſie. Durch ſie erfuhren die Nordländer viel über die Sitten und Verhältniſſe des Landes. Das Volk wurde von zwei Königen regiert, der eine hieß Avaldania, der andere Valdidida; es gab in dem ganzen Lande keine Häuſer, die Leute ſchliefen in den Höhlen oder zwiſchen den Klippen; auf der anderen Seite, dem ihren gegenüber, läge ein Land, erzählten ſie, dort wohnten Menſchen, welche in weißen Kleidern einhergingen und Stangen in den Händen trügen, an denen weiße Zipfel befeſtigt ſeien, und dann ſängen und riefen ſie laut. — Das, meint man, muß das Land der weißen Männer oder Groß-Irland geweſen ſein.

Das Schiff, welches Bjarne Grimolfsſön befehligte, wurde von dem Sturm nach Irland hin verſchlagen, und das Schiff fing an zu ſinken. Sie hatten aber nur ein Boot, das zu gebrauchen war, und das ſetzten ſie aus; und als ſie erkannten, daß dasſelbe nur die Hälfte von ihnen faſſen konnte, ließ Bjarne das Los ziehen, „denn," ſagte er, „hierbei ſoll es nicht nach Rang und Anſehen gehen. Und das Los wollte es, daß Bjarne unter denen war, die in das Boot ſollten. Als ſie aber Alle in das Boot geſtiegen waren, ſagte ein

Isländer, der zurückbleiben sollte: „Gedenkst Du Dich jetzt von mir zu trennen, Bjarne?“ „Das Schicksal will es nun einmal so,“ erwiderte Bjarne. „Und doch gelobtest Du meinem Vater, als ich mit Dir von Island fuhr, daß Du Dich nicht von mir trennen wolltest; da sagtest Du, daß uns stets dasselbe Los treffen sollte.“ „Nun denn, so soll es anders sein,“ antwortete Bjarne. „Gehe Du ins Boot, dann kehre ich auf das Schiff zurück, denn ich sehe, wie sehr Dir daran liegt, Dein Leben in Sicherheit zu bringen.“ Bjarne ging wieder an Bord des Schiffes, und der Isländer stieg in das Boot hinab, und sie segelten von dannen und kamen nach Dublin, wo sie erzählten, was sich zugetragen. Es wird aber allgemein angenommen, daß Bjarne und die anderen Leute mit dem Schiffe zu Grunde gegangen und umgekommen sind, denn man hat niemals wieder von ihnen gehört.

Karlsefni kehrte nach Eriksfjord auf Grönland zurück, und wenige Jahre später segelte er nach Island, wo er sich niederließ und der Stammvater eines ansehnlichen Geschlechtes wurde. Auf der Vinlandsreise, die wir vorhin geschildert haben, gebar ihm sein Weib einen Sohn, der den Namen Snorre erhielt. Derselbe ward im Jahre 1008 in dem heutigen Massachusetts geboren und ist der erste weiße Mann, von dem man weiß, daß er in Amerika das Licht der Welt erblickt hatte.

Von Snorre Karlsefni stammen eine ganze Menge hervorragender Männer ab, die sich sowohl als Gelehrte als auch auf andere Weise sowohl in Dänemark als auch in Island ausgezeichnet haben, so unter anderen der bekannte Bildhauer Albert Thorwaldsen.

XV.

Auf einem Felsen an dem rechten Ufer des Tauntonflusses in Massachusetts, an derselben Stelle, wo die Nordländer sich

aufhielten, befindet ſich eine Inſchrift, welche allgemein unter dem Namen Dighton-Felſenrunen bekannt iſt. Die Schriftzeichen, in welchen dieſe Runen abgefaßt ſind, waren niemals unter den Eingeborenen gebräuchlich. Die Schrift wurde von Dr. Danforth ſchon im Jahre 1680 abgezeichnet, von Cotton Mather 1712, von Dr. Greenwood 1730, von Stephen Sewell 1768, von James Winthrop 1788 und in dieſem Jahrhundert mindeſtens viermal. Dieſelbe war ſchon unter den erſten Koloniſten in Neu-England bekannt, lange ehe das Geringſte über die Entdeckung Amerikas durch die Nordländer verlautete.

In der Mitte ſteht nach Profeſſor C. Rafns Auslegung der Inſchrift die römiſche Chiffer CXXXI, d. h. 151, denn die Isländer rechneten zwölf Zehner auf das Hundert. Das iſt die genaue Zahl der Mannen Thorfins. Hinter der Zahl ſteht ein N, dann folgt die Abbildung eines Bootes und das Runenzeichen für M, was wohl „N(orwegiſche) Schiffsmänner" heißen ſoll. Dann kommen die Buchſtaben N A M — Imperfekt des Verbes nema, nehmen, — was im Altnordiſchen gewöhnlich in der Bedeutung „Land nehmen" gebraucht wird. Vor der Zahl ſteht Thorfins Name, nur die Buchſtaben (Th) fehlen. Folglich ſteht auf dem Felſen:

O R F I N, CXXXI, N (Bild eines Bootes) M, N A M, was Profeſſor Rafn ſo deutet: „Thorfin mit 151 norwegiſchen Schiffsmannen nahm das Land."

Ganz unten zur Linken iſt eine weibliche Geſtalt und ein Kind abgebildet, und daneben ſteht ein S, was unwillkürlich den Gedanken auf Gudrid und ihren Sohn Snorre lenkt, wie denn überall, wenn man Profeſſor Rafns Auffaſſung und Wiedergabe für richtig hält, die Dighton-Felſenrunen ein unantaſtbares Zeugniß ſind für den Aufenthalt der Nordländer und Thorfin Karlsefnis zu Anfang des elften Jahrhunderts

am Tauntonfluß. Wir wiſſen wohl, daß die däniſchen Runologen die Dighton-Felſenſchrift nicht auf die Skandinavier zurückführen, doch halten wir ihre Kritik nicht für hinreichend begründet. Denn erſtens hat niemand behauptet, daß die Schriftzeichen Runen ſind; ſie beſtehen zum größten Theil aus lateiniſchen Zahlen und Buchſtaben, und Profeſſor Rafn hat nur zwei von ihnen als Runen bezeichnet. Und zweitens hat weder Stephens noch Worſaae jemals die Inſchrift unterſucht. Sobald eine genaue Unterſuchung von den genannten Autoritäten vorliegt, ſind wir bereit, uns ihrer Entſcheidung zu fügen, ſo lange müſſen wir aber an unſerer Auffaſſung feſthalten, daß wir es hier mit einem Andenken an die Norweger zu thun haben.

Ich will hier einige Briefe mittheilen, die ich von Herrn Eliſha Slade in Somerſet, Briſtol County, Maſſachuſetts, erhalten habe und die ſich auf die Felſeninſchrift beziehen.

Somerſet, Briſtol County, Maſſ., 17. Dec. 1875.

Hochgeehrter Herr! Ich habe das Vergnügen, Ihnen anbei das Stereoſkopbild des bekannten Digthon-Felſens zu ſenden, der auf der Ebbelinie im Tauntonfluſſe auf dem öſtlichen Ufer 3/4 Meilen nördlich von Somerſet liegt. Dieſer Felſen iſt, wie Sie wiſſen, zu verſchiedenen Zeiten ſeit der erſten Landung der Pilgrime Gegenſtand mancher gelehrten Verhandlung geweſen.

In geologiſcher Hinſicht beſteht der Dighton-Felſen aus kieſelartigem Sandſtein aus der letzten ſiluriſchen Periode und gehört, ſoweit ich es beurtheilen kann, zu der Helderberggruppe. Die Schichten laufen, wie Sie hier auf dem Bilde ſehen können, parallel mit der Oberfläche und haben ſich wahrſcheinlich in ſtillem Gewäſſer abgelagert.

Ich habe den Felſen ſorgfältig gemeſſen und meine Maße haben folgendes Reſultat ergeben:

Die Seite des Felſens, auf der ſich die Schriftzeichen befinden, bildet einen Abhang von 47°, und die Oberfläche, die

ſich nach dem Waſſer zu abſchrägt, hat eine Ausdehnung von 25°.

Die Durchſchnittshöhe des Felſens beträgt 1,293 Meter.

Die Durchſchnittslänge iſt 1,768 Meter.

Die Durchſchnittsbreite iſt 3,384 Meter.

Der Kubikinhalt über der Waſſerfläche beträgt 3,871 Kubikmeter.

Der Felſen wiegt 9 071 023 Kilogramm. Bei Hochwaſſer iſt der Felſen faſt völlig unter Waſſer und kann nur zur Ebbezeit ordentlich unterſucht werden.

Die Schrift iſt $^1/_8$ bis $^3/_8$ Zoll tief. Als die Photographie angefertigt wurde, machte ich ſelber faſt alle Kreidezeichen. Nur dort, wo die Schrift im Felſen ganz deutlich war, wurde Kreide angewendet. Verſchiedene Stellen, wo die Schrift zum Theil undeutlich geworden, blieben völlig unberührt.

Ergebenſt

Eliſha Slade.

Es iſt ſo oft behauptet worden, daß die Schriftzeichen in dem Dighton-Felſen nichts anderes ſind als „Indianer Kritzeleien“. Ich ſchrieb deswegen an Herrn Slade und fragte ihn, ob dieſelben ſeiner Ueberzeugung nach mit Steingerätſchaften gemacht ſein können. Er antwortete wie folgt:

Somerſet, Briſtol County, Maſſ., 13. März 1876.

Hochgeehrter Herr! Sie wünſchen meine Anſicht darüber zu wiſſen, mit welcher Art von Geräthſchaften die Inſchrift auf den Dighton-Felſen geritzt worden iſt. Ich glaube, daß es eiſerne Werkzeuge geweſen ſind und daß eine geübte Hand dieſelben geführt hat. Meine Meinung hat in einer ſolchen Frage wohl nichts zu bedeuten, aber ich habe doch Inſchriften geſehen, die zweifellos von Eingeborenen und zwar mit Hülfe von Steinwerkzeugen ausgeführt ſind. Dieſelben waren nicht annähernd ſo ſcharf ausgeprägt wie diejenigen, von denen hier die Rede

iſt. Ich kann nicht glauben, daß dieſe Inſchrift von jenen trägen Indianern herrührt, die uns Schoolcraft ſchildert.

Der Beſuch der Nordländer in Neu-England intereſſirt mich in höchſtem Grade, denn Thorfin muß die Umgegend meines Geburtsortes Somerſet genau gekannt haben. Er muß den Tauntonfluß geſehen haben, wie ich ihn ſehe, mit dem Mount Hope und der Narragansett-Bucht, er muß die Sonne von 865 über denſelben Höhen aufgehen und hinter denſelben Bergſpitzen haben ſchwinden ſehen. Es iſt nicht unmöglich, daß Snorre in Somerſet geboren ward!

Ergebenſt
Eliſha Slade.

XVI.

In demſelben Sommer, in welchem Karlsefni aus Vinland heimkehrte, kam ein Schiff aus Norwegen nach Grönland; dasſelbe wurde von den Brüdern Helge und Finboge, die aus Oeſtfjordene in Island ſtammten, befehligt. Sie blieben den Winter über in Grönland. Es war wieder viel die Rede von einer Fahrt nach Vinland, denn man hoffte durch eine ſolche Reiſe Ruhm und Reichthum zu erlangen.

Fröjdis, die Tochter Eriks des Rothen, begab ſich zu Helge und Finboge und machte ihnen den Vorſchlag, in Gemeinſchaft mit ihr die Fahrt zu unternehmen und den Gewinnſt derſelben mit ihr zu theilen. Sie gingen darauf ein und ſie begab ſich zu ihrem Bruder Leif und bat ihn, ihr die Häuſer zu ſchenken, die er in Vinland hatte bauen laſſen; er aber antwortete, daß er ſie ihr wohl leihen, nicht aber ſchenken wollte. Die Brüder und Fröjdis verabredeten, daß jeder von ihnen außer den Frauen 30 kampffähige Männer auf dem Schiffe haben ſolle, Fröjdis aber brach gleich den Vertrag, indem ſie fünf Männer mehr mitnahm und dieſelben verbarg, ſo daß die Brüder es nicht merkten, bis ſie in Vinland landeten.

Die Brüder kamen jedoch etwas vor Fröjdis dort an und ließen sofort ihre Güter in Leifs Häuser bringen; als aber Fröjdis landete, löschten auch ihre Mannen das Schiff und trugen die Ladung nach den Häusern. „Wozu habt Ihr Eure Güter hierher bringen lassen?“ fragte Fröjdis. „Weil wir dachten, daß es bei unserer Verabredung bleiben sollte,“ erwiderten sie. „Leif hat mir die Häuser geliehen und nicht Euch,“ sagte Fröjdis. „Bei einem Streit mit Dir würden wir den Kürzeren ziehen,“ sagte Helge, und sie trugen ihr Hab und Gut aus den Häusern und bauten sich weiter vom Meere entfernt an dem Ufer eines Sees ein Haus und richteten sich dort so gut ein, wie sie konnten.

Als nun der Winter kam, schlugen die Brüder vor, daß man gemeinsame Spiele veranstalte, um sich die Zeit zu vertreiben; das ging auch eine Zeit lang gut, dann aber geriethen die Leute in Streit miteinander, man verunreinigte sich, die Spiele hörten auf, und es war fortan kein Verkehr mehr zwischen den Häusern. So ging es bis tief in den Winter hinein.

Da geschah es, daß Fröjdis eines Morgens in aller Frühe aus dem Bette stieg, aber nichts auf die Füße zog. Es war in der Nacht starker Thau gefallen. Sie hüllte sich in den Mantel ihres Mannes und ging bis vor die Thür der Brüder. Kurz zuvor war ein Mann draußen gewesen und hatte die Thür nicht wieder fest geschlossen. Sie öffnete dieselbe und blieb eine Weile auf der Schwelle stehen. Finboge, der am äußersten Ende der Stube lag, war wach. „Was willst Du hier, Fröjdis,“ sagte er. „Ich will, daß Du aufstehst und mit mir vor die Thür gehst,“ erwiderte sie, „denn ich habe mit Dir zu reden.“ Er that das auch, und sie setzten sich auf einen Baumstamm, der an der Wand des Hauses lag. „Wie gefällt es dir hier?“ fragte sie. „Das Land gefällt mir wohl,“ er-

widerte er, „ſchlecht aber will mir die Feindſchaft gefallen, die zwiſchen uns herrſcht, denn ich meine, es iſt im Grunde keine Veranlaſſung dazu.“ „Darin haſt Du Recht,“ ſagte ſie, „das finde ich auch; ich kam hierher, um Dich zu fragen, ob Du und Dein Bruder einen Tauſch mit mir machen und mir euer Schiff überlaſſen wollt, denn das eure iſt größer als das meine, und ich wollte gern fort von hier.“ „Auf den Vorſchlag gehe ich ein,“ ſagte er, „falls Du dann zufrieden ſein willſt.“ Und damit trennten ſie ſich. Sie ging heim, und Finboge kehrte wieder in ſein Haus zurück und legte ſich ſchlafen.

Als aber Fröjdis wieder in ihr Bette kam, waren ihre Füße kalt. Thorvard erwachte und fragte: „Wie biſt Du ſo kalt und naß geworden?“ Sie entgegnete ihm voller Zorn: „Ich bin bei den Brüdern geweſen und wollte mit ihnen um ihr Schiff handeln, denn ich wollte eins haben, welches größer iſt als das meine, ſie aber wurden ſo zornig darob, daß ſie mich ſchlugen und mich übel zurichteten. Und Du, Feigling, wirſt weder meine noch Deine Schmach retten; ich merke nur zu gut, daß ich nicht in Grönland bin, aber ich werde nicht bei Dir bleiben, falls Du das Geſchehene nicht rächſt.“ Er konnte ihren böſen Worten nicht widerſtehen, deshalb hieß er ſeine Mannen aufſtehen und zu den Waffen greifen. Das thaten ſie auch und begaben ſich ſogleich nach dem Hauſe der Brüder, fielen über dieſe, die friedlich ſchlafend dalagen, her, griffen und banden ſie und führten die ſo Gebundenen ins Freie, und Fröjdis ließ ſie tödten, einen nach dem anderen, ſowie ſie aus dem Hauſe herauskamen.

Die Männer waren jetzt alle getödtet, und es waren nur noch die Frauen übriggeblieben, die aber wollte Niemand tödten. „Gebt mir eine Axt,“ ſagte Fröjdis, und als ſie dieſelbe erhalten hatte, erſchlug ſie die fünf Frauen und ging erſt von ihnen, nachdem ſie ihren Geiſt aufgegeben hatten. Nach

dieſer Unthat kehrten ſie in ihr Haus zurück, und Fröjdis war nicht das Geringſte anzumerken, — im Gegentheil, ſie meinte, daß ſie ſehr wohl daran gethan habe; zu ihren Genoſſen aber ſagte ſie: „Sollte es uns beſchieden ſein, nach Grönland zurückzukehren, ſo ſoll der Mann, der verräth, was ſich hier zugetragen, des Todes ſein; wir wollen ſagen, die Anderen ſeien hier zurückgeblieben, als wir von hinnen fuhren.“

Sobald es Frühling geworden, machten ſie das Schiff, welches bis dahin die beiden Brüder geführt hatten, ſegelklar, beluden es mit ſoviel guten Dingen, wie es nur tragen konnte, ſtachen dann in See und hatten eine günſtige Reiſe, ſo daß ſie ſchon früh im Sommer Eriksfjord erreichten. Fröjdis gab allen ihren Mannen reiche Geſchenke, damit ſie ſchweigen ſollten, aber es ward doch ruchbar, was ſie gethan, und ſchließlich erhielt auch ihr Bruder Leif Kunde davon. Dieſe Nachricht gefiel ihm jedoch nicht. Er ließ drei Männer aus Fröjdis' Gefolge greifen und ſolange foltern, bis ſie ihm die ganze Begebenheit wahrheitsgetreu mittheilten; und die Ausſagen von den Dreien ſtimmten genau überein.

„Ich kann nicht gegen Fröjdis handeln, wie ſie es wohl verdient hat,“ ſagte er, „das aber weiß ich, ihre Nachkommen werden nicht gedeihen!“ Und von Stund' an gab es niemand, der nicht gemeint hätte, daß ſie nur Unglück verdienten.

XVII.

Der Theil von Amerika, mit dem die Nordländer hauptſächlich in Berührung kamen und mit welchem ſie lange Zeit hindurch eine Verbindung aufrechterhielten, war Vinland, aber hin und wieder beſuchten ſie auch ſüdlichere Gegenden, beſonders das ſchon im erſten Abſchnitt beſprochene „Groß-Irland“, deſſen Bevölkerung, von der nicht allein

die Berichte der Nordländer, ſondern auch indianiſche Ueberlieferungen erzählen, iriſchen Urſprungs geweſen zu ſein ſcheint.

Dorthin wurde im Jahre 983 Are Maarsſön vom Sturm verſchlagen, und dort ſcheint er als Häuptling der weißen Männer eines großen Anſehens genoſſen zu haben. Es iſt wahrſcheinlich auch dasſelbe Land — die Gegend ſüdlich von der Cheaſapeake-Bucht —, von welchem in dem folgenden Bericht die Rede iſt.

In dem weſtlichen Theil von Island wohnte ein Mann Namens Björn Asbrandsſön, der Bredevigsrieſe genannt. Dieſer gerieth mit dem mächtigen Häuptling Snorre Gode infolge eines Liebesverhältniſſes zwiſchen Björn und Snorres Schweſter Thurid in Streit. Auf Snorres Rath wurde Thurids Gemahl Thorod gegen Björn klagbar und erreichte es, daß derſelbe auf drei Jahre des Landes verwieſen ward.

Nachdem er viele Länder durchſtreift und ſich großen Ruhm erworben hatte, — er fand unter anderem eine Zeit lang Aufnahme in dem bekannten Vikingerlager in Jomsborg unter Palnatoke — kehrte er nach Verlauf der drei Jahre wieder nach Island zurück, wo er ſofort ſein Verhältniß mit Thurid von neuem anknüpfte. Ein Sohn Thurids, der in dem Jahre geboren war, als er fortzog, wurde allgemein als der ſeine angeſehen. Die Feindſeligkeiten brachen denn auch bald wieder aus, und ſchließlich mußte Björn verſprechen, Island für immer zu verlaſſen. Dies geſchah im Jahre 999 und während vieler Jahre hörte man nichts von ihm.

Da geſchah es, daß Gudleif Gudlaugsſön im Jahre 1029, als er von Dublin in die Heimath zurückkehren wollte, durch den Sturm an ein unbekanntes Land verſchlagen wurde (ſiehe S. 5).

Als ſie ſich eine kurze Zeit am Lande aufgehalten hatten, kamen Leute zu ihnen; ſie kannten ſie nicht, aber es ſchien ihnen,

als gliche die Sprache derſelben dem Iriſchen. Es kamen bald ſo viele, daß es wohl mehrere Hundert ſein mochten. Dieſe Männer fielen über ſie her, fingen ſie alle, banden ſie und trieben ſie landeinwärts. Dort wurden ſie vor eine Verſammlung geſtellt, um ihr Urtheil zu empfangen; ſie verſtanden ſoviel von den Verhandlungen, daß einige von den Männern ihren Tod verlangten, während andere den Vorſchlag machten, ſie in den verſchiedenen Anſiedelungen zu vertheilen und Leibeigene aus ihnen zu machen. Und während man hierüber noch in Uneinigkeit war, ſahen ſie plötzlich, daß eine große Schar Berittener, die ein Banner in ihrer Mitte trugen, auf ſie zukam. Sie konnten erkennen, daß ſich ein Häuptling in der Schaar befinden müſſe. Als die Reiter ſich ihnen näherten, erblickten ſie unter dem Banner einen großen, ſtattlichen Mann zu Pferde; derſelbe hatte weißes Haar und war hochbejahrt. Und Alle beugten ſich vor dem Manne und empfingen ihn, ſo gut ſie nur konnten. Sie merkten bald, daß die Entſcheidung über ihr Los ſeinem Gutdünken überlaſſen wurde. Nach einer Weile ließ dieſer Mann Gudleif und ſeine Leute vor ſich führen, redete ſie auf Norwegiſch an und fragte, aus welchem Lande ſie ſtammten. Da erwiderten ſie denn, daß die meiſten unter ihnen Isländer ſeien, und er fragte weiter, wer denn von ihnen aus Island ſei. Gutleif antwortete, daß er dort zu Hauſe ſei, und der alte Mann wollte wiſſen, aus welchem Theil des Landes er käme, und Gudleif verſetzte: „Aus dem Bezirk, welchen man Borgarfjord nennt. Und wiederum fragte der Alte, aus welchem Theil von Borgarfjord, und Gudleif ſagte ihm das genau ſo, wie es ſich verhielt. Darauf erkundigte der Mann ſich nach den angeſehenſten Leuten in Borgarfjord, und vor allen Dingen wollte er Nachricht von Snorre Gode, von ſeiner Schweſter Thurid und derem Sohne Kjartan haben. Die Bewohner murrten jedoch und verlangten, daß er eine Entſcheidung träfe.

Da entfernte ſich der Greis von den Isländern, nahm zwölf ſeiner Mannen mit ſich, und ſie ſaßen lange und berathſchlagten miteinander. Als ſie ſich wieder bei dem verſammelten Volke einfanden, ſagte der alte Mann zu Gudleif: „Ich und die Bewohner des Landes haben eure Sache miteinander beredet, und das Volk hat mir die Entſcheidung derſelben überlaſſen; ich aber will euch die Erlaubniß geben, zu reiſen, wohin ihr wollt; aber, obwohl der Sommer faſt vorüber iſt, will ich euch doch den Rath geben, von dannen zu ziehen, denn auf das Volk hier kann man ſich nicht verlaſſen, es iſt nicht gut umgehen mit ihnen und ſie meinen jetzt, daß das Geſetz zu ihrem Nachtheil gebrochen iſt.“ Gudleif antwortete: „Was ſollen wir ſagen, wenn das Schickſal es uns vergönnt, in unſer Vaterland heimzukehren? Wer biſt Du, der uns die Freiheit geſchenkt hat?“ „Das will ich euch nicht ſagen,“ erwiderte der Mann, „denn es ſollte mir leid thun, wenn es meinen Blutsverwandten und Pflegebrüdern ſo ergangen wäre, wie es euch unfehlbar ergangen ſein würde, wenn ihr nicht durch meine Hülfe gerettet wäret. Jetzt aber bin ich ſo alt, daß ich jeden Augenblick erwarten kann, daß das Alter mich bezwingt und ſelbſt, wenn ich noch eine Weile lebe, ſo giebt es hier weit mächtigere Leute als ich es bin, und dieſe werden keinen Frieden mit den Ausländern halten, die hierherkommen; freilich wohnen dieſe Männer nicht in der Nähe des Ortes, wo ihr landetet.“ Darauf ließ er ihr Schiff klar machen und blieb bei ihnen, bis ſie günſtigen Wind hatten. Ehe ſie jedoch von einander ſchieden, zog der Greis einen goldenen Ring von ſeinem Arm und gab Gudleif denſelben mitſammt einem guten Schwert. „Falls das Schickſal es Dir vergönnt, nach Island heimzukehren,“ ſagte er, „ſo ſollſt Du dies Schwert dem Bauern Kjartan auf Frodaa bringen, den Ring aber ſeiner Mutter Thurid geben.“ Gudleif fragte: „Was ſoll ich ſagen, wer ihnen dieſe Koſtbarkeiten ſendet?“

„Sage," erwiderte der Greis, „daß derjenige ſie ſendet, der ein beſſerer Freund der Hausfrau auf Frodaa war als ihres Bruders, des Goden auf Helgafjaeld; wenn aber jemand vermeinen ſollte, daß er errathen kann, wer der Beſitzer dieſer Koſtbarkeiten geweſen, ſo ſage nur, daß ich jedem verbiete, mir nachzuziehen, denn das iſt ein gefahrvoll Ding, wenn die Leute nicht zufälligerweiſe einen ſo glücklichen Landungsplatz treffen als ihr. Das Land hier iſt groß, aber es hat nur wenige Häfen, und überall droht den Ausländern Verderben, wenn ſie es nicht ſo glücklich treffen, wie es euch vergönnt war."

Darauf ging Gudleif mit ſeinen Mannen in See und ſie landeten im Spätherbſt in Irland und blieben den Winter über in Dublin. Aber im nächſten Sommer fuhren ſie nach Island, und Gudleif lieferte Ring und Schwert ab, wie er verſprochen hatte. Das Volk aber auf Island war feſt überzeugt, daß dieſer Mann Björn Bredevigskämpe geweſen ſei; dies aber iſt alles, was man von der Sage weiß.

Die Verbindung zwiſchen Norwegen, Island und Amerika mit Grönland als Mittelland währte, wie ſchon erwähnt, nach den Andeutungen in den alten Sagen mehrere Jahrhunderte lang. Hauptſächlich holten die Nordländer Brennholz aus den amerikaniſchen Küſtenländern. Zu einer Koloniſirung der Oſtküſte von Amerika kam es jedoch niemals. Die letzte Vinlandsfahrt, von der berichtet wird, fand im Jahre 1347 ſtatt, aber gerade zu der Zeit (1347—1351) raſte in Europa die ſchreckliche Seuche, „der ſchwarze Tod", und als dieſelbe auch Island und Grönland erreichte, hörte die Verbindung mit Vinland auf, und auch die im Verhältniß zu dem rauhen Klima recht blühende norwegiſche Kolonie auf Grönland, welches um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ebenſo wie Island der norwegiſchen Krone unterworfen wurde, ſiechte allmählich hin, und im Jahre 1520

wurde dieſelbe aufgegeben, nachdem ſchon längere Zeit hindurch kein Verkehr mehr ſtattgefunden. Als die Europäer im ſechszehnten Jahrhundert Grönland wiederfanden, war die norwegiſche Kolonie ſpurlos verſchwunden.

XVIII.

Wir wollen hier auf einige der Fäden aufmerkſam machen, welche die Entdeckung Amerikas durch Columbus mit der der Nordländer verknüpfen.

1. Aus einem Briefe, den Columbus ſelber geſchrieben und der in Waſhington Irvings Werk[9] angeführt iſt, geht mit Beſtimmtheit hervor, daß er, während der Plan einer Entdeckungsreiſe gen Weſten in ſeinem Innern reifte, eine Reiſe nach Nordeuropa unternahm und Island beſuchte. Dies geſchah im Februar 1477 und während ſeiner Unterredungen mit dem Biſchof und anderen gelehrten Isländern muß er von der merkwürdigen Thatſache gehört haben, daß ihre Landsleute ein großes Land im Weſten entdeckt hatten, ein Land, das ſich weit nach Süden hinuntererſtreckte. Dies hat der große Geograph und Seefahrer mit dem lebhaften, grübelnden Geiſt nicht gleichgültig mit anhören können. Wie der Leſer ſich erinnern wird, waren bei dem Beſuche des Columbus auf Island im Jahre 1477, alſo 15 Jahre vor der Entdeckung von Amerika, nur 130 Jahre vergangen, ſeit die letzte Vinlandsreiſe ſtattgefunden. Es lebten ohne Zweifel noch Leute, deren Großväter über das atlantiſche Meer gefahren waren, und es iſt ganz unmöglich, daß er, der ſtets über Geographie und Seereiſen grübelte und ſich mit Vorliebe davon unterhielt, ſich längere Zeit auf Island aufgehalten haben ſollte, ohne etwas von dem im Weſten liegenden Lande zu hören.

2. Gudrid, Thorfins Gemahlin, die Mutter Snorres unternahm nach dem Tode ihres Mannes eine Pilgerreiſe nach

Rom. Es wird berichtet, daß ſie wohl empfangen ward, und ſie wird ſicher von ihrer Reiſe über den Ozean, ſowie von ihrem dreijährigen Aufenthalt in Vinland erzählt haben. Man verfolgte in Rom mit der größten Aufmerkſamkeit die geographiſchen Entdeckungen und ſcheute keine Mühe, alle neuen Karten und Berichte zu ſammeln. Jede neue Entdeckung war eine Erweiterung der Herrſchaft des Papſtes, ein neues Feld für die Verkündigung des Evangeliums. Die Römer hatten möglicherweiſe ſchon früher von Vinland gehört, Gudrid aber brachte das erſte perſönliche Zeugniß von der Exiſtenz des Landes.

3. Daß man im Vatikan von dem Vorhandenſein Vinlands Kunde hatte, geht deutlich aus dem Umſtande hervor, daß der Papſt Paſchalis II. im Jahre 1112 Erik Upſi zum Biſchof von Island, Grönland und Vinland ernannte; und Erik Upſi zog im Jahre 1121 ſelber nach Grönland.

4. Neuere Forſchungen über Columbus ſcheinen den Beweis zu liefern, daß er Gelegenheit hatte, eine Karte von Vinland zu ſehen, welche vom Vatikan zum Gebrauch der Pinzonen beſchafft war, und bei den nautiſchen Kenntniſſen, die er beſaß, müßte es uns wirklich mehr Wunder nehmen, wenn er nichts von Amerika gehört hätte, als wenn er etwas davon erfahren hätte. Man darf nicht vergeſſen, daß Columbus im Zeitalter der Entdeckungen lebte. England, Frankreich, Portugal und Spanien wetteiferten, neue Länder zu entdecken und ihre Gebiete zu erweitern.

5. Außer dem Zeugniß der alten Sagen, des Dighton-Felſens und anderer Denkmäler, wie z. B. des Newport-Thurmes, der wahrſcheinlich auch von den Nord-Skandinaviern herſtammt, — die Indianer erzählten den Koloniſten in Neu-England, daß derſelbe von Rieſen gebaut worden ſei, und die Nordländer müſſen ſich ja auch in den Augen der Eingeborenen wie Rieſen ausgenommen haben —, und endlich außer dem ſchon erwähnten Skelett eines Mannes in kriegeriſchem Gewande haben wir noch

einen beachtungswerthen Bericht von der Entdeckung Amerikas durch die Nordländer und zwar in einem Buche von Adam von Bremen, jenem angesehenen Geistlichen und rühmlich bekannten Geschichtsschreiber, der im Jahre 1076 starb. Er besuchte den dänischen König Svend Estridsson und schrieb, in die Heimath zurückgekehrt, ein Buch über die Ausbreitung des Christenthums in Nordeuropa. Diesem Buche fügt er einen Abschnitt über die Lage Dänemarks und einiger anderer Länder bei. Nachdem er über Dänemark, Schweden, Norwegen und Island gesprochen hat, sagt er, daß es außer den eben genannten Ländern noch ein anderes giebt, das von vielen besucht worden ist; es liegt weit draußen im Meer (atlantischen Ozean) und wird Vinland genannt, weil dort von selber Weinranken wachsen, welche einen sehr guten Wein geben, wie denn dort auch sehr viel wildes Getreide wächst und zu diesen beachtenswerthen Worten fügt er hinzu: „Es ist dies keine vage Vermuthung, sondern wir haben das ausdrückliche Zeugniß der Dänen dafür, daß sich die Sache also verhält."

Adam von Bremens Werk kam im Jahre 1073 heraus und wurde von allen Gebildeten in ganz Europa gelesen. Ist es da anzunehmen, daß Columbus, der ein gelehrter Mann war und der ganz in seinen geographischen Studien aufging, besonders insofern sie von dem atlantischen Ozean handelten, — ein so wichtiges Werk nicht gekannt haben sollte?

Ich habe nicht weniger als fünf Gründe angeführt, die beweisen sollen, daß Columbus über das Vorhandensein Amerikas mit sich im Klaren gewesen ist, ehe er sich auf seine Entdeckungsreise begab; nämlich:

1. Gudrids Besuch in Rom.

2. Die Ernennung Erik Upsis zum Bischof von Vinland durch Papst Paschalis II.

3. Adam von Bremens Beſprechung von Vinland in ſeinem 1073 veröffentlichten Buch.

4. Die Karte, welche den Pinzonen vom Vatikan verſchafft wurde, ein Umſtand, den mit Sicherheit nachzuweiſen mir leider bis dahin noch nicht gelungen iſt.

5. Die Krone des Ganzen, Columbus eigener Beſuch auf Island im Jahre 1477.

Das ſind bedeutungsvolle Thatſachen, und wenn man die Biographie des Columbus lieſt, bekommt man auch den Eindruck, daß er die feſte Ueberzeugung hatte, daß dort im Weſten Land exiſtiren müſſe. Er ſagt ſelber, daß ſeine Ueberzeugung auf die Ausſage gelehrter Skribenten begründet iſt. Er erklärte, ehe er Spanien verließ, daß er, ſobald er 700 Seemeilen zurückgelegt habe, Land zu finden hoffe. Er muß folglich die Breite des atlantiſchen Ozeans gekannt haben und muß außerdem eine ziemlich genaue Vorſtellung von der Lage Vinlands und Groß-Irlands gehabt haben. Wenige Tage bevor er die neue Welt erblickte, gab er dem Drängen ſeiner meuteriſchen Mannſchaft ſoweit nach, daß er gelobte, umzuwenden, falls nicht in drei Tagen Land in Sicht käme.

Die ganze Geſchichte ſeiner Entdeckung von Amerika beweiſt, daß er entweder im voraus über das Vorhandenſein des neuen Welttheils Kenntniß gehabt haben muß, oder daß er, wie freilich einige den Muth haben zu behaupten, inſpirirt worden iſt. Wir glauben nicht an dergleichen Inſpirationen. Columbus iſt in unſeren Augen nur um deſto größer, weil er ſein Ziel durch eine Reihe logiſcher Schlußfolgerungen, auf Forſchunge und Unterſuchungen beruhend, erreicht hat. Wir glauben, daß er die Traditionen auf das ſorgfältigſte ergründete, die Plato von einer wellenumſchlungenen Inſel, Namens Atlantis, bewahrt hat; wir glauben, daß er geleſen, was Diodorus von den phöniziſchen Kaufleuten erzählt, die vom Sturm verſchlagen, ein

fruchtbares Land im Weſten von Afrika fanden; wir glauben, daß er Adam von Bremen geleſen hat und daß er nicht Raſt noch Ruhe finden konnte, bis er die gefahrvolle Reiſe nach Island antrat und aus dem eigenen Munde der Bewohner die Erzählungen von Vinland und Groß-Irland vernahm. Es iſt Columbus' Ruhm, die Natur erforſcht und die Schriften gelehrter Männer ſtudirt zu haben; daß er genau acht gab auf Berichte der Seefahrer und ſorgfältig alle die zerſtreuten Nachrichten ſammelte, welche man gewöhnlich in das eine Ohr hinein- und aus dem anderen wieder herausgehen läßt.

Waſhington Irving ſagt: „Als ſich Columbus einmal ſeine Anſchauung gebildet hatte, hielt er auch mit ſeltener Energie an derſelben feſt. Er ſprach ſich niemals zaghaft oder unſicher darüber aus, ſondern ſtets mit einer Ueberzeugung, als habe er das gelobte Land bereits geſehen." Wenn dieſe feſte Ueberzeugung ausſchließlich auf einer unbegründeten, rein perſönlichen Anſchauung beruht, müſſen wir, trotz unſeres Reſpektes vor ſeinem ausgezeichneten Biographen, die Behauptung aufſtellen, daß Columbus kein Anrecht auf den großen Ruf von Scharfſinnigkeit und Gelehrſamkeit hat, den Waſhington Irving für ihn beanſprucht. Wir glauben, daß es Columbus großem Namen nur zur Ehre gereichen kann, wenn wir nachweiſen, daß er ſeine Ueberzeugung auf feſtſtehende Thatſachen begründet hat, die zu erforſchen er Geduld und Tüchtigkeit genug beſaß, ſowie daß es ihm nicht an Scharfſinn gebrach, dieſe Thatſachen zu kombiniren, und eben dadurch gewinnt die Entdeckung Amerikas durch die Nordländer eine hiſtoriſche Bedeutung.

Was wir Columbus zum Vorwurf machen, iſt, daß er nicht offen und ehrlich genug war, zu ſagen, woher ſeine Kenntniß von den Ländern ſtammte, die er finden wollte, und daß er ſich zuweilen als ein vom Himmel erkorenes Werkzeug ausgab und daß er die Früchte ſeiner Arbeit der Inquiſition zu gute kommen ließ.

Selbſt wenn Columbus alſo unſerer Auffaſſung nach kein ſo edler, wahrheitsliebender Menſch iſt, wie der Leſer bis dahin vielleicht geglaubt hat, ſtimmen wir doch mit der Anſchauung überein, daß er ein ungewöhnlich tüchtiger Mann geweſen. Er hat ſein Ziel durch unermüdliche Forſchungen und Unterſuchungen erreicht, nicht durch einen Zufall oder gar durch Inſpiration. Man muß die großen Männer ſtets nach beſten Kräften vor der Anſchuldigung ſchützen, daß ſie ihre Größe nur einem Zufall oder einer Inſpiration verdanken, denn die Geſchichte, inſofern ſie beweiſen will, was menſchlicher Scharfſinn und rühmliche Thatkraft ausrichten können, hat keine ärgeren Feinde als dieſe.

Daß ſich die Kolonien der Spanier und anderer Völker in Amerika länger halten konnten als die der Nordländer, iſt hauptſächlich der Ueberlegenheit zuzuſchreiben, welche die Schußwaffen den Europäern über die Eingeborenen gaben. Die Nordländer hatten keine Schußwaffen, und die höhere Kultur, die ſie beſaßen, konnte ſie nicht gegen die Schwärme der Wilden beſchützen, die ſie angriffen. Hierzu kommt noch, daß der ſchwarze Tod die Bevölkerung von Norwegen und Island derartig verminderte, daß die Auswanderung keine Nothwendigkeit mehr war, daß ſogar bald die Möglichkeit einer Auswanderung aufhören mußte.

Hätte die Verbindung zwiſchen Vinland und dem Norden nur hundert Jahre länger aufrecht erhalten werden können, d. h. bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, ſo iſt es nicht leicht zu beurtheilen, welche Folgen daraus hätten entſtehen können. Die nordiſchen Koloniſten würden dann wahrſcheinlich Wurzel geſchlagen und Feſtigkeit gewonnen haben, und die Sprache, die Nationalität und die Sitten der Skandinavier würden wahrſcheinlich eine ebenſo bedeutende Rolle in Amerika geſpielt haben, wie es heutzutage die der Engländer und ihrer Nachkommen thun.

XIX.

Es liegt außerhalb des Bereiches dieſer Skizze, dies Thema noch eingehender zu behandeln. Wir wollen nur noch einmal an Leif Eriksſön erinnern, an den erſten weißen Mann, der gen Weſten ging, um Amerika zu finden. Wir wollen an ſeinen Bruder Thorwald Eriksſön erinnern, den erſten Europäer ſowie den erſten Chriſten, der in amerikaniſcher Erde begraben ward! Auch Thorfin und Gudrid wollen wir nicht vergeſſen, die die erſte europäiſche Kolonie in Neu-England gründeten, auch nicht ihren kleinen Sohn Snorre, den erſten Sprößling eines europäiſchen Stammes, der in der neuen Welt das Licht erblickte. Wir wollen Leif Eriksſön ein Denkmal errichten, das ſeiner und ſeiner That würdig iſt, und aus dem Umſtande, daß die Entdeckung von Amerika ſo lange in den Büchern der Isländer verborgen gelegen, die man erſt nach und nach erforſcht hat, wollen wir die Lehre ziehen, daß die Wahrheit, ſelbſt wenn ſie niedergeſchlagen wird, doch wieder auferſteht, daß die Wahrheit oft lange Zeiten hindurch verborgen und verdunkelt werden kann, daß ſie aber wie die Strahlen eines weit entfernten Sternes nach Verlauf von Jahrtauſenden einen anderen Weltenkörper erreichen und demſelben Licht beingen kann. Wir wollen, wie Davis ſagt, Leif Eriksſön preiſen für ſeinen Muth, ihn ehren für ſeine Energie und ihn achten um der Beweggründe willen, die ihn anſpornten, denn er ſetzte ſeine ganze Kraft daran, die Grenzen der Welt zu erweitern. Er erreichte das gelobte Land, wo

Des Weſtens milde Sonne
Verbreitet Licht und Wonne
Weit über Land und See
Und manches Herz erfreuet.

Er erſchloß den Weg zu neuen Ländern, wohin die lächelnde

Hoffnung ein Geſchlecht nach dem anderen aus der alten Welt lockt.

Menſchen wie ein Alexander oder Tamerlan ſiegen nur, um ein Land zu vernichten. Die Entdecker dagegen reihen neue, ſchöne Länder an die Kette derjenigen, die wir bereits beſitzen.

Und ſind nicht die kühnen Abenteurer, welche die ſalzige Tiefe durchfurchen, ebenſo anziehend wie die Soldaten eines Alexanders, eines Napoleons, die ausziehen, um die Welt mit wallenden Federbüſchen und blitzenden Waffen zu erobern?

Wer kann alle die Wohlthaten aufzählen, welche die Menſchheit den Entdeckern verdankt?

Dazu gehörten tauſend Zungen,
Kehlen von Erz und Rieſenlungen!

Schluß.

Zum Schluß wollen wir noch folgende intereſſante Aufzeichnung über die Spuren der Skandinavier mittheilen, die wir Herrn Joſeph Story Fay in Wood's Hall verdanken, und die wir das Vergnügen haben, mit Genehmigung des Autors unſeren Leſern vorlegen zu dürfen. Wir ſchicken noch die Bemerkung voraus, daß der Name Hope in der Thorfin Karlsefni-Sage vorkommt, wo folgendermaßen geſchrieben ſteht: „Karlsefni fuhr mit ſeinen Mannen in die Mündung des Fluſſes (Tauntonfluſſes) ein und ſie nannten die Stätte Hóp (Mount Hope)". Hope ſtammt von dem isländiſchen Verb Hópa, weichen, ſich zurückziehen, und bedeutet Bucht oder Flußmündung. Die Beſchreibung des Ortes in der Sage ſtimmt genau mit der Mount-Hope-Bucht überein.

„Es ſteht feſt, daß die Nordländer im zehnten Jahrhundert Amerika beſuchten; ſie kamen aus Grönland, ſegelten am Kap Cod vorbei, durch den Vineyard Sound bis zur Narraganſett

Bay, wo sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach niederließen. In der Gegend von Assonet und Dighton hat man Inschriften auf den Felsen gefunden, und die Tradition will wissen, daß es davon noch mehrere gegeben hat, die jetzt aber vernichtet sind. Es ist wohl anzunehmen, daß der Name Hope von diesen Skandinaviern herstammt, und es ist wunderbar genug, daß die Alterthumsforscher, welche die Namen an der Narraganſett-Bucht von den Skandinaviern herleiteten, nicht auch an anderen Orten ihre Untersuchungen angestellt haben.

Isac Tylor, der ein Werk über „Wörter und Oerter" geschrieben hat, macht darauf aufmerksam, wie fest Ortsnamen an den Stätten hängen, mit denen sie einmal verknüpft worden sind, und wie oft sie dazu dienen, ein Licht auf die Geschichte der entsprechenden Oerter zu werfen, wenn es an allen anderen Hülfsquellen gebricht. Er weist mit Hülfe noch existirender Namen und Entdeckungen darauf hin, wie die Kelten, Skandinavier und Sachsen sich über Nordeuropa verbreitet haben, und sagt: „Die Geschichte und die Wanderungen solcher Völkerstämme müssen mit Hülfe der Namen jener Orte erforscht werden, an denen sie einmal gewohnt haben, wo sie sich aber nicht mehr aufhalten, mit Hülfe der Namen jener Höhen, die sie befestigt, jener Flüsse, an denen sie sich niedergelassen, jener Berge, die sie vor Augen gehabt haben. — Auf den Shetlands-Inseln sind alle Ortsnamen ohne Ausnahme norwegischen Ursprungs. Die Namen der Bauernhöfe enden auf — seter oder ster, und die Hügel heißen — hoy oder — holl. Aber, fügt er hinzu, „der Name ‚Grönland' ist der einzige, der uns an die Kolonien der Skandinavier in Amerika während des zehnten Jahrhunderts erinnert." Der Verfasser würde kaum diese Ausnahme der vollkommen richtigen Regel aufgestellt haben, die er hier anführt, wenn er daran gedacht hätte, daß die Nordländer die Südküste von Amerika Vinland nannten, und wenn er gewußt hätte, daß wir

noch heutigen Tages einen Ort dort Martins oder Marteas Vineyard (Vingaard) nennen. Wäre er am Kap Cod geweſen und wie die Nordländer um Monomoy Point, den ſüdöſtlichen Punkt des Vorgebirges, herumgeſegelt, um ſo in den Vineyard Sound zu gelangen, ſo würde er zur Rechten eine hohe Sandbank erblickt haben, auf welcher oder neben welcher ſich der Leuchtthurm erhebt, und die man Powder Hole nennt; fünf Meilen von dort entfernt, jenſeits des Sundes, zur Linken, würde er die Höhen geſehen haben, welche jetzt Oak Bluffs heißen und am Fuße derſelben eine tiefe Bucht, welche lange Zeit den Namen Holme's Hole getragen hat, und etwas weiter weſtlich würde er zu den Höhen gelangt ſein, die den ſüdweſtlichſten Punkt des Vorgebirges bilden und in deren Schutz ſich die maleriſche Bucht Wood's Hole ausdehnt.

Fährt man von dort weiter zu der Narraganſett Bay an der Südküſte von Nauſhon entlang, ſo erblickt man an dem weſtlichen Ende dieſer Inſel einige Landſpitzen, die ſich nach einem Ankerplatz für kleinere Fahrzeuge zu abflachen, und von dort führt ein Sund Namens Robinſon's Hole in die Buzzard's Bay. Die nächſte Inſel, zu der man gelangt, iſt Paſque und zwiſchen den hohen Hügeln derſelben und denen von Naſhawena erſtreckt ſich ein Sund, welcher Quick's Hole genannt wird. Die einzige Aehnlichkeit, die zwiſchen allen dieſen Orten beſteht, iſt, daß ſich überall in ihrer Nähe hohe Berge befinden, die zum Erkennen der Küſte dienen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Wort „Hole“ Loch, Höhle bedeutet und in dieſem Sinne auf keinen von den genannten Orten paßt, die Bezeichnung Höhe, Hügel dagegen paßt auf die benachbarten Höhen, die ihnen allen gemeinſam ſind.

Es könnte den Anſchein haben, als ſtände hiermit im Widerſpruch, daß man auf der Karte ſüdlich von Powder Hole oder Monomoy Point zwiſchen Handkerchief Shool und Pollock

Rip einen Ort unter dem Namen Butter's Hole aufgeführt findet, obwohl es dort in Wirklichkeit nicht die geringste Höhe, ja nicht einmal Land giebt. Hiergegen muß ich jedoch bemerken, daß dort noch vor nicht gar langer Zeit Land vorhanden war, welches von demſelben ſtarken Sturm fortgeſchwemmt wurde, der faſt den ganzen Hafen von Powder Hole zuſchüttete und denſelben ſeicht und unbrauchbar machte und der noch heute große Baumwurzeln und dergleichen mehr an die Küſte ſpült. Wenn man dieſe Thatſache in Erwägung zieht, iſt die Annahme kaum gewagt zu nennen, das Butter's Hole einen Ort bezeichnet, an dem ſich einſtmals eine Inſel mit einem Vorgebirge befand, das die Norweger „hóll“ nannten und das von derſelben mächtigen Naturkraft aus dem Wege geräumt wurde, durch welche Pollock Rip viele Meter nach Oſten hin gerückt ward, und die in jedem Jahre in der Nähe von Nantucket und Kap Cod Untiefen bildet und dieſelben wieder verlegt.

Die Annahme liegt nahe, daß die Skandinavier, wenn ſie nach ihren langen und oft rauhen Reiſen im Vineyard Sound mit ſeinem ſtillen Waſſer und den guten Ankerplätzen angelangt waren, ſich hier niederließen, um zu raſten, bevor ſie nach Weſten weitergingen; oder auch, daß ſie auf der Rückkehr hier Halt machten, um ſich mit Lebensmitteln zu verſehen, ehe ſie ſich wieder auf das offene Meer hinaus wagten. Es wird ja auch in ihren Sagen erzählt, wie ſie ganze Schiffsladungen voller Trauben von dieſen gaſtfreien Küſten in die Heimath mitbrachten. Was liegt da näher als daß ſie freundlichen Verkehr mit den Eingeborenen gepflegt und, nachdem ſie es gelernt, ſich mit ihnen zu verſtändigen, ihnen mitgetheilt haben, mit welchen Namen ſie die Höhen und Vorgebirge an ihrer Küſte zu bezeichnen pflegten, und daß dann die Indianer in ihrer Sprache den Namen „hóll“ aufnahmen, den ſie von den Nordländern zur Bezeichnung der hohen Punkte benutzen hörten, welche für

dieſe zum Erkennen der Küſte von ſo ungeheurer Wichtigkeit waren? Frägt man alte Leute in Wood's Hole, woher das Wort Hole ſtammt, ſo erhält man die Antwort, daß ſie ſtets gehört haben, es ſei indianiſchen Urſprungs.

Die hier aufgeſtellte Anſchauung gewinnt dadurch an Wahrſcheinlichkeit, daß ſich das Wort Hole nirgends innerhalb oder außerhalb Amerikas in den Anſiedelungen der Engländer als Ortsbezeichnung findet, während es hier, wo die kühnen, norwegiſchen Seeleute gehauſt haben, auf nicht weniger als fünf Stellen vorkommt und zwar in einer Ausdehnung von nur fünfzehn Meilen. Kann dieſe Erſcheinung auf andere Weiſe erklärt werden, als dadurch, daß wir hier eine Spur der Skandinavier vor uns haben? Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß ſie mit ihren im Verhältniß zu den Schiffen der Jetztzeit unvollkommenen Fahrzeugen von Grönland bis Narraganſett Bay, wo ſie deutliche Spuren hinterlaſſen haben, geſegelt ſein ſollten, ohne Raſt zu halten an den Küſten, die auf ihrem Wege lagen, wo ſie Weintrauben und Getreide fanden und die damals ebenſo lieblich und lächelnd geweſen ſein müſſen wie heute. Es wäre wünſchenswerth, daß die oben angeführten Ortsnamen am Vineyard Sound, die wahrſcheinlich die älteſten Ortsnamen in Amerika ſind, beſtehen blieben als Zeugniß davon, daß Maſſachuſetts der erſte amerikaniſche Staat iſt, der entdeckt und koloniſirt wurde.

Anmerkungen.

[1] Tyrker.

[2] Adam von Bremen.

[3] Der Marmorlöwe von Piräus wurde ſpäter nach Venedig geführt und am Eingang des Arſenals aufgeſtellt, wo derſelbe noch heute zu ſehen iſt.

[4] Dies Schiff hieß „Der Wurm" und war von dem Schiffsbaumeiſter Thorberg gebaut, der als ſolcher einen bedeutenden Namen in den Jahrbüchern des Nordens hat. Hakon Jarl hatte ein Segelſchiff mit 24 Ruderſitzen, König Knud eines mit 60 und König Olaf der Heilige

beſaß zwei Schiffe, deren jedes 200 Mann führen konnte. Die nordiſchen Segelſchiffe glitten ſo leicht und zierlich über das Waſſer dahin wie Enten oder Schwäne, denen ſie auch in der Form glichen.

[5] Veröffentlicht in Chriſtiania 1860—68.

[6] Jarl bedeutet Herzog. (Engl. Earl).

[7] Dieſer See iſt die Mount Hope Bay. Wer dort heutzutage mit der Eiſenbahn vorüberfliegt, glaubt auch, daß er einen See vor ſich liegen ſieht.

[8] Vorgebirge des Kreuzes.

[9] Columbus Vol. I., p. 59.

(62) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

In den früheren Jahrgängen der „Sammlung“ erschienen:

Geschichte.

(25 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 12,50 Mark.)

Beheim-Schwarzbach, Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. (393/394) ..... M. 1.20
Bergau, Das Ordenshaupthaus Marienburg in Preußen. (133) .... „ —.60
Bluntschli, Die Gründung d. amerikan. Union von 1787. 2. Aufl. (54) „ —.60
Boesch, Heinrich I. und Otto I. (432) ..... „ —.60
Czekelius, Ein Bild aus d. Gegenreformation i. Siebenbürgen. (465) „ —.80
Denicke, Von der deutschen Hansa. (456) ..... „ —.80
Dondorff, Die Normannen und ihre Bedeutung für das europäische Kulturleben im Mittelalter. (225) ..... „ —.75
Essellen, Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Beckum. Mit einer Karte. (200) ..... „ 1.—
Häußner, Unsere Kaisersage. (440) ..... „ 1.—
Hetzel, Die Stellung Friedrich d. Großen zur Humanität i. Kriege. (461) „ —.60
Heydenreich, Livius und die römische Plebs. Ein Bild römischer Geschichtsschreibung. (401) ..... „ 1.—
Isaac, Amy Robsart und Graf Leicester. Ein Kriminalfall des XVI. Jahrhunderts. (389) ..... „ —.80
Justi, Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius. (178) ..... „ —.75
Lehmann, Pommern zur Zeit Ottos von Bamberg. (299) ..... „ —.75
v. Löher, Cypern in der Geschichte. (307) ..... „ 1.—
Müller, Die Beherrscher der Gläubigen. (406) ..... „ 1.—
Schreiber, Die Reformation in Pommern. (351) ..... „ 1.—
Schroeder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters. Mit einer Karte. (347) ..... „ 1.—
Schulze, Das alte Rom als Großstadt und Weltstadt. (302) ..... „ —.75
Sepp, Kaiser Friedrich I. Barbarossa's Tod und Grab. (330) .... „ 1.—
Stark, Aus dem Reiche des Tantalus und Krösus. Mit einer Karte und einer Lithographie. (147/148) ..... „ 1.80
Twesten, Die Zeit Ludwig XIV. (121) ..... „ —.60
Winckler, Krönung Karls des Großen zum römischen Kaiser. (323). „ —.75

Geographie.

(22 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 11 Mark.)

Bastian, Mexiko. 2. Aufl. (62) ..... M. —.75
v. Boguslawski, Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Mit einer Tiefenkarte der Oceane der Erde und sechs Diagrammen im Texte. (310/311) ..... „ 1.80
Buchheister, Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832. (N. F. 4) „ —.60
Buchholtz, Land und Leute in Westafrika. (257) ..... „ 1.—
Engel, Das Sinnen- und Seelenleben d. Menschen unter d. Tropen. (204) „ —.75
—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240) ..... „ 1.—
v. Hochstetter, Der Ural. (181) ..... „ 1.—
Jordan, Die geographischen Resultate der von G. Rohlfs geführten Expedition in die libysche Wüste. Mit einer Karte. (218) ..... „ 1.20
Kögler, Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. (384) ..... „ —.60
Koner, Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. (69/70) ..... „ 1.20
Meyer, A. B., Die Minahassa auf Celebes. (262) ..... „ —.60
Neuhaus, Die Hawaii-Inseln. (N. F. 9) ..... „ 1.—

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Neumayr, Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens. (392)	M. —.60
Sadebeck, Entwickelungsgang der Gradmessungs-Arbeiten und gegenwärtiger Stand der europ. Gradmessung. Mit einer Uebersichts-Karte der deutschen Gradmessungs-Arbeiten. (258)	" 1.40
v. Seebach, Central-Amerika und der interoceanische Canal. Mit einer Karte von Central-Amerika. (183)	" 1.—
Trentlein, Die Durchquerungen Afrikas. Mit einer Karte. (433/434)	" 2.—
Wagner, Die Veränderungen der Karte von Europa. (127)	" —.60
Wattenbach, Algier. 2 Abz. (35).....	" 1.—
v. Zittel, Das Wunderland am Yellowstone. (468)	" —.60

Das einige Italien.

Kurze populäre Zeitgeschichte

von der französischen Revolution bis zur Bildung des einigen Königreiches.

Von **Siro Corti.**

Preisgekrönt vom italienischen Unterrichtsministerium.

Autorisirte Uebersetzung von **M. Bernardi.**

Mit den Porträts von Victor Emanuel, Humbert I., Garibaldi und Cavour.

8°, elegant broschirt, Preis 3 M.

Die Venetianer.

Geschichte und Privatleben.

Von der Gründung bis zum Verfall der Republik.

Von **Ph. G. Molmenti.**

Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi.

8°, elegant broschirt, Preis 5 M.

Geschichte des Osmanischen Reiches in Europa.

Von der frühesten bis auf unsere Zeit.

Für weite Kreise dargestellt.

Von **Friedr. W. Ebeling.**

I. Theil. 2. verb. und verm. Auflage. Preis 3 M.

Blätter zur Erinnerung

an den

Zweihundertjährigen Jahrestag des Edikts von Nantes.

Die Réfugiés.

Von **Otto Wedekind.**

Gr. 8°, elegant broschirt, Preis 2 M.

Byron im Lichte unſerer Zeit.

Ein Vortrag
zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Lord Byrons
im Verein für das Studium neuerer Sprachen zu Berlin

gehalten von

Dr. Immanuel Schmidt,
Profeſſor an der Königlichen Hauptkadettenanſtalt zu Lichterfelde.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei (vorm. J. F. Richter).
1888.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Ein hundertjähriger Geburtstag entrückt den, welcher gefeiert wird, in eine poetiſche Ferne und läßt die Geſammteindrücke des Lichtes und Schattens klar hervortreten, ſo daß eine gerechte und unparteiiſche Würdigung möglich wird. Lord Byron aber fordert mehr als andere Dichter Uebung der Kritik; denn

Von der Parteien Gunſt und Haß entſtellt
Schwankt ſein Charakterbild in der Geſchichte.

Wir ſind geneigt, es als etwas für die Literaturgeſchichte der neueren Zeit Charakteriſtiſches anzuſehen, daß wir gewöhnlich die Lebensverhältniſſe genau kennen, aus denen die einzelnen Werke hervorgegangen ſind. Allein Milton, deſſen ſtark hervortretendes Selbſt für ſeine Schöpfungen eine ausführliche Biographie fordert, iſt uns viel genauer bekannt, als Lord Byron; und doch wäre gerade bei dieſem ſubjektivſten aller Dichter Aufklärung über ſo vieles Räthſelhafte in höchſtem Grade wünſchenswerth.

Byron iſt faſt zu einem mythiſchen Weſen geworden; ſo viele falſche Vorſtellungen haben ſich mit ſeiner Perſönlichkeit verknüpft, ja man hat meiſtens nicht einmal ein richtiges Bild von ſeiner durch zahlreiche Portraits bekannten äußeren Erſcheinung. „Wer hat nicht," ſagt ein Biograph, „von ſeiner düſteren Stirn, von ſeinen ſchwarzen Locken, von ſeinen dunklen Augen und von ſeinem Klumpfuß gehört? Und doch war ſein heiteres Lächeln nicht minder bedeutſam als die Schönheit ſeiner

Züge; ſein Haar, ein lichtes Goldbraun in ſeiner Jugend, ging nie in das tiefſte Braun über; ſeine Augen waren graublau, und er hatte gar keinen Klumpfuß.“ Was den letzten Punkt betrifft, ſo rührte ſeine Lahmheit von der Zuſammenziehung der Achillesſehne am Hacken beider Füße, doch vorzugsweiſe am rechten Fuße her; ſie hinderte ihn, die Hacken auf den Boden zu ſetzen, vielmehr war er genöthigt, nur auf Ballen und Zehen zu treten, unterſtützt durch einen hohen Abſatz. Infolge ungeſchickter Behandlung von ſeiten eines Wundarztes ſcheint das rechte Bein kürzer geworden zu ſein; der Fuß bog ſich nach innen. Außerdem waren die Füße für den ſchweren Oberkörper viel zu ſchwach. So kam es, daß Byron nach Leigh Hunts boshafter Bemerkung wie ein Vogel hüpfte und zu einem längeren Gange unfähig war. Wie ſehr er ſich dies zu Herzen genommen, iſt bekannt.

Zu den falſchen Vorſtellungen kommt eine kaum begreifliche Unſicherheit der einfachſten Thatſachen hinzu. Findet denn die hundertjährige Jubelfeier wirklich an dem Geburtstage des Dichters ſtatt? Man nimmt den 22. Januar allgemein an; allein dies Datum iſt im Kirchenbuch nur durch eine gekünſtelte Korrektur herzuſtellen. Ebenſowenig ſteht der Geburtsort feſt; für Dover läßt ſich etwa gleich viel anführen als für Holles Street bei Cavendiſh Square in London. Wie verhält es ſich ferner mit der Ehe der Eltern? Warum eigentlich haben ſie ſich zweimal trauen laſſen? Da dies verhältnißmäßig nicht von Belang iſt, begnüge ich mich mit der Erwähnung der Frage.

Das alte Adelsgeſchlecht, von dem Byron ſtammte, geht uns weiter nicht an, als inſofern ſein nicht wegzuleugnender Ahnenſtolz in Betracht kommt. Von ganz anderer Bedeutung ſind die Generationen zunächſt vor ihm, weil wirkliche Einflößung von Blut ſtattfinden konnte und ohne Zweifel ſtattgefunden hat. Des Dichters Großvater, ein Admiral Byron, hatte, wie

ſein Beiname Foul-weather Jack, beſagt, ewigen Stürmen getrotzt. Sein Vater, ein Kapitän der Garde, war in Frankreich wegen ſeiner Ritterlichkeit gefeiert, machte aber der Bezeichnung Mad Jack Byron durch ſein tolles und wüſtes Leben Ehre. Er hatte die Frau eines engliſchen Marquis verführt und geheirathet; durch ſeine zweite Ehe, der ein einziger Sohn George Gordon Byron, unſer Dichter, entſprang, hatte er ſeinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen verſucht. Nach Verſchwendung des von ſeiner Gattin Mitgebrachten mußte er ſich von ihr trennen und verkam immer mehr in Frankreich bis zu ſeinem Tode. Sein Sohn glaubte, freilich mit Unrecht, er habe Selbſtmord begangen, wie auch der Großvater des Dichters mütterlicherſeits ſich die Kehle abgeſchnitten hatte. Es wäre in der That ein entſprechender Abſchluß ſeines unwürdigen Lebens geweſen. Von Liebe zu einem ſolchen Vater konnte nicht die Rede ſein, zumal da der Knabe ihn nicht wiedergeſehen hatte ſeit der Zeit, da man ihn noch auf den Armen trug. Byrons Mutter aber aus dem Geſchlecht Gordon ſtand in keiner Weiſe hoch genug, um ihm die Liebe des Vaters zu erſetzen. Roh und leidenſchaftlich behandelte ſie das Kind, dem als Erbtheil ihre hyſteriſche Erregbarkeit eigen war, abwechſelnd mit Anwandlungen ſtürmiſcher Zärtlichkeit, nannte es dann wieder ein lahmes Balg und ſtieß es zurück, ſo daß ſie weder Achtung verdiente, noch auch fand. So fehlte es dem Knaben ſowohl an Zucht wie an elterlicher Liebe, um die in der Familie erbliche, an Wahnſinn grenzende Excentricität zu mildern.

Auf den Charakter der ſchottiſchen Nation, der Byron von väterlicher und mütterlicher Seite angehörte, brauchen wir nicht zurückzugreifen, da die Eigenthümlichkeit der Familie genügt, um die Maßloſigkeit der Extreme in ſeinem Weſen zu begreifen. Aber wohl dürfen wir auf die Einflüſſe der Heimath in ſeinen Kinderjahren den ihm ſtets anhaftenden Hang zu einem gewiſſen

Aberglauben zurückführen, während andererseits frühe Natureindrücke ihn zur Auffassung des Großartigen anregten. Wäre nicht ein zähes Festhalten des Gesehenen oder Empfundenen im Gedächtniß ihm eigenthümlich gewesen, so könnten selbst bei seiner frühen Reife die Erinnerungen aus der ersten Jugend kaum in Betracht kommen. Das bis zur Leidenschaftlichkeit liebebedürftige Gemüth des Kindes fand wenig Gelegenheit sich anzuschließen, und seine Geistesbildung wurde vernachlässigt.

Der Knabe war also in mehr als einer Hinsicht haltlos, als er im Alter von zehn Jahren durch den Tod eines Verwandten die Pairswürde erbte. Stolz auf seinen hohen Rang wurde ihm eingeflößt, obgleich zunächst die Mittel fehlten, denselben geltend zu machen. Der Vormund, den man ernannte, stand trotz seiner Verwandtschaft der Familie fern und kümmerte sich wenig um die Erziehung seines Mündels. Bei stetem Wechsel der Lehrer und Schulen wurde das Nothwendigste versäumt, so daß es an den festen Grundlagen einer geregelten Bildung fehlte. Was geistig erworben wurde, beruhte nur auf eigener planloser Lektüre; allein das Genie erreicht spielend, was minder Begabten nur durch langsame und gründliche Arbeit möglich wird.

Ein schon im Knabenalter, noch stärker aber in den ersten Jünglingsjahren hervortretendes Selbstbewußtsein ohne Maß wollte geschont sein, da man es nicht rechtzeitig zu beugen verstanden hatte. Außer einem der früheren Lehrer hatte nur Dr. Drury, Byrons erster Direktor während seines Aufenthalts auf der hocharistokratischen Schule von Harrow, Takt genug, den jungen Menschen so zu behandeln, wie er es selbst verlangte und wie es bei seiner scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit allein Erfolg verhieß. Schlecht vorbereitet bezog er die Universität Cambridge und verließ sie wieder im März 1808 nach der kürzeren für den hohen Adel genügenden Studienzeit versehen mit

einem akademiſchen Grade, ohne das gewöhnliche Niveau höherer Bildung erreicht zu haben.

Als Student von Cambridge veröffentlichte Byron 1807 ein Bändchen Gedichte, zunächſt als flüchtige Skizzen (Fugitive Pieces), dann vermehrt als „Stunden der müßigen Ruhe" (Hours of Idleness). Man möchte nach Byrons ganzem ſpäteren Gebahren erwarten, ſein erſtes Auftreten als Schriftſteller hätte einen Weltſturm bedeutet. Doch wie harmlos war ſein Erſtlingswerk, wie wenig geeignet, allgemeines Aufſehen zu erregen; obgleich ſcharfe Blicke wohl ſchon damals erkennen mochten, was ſich von dem Verfaſſer erwarten ließ. Die Sammlung von Gedichten wurde in der „Edinburger Revue" unbarmherzig verurtheilt.

Durch dieſe von ſeiner Heimath ausgehende Kritik wurde der Dichter in eine neue Bahn gelenkt. Im Jahre 1809 erſchien ſeine Satire: „Engliſche Barden und ſchottiſche Kritiker" (English Bards and Scotch Reviewers). Ich bin der Anſicht, daß dieſe das Lob nicht verdient, welches ihr herkömmlicherweiſe gezollt wird. Die Satire bedarf als Kunſtwerk der poetiſchen Einkleidung, wie z. B. Horaz eine ſolche gegeben hat, indem er Tireſias den Ulyß, der nach Verpraſſung ſeines Vermögens durch die Freier wieder auf einen grünen Zweig zu kommen wünſcht, auf die Erbſchleicherei in Rom hinweiſen und über die in Anwendung kommenden Mittel belehren läßt. Auch Pope hat in der „Dunciade" den Thron des Stumpfſinns und die Erbfolge in ſeinem Reiche eingeführt. Byron hingegen arbeitet wie Churchill, oder wir können auch ſagen im Stil des Juvenal, dem der Anfang entlehnt iſt: Still must I hear? Witzige und äußerſt treffende Bemerkungen werden aneinandergereiht, und ſie ſind zum Theil ſo boshaft und ungerecht, daß der Dichter ſie ſpäter bereut hat; allein die Satire iſt zu direkt. Von einer einheitlichen Kompoſition aber kann gar nicht die Rede ſein; wir werden ja ſehen, daß ſich

unſer Dichter in vielen ſeiner Werke die Forderung einer ſtrengen Kunſtform überhaupt nicht geſtellt hat.

Inzwiſchen war Byron zu Anfang des Jahres 1809 mündig geworden und hatte wenige Tage vor dem Erſcheinen der Satire ſeinen Platz im Haus der Lords eingenommen. Darauf zog er ſich auf ſeine Beſitzung, die Abtei von Newſtead, zurück und führte dort mit einigen ſeiner Univerſitätsfreunde ein Leben in der alten akademiſchen Weiſe, nur etwas ausgelaſſener. Man boxte viel, ſchoß mit Piſtolen und zechte Wein, wobei ein alter Mönchsſchädel als Trinkgefäß eine Rolle ſpielte. Es ging aber leidlich zu und kam zu keinen ſogenannten Orgien; insbeſondere fehlten die paphiſchen Schönheiten, die man nach einer Stelle des „Childe Harold“ bei den Gelagen in Newſtead Abbey vorausgeſetzt hat.

Als Byron im Alter von ſechzehn Jahren ſeine Verwandte Marie Chaworth kennen lernte, die ſchon ins Leben der Geſellſchaft eingetreten war, hoffte er allen Ernſtes auf eine dauernde Verbindung mit ihr und fühlte ſich bis ins tiefſte Herz gekränkt, weil ſie in ihm nur den lahmen Jungen ſah und ſtatt ſeiner einen Mann gewöhnlichen Schlages heirathete. Um einen Eindruck der erſten Kindheit ganz zu übergehen, hatte dem frühreifen Knaben ſchon ſechs Jahre vorher eine andere Baſe, Margarethe Parker, eine ſchöne Lichterſcheinung, den Schlaf geraubt. Bald nachdem Beide bekannt geworden, ſtarb ſie infolge eines Falles, und wie er ſelbſt ſagt, klagte er um ſie in ſeinem erſten Gedichte. Trotz ſeines zähen Feſthaltens an den Eindrücken der Vergangenheit iſt die Annahme unhaltbar, dieſe Margarethe Parker ſei die von ihm in mehreren ſehr ſchönen Gedichten gefeierte Thyrza, ebenſo wie die Anſicht, ſie ſei nur eine Schöpfung der Phantaſie. Zu deutlich ſprechen die Worte:

Ohn' einen Denkſtein von den Deinen,
Zu künden von des Todes Raub,

Vergeſſen, nur nicht von dem Einen,
Warum nur ſchläfſt du ſchon im Staub?

Wer war aber dieſe Thyrza? Wie ſo vieles Byron nahe Angehende, wiſſen wir es nicht. Es iſt nur eine Vermuthung, ſie ſei die übrigens wieder unbekannte Geliebte geweſen, die ihn, angeblich als ſein jüngerer Bruder, in Mannskleidern zu Pferde auf ſeinen weiteren Ausflügen begleitete und dann mit ihm nach Newſtead zog. Es knüpft ſich hieran noch eine andere nicht beſtimmt zu beantwortende Frage: War ſie vielleicht die Mutter ſeines Sohnes, den er in einem nach ſeinem Tode gefundenen Gedichte anredet? Auch von dieſem hat ſich keine Spur entdecken laſſen.

Im Jahre 1809 unternahm Byron eine Reiſe über Portugal und Spanien nach Griechenland und Konſtantinopel. Zwei Jahre ſpäter kehrte er zurück und verlor, bald nachdem er den engliſchen Boden wieder betreten hatte, ſeine Mutter. Am 27. Februar 1812 hielt er ſeine erſte Rede im Oberhauſe. Ungeachtet ſie Beifall fand, entſagte er bald der früher hoffnungsvoll begehrten politiſchen Laufbahn, offenbar in dem Gefühl, daß er ſich ohne ernſte und mühevolle Arbeit nicht behaupten könne. Zwei Tage nach jenem Auftreten als Redner erſchien die poetiſche Schilderung ſeiner Reiſeeindrücke, „Junker Harolds Pilgerfahrt“. Mit Recht konnte der Dichter ſagen: „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt.“ Kein Wunder! Nachdem durch ſeine Reiſe, in jenen Tagen noch ein großes Ereigniß, allgemeine Spannung erregt war, geſchah alles um den Sieg des jungen Lords vorzubereiten, der durch die Schönheit ſeiner Erſcheinung die vornehme Geſellſchaft elektriſirt hatte.

Es ſoll aber keineswegs behauptet werden, Byrons erſte größere Dichtung habe nur äußeren Umſtänden ihre Wirkung verdankt; vielmehr hätte ſie auch ſonſt, nur vielleicht nicht ganz ſo ſchnell, durchſchlagen müſſen. Man fühlte ſich durch die kon-

ventionelle Poeſie des vorigen Jahrhunderts nicht mehr befriedigt; allein die von einem neuen Geiſte beſeelten Dichter der Uebergangszeit waren zu zahm geweſen, um eine vollſtändige Wendung hervorzubringen. Byron bot im „Childe Harold" nicht nur ein durchaus modernes Werk von ganz anderem Schlage als alles Bisherige; ſondern dasſelbe war auch dazu angethan, ſowohl durch Schönheiten hinzureißen, als ſelbſt durch die Zuthaten zu beſtechen, welche wir jetzt als fehlerhaft erkennen. Starker Ausdruck der Subjektivität wird ſtets die Menge gewinnen, der jede Aufregung der Nerven erwünſcht iſt, zumal wenn ein Auflehnen gegen das Hergebrachte hinzutritt. Durch jenes Werk wurde der Leſer aus der Heimath nach fernen poetiſchen Landen geführt, indem der Dichter ſeine eigenen Eindrücke mit der Gluth des Südens zu ſchildern wußte. Weil er oft an Rhetorik ſtreifte, ja geradezu in Deklamation überging, alſo durch etwas Unechtes in ſeiner Poeſie, erzielte er eine bedeutende Wirkung. Zündend war ſeine Begeiſterung für die Sache der Freiheit, und indem er allerlei angriff, deſſen Anſehen nur auf herkömmlichen Vorurtheilen beruhte, ſprach er für längſt nur unbeſtimmt Gefühltes das entſcheidende Wort aus. Beſonderen Reiz aber hatte es für das Volk, daß gerade ein ſolcher Dichter der Ariſtokratie angehörte. Dazu kam noch eine Anziehung ganz anderer Art; es gelang Byron, ſich durch den zur Schau getragenen Weltſchmerz, zu dem er übrigens damals noch wenig Grund hatte, intereſſant zu machen. Der Weltſchmerz war ſeine Erfindung und er wurde ein Modeartikel.

Die Geſellſchaft jener Tage war nicht ganz ſo ſchamlos wie die am Hofe Karls II., aber ſittlich ſtand ſie nicht höher. Ich kann mir gar nicht denken, daß Byrons Verhältniß zu Lady Caroline Lamb platoniſch geblieben ſei. Den Verlockungen der ariſtokratiſchen Sirenen ſollte er entriſſen werden durch Verheirathung, wie es gewöhnlich heißt, mit einer reichen Erbin,

Anna Isabella Milbanke; allein gerade dieſe Verbindung wurde der Fluch ſeines Lebens. Man hat Byron den Vorwurf einer Geldheirath gemacht; leider aber ſcheint er ſeiner Auserwählten trotz ſeiner Verſchuldung an Vermögen mehr geboten zu haben, als ſie ihm mitbrachte; obgleich ſie ſpäter ein ziemlich bedeutendes Vermögen zu erwarten hatte. Gleich nachdem Byron am 2. Januar 1815 mit ihr vor den Altar getreten war, begannen unangenehme Verlegenheiten, die durch ſeine zerrütteten Vermögensverhältniſſe herbeigeführt waren und nicht wenig dazu beitragen mochten, das Glück der jungen Eheleute zu trüben. Doch konnten dadurch etwa veranlaßte Mißhelligkeiten höchſtens bei einer ſchon ſchwankenden Wage einen leichten Ausſchlag geben, ebenſo wie Byrons Enttäuſchung bei der Geburt einer Tochter ſtatt des gehofften Stammhalters; die Hauptſache war die Verſchiedenheit der nicht für einander geſchaffenen Weſen. Lady Byron war keine unedle Natur, aber einerſeits zu kalt, andererſeits nicht fügſam genug, um zu ihrem leidenſchaftlichen Gatten zu paſſen. Ihre Beſchäftigung mit Mathematik ſtand in ſcharfem Gegenſatze zu allen ſeinen geiſtigen Beſtrebungen, und wenn ſie auch Verſe ſchrieb, ſo ging ſie ſicherlich nicht über Anempfindung hinaus; Lord Byron aber hätte keine Frau auf Erden finden können, um ihn dauernd zu feſſeln. Seiner Gemahlin gegenüber muß er ſich, als die anfängliche Verliebtheit ſich zu Innigkeit hätte vertiefen ſollen, manche Verletzungen ihres Zartgefühls erlaubt haben, die ſie zu der Annahme ſeines Wahnſinns veranlaßten. Eine Aeußerung iſt uns bekannt; er behauptete ſie nur geheirathet zu haben, weil ſie ihn bei ſeiner erſten Bewerbung verſchmäht hatte. Sein unſeliger Hang, ſich zur Myſtifikation Anderer abſcheuliche Verbrechen anzudichten, mochte auch zur Lockerung ſeines ehelichen Verhältniſſes beitragen; was ſonſt für Rohheiten hinzugetreten ſind, wiſſen wir nicht. Was wir in dieſer Hinſicht durch Klatſch erfahren haben,

genügte, um ihre Eltern von der Nothwendigkeit der Scheidung zu überzeugen.

Die Gründe, durch welche die Rechtsbeiſtände, insbeſondere Byrons urſprünglicher Anwalt, ſich zu unbedingter Parteinahme gegen ihn beſtimmen ließen, ſind nach unſerer jetzigen Kenntniß der Angelegenheit nicht zu errathen. Daß die in neuerer Zeit von Frau Beecher Stowe verbreitete Anklage, Byron habe mit ſeiner an den Oberſten Leigh verheiratheten älteren Schweſter Auguſta in einem blutſchänderiſchen Verhältniß geſtanden, damals nicht ins Spiel gekommen iſt, haben verſchiedene Biographen ſchon überzeugend dargethan; daher brauche ich die Hauptangabe blos kurz zu wiederholen. Offenbar wurde von einer derartigen ſittlichen Verirrung ſchon in der damaligen Zeit gemunkelt; aber Lady Byron, wenn Gerüchte wirklich zu ihren Ohren gekommen ſein ſollten, ließ ſich dadurch nicht beirren. Sie blieb lange Jahre mit ihrer Schwägerin Auguſta Leigh, ſo nahe dieſe ihrem Bruder auch ſtand, vielleicht gerade deshalb in dem Verhältniß der innigſten Freundſchaft, bis ſpäter allerdings Zerwürfniſſe eintraten, die ſich aus anderen Gründen leicht erklären laſſen. Dies iſt eine entſcheidende Thatſache, deren Beweiskraft dadurch nicht abgeſchwächt wird, daß Lady Byron in ihrem Alter wirklich an eine geſchlechtliche Schuld beider Geſchwiſter geglaubt zu haben ſcheint. Byron hatte die Welt durch „Childe Harold“ zu dem Glauben veranlaßt, alles von ihm Geſchriebene ſei wirklich ein perſönliches Bekenntniß; zum Theil iſt dies richtig, zum Theil aber auch nicht, ohne daß wir in allen einzelnen Fällen zwiſchen ſelbſt Erlebtem und freier Dichtung eine Grenze zu ziehen vermögen. Jedenfalls ſind wir nicht berechtigt, aus ſeinem „Manfred“ zu ſchließen, er habe mit ſeiner Schweſter Auguſta, die, bedeutend älter als er ſelbſt, ihm eine Mutter erſetzt hatte, die in jeder Hinſicht als ein edler, ja idealer weiblicher Charakter erſcheint, in einem anderen als echt

geſchwiſterlichen Verhältniß geſtanden. Weil er ſonſt nicht rein war, wurde auch das reinſte Verhältniß ſeines Lebens angezweifelt. Um ſich von der Zartheit der Beziehung beider Geſchwiſter zu einander zu überzeugen, braucht man nur Verſe zu leſen wie die folgenden:

Du warſt allein der feſte Stern,
Der ruhig ſtets am Himmel ſtand.

Heil deinem ungebrochnen Licht,
Das mich bewacht wie Seraphs Blick;
Es wich im Dunkel von mir nicht
Der holden Nähe Schirm und Glück.

Und als uns Wolk' entgegenfuhr,
Umdüſternd deiner Liebe Brand,
Ward deine Flamme reiner nur
Und hat die Finſterniß verbannt.

Als Byron von ſeiner Frau verlaſſen war, wandte ſich England, das ihn noch vor kurzem vergöttert hatte, voll Entſetzen von ihm ab. Er konnte, wie Disreali vorgeſchlagen hat, jetzt ausrufen: I awoke one morning, and found myself infamous. Es war dies nicht blos eine heuchleriſche Anwandlung von Sittlichkeit bei einem öffentlichen Skandal, nicht blos der Rückſchlag der Woge, die ihn zu ſtolz emporgehoben hatte; vielmehr war eine Reaktion zu ſeiner Verdammung ſchon ſeit längerer Zeit, zum Theil durch die Preſſe, zum Theil durch unmerkliche Beeinfluſſung der Volksſtimme vorbereitet. Mehr noch als er es wirklich war und geäußert hatte, galt er als Freidenker; darum traute man ihm jede Verworfenheit zu. Geächtet entſchloß er ſich ſein Vaterland zu verlaſſen, um nie wieder in dasſelbe zurückzukehren.

Wir ſind zu einem Wendepunkt in Byrons Leben gelangt. Er hat bisher außer zahlreichen lyriſchen Gedichten die beiden erſten Geſänge des „Childe Harold" und ſechs ſeiner poetiſchen Erzäh-

lungen veröffentlicht. Vier derſelben nebſt dem „Hebrew Melodies“ gehören der Zeit vor ſeiner Verheirathung an, wo er von ganz ungeſunden Verhältniſſen umgeben war; denn die Geſellſchaft, in der er lebte, war ſittlich verſumpft. Aber aus dieſem fieberſchwangern Boden erwuchs ſeine Poeſie, wie in den Tropen ein Urwald, ſtrotzend von Lebenskraft mit dicht verſchlungenen Zweigen voll üppiger Blätter und glänzender Blumen, ſo daß man kaum hindurchzudringen vermag.

Byron ſchied von England am 25. April 1816. In der Schweiz, wohin er ſich zunächſt wandte, traf er mit Shelley und deſſen Frau zuſammen, dichtete den dritten Geſang von „Childe Harold,“ den „Gefangenen von Chillon“ und begann „Manfred“. Es folgte die wüſteſte Zeit im Leben des Dichters, über die man einen Schleier ziehen muß. Doch wurde während derſelben, als er ſich in Venedig aufhielt, „Manfred“ beendet, der vierte Geſang von „Childe Harold“ nebſt „Mazeppa“ und „Beppo“ verfaßt und „Don Juan“ begonnen. Den Jahren 1820—1822 gehören die Dramen an; zugleich arbeitete der Dichter am „Don Juan“, der bekanntlich unvollendet geblieben iſt. Wie ſo vieles in Byron uns wunder nimmt, ſo waren auch in Italien, wie früher in England, Jahre beſonders fruchtbar, die kaum eine Anregung zu poetiſchem Schaffen hätten ſollen erwarten laſſen. Nur weil er ſelten in ruhiger Sammlung des Gemüths, vielmehr faſt regelmäßig in leidenſchaftlicher Aufregung und unter dem Einfluß einer gewaltſam geſteigerten augenblicklichen Stimmung dichtete, wird es begreiflich, daß viele ſeiner beſten Leiſtungen gerade den Lebensjahren angehören, in denen er ſich rohen ſinnlichen Genüſſen am meiſten hingab. Die beiden letzten Geſänge des „Childe Harold“ ſtehen an poetiſchem Werth hoch über dem erſten und zweiten, von den kleinen epiſchen Gedichten iſt „Mazeppa“ dasjenige, in dem der Erzählungston am beſten getroffen iſt, und „Don Juan“ wird

ziemlich allgemein, wenigſtens bei uns, als Byrons Meiſterwerk anerkannt.

Die letzten fünf Lebensjahre wurden, freilich nur zum Theil, ausgefüllt durch ein Liebesverhältniß zu einer jungen Italienerin Tereſa Gamba, die ihren unverhältnißmäßig älteren Gemahl, den Grafen Guiccioli, verließ, um mit Byron zuſammen zu leben. Man hat um dieſe letzte Liebe des Dichters einen poetiſchen Nimbus verbreitet, der nur der Einbildung ſeinen Urſprung verdankt. Tereſa war weder eine vollendete Schönheit, wie behauptet worden iſt, noch hat ſie vollends darauf Anſpruch, Byron als guter Genius umſchwebt und veredelt zu haben. Sie war allerdings von ſeinen Geliebten diejenige, die ihn am längſten feſſelte, theils weil ſie außer äußern Reizen eine leidliche Bildung beſaß und ihm an Rang ebenbürtig war, theils weil ſie ihn beſſer als ihre Vorgängerinnen zu nehmen wußte. Wirkliche Hochachtung aber empfand er vor ihr nicht.

So wenig erhebend das Leben Byrons im allgemeinen iſt, ſo war ihm doch ein verſöhnender Abſchluß beſchieden. Mit ariſtokratiſcher Geſinnung verband ſich in ihm glühende Begeiſterung für die Sache der Freiheit, der er alles zu opfern bereit war. Er glaubte an die Kraft der Völker, die damals noch unter Knechtſchaft ſchmachteten und die ſeitdem durch Selbſtbefreiung ſeinem Glauben Ehre gemacht haben. In Italien hatte er ſich in die Verſchwörungen der Carbonari eingelaſſen auf die Gefahr hin, deren Schickſal zu theilen. Er beſchloß nun am Befreiungskampfe der Griechen thätigen Antheil zu nehmen. Man hat vermuthet, er habe ſich dort einen Thron erkämpfen wollen. Daß ein Gaukelbild des Königthums ſeiner Phantaſie vorgeſchwebt habe, iſt immerhin möglich; aber Nöthigung zu dieſer Annahme iſt nicht vorhanden. Seine Tage waren jedoch ſchon gezählt, als er nach Griechenland aufbrach; er hätte nicht viele Jahre mehr leben können, auch wenn ihn nicht in Miſſo-

lunghi ein Fieber am 18. April 1824 im Alter von 36 Jahren hinweggerafft hätte, ohne daß er die Krönung des Werkes, dem er ſich gewidmet, die Freiheit Griechenlands, erlebte. Einer Beerdigung in der Weſtminſter-Abtei hielt man ihn nicht für würdig; ſein Staub ruht auf dem Kirchhof von Hucknall in der Nähe von Newſtead.

Byrons Biographie muß uns unbefriedigt laſſen, nicht nur weil er eigentlich ſein Lebensziel verfehlt hat, ſondern weil es ſeinem ganzen Weſen an harmoniſcher Durchbildung mangelt. Die Diſſonanzen ſeines Charakters müſſen wir ſchon deshalb näher betrachten, weil ſie ſich ſeinen Dichtungen mitgetheilt haben. Byron hatte die heiße und unbändige Leidenſchaftlichkeit ſeiner Mutter geerbt; aber, obgleich er nicht durch ſtrenge Zucht in der Jugend gewöhnt war, ſein Temperament zu mäßigen, kam es doch ſeltener zu gewaltſamen Ausbrüchen, als man erwarten ſollte. Die Zuchtloſigkeit trat dagegen beſonders in dem Unvermögen hervor, ſich etwas zu verſagen, zumal da er von den Frauen verhätſchelt war. Er wandte mit Recht auf ſich die Worte Ovids an, in denen derſelbe Medea ſich ſchildern läßt: video meliora proboque; deteriora sequor. Seine Haltloſigkeit zeigte ſich beſonders im häufigen Uebergang von himmelhohem Jauchzen zum Trübſinn bis zum Tode. Mannhaft und kühn, königlich durch den Schwung ſeines Geiſtes, vereinte er damit wieder eine weibliche Weichheit, und, augenblicklichen Eindrücken ſich hingebend, ſchwankte er ewig zwiſchen dieſen Extremen. Die Züge des Geſichts beſtätigen eine ſolche Verſchmelzung zwei verſchiedener Charaktere. Der obere Theil war männlich und gebieteriſch, die unteren Partien von einer weiblichen Anmuth mit ſchwellenden Formen.

Finlay, der Geſchichtſchreiber Griechenlands, beſtätigt aus perſönlicher Beobachtung Byrons launenhafte Wandelbarkeit und Beſtimmung durch Eindrücke des Augenblicks, ſein Schwanken

zwiſchen männlichem und weiblichem Weſen, alſo den Mangel eines feſten Haltes. Daher finden ſich in ihm Charakterzüge vereinigt, die ſich eigentlich auszuſchließen ſcheinen. Hochfahrender Stolz des Ariſtokraten war mit theilnehmender Hingebung an niedriger Stehende, Großartigkeit mit kleinlicher und engherziger Geſinnung, ja ſogar fürſtliche Freigebigkeit mit Anwandlungen von Knauſerei gepaart. Was Goethe bezeichnet als „Mitſinn jedem Herzensdrang“ kämpfte mit Menſchenhaß und Verachtung der ganzen Welt. Bald gab er ſich ganz hin, bald ließ er ungerechtfertigtes Mißtrauen in ſich aufkommen. Das Bedürfniß freier und offener Mittheilung beherrſchte ihn ſo ſehr, daß er darin oft kein Maß finden konnte, und dennoch mußte man wieder an ſeiner Aufrichtigkeit zweifeln. Weil bei ihm alles aus der wechſelnden Stimmung des Augenblicks hervorging, gehörte er zu den problematiſchen Naturen, die nicht nur anderen, ſondern ſich ſelbſt ein Räthſel ſind.

Vieles erklärt ſich aus krankhafter Eitelkeit, die ihn zu Myſtifikationen trieb, indem er ſich durch angebliche Entſittlichung intereſſant machen wollte, ſo wie ſie ihn auch veranlaßte zum Zweck der Entfettung und der Erhaltung ſeiner Schönheit unnatürlich zu faſten. War ſeine Geſundheit dadurch ſchon untergraben, ſo kamen geſchlechtliche Ausſchweifungen nebſt Genuß von Spirituoſen und von Laudanum noch hinzu, um ſeinen Körper zu zerrütten. Ganz abgeſehen von der in ſeiner Familie erblichen Hinneigung zum Wahnſinn müſſen wir ihn als krank betrachten; mindeſtens fehlte ihm die volle Geſundheit, die zum ruhigen Gebrauch der Kräfte befähigt.

Ein ſo geartetes Weſen konnte nicht glücklich ſein. Byron ſchwelgte abwechſelnd in der Erinnerung an die Vergangenheit, und gab ſich wieder Träumen der Zukunft hin; die Gegenwart bot ihm zwar den Taumel des Genuſſes, aber keine Befriedigung. Dazu kam eine Hinneigung zum Spleen, deren Maß ſich

freilich nicht bestimmen läßt, da er es liebte, mit seinem Weltschmerz zu kokettiren. Wir können auf den Dichter selbst die Worte im „Manfred" (III. 1) anwenden:

Zum edlen Wesen war der Mann bestimmt;
Er hat die Thatkraft, die in schönem Bau
Herrliche Stoff' und Theile wohl vereint,
Wenn weise sie gemengt sind. Wie er ist,
Entsetzt er als ein Chaos — Licht und Dunkel,
Geist, Staub, des Denkens Reinheit, Leidenschaft,
Sie mischen sich in Kämpfen ohne Ziel,
Schlummernd und unheilvoll — er geht zu Grunde.

Wenn wir Byron nun als Dichter zu würdigen versuchen, müssen wir von der Zwiespältigkeit seines Wesens, von den in seinem Geist vorhandenen Antithesen ausgehen (his spirit antithetically mixt). Nicht nur Ormuzd und Ahriman kämpften um seine Seele, sondern Phantasie und Reflexion machten den Dichter einander streitig. Daß Phantasie und Reflexion als zwei unvermittelte Seiten wie in einem Januskopfe nebeneinander standen, wird allgemein anerkannt; nur über die Tragweite des Denkens herrschen verschiedene Ansichten. Jedenfalls waren die beiden Elemente nicht so vereint, daß man sagen könnte:

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige spiegelt.

Die mit der Phantasie nicht harmonisch verschmolzene Reflexion verleitete Byron zur Rhetorik; aber gerade diese, wie schon gesagt ist, gewann ihm die meisten Bewunderer. Unfruchtbares Brüten führte zum Pessimismus, der echter Poesie gerade so gut widerstrebt als echter Philosophie. Ob es ihm mit seinem Pessimismus und Weltschmerz wirklich Ernst war, oder ob er nur das Interesse an seiner Dichtung dadurch steigern wollte, mag für die Beurtheilung derselben dahingestellt bleiben; jedenfalls tritt durch das Herauskehren einer solchen Weltanschauung ein unpoetisches Element ein. „Des Lebens Gifthauch,

Denkens Fluch“ war nicht nur, wie der Dichter will,* der Feind, der ihn ſtets verfolgte; ſondern wir können die Worte für den vorliegenden Fall wenden, der Gifthauch für ſeine Poeſie war der Fluch des Gedankens.

Welchen Rang werden wir hiernach Byron in der engliſchen Literatur anweiſen? Elze (S. 386) ſagt: „Die engliſche Literatur hat in den vier Hauptgattungen der Poeſie vier unerreichte Genien hervorgebracht: Shakeſpeare in der dramatiſchen, Milton in der reflektirenden, ſoweit dieſe als eine eigene Gattung angeſehen werden kann, Scott in der epiſchen und Byron in der lyriſchen — die Lyrik im weiteſten Sinne als ſubjektive Poeſie aufgefaßt.“ So ſehr es uns auffällt, daß Chaucer nicht erwähnt iſt, ſo wenig wir mit der Aufſtellung Miltons als Vertreter der reflektirenden Gattung der Poeſie oder damit einverſtanden ſind, daß Milton, Scott und Byron, wie es wenigſtens den Anſchein hat, mit Shakeſpeare auf eine Stufe erhoben werden, wollen wir den Kanon, ohne ihn anzunehmen, inſofern gelten laſſen, als er etwa den Vorſtellungen der meiſten allgemein Gebildeten in Deutſchland entſpricht. Er giebt uns außerdem Gelegenheit Byron als Verfaſſer von Gedichten erzählender Art durch eine Parallele mit den Epikern Milton und Scott zu charakteriſiren.

Es laſſen ſich kaum zwei ſchärfere Gegenſätze denken als Milton und Byron. Auf dieſen paßt der Vers im „Giaour“:

Es kocht ſein Blut gleich Lavafluth
In Aetnas Flammenbruſt;

jener iſt, um auch ſein eigenes Wort (P. L. XII. 193) zu gebrauchen,

ſtets kalt wie Eis,
Nach Thauwind nur gehärtet.

Milton's Poeſie erſcheint gleichſam als ein zu Eis erſtarrtes, eben ſo reines als gewaltiges Element, überwältigend durch die

* The blight of life, the demon thought. Ch. Har. I. v. 860.

Festigkeit seines Charakters, die er in den Rebellen Satan hineingelegt hat. Byron ist ohne festen Halt, ein Spielball des augenblicklichen Impulses, daher vor allem Dichter der Leidenschaft, wie er ja selbst das Wesen der Poesie in die Leidenschaft gesetzt hat. Milton hat eine klassische Ruhe, Byron ist durch und durch modern, auch in seiner Ruhelosigkeit. Jenen staunen wir mit kalter Bewunderung an; dieser reißt uns fort, bis wir uns kritisch dagegen auflehnen, fortgerissen zu werden. Wesentlich verschieden sind Milton und Byron zumal in der Komposition. Der strenge alte Dichter, geschult von den Griechen, die in sein eigenes Wesen übergegangen sind, aber auch mit Shakespeare vertraut, während Byron nur neuere Muster kannte, hat seine Fabel festgefugt wie ein architektonisches Kunstwerk aufgebaut und zugleich die Charaktere mit Folgerichtigkeit entwickelt. Byrons Charaktere sind nur schattenhaft angedeutet, und seine schwächste Seite ist die Komposition. „Childe Harold" sowohl als „Don Juan" sind disjecta membra poetae.

Scott hat den unverkennbaren Vortheil vor Byron voraus, daß er sich auf die eigentlich epische Kunst der schlichten Erzählung beschränkt, in der er als Muster gelten kann; aber im Vergleich mit seinem gewaltigeren Landsmann läßt er uns gleichfalls kalt, denn es fehlt ihm dessen großartiger Schwung. Er hat die Vergangenheit, welche der Erinnerung längst entrückt war, wieder zu beleben versucht; allein dies ist ihm nicht in vollem Maße geglückt, seine Stoffe bleiben uns fremd. Byron ist zwar viel zu stürmisch, um einfach zu erzählen; dafür aber besitzt er die Macht, das räumlich Ferne zum geistig Gegenwärtigen zu machen; er schildert es, als ständen wir mitten darin, weil er ja stets unter dem Einfluß des augenblicklich ihn überwältigenden Eindrucks dichtete. Scott weiß uns blos in Spannung zu erhalten; Byron haucht uns die Gluth seiner eigenen Empfindung ein, so daß die Menge der Leser in seinen Personen, wie unbestimmt

ſie auch gehalten ſind, vollſtändig aufgeht und ſich mit ihnen ems fühlt. Wie im Roman hat jener auch in ſeinen Epen auf Löſung von Problemen durch feinere pſychologiſche Zeichnung verzichtet; Byron, keineswegs Meiſter in der Charakterentwicklung, läßt uns in die Tiefen, ja in die Abgründe ſeiner eigenen Seele blicken. Darauf beruht zum Theil der Zauberbann ſeiner Dichtung; wenngleich für den Gebildeten das Dämoniſche in ewiger Wiederkehr ſich abnutzt und ſeine Gewalt einbüßt. Es kam dem Dichter der rohe Geſchmack des Volkes entgegen, das ſich den Knaben gleich als Lieblingshelden kühne Abenteurer und Verbrecher zu wählen pflegt; aber er ſelbſt hat durch Geſtalten wie ſeinen „Korſar“ dieſem bedenklichen Geſchmack Vorſchub geleiſtet und Nahrung gegeben. Er hat eine eigenthümliche Verirrung romantiſcher Modeſchwärmerei hervorgerufen, welche die Satire herausfordern mußte, zumal da ſich eine lächerlich ſich überbietende Nachäfferei des Dichters in ſeiner äußeren Erſcheinung anſchloß.

Sind ſchon die Charaktere in Byrons erzählenden Gedichten theils zu wenig durchgeführt, theils zugleich unnatürlich und monoton, ſo muß dieſer Fehler noch ungleich mehr in den Dramen hervortreten. Denn während dort der Glanz der Nebenpartien uns von den Charakteren abſehen läßt, ſind dieſe im Drama bis zu dem Grade Hauptſache, daß jeder mit ihnen nicht wirklich zuſammenhängende Schmuck nur ſtörend wirkt. Macaulay hat mit beſonderer Beziehung auf „Sardanapal“ darauf hingewieſen, daß wohl der Satiriker in Antitheſen ſeine Meiſterſchaft zeigt, daß aber der Dramatiker ſie zu einem einheitlichen und lebensfriſchen Bilde zu verſchmelzen berufen iſt. Byron verſtand dies ebenſowenig, als er die Antitheſen ſeines eigenen Weſens harmoniſch auszugleichen imſtande war. Wo Selbſtbeſpiegelung aufhörte, ging die Charakterzeichnung aus; er vermochte ſich nicht in den Geiſt Andrer hinein zu verſetzen und fremdes Weſen zu

ſchildern. Ebenſowenig beſaß er die Kunſt, die Handlung im Dialog weſentlich fortzuführen; es fehlten ihm alſo gerade die Haupterforderniſſe des Dramatikers. Abgeſehen von den Schilderungen finden ſich bewundernswerthe Einzelheiten, wie z. B. die Schlußſcene im „Manfred", in der ſein ſtolzer Trotz den Dämonen gegenüber auch bei der nahenden Vernichtung ungebeugt bleibt; aber im Großen und Ganzen ſind die Dramen verfehlt. Sie üben auch auf der Bühne keine Wirkung aus und gelangen daher nur ſelten zur Aufführung.

Sowohl durch den Schwung ſeines Geiſtes als durch die Gewalt der Stimmung war Byron zur Lyrik berufen. Alle Triumphe, die ſeine Muſe auf anderen Gebieten errungen hat, beruhen auf ſeiner Bedeutung als Lyriker oder gehören der Grenzſcheide an, welche die ſubjektivſte der Dichtungsgattungen den anderen ſtreitig macht. Und doch finden wir verhältnißmäßig nicht gerade viele lyriſche Gedichte, die allein ſchon ſeinen Namen unſterblich machen würden. Ich rechne zu denſelben nicht den „Traum", ſo allgemein derſelbe auch bewundert zu werden pflegt; denn die Erinnerungen der Vergangenheit ſcheinen mir darin zu künſtlich heraufbeſchworen. Am höchſten ſtelle ich die Gedichte, welche ſich dem einfachen Liederton nähern, wie z. B. die an Thyrza. Auch das bekannte Fare thee well will ich gelten laſſen, obgleich die Veröffentlichung nicht zu rechtfertigen war. Als eins der ſchönſten Lieder führe ich das der Medora im „Korſar" an:

In Seelentiefen hold Geheimniß lebt,
Einſam, das ſelten nur ans Licht ſich ringt,
Wenn ſich mein Herz, das dein' erwidernd, hebt,
Bis zitternd es dem Tone gleich verklingt.

Es brennt darin, wie in der Gruft ein Licht,
Ewig die ſchwache Flamme ungeſehn;
In der Verzweiflung Nacht erliſcht ſie nicht,
Ob matt ihr Strahl und leicht ſcheint zu verwehn.

Geh' nicht an meinem Grab vorbei; mein Herz,
Das dich geliebt, mein Leib, sie ruhen hier;
Ich trotzte jedem, nur nicht einem Schmerz,
Fänd' ich im Tod Vergessenheit bei dir.

Gehör für letztes Wort ist mein Begehr —
Gram um den Tod erlaubt die Tugend schon —
Um eine Thräne bitt' ich, bat nie mehr,
So vieler Liebe letzten, einz'gen Lohn.

Anklang haben von jeher besonders die hebräischen Melodien gefunden, weil sie zu Byrons einfachsten Dichtungen gehören. Der Anschluß an die Bibel hat zu einem Maßhalten in der Anwendung der poetischen Mittel geführt, das im Vergleich mit dem sonst alle Schranken durchbrechenden Sturm der Phantasie einen wohlthätigen Eindruck macht. Wir können diese halb epischen, halb lyrischen Gedichte freilich nicht Götheschen, Schillerschen oder Uhlandschen Balladen als völlig ebenbürtig zur Seite stellen, da sie weniger durch die waltende Macht der Idee, als durch malerische Schilderung wirken. Die bekanntesten derselben sind wohl die beiden folgenden:

Das Gesicht Belsazars.

Der König thront im Saale,
Satrapen um ihn her;
Das Fest im Kerzenstrahle
Ist wie von Licht ein Meer.
Viel güldne Schalen blinken,
Jehovahs Tempelgut;
Gottlose Heiden trinken
Daraus der Rebe Blut.

Gäste zur Stunde sehen
Die Finger einer Hand
An weißer Wand hingehen,
Sie schreiben wie in Sand.
Die Züge, hingeschrieben
Von einer Menschenhand,
Sind deutlich stehn geblieben,
Durch Zauber festgebannt.

Der Fürſt ſieht's, und gewichen
Iſt von ihm alle Luſt,
Sein Antlitz iſt erblichen,
Der Laut ſtockt in der Bruſt.
„Schickt hin zu weiſen Leuten,
Den kundigſten der Welt,
Daß ſie den Bannſpruch deuten,
Der mich in Angſt erhält!“

Wohl kundig ſind Chaldäer,
Hier gilt nichts ihr Verſtand;
Keiner verſteht der Seher
Die Schreckensſchrift der Wand.
Die Babylon'ſchen Greiſe
Sind klug und ſtehn in Gunſt;
Doch hier ſind ſie nicht weiſe,
Nichts hilft hier ihre Kunſt.

Ein Fremdling war gefangen
Im Land, ein junger Mann;
Der iſt ins Schloß gegangen,
Die Schrift er deuten kann
Die Kerzen ſchienen helle,
Der Spruch vor Augen ſtand;
Er las ihn auf der Stelle,
Die Wahrheit ſich erfand.

Belſazars Grab iſt offen,
Sein harrt ein ſtreng Gericht;
Nicht darf er Rettung hoffen,
Zu leicht iſt ſein Gewicht.
Ein Grabtuch ſoll ihn ſchmücken,
Stein wird ſein Baldachin;
Ans Thor ſchon Meder rücken,
Perſer entthronen ihn.

Der Untergang Sanheribs.

Der Aſſyrer fiel ein wie der Wolf in den Stall,
Goldprunkend und purpurn die Schaaren all',
Und das Blitzen der Speere glich Sternenpracht
In dem blauen Gewoge der See bei Nacht.

Wie die Blätter des Waldes im Sommergrün
Sah die ſinkende Sonne das Heer noch ſo kühn;
Wie die Blätter des Waldes nach Herbſtes Gewalt
Sah der Morgen das Heer ſchon verwettert und kalt.

Denn der Engel des Todes, den Sturmwind trug,
Haucht' ins Antlitz dem Feind im Vorüberflug,
Und das Auge der Schläfer ward ſtarr und ſchwer,
Ihr Herz hob ſich einmal und dann nicht mehr.

Und das Roß lag, die Nüſtern geöffnet weit,
Doch nicht von dem Odem ſtolz ſchnaubend im Streit,
Und der Schaum auf dem Raſen lag weiß wie der Giſcht
Und kalt, wenn die Brandung den Felſen umziſcht.

Und der Reiter lag da, ganz verzerrt und fahl
Mit dem Thau auf der Stirn und dem Roſt auf dem Stahl;
Still waren die Zelte, nicht bannerumwallt,
Die Speer' ungeſchwungen, Trompeten verhallt.

Laut klagten die Wittwen Aſſurs und wild,
Und im Tempel des Baal lag zertrümmert das Bild,
Und der Heiden Gewalt, nicht vom Schwerte gefällt,
Schmolz wie Schnee vor dem Blicke des Herrn der Welt.

Aus allem Bisherigen dürfte ſich ergeben, daß wir uns Byron gegenüber in einem eigenen Falle befinden. Wir müſſen die Genialität des Dichters unbedingt anerkennen, können uns aber auf kein größeres Werk im Ganzen, ſondern nur auf einzelne Theile ſeiner umfaſſenden Kompoſitionen berufen; indem es ihm nur in kleineren Gedichten gelungen iſt, etwas wirklich Abgerundetes und Vollendetes zu ſchaffen. Wir werden alſo, da wir die Anlage der längeren Dichtungen preisgeben müſſen, veranlaßt, genauer auf die Form im einzelnen zu achten und uns die Frage vorzulegen, ob der poetiſche Stil wirklich muſtergültig ſei. Hierbei müſſen wir einen Unterſchied machen zwiſchen der poetiſchen Sprache an ſich und der Verwendung derſelben zu größeren Gruppen. Byron iſt ein bedeutender Stiliſt; Macaulay, in dieſem Punkte der berufenſte Kritiker, zählt die Briefe des

Dichters zu den beſten überhaupt in der engliſchen Sprache abgefaßten und ſetzt hinzu, falls der Stil auf Kunſt beruhen ſollte, ſei es ein Beiſpiel der Kunſt, die nicht von der Natur zu unterſcheiden ſei. Byrons Poeſie vor allem bekundet eine Herrſchaft über die Sprache, wie ſie nur wenigen Dichtern zu Gebote geſtanden hat. Die Gewalt des Ausdrucks entſpricht dem Schwung des Gedankens; dabei iſt derſelbe eigenartig und treffend. Allein das herrliche Material wird oft falſch verwandt. Nehmen wir ein paar Beiſpiele. Indem der Dichter mit aller Gewalt der Rhetorik Rom anruft (Childe Har. IV., V. 694 ff.), bezeichnet er die Stadt mit den Worten:

Die Niobe der Völker ſteht gebannt,
Kindlos, kranzlos, der Stimm' im Weh beraubt.

Das Bild iſt unvergleichlich ſchön; leider wird es zerſtört durch den Zuſatz

Die leere Urn' in ihrer welken Hand,
Die heil'ge Aſch' iſt längſt daraus verſtaubt.

An einer anderen Stelle (Ch. Har. III., 280 ff.) heißt es:

Sie trauern, lächeln endlich, doch ſie trauern;
Es dorrt der Baum ſchon Jahre vor dem Fall,
Wenn Zinnen längſt gebrochen, ſtehn die Mauern,
Auch ſinkt des Daches Balken in die Hall'
Und modert maſſig, durch den Wogenſchwall
Treibt Schiffsrumpf, ob zerſplittert Maſt und Bord,
Das Gitter überlebt Gefangene all',
Der Tag ſchleicht hin, wenn Stürme dräu'n vom Nord;
Ob ſo das Herz gleich bricht, gebrochen lebt es fort.

In dieſer Strophe war die Kette nicht ganz zuſammenſtimmender Bilder unnöthig. Nun aber vergleicht der Dichter das Brechen des Herzens mit dem Zerbrechen und Zerſplittern eines Spiegels, indem ja to break beide ſo weſentlich verſchiedene Bedeutungen vereinigt. Schief ſind daher die oft zitirten Worte, die ſich anſchließen:

Wie ein zerbrochner Spiegel, deſſen Kraft
Mit jedem neuen Bruchſtück ſich vermehrt
Und tauſend Bilder aus demſelben ſchafft,
So daß das eine Bild ſtets wiederkehrt;
So lebt das Herz, das nimmermehr vergißt,
Zerſchmettert weiter, aber ſtill und kalt,
Blutlos, ſchlaflos ſchmerzt es zu jeder Friſt
Und welkt, bis rings der ganze Körper alt;
Unſagbar Leid läßt ihm noch ferner die Geſtalt.

Wenn uns aber auch nicht alle Bilder des Dichters richtig durchgeführt ſcheinen, ſo ſoll doch nicht geleugnet werden, daß die meiſten derſelben bedeutſam ſind und daher auch wirken. Ein moderner Zug, von dem ſich verhältnißmäßig wenige Beiſpiele in der weſentlich plaſtiſchen, nicht gleich der Muſik Gefühle anregenden Bilderſprache des klaſſiſchen Alterthums finden, beſteht darin, daß der Dichter, ſtatt dem Geiſtigen durch Vergleich mit ſinnlichen Dingen „Namen und feſten Wohnſitz zu geben", was er ja gleich Anderen ſonſt auch zu thun pflegt, mit Vorliebe das rein Natürliche vergeiſtigt. Als Beiſpiel führe ich den Vergleich der eine Waſſerfläche beherrſchenden Stille mit der äußeren Ruhe verhaltenen Grolls an. (Ch. H. IV., 1549 ff:)

Sieh Nemi, tief verſteckt im Hügelwald,
So tief, daß Sturm, der Eichen niederſchlägt
Und aus den Wurzeln reißt, der mit Gewalt
Das Weltmeer aus den alten Grenzen fegt,
Daß Schaum zum Himmel ſpritzt, dort eingehegt
Ungern den Spiegelſee ſchont, der ſtill blinkt;
Gleich dem verhaltnen Groll bleibt unbewegt
Die kalte Fläch', in die kein Ausdruck dringt,
Die gleich der Schlang' im Schlaf ſich rund mit ſich verſchlingt.

Bezeichnend iſt es, daß Byron für den ſtillen Frieden der engliſchen Landſchaft, die das Gemüth ſo ſehr anſpricht, keinen rechten Sinn hat, vielmehr von der Großartigkeit der Natur in den Alpen oder von der Pracht des Südens gewaltig angeregt ſein will. Sagt er doch (Ch. H. II., 325 ff.):

Der Mutter holdeſte biſt du, Natur,
Du wechſelſt ſtets, doch bleibt dein Antlitz mild;
Es beut mir Sättigung dein Buſen nur,
Dem Stiefkind unentwöhnt und ungeſtillt.
Du biſt am ſchönſten, wenn dein Ausdruck wild
Auf rauhen Pfaden aufregt unſer Blut.
Mir lächelte bei Tag und Nacht dein Bild;
Dich zwar belauſchend, wo's kein Andrer thut,
Sucht' ich dich mehr und mehr, verliebt in deine Wuth.

In der Naturmalerei gilt Byron allgemein als Meiſter. Man pflegt ſeine Stimmungsbilder, wie ſie bezeichnet worden ſind, ſo ſehr als das Glänzendſte in ſeiner ganzen Phantaſie anzuſehen, daß ein Engländer hat ſagen können: „Was würde dieſer Dichter ohne ſeine Schilderungen ſein?“ Ja, Byron hat im „Don Juan“ die Schilderung für ſeine eigentliche Stärke erklärt. Aber ſollten nicht vielleicht auch die eigentlichen Glanzpunkte ſeiner Werke anzufechten ſein? Sehen wir uns zwei vorzugsweiſe berühmte Stellen genauer darauf an. Die erſte derſelben findet ſich im Giaour I., 68 ff.

Wer hingebeugt den Blick gewandt
Auf Tod, eh' noch der Tag entſchwand,
Der erſte dunkle Tag des Nichts,
Der letzte qualvollen Verzichts,
Eh' Finger des Verfalles eilend
Schönheit getilgt auf Formen weilend;
Wer Engelsangeſicht erblickt,
Im Frieden wonniglich beglückt,
Die Wange matt zugleich und hart,
Die holde Anmuth halb erſtarrt;
Wär's Auge trübe nicht verhüllt,
Aus dem nicht Troſt ſtrahlt, Thräne quillt;
Wär' nicht die Stirn kalt, wandellos,
Von der ein Bann den, der im Schmerz
Sich naht, durchſchauert bis ins Herz,
Als würd' ihm ſelbſt zu theil das Loos,
Vor dem er bangt, das Strafgericht:
Ja wäre dieſer Ausdruck nicht;

Für einer Trugfriſt kurzen Spann
Deucht' uns faſt machtlos der Tyrann.
So ſanft verſiegelt, ſchön und mild
Iſt letzter Blick, den Tod enthüllt! —
Den Eindruck macht hier dieſer Strand,
Das Land iſt's, doch nicht Griechenland!
So kalt und ſüß, ſchön, doch entſeelt;
Wir ſchaudern, da die Seele fehlt.
Noch Lieblichkeit den Tod umzieht,
Die nicht ganz flieht, wenn Athem flieht,
Der Schönheit trügeriſches Spiel
Mit Lebensblüte bis an's Ziel,
Schwindenden Ausdrucks letzter Strahl,
Ein goldener Schein umſchwebend Todtenmal,
Ein Strahl des Abſchieds aus dem Erdenthal!
Ein Funke, der vielleicht vom Himmel ſtammt
Doch wärmend nimmer lieben Thon durchflammt.

Schön iſt die Schilderung allerdings, aber zu ſehr ausgeſponnen, zu langathmig; es fehlt die maßvolle Sparſamkeit eines wirklich klaſſiſchen Stils, und insbeſondere die Häufung der Vergleiche in den Schlußworten bringt eine ſtörende Breite hervor. Byron keltert nur ſelten den edlen Ausbruch der Traube, oft preßt er die Treber aus und verdirbt das köſtliche Getränk. Die weitſchichtige Anlage der Byronſchen Schilderungen, die daraus hervorgeht, daß der Dichter es ſich nicht verſagen kann, ſtets neue Blicke zu eröffnen, auch wenn die Ueberſichtlichkeit des Ganzen dadurch verloren geht, ſteht in einem eigenthümlichen Kontraſt mit dem Stil in den einzelnen Theilen. Dieſer iſt verhältnißmäßig knapp und würde an Bündigkeit nichts zu wünſchen übrig laſſen, wenn man nicht oft grübeln müßte, um dieſen oder jenen Satz zu verſtehen. Das Ganze aber macht nicht ſelten den Eindruck der Ueberladung.

Das zweite Beiſpiel wählen wir aus dem „Korſar"; es bildet den Anfang des dritten Geſangs.

Sanft ſinkt, noch ſchöner, eh' ihr Lauf vollbracht,
Am Kamm Morea's Abendſonn' in Nacht.
In Nordens trübem Glanz erſcheint ſie nicht,
Nein wolkenlos, weit flammt lebend'ges Licht;
Sie wirft den Strahl, und es verſtummt die Fluth,
Vergoldet zittert grüne Well' in Gluth.
Der Wonnegott hat Scheidegruß entſandt
Aeginas altem Fels und Hydras Strand,
Weilt lächelnd noch an ſeinem Uferhang,
Obgleich ſein Altar längſt in Trümmer ſank.
Der Berge Schatten küßt in ſchneller Flucht
Glorreiches Salamis, noch deine Bucht;
Die blauen Bogen bilden weiten Kranz,
Tief röthend in dem mildern Sonnenglanz,
Und Helle, die an ihrem Saum ſich dehnt,
Dem Himmelslichte zarten Ton entlehnt,
Bis in den Schatten, der den Schlaf ihr bringt,
Die Sonne hinter Delphi's Klippen ſinkt.

An ſolchem Abend traf ihr bleichſter Strahl,
Athen, einſt deines Weiſen Todesqual;
Wie blickten deine beſten Söhne auf
Zum Himmel, fürchtend ihren kurzen Lauf!
Noch nicht! Noch nicht! Noch ſteht die Sonne hoch,
Des Scheidens theure Stunde zögert noch;
Doch nicht erquickt ein weinend Aug' ihr Licht,
Selbſt Berges reine Farben dauern nicht;
Sie wirft aufs ſchöne Land tiefdunkeln Flor,
Das Land, dem Phöbus nie gegrollt zuvor.
Eh' hinter dem Cithäron ſie verſank,
War ſchon geleert der unheilvolle Trank,
Der Geiſt des todesmuth'gen Mann's entſchwebt,
Der lebt' und ſtarb, wie keiner ſtirbt und lebt.

Doch ſieh! Schon breitet Königin der Nacht
Hoch vom Hymettus bis ins Thal die Macht.
Nicht Dunſt, des Sturmes Herold, trüb' und kalt
Hüllt ſchönes Antlitz, blühende Geſtalt;
Sie grüßt der weißen Säule Glanzgeſtein
Mit Kranzgeſims, umſpielt vom Mondenſchein;
Von Strahlen, die hinzittern, rings umkränzt,
Ihr Sinnbild über Minaretten glänzt;

Dunkler Olivenhain, der weithin ſprießt.
Wo der Cephiß ſanft ſeine Fluthen gießt,
Cypreſſ' an der Moſchee im Trauerkleid
Und am Kiosk der Thürmchen Helligkeit.
Einſame Palm', in heil'ger Stille ſtumm
Bei Theſeus' altehrwürd'gem Heiligthum;
Dies alles feſſelt durch der Farben Pracht —
Stumpf iſt der Menſch, den kalt läßt ſolche Nacht.

Nicht toſt jetzt weithin Aegeus' Meer, vom Streit
Der Element' hat's ſeinen Schoß befreit,
Schon lächeln ſeine Wellen wieder hold
Und breiten Schmuck vom Saphir aus und Gold;
Nur ferner Inſeln Schatten trübt dies Bild
Dräuend, da friedlich blickt die See und mild.

Dieſe Schilderung zeichnet ſich durch Bewegung aus, indem erſt die Sonne ſinkt, dann die Nacht anbricht. Die dazwiſchen eingelegte Strophe aber iſt zu rhetoriſch, und die den Schluß bildende Aufzählung der ſo maleriſch hervorgehobenen ſchönen Einzelheiten, die wir auf einem Gemälde einer attiſchen Mondnacht mit einem Blick überſchauen und empfinden würden, dieſe Aufzählung nach einander kann vor Leſſings Laokoon nicht beſtehen. Die Schilderung hat übrigens keinen Zuſammenhang mit dem Folgenden; ſie war urſprünglich für den „Fluch der Minerva" geſchrieben, wurde vom Dichter daraus entnommen und im „Korſar" eingeſchaltet. Davon muß man ſagen:

Purpureus, late qui splendeat, unus et alter
Assuitur pannus.

Als Byron auftrat, fand eine ſo chaotiſche Gährung auf allen Gebieten des Lebens mit Einſchluß der Literatur ſtatt, daß das Kunſtideal den Blicken ſchwand, daß Rhetorik mehr wirkte als keuſche Zurückhaltung der Poeſie. Byron gewann rauſchenden Beifall, weil viele Stellen ſeiner Dichtungen nach Goethes Ausdruck verhaltene Parlamentsreden waren. Seine Bedeutung für die

engliſche Literatur beruht hauptſächlich darauf, daß er die Romantik repräſentirt. Daher hat er auch auf weitere Kreiſe außerhalb ſeiner Heimath Einfluß geübt, der bei den romaniſchen Völkern am beſtimmteſten hervortritt. Aber das rein äſthetiſche Urtheil weicht von der hiſtoriſchen Würdigung ab. Es liegt in Byron etwas Vulkaniſches; er iſt eine gewaltige Natur, die uns zur Bewunderung hinreißt. Wir können ihn den Mirabeau der Dichtung nennen, großartig durch ſeinen Schwung und ſeine Leidenſchaft, aber nicht rein in ſeinen poetiſchen Motiven. Darum kann er nicht als Dichter höchſten Ranges gelten.

(94) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Goethe — und noch immer kein Ende!

Kritiſche Würdigung der Lehre Goethes von der Metamorphoſe der Pflanzen.

Von

Dr. Karl Friedr. Jordan.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei (vorm. J. F. Richter).
1888.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten Goethes werden — von der Farbenlehre abgeſehen, gegen die ſich die Gelehrten ziemlich einſtimmig erklärt haben — in unſerer Zeit überwiegend günſtig beurtheilt. Beſonders Häckel verſucht es,[1] Goethe ſo hinzuſtellen, als hätte er den großen Gedanken der Descendenztheorie ſchon voll erfaßt. Des Dichters oſteologiſche und botaniſche Leiſtungen werden von ihm und anderen faſt ausnahmslos gefeiert. Stimmen, wie die des Botanikers Sachs[2] und die des Berliner Phyſiologen Du Bois-Reymond, der in ſeiner Schrift „Goethe und kein Ende“ die Aeußerung thut: „Die Wiſſenſchaft wäre auch ohne Goethes Betheiligung heute ſo weit, wie ſie iſt“,[3] bleiben vereinzelt.

Haben dieſe von hervorragenden und philoſophiſch gebildeten Forſchern ausgehenden Stimmen ganz und gar unrecht? iſt es nur der beſchränkte Geiſt der Schulgelehrten, der in ihnen dem Genius, deſſen Fluge er nicht zu folgen vermag, in neidiſcher Abſicht etwas am Zeuge flicken möchte? — Oder vielleicht doch nicht?

Abgeſehen von ſolchen Ausſprüchen wie dem eben angeführten von Du Bois-Reymond, die wegen ihrer weitgehenden Allgemeinheit auf ſchwankem Grunde ſtehen und zudem mehr hingeworfene Schlagworte ſind, ſcheint es von vornherein nicht unannehmbar, daß der Tadel Goetheſcher Leiſtungen wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade gerecht ſein möchte, da

auch der vollkommenste Mensch schließlich immer nur Mensch ist und als solcher seine Fehler hat. Will man freilich ein bestimmtes bündiges Urtheil über den Werth der naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes fällen, so muß man dieselben im Besonderen einer eingehenden Kritik unterziehen.

Daß aber — wie es scheint — Publikum und Gelehrte von vornherein etwas Richtiges und Großes in den wissenschaftlichen Erzeugnissen des Goetheschen Geistes finden möchten, ist sehr verständlich. Goethe ist ja unter unseren Dichtern mit Recht als „der Einzige" zu bezeichnen. Aus dem, was er geschaffen, sprudelt uns ein ursprünglicher Quell echt dichterischen Empfindens und Könnens entgegen. Es spricht zu uns nicht blos eine edle Form, ein hoher Geist, sondern auch eine naive, aber tiefe und reine Seele. Man muß — sofern man selbst tiefer und reiner Empfindungen fähig ist — solch ein Wesen in sein Herz schließen, muß es von dieser Seite her lieb gewinnen. Und daß man nun leicht geneigt ist, auch die Schwächen desselben sich gefallen zu lassen, ja sogar in ihnen etwas Gutes zu finden, daß man sich mit allen Mitteln dagegen zu wehren sucht, wenn dem Liebling Unvollkommenheiten und Falschheiten nachgewiesen werden sollen — das liegt in der menschlichen Natur begründet. Und doch muß ein logischer Geist, dem die Sache über die Person geht, es wagen, auch an dem vergötterten Liebling Kritik zu üben. Die wahren Leistungen desselben werden damit nicht angetastet, und seine Schwächen sind — sofern ihm welche nachgewiesen werden — auch ohne die Kritik vorhanden. Daß er sie aber hat und daß sie erkannt werden, entwürdigt ihn nicht, denn es kommt nicht vor und ist unmöglich, daß ein Mensch auf allen Seiten seines Wesens eine über das Durchschnittliche weit hinausgehende Entwickelung besitzt, daß er ein Universalgenie ist, weil eine vorzügliche Beanlagung ein mehr oder minder einseitig ausgebildetes (geistiges) Naturell

voraussetzt; die Natur hat dem menschlichen Wesen eine gewisse hervorragende Richtung gegeben, und nur im Sinne dieser konnte eine hochentwickelte Anlage vorhanden sein. Bedeutende Denker z. B. waren niemals zugleich auch bedeutende Dichter und Musiker und Erfinder. Wie sollte darum nicht auch Goethe — als hervorragender Dichter — auf wissenschaftlichem Gebiete bei all seinem Interesse für die Wissenschaft doch von ungleich geringerer Bedeutung sein können? — Es sind eben ganz verschiedenartige Gaben, welche der Dichter und welche der Denker nöthig hat.

Ohne indessen auf die Frage nach Goethes Bedeutung für die Wissenschaft im allgemeinen hier weiter und gründlicher einzugehen, wollen wir uns im Folgenden mit einer besonderen naturwissenschaftlichen Arbeit des Dichters beschäftigen, die noch immer verhältnißmäßig wenig kritisch besprochen worden ist und über die nach meiner Meinung noch immer nicht das rechte, tief begründete Urtheil abgegeben wurde. Ich meine Goethes „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären“[4] oder — wie man kurz sagt und schreibt: seine „Lehre von der Metamorphose der Pflanzen“.

Was zunächst gleich den Titel der Abhandlung betrifft, so ist die letztere Form desselben, wie sie sich wohl in allen Goethe-Ausgaben findet, die treffendere, denn den weitaus größten Raum der Arbeit nimmt nicht die Erklärung der Metamorphose ein, sondern eine Auseinandersetzung darüber, daß man überhaupt von einer solchen sprechen kann, daß also alle die als Blätter im weiteren Sinne bezeichneten Glieder der Pflanze im Grunde als ein und dasselbe, nur mannigfach veränderte Organ zu betrachten sind. Schon bei dem Titel begegnet es uns somit, daß er uns in seiner ursprünglichen Gestalt etwas anderes in der Arbeit vermuthen läßt, als was wir hauptsächlich finden; indessen würde dies nicht von Belang sein, und ich würde diesen

Umſtand auch nicht betont haben, wenn ich nicht vermuthete, daß Goethe mit ſeinem Worte „Erklären“ gar nicht den ſtrengen Begriff des wiſſenſchaftlichen Erklärens verbunden hat, ſondern damit eben die Erörterung gemeint hat, welche zeigt, daß gewiſſe Verhältniſſe bei den Pflanzen als eine ſolche Metamorphoſe aufzufaſſen ſind.[5]

Es wird uns noch mehrmals begegnen, daß Goethe mit ſeinen Worten wahrſcheinlich nicht dasjenige gemeint hat, was man ſtreng genommen unter ihnen verſtehen müßte, oder daß er Gedanken, die man aus ihnen herausleſen zu müſſen glaubt, wohl ſicher nicht gehabt hat. Die Ausdrucksweiſe Goethes iſt eigenthümlicher Art; wenig ſcharf und beſtimmt — und damit den Anforderungen, die man an wiſſenſchaftliche Erörterungen zu ſtellen hat, nicht genügend —, iſt ſie gleichwohl von einer Unmittelbarkeit und plaſtiſchen Form, daß man das Geſagte direkt anzuſchauen und zu verſtehen vermeint. — Sie beſitzt Anſchaulichkeit, aber nicht in ebendemſelben Maße Verſtandesſchärfe. — Goethes Feder wurde mehr von der Phantaſie geführt als vom logiſchen Denken. Und war auch immer ſeine Phantaſie eine reine, naive, ſo konnte ſie trotzdem Gebilde erzeugen und mit ihnen operieren, die ſich — wenn man mit kritiſchem Denken an ſie herantritt — als gehaltlos erweiſen.

Die erſte Frage, welche wir zu ſtellen haben, iſt die: Was verſteht man unter der „Metamorphoſe der Pflanzen“? — Wenden wir uns mit dieſer Frage an Goethe, ſo erhalten wir eine Antwort, durch die wir peinlich berührt werden müſſen. Wir nehmen wiederum an der Ausdrucksweiſe Anſtoß. Der Satz: „Man hat die Wirkung, wodurch ein und dasſelbe Organ ſich uns mannigfaltig verändert ſehen läßt, die Metamorphoſe der Pflanzen genannt“,[6] iſt kurz und bündig; er enthält auch dasjenige, was weſentlich zum Begriff der Metamorphoſe

gehört (die Veränderung eines und desſelben Organs); und doch — was iſt die Metamorphoſe? Iſt ſie die Urſache der Veränderung? Iſt ſie dieſe ſelbſt, alſo der Vorgang? Oder iſt ſie das Ergebniß, der fertige Zuſtand, den uns die Pflanzenglieder infolge der Veränderung darbieten? — Goethe ſagt: „Die Wirkung hat man die Metamorphoſe der Pflanzen genannt.“ Schön! Das wäre alſo der Zuſtand nach der Veränderung, aber als ein Zuſtand, der durch die Veränderung desſelben Organs in verſchiedenartige Geſtaltungen bewirkt iſt. — Doch was heißt es nun, wenn Goethe ſagt: „Die Wirkung, wodurch ein und dasſelbe Organ ſich uns verändert ſehen läßt“, d. h. wodurch es verändert erſcheint? — Nimmt man hierzu den Satz:[7] „Die fortſchreitende Metamorphoſe iſt es, welche ſich von den erſten Samenblättern bis zur letzten Ausbildung der Frucht immer ſtufenweiſe wirkſam bemerken läßt und durch Umwandlung einer Geſtalt in die andere, gleichſam auf einer geiſtigen Leiter, zu jenem Gipfel der Natur, der Fortpflanzung durch zwei Geſchlechter, hinaufſteigt“, ſo möchte es faſt ſcheinen, als habe Goethe mit jener „Wirkung“ ein Wirkſames gemeint und als faſſe er die Metamorphoſe als die Urſache der Veränderung oder Umwandlung der Organe auf. Wenigſtens kann in dem letzteren Satze die Metamorphoſe als „wirkſam“ und „durch Umwandlung hinaufſteigend“ nicht wohl ein Ergebniß, eine Wirkung ſein, könnte höchſtens den Vorgang, die Veränderung ſelbſt vorſtellen.

Zieht man ſchließlich das Wort Metamorphoſe an ſich in Betracht, ſo würde es ebenfalls die Umbildung ſelber, den Vorgang der Veränderung bezeichnen.

Es kommt im Grunde genommen nicht darauf an, ob Goethe unter dem Worte Metamorphoſe die Umbildung ſelbſt oder ihre Urſache oder ihre Folge verſtanden hat; die Fragen, um die es ſich bei der ganzen Sache handelt: ob eine Ver-

änderung desſelben Organs in verſchiedene Geſtalten thatſächlich beſteht, und: wie eine ſolche zu erklären iſt, werden dadurch nicht berührt. Aber es zeigt die nähere Zergliederung der Goetheſchen Darlegung, daß dieſelbe nicht einfach beſtimmt und klar iſt, ſondern wie man — wenigſtens häufig — ſuchen, vergleichen, betrachten, überlegen muß, um überhaupt zu erkennen, was Goethe mit ſeinen Worten gemeint habe.

Man wird den angeführten Auslaſſungen Goethes annähernd gerecht, wenn man annimmt, daß er als Metamorphoſe weſentlich bezeichnen wollte: den Vorgang („Wirkung", dieſes Wort alſo nicht als das von einer Urſache Hervorgebrachte, ſondern gleichbedeutend mit „wirkend", geſchehend aufzufaſſen), am Ende und infolge deſſen („wodurch") dasſelbe Organ mannigfach verändert erſcheint. Hiermit würde dem Satze im § 6 Genüge geſchehen, und das Eigenthümliche in der Ausdrucksweiſe des § 4 wäre die Setzung des Wortes „Wirkung" für Vorgang.

Mit dieſer Erklärung, wonach alſo — einfach geſprochen — Metamorphoſe gleich Umbildung wäre, könnten wir uns zufrieden geben; doch glaube ich, daß damit noch nicht völlig dasjenige getroffen iſt, was Goethe bei dem Worte Metamorphoſe vorſchwebte. Ich will dies noch genauer darzulegen verſuchen, weil auf dieſe Weiſe am beſten die Eigenart Goethes mit ihrem angedeuteten wiſſenſchaftlichen Mangel zu Tage treten wird.

Von einem thatſächlichen Vorgang der Veränderung der Organe iſt an der Pflanze nichts zu bemerken; nur ein Ergebniß, eine Wirkung ſehen wir. Dies mag auch Goethe gefühlt haben; und darum hat er wohl — indem er mehr auf das Fertige als auf die nur hypothetiſch (oder etwa ideell) vorhandene Veränderung hinblickte — von einer Wirkung geſprochen. Weiter aber kann von einem materiellen Vorgang nicht geſagt werden: „er ſteigt wie auf einer geiſtigen Leiter zu dem Gipfel

der Natur hinauf". Und hier — meine ich — ist Goethe die Metamorphose wie eine Tendenz oder ein Prinzip erschienen (vergleichbar der in den Pflanzen wirksam sein sollenden Spiraltendenz, die auch bei Goethe spukt); so daß wir in dem Wort Metamorphose eigentlich alles beisammen haben: die wirksame Tendenz (Ursache), den Vorgang und das Ergebniß (Wirkung) der Veränderung. Hiernach wäre denn von einem bestimmten, mehr oder minder scharfen Begriff der Metamorphose bei Goethe gar nicht die Rede, sondern bei dem Worte Metamorphose schwebt ihm allerlei vor: die Idee, daß die verschiedenen Organe im Grunde dasselbe nur mannigfach veränderte Organ seien, die Veränderung selbst und eine sie bewirkende Tendenz — und zur Bezeichnung des Inhalts dieser seiner Phatasiebilder im allgemeinen dient ihm das Wort Metamorphose.

Wenngleich ich persönlich die vorangehende Auseinandersetzung für zutreffend halte, so will ich ihre Richtigkeit doch nicht streng objektiv behaupten, weil — trotzdem die angeführten Anhaltspunkte und Goethes ganzes Wesen, wie ich es verstehe, dafür sprechen — ein Irrthum doch nicht ausgeschlossen ist, denn direkt ist das, was ich zuletzt ausführte, in Goethes Worten nicht enthalten. Andererseits ist aber auch das gewiß, daß die einfache und klare Auffassung der Goetheschen Definition, wie wir sie oben angenommen haben, ebenfalls nicht unmittelbar aus seiner Darstellung hervorgeht.

Wie wir bereits nebenher bemerkt haben, handelt es sich bei der näheren Betrachtung der Metamorphosenlehre um zwei Fragen: 1. Giebt es eine Metamorphose? d. h. sind die verschiedenen als „Blätter" bezeichneten Organe der höheren Pflanzen (denn wesentlich nur auf diese Organe erstreckt sich die Lehre) von den Keimblättern bis zu den Fruchtblättern als ursprünglich dasselbe Organ zu betrachten und ist eine Umbildung anzunehmen,

welche demſelben ſeine verſchiedenartige Geſtaltung verliehen hat? 2. Wie iſt dieſe Metamorphoſe (der Vorgang der Veränderung) zu erklären?

Goethe antwortet auf die erſte Frage damit, daß er drei Arten der Metamorphoſe annimmt: die regelmäßige oder fortſchreitende, die unregelmäßige oder rückſchreitende und die zufällige — von denen er aber hauptſächlich nur die erſtere im weiteren behandelt und die unregelmäßige oder rückſchreitende dann beſpricht, wenn er dadurch Gründe für ſeine Anſicht von der fortſchreitenden Metamorphoſe zu gewinnen glaubt, während die dritte Art gänzlich unerörtert bleibt.

Welche Thatſache wird nun bezeichnet oder welche Annahme wird gemacht, wenn man von einer fortſchreitenden Metamorphoſe oder Metamorphoſe kurzweg ſpricht? —

An einer einjährigen höheren Pflanze ſehen wir — ſofern alle „Blattformationen" vertreten ſind — Samenblätter, Niederblätter, Laubblätter (oder Mittelblätter), Hochblätter und die vier Arten der Blüthentheile. Die Metamorphoſenlehre behauptet, daß alle dieſe Blattformationen als Umbildungen desſelben typiſchen Grundorgans zu betrachten ſeien. — Welche beſtimmte Vorſtellung verknüpft ſich mit dieſer Behauptung, die ihrem Wortlaut nach verſchieden aufgefaßt werden kann?

Seitdem der Begriff der Metamorphoſe beſteht und größtentheils infolge deſſen eine eigentliche Morphologie ſich ausgebildet hat, iſt jener Begriff den verſchiedenartigſten Wandlungen unterworfen geweſen. Und wenn wir es hier allerdings vorzugsweiſe mit Goethe zu thun haben, ſo iſt es doch nothwendig, auch auf andere Vorſtellungen von der Metamorphoſe Rückſicht zu nehmen, weil die Metamorphoſenlehre (trotz einiger Vorgänger) durch Goethe erfolgreichen Eingang in die Wiſſenſchaft gefunden hat und es ſich bei derſelben nicht um eine vereinzelt daſtehende Anſicht des

Dichters handelt, ſondern um eine allgemeine Lehre, von der er nur einer der hauptſächlichen Begründer iſt.

Es iſt von Wichtigkeit, gleich jetzt, noch ehe wir tiefer in die Betrachtung der Metamorphoſenlehre eingedrungen ſind, hervorzuheben, daß in derſelben nicht etwa blos davon die Rede iſt, daß die verſchiedenen „Blattformationen“ infolge ähnlicher Eigenſchaften unter einen Begriff zuſammengefaßt werden können, gleichwie man Niederblätter, Laubblätter und Hochblätter alle drei von jeher Blätter genannt hat, während man dem gegenüber früher allgemein nur von Kelch und Krone mit ihren Theilen oder Zipfeln, von Staubgefäßen und Stempeln, noch nicht von Kelch-, Kron-, Staub- und Frucht-Blättern ſprach.

Jene drei Blattarten haben im allgemeinen eine ſich unmittelbar darbietende Aehnlichkeit; ihre äußere Form, ihre innere Gewebezuſammenſetzung, ihre Stellung an der Achſe, ihre vorzugsweiſe im Dienſte der Aſſimilation ſtehende Verrichtung — das ſind gemeinſame Züge, durch welche ſie meiſt mehr oder minder ſtark gegen die übrigen „Blattformationen“ abſtechen. Daß es Uebergänge zwiſchen ihnen und den letzteren giebt, konnte ihre übereinſtimmende Bezeichnungsweiſe nicht verhindern, denn Uebergänge giebt es überall in der Natur; und wollte man dieſelben bei der Namengebung und auch bei der Auffaſſung der Dinge ſtets genau berückſichtigen, dann müßte man überhaupt alles gleich benennen, alles als ein und dasſelbe betrachten. Die Namengebung hat immer an die am allgemeinſten vorhandenen Extreme anzuknüpfen, und das zwiſchen dieſen Liegende muß dann als eine Zwiſchen- oder Uebergangsform gelten, ohne die trennende Benennung und Auffaſſung zu ſtören. Wie freilich die Uebergangsformen zu erklären ſind, wie ſie entſtehen können, das iſt etwas anderes und wird jedenfalls — wenn ergründet (denn noch giebt es keine umfaſſende mechaniſche Morphogenie) — ein helles Licht auf die Bildungsart von einander verſchiedener Dinge werfen.

Vergleichen wir nun die drei genannten Blattarten mit den Samenlappen oder Samenblättern und den Gliedern der Blüthe, so ist ersichtlich, daß dieselben gegenüber dem Stengel einen gewissen gemeinsamen Charakter besitzen, der um so deutlicher hervortritt, wenn man die Blüthenpflanze, von der hier die Rede ist, mit einer niederen Kormophyte, etwa einem Lycopodium oder einer Selaginella, in vergleichende Betrachtung zieht. — Was diese Vergleichung für einen wissenschaftlichen Werth hat und wie die Verhältnisse einer Selaginella von bestimmendem Einfluß für unsere Auffassung von den Gliedern einer Phanerogame sein können, werden wir später auseinandersetzen. — Das Wesen des Stengels liegt gegenüber den Blättern und Blüthentheilen darin, daß die Pflanze durch Bildung jenes für ihre eigene (individuelle) Ausbreitung sorgt und stets Platz schafft für den Ansatz der seitlichen Glieder; der Stengel ist das Organ, von dem aus diese ihren Ursprung nehmen können und das sie trägt; damit hängt es zusammen, daß der Stengel ein nahezu unbegrenztes Spitzenwachsthum besitzt, ferner, daß in ihm als dem an der Pflanze weitest ausgebildeten und zugleich die Seitengebilde verbindenden Organ die Elemente am hauptsächlichsten zusammengedrängt sind, welche für die Festigkeit der Pflanze, und die, welche für die Leitung der Säfte nach den verschiedenen Seitengliedern sorgen, sowie oft die, welchen die Reservirung der Nahrungsstoffe obliegt. Dem entgegen waltet in den Blättern und Blüthen die Funktion der Fortpflanzung der Pflanze als Art und ihrer Erhaltung als Einzelwesen ganz überwiegend vor; ihre Ausbildung geschieht daher wenig in die Länge — zum Theil ist sie übereinstimmend flächenförmig —, und ihr Wachsthum ist viel eher begrenzt als das des Stengels; damit hängt es denn auch wohl zusammen, daß dasselbe gerade an den vorgeschobensten Punkten (an der Spitze) im allgemeinen zuerst aufhört, während der Stengel

ſeinem Weſen entſprechend ganz vorzugsweiſe an der Spitze wächſt. Schließlich läßt ſich noch ein Moment der Aehnlichkeit von Blättern und Blüthentheilen geltend machen: die anfängliche Uebereinſtimmung in der Entwickelungsgeſchichte.

Hiernach iſt es wohl gerechtfertigt, wenn man für Blätter und Blüthentheile einen gemeinſamen Ausdruck erfindet, durch den der eben angedeuteten Gemeinſamkeit ihrer Eigenart genuggethan wird. Wir haben ein ſolches Wort bereits gebraucht: Seitengebilde — ein Wort, das einen Gegenſatz zum Stengel als einem Achſengebilde[8] ausdrückt, wie ein ſolcher ja bis zu einem gewiſſen Grade ohne Zweifel beſteht und das der Wolffſchen Bezeichnung „Anhangsorgane“[9] aus dem Grunde vorzuziehen iſt, weil in dieſem Wort der Sinn der Nebenſächlichkeit liegt und unwillkürlich die Vorſtellung erweckt wird, als wäre die Achſe das Wichtigſte an der Pflanze, während doch die Funktionen der Blätter als der hauptſächlichen Träger des Aſſimilationsgewebes jedenfalls die urſprünglicheren ſind.

Es fragt ſich, ſofern es ſich um die Wahl der treffendſten Bezeichnungsweiſe handelt, ob mit jenem Worte die weitgreifendſte und weſentlichſte Uebereinſtimmung von Blättern und Blüthentheilen angedeutet wird.

Dies wird durch die Metamorphoſenlehre in Abrede geſtellt; ihr genügt die Anerkennung der angegebenen Aehnlichkeit der Seitengebilde nicht. Die Metamorphoſenlehre ſieht in ihnen eine viel tiefere Charaktergemeinſamkeit. Sie ſind ihr nicht allein ſelbſtändig und in gewiſſem Grade unabhängig von einander entſtehende Pflanzenglieder, die man wegen einer gewiſſen Aehnlichkeit mit einem gemeinſamen Namen belegen kann, ſondern ſie ſollen auch weſentlich dasſelbe Organ (derſelbe Pflanzentheil; Organ nicht im phyſiologiſchen Sinne) ſein, das indeſſen durch verſchiedenartige Umwandlung in verſchiedenen Geſtalten erſcheint.

Dieſe Anſicht, die bereits Schiller bei Gelegenheit ſeines berühmt gewordenen erſten Begegniſſes mit Goethe treffend als Idee im Gegenſatz zur Erfahrung bezeichnet hatte,[10] ſie iſt es, die wir kritiſch zu beleuchten haben.

Wie iſt ſie zunächſt des näheren zu verſtehen? Was heißt es, wenn geſagt wird: alle Seitengebilde ſeien weſentlich dasſelbe Organ? Welcher Art iſt die Umwandlung einer Geſtalt in die andere, von der die Rede iſt? —

Dies alles ſind Fragen, auf die uns Goethe beſtimmte, klare Antworten geben ſollte. Indeſſen finden wir bei ihm theils keine direkten, theils unklare Antworten. Und ſo wiederholt ſich denn wie noch in vielen anderen Fällen das Schauſpiel, daß wir auf das Suchen nach allerlei auf die betreffenden Fragen bezüglichen Ausſprüchen, auf das Auslegen derſelben, auf das Errathen der Meinung, die der Dichter mit ihnen verband, angewieſen ſind. Dadurch wird es denn zum großen Theil erklärlich, wie die Gelehrten in ihrer Auffaſſung und Beurtheilung der wiſſenſchaftlichen Leiſtungen Goethes ſo vielfach auseinandergehen können.

Was die Sache ſelbſt betrifft, ſo könnte unter dem Ausdrucke „Umwandlung einer Geſtalt in die andere“[11] und dem Satze: „Gewiſſe äußere Theile der Pflanzen verwandeln ſich manchmal und gehen in die Geſtalt der nächſtliegenden über“,[12] ſowie dem anderen Satze: „Die äußeren Pflanzentheile entwickeln ſich gleichſam aus einander“,[13] und endlich etwa dem: „Die Natur bildet im Kelch kein neues Organ, ſondern verbindet und modifizirt nur die uns ſchon bekannt gewordenen Organe“,[14] verſtanden werden, daß eine wirkliche — reelle — Umwandlung eines Seitengebildes in ein anderes vor ſich gehe, ſo etwa, daß ein Kelchblatt erſt Laubblatt wäre und dann in die Geſtalt des Kelchblatts überginge. Daß Goethe, der ein offenes, reines Auge für die Sinnenwelt hatte, derartiges nicht gemeint haben

ann, geht wohl ebenſoſehr daraus hervor, daß ſolch eine Umbildung nicht beobachtet wird, wie aus dem Satze:[15] „Denn wir können ebenſogut ſagen, ein Staubwerkzeug ſei ein zuſammengezogenes (alſo umgewandeltes) Blumenblatt, als wir von dem Blumenblatte ſagen, es ſei ein Staubgefäß im Zuſtande der Ausdehnung.“ Dies zeigt, daß Goethe nicht meinte, ein thatſächlich vorhandenes Seitengebilde entſtände durch Umwandlung eines andersartigen thatſächlich exiſtirenden Seitengebildes, ſondern daß er ſich alle Arten der Seitengebilde als umgewandelte Geſtalten eines und desſelben — unter ihnen nicht thatſächlich vorhandenen — Grundgebildes dachte.[16]

Hierin liegt zugleich enthalten, daß Goethe nicht die Umwandlung einer Art der Seitengebilde in eine andere im Laufe der phylogenetiſchen Entwickelung der Pflanzen angenommen hat; wenigſtens wäre es thöricht, neben anderen Darwiniſtiſchen Anſichten auch dieſe dem Dichter zuzuſchreiben, da ſich hierfür durchaus keine Anhaltspunkte bei ihm finden, während gewiſſe ſeiner ſonſtigen Ausſprüche ſich allenfalls nothdürftig in gutem Darwiniſtiſchem Sinne deuten laſſen.

Wenn wir jetzt die wahre Meinung Goethes, daß ſich die verſchiedenen Seitengebilde der Pflanze von einer unter ihnen nicht vorhandenen, gemeinſamen typiſchen Grundform herleiten laſſen, in Betracht ziehen, ſo giebt es auch hier eine Möglichkeit, nach der von einer eigentlichen Metamorphoſe, alſo einer materiellen Umwandlung geſprochen werden kann. Dieſe Möglichkeit iſt in der Entwickelungsgeſchichte geboten. Wir erwähnten bereits, daß alle Seitengebilde in ihrer Entwickelung anfänglich gleichartig auftreten: ſie ſtellen ganz gleich ausſehende ſeitliche Zellwucherungen in Form kleiner Wärzchen dar, die ſich erſt ſpäter in verſchiedener Weiſe ausbilden — differenziren — und nur nach und nach ihren ſchließlichen

Charakter als Laubblatt oder Staubgefäß oder Stempel u. ſ. w. erkennen laſſen. Caspar Friedrich Wolff, der Vorgänger Goethes, hat dieſes Verhältniß zuerſt auseinandergeſetzt und auf Grund desſelben die gemeinſame „Blattnatur“ der verſchiedenen Seitengebilde ausgeſprochen.

Daß dieſes Verhältniß aber ſehr wenig beweiſt, leuchtet wohl ein, denn daß komplizirte organiſche Gebilde im anfänglichen Stadium ihrer Entwickelung ihre ſpätere Struktur wenig verrathen, ſondern als warzenförmige Zellkomplexe von völliger äußerlicher Uebereinſtimmung erſcheinen, zeigt ſich allgemein. Man könnte daher ſchließlich von allen ſolchen Gebilden eine „Blattnatur“ behaupten. Daß Wolff mit ſeiner Entdeckung von dem einfachen Beginn der Seitengebilde der Pflanzen wirklich eine Leiſtung vollbracht habe, iſt anzuerkennen — nämlich die, daß es keine Evolution (im Sinne Linnés), ſondern bei aller Entwickelung ſtets nur eine Epigeneſis gebe —; nur kommt dieſe Leiſtung für den Sinn der Lehre von der Pflanzenmetamorphoſe wenig in Betracht. Es iſt die Anſicht von der Epigeneſe allerdings Vorausſetzung bei jener — und dieſe Anſicht gegenüber der von der Evolution gehegt zu haben, iſt auch ein Verdienſt Goethes —, aber die Metamorphoſenlehre ſelbſt beſagt etwas anderes.

Wir haben uns noch nicht gefragt, ob denn Goethe ſeine Metamorphoſenlehre auf die Thatſache geſtützt hat, daß alle Seitengebilde in gleicher Weiſe ihre (ontogenetiſche) Entwickelung beginnen, ob er in der That das Wärzchen, als das ſie anfangs alle auftreten, als die gleiche Grundform angeſehen hat, aus der ſie durch verſchiedene Umbildung hervorgehen. — Wir finden nichts derart von ihm ausgeſprochen, der Entwickelungsgeſchichte wurde von ihm gar nicht gedacht. Es wäre außerdem ein ſchwaches Beginnen geweſen, jenem in ſeiner Form noch gar nicht genauer differenzirten oder charakteriſirten Anfangsſtadium

die Bedeutung eines typiſchen Grundorgans beilegen zu wollen. Wolff hat auch dieſes nicht gethan; ihm iſt das Grundorgan aller Seitengebilde das wirkliche Blatt (das Laubblatt), und die übrigen „Anhangsorgane“ nennt er Modifikationen desſelben.[17] Bei ihm hat damit die Metamorphoſenlehre eine viel mehr realiſtiſche Geſtalt als bei Goethe und den meiſten Morphologen nach demſelben; auch deswegen, weil er von einer eigentlichen aufſteigenden Umwandlung oder Metamorphoſe nicht redet.[18] Wenn er von einer Verwandlung der Staubfäden in Blumenblätter (und den dadurch entſtehenden gefüllten Blumen) und einem Uebergehen von Blumenblättern in Staubfäden ſpricht, ſo iſt dies etwas ganz anderes als die Verwandlung, von der die Lehre von der aufſteigenden Metamorphoſe handelt. Denn ein allmähliches Hervorgehen von Pflanzen mit gefüllten Blumen aus ſolchen mit normalen kann beobachtet werden; hier kann man in der That von einer unter unſeren Augen ſich vollziehenden (phylogenetiſchen) Umwandlung reden. Der Ausdruck „modifizirt“ = abgeändert, den er gebraucht, wird ganz allgemein zur Bezeichnung einer Eigenſchaft ohne Rückſicht auf ihre Entſtehung angewendet, von etwas Vorhandenem, ohne daß dies damit auch als etwas Gewordenes aufgefaßt werden müßte. So bedeutet denn der Satz: „Ein Staubfaden iſt ein modifizirtes Blatt“ nichts weiter als: Es iſt ein Blatt von anderer Geſtalt als die gewöhnlich Blätter genannten Arten des Blatts im weiteren Sinne. Daß man allerdings das Wort „Blatt“ nicht in dem doppelten Sinne von „Seitengebilde“ und von „Blatt im engeren Sinne“ gebrauchen darf; daß man — wenn es heißt: Ein Staubfaden iſt ein Blatt — den Staubfaden unter die Kategorie des Blattes im engeren Sinne (alſo vor allem des Laubblattes) unterzuordnen verſucht iſt, ſtatt ihn mit letzterem nur zuſammenzuordnen — das iſt etwas anderes, worauf wir ſpäter noch eingehen werden. Daß Wolff mit

dem Ausdruck „modifizirtes Blatt“ für Staubgefäß u. ſ. w. nicht habe meinen können: ein Staubfaden ſei ein umgewandeltes Blatt, geht wohl auch aus ſeiner Auffaſſung hervor, nach der das typiſche Grundorgan des Blattes das Laubblatt ſein ſollte. Eine derartige materielle Umwandlung eines Laubblattes in ein Staubgefäß kann der genaue Beobachter nicht haben behaupten wollen, eben ſo wenig aber — als realiſtiſcher Forſcher — eine ideelle Metamorphoſe.

Aus allem geht — mir wenigſtens — hervor, daß ſeine Anſicht in Kürze dieſe iſt: Durch ſeitliche Sproſſung entſtehen am Stengel zunächſt die Blätter; wenn — nach ſeiner Vorſtellung — der Nahrungszufluß kümmerlicher erfolgt, ſo kann die Pflanze nicht mehr gleiche Blätter wie vorher produziren, ſondern es werden nun infolge der veränderten Säfte die Blüthentheile gebildet; daß aber dieſelben auch als Blätter zu betrachten ſind, zeigt ihre anfängliche ähnliche Entwickelung und das gelegentliche Auftreten gewiſſer Seitengebilde an Stelle von anderen.[19]

Kehren wir nach dieſer Erörterung über Wolff nunmehr zu Goethe zurück!

Was hat Goethe ſich unter dem typiſchen Organ gedacht, das allen Seitengebilden gemeinſam zu Grunde liegt; deſſen Umbildungen ſie ſind; das nicht unter ihnen vorhanden, aber auch kein früherer Entwickelungszuſtand derſelben iſt? Kann es nun überhaupt noch etwas Reelles ſein? Iſt es alſo nur in der Idee vorhanden?

Das ſind Fragen, die für die Metamorphoſenlehre und den ganzen aus ihr hervorgegangenen morphologiſchen Zweig der botaniſchen Wiſſenſchaft prinzipielle Bedeutung beſitzen.

Machen wir, ehe wir an die Beantwortung dieſer Fragen gehen, es uns noch einmal klar, daß Goethe wirklich die Vorſtellung eines typiſchen Grundorgans vorgeſchwebt hat!

Von Wichtigkeit ist hierfür zunächst der Satz im „Rückblick und Uebergang" (§ 84 der „Metamorphose der Pflanzen"): „Die Pflanze bildet ein und ebendasselbe Organ nach und nach um." — Das Wort „ein und ebendasselbe Organ" ist für sich nicht beweisend für Goethes Ansicht von einem typischen Grundorgan, denn auch nach Wolff sind Blätter und Blüthentheile ein und dasselbe Organ „Blatt" und ebenso nach meiner eigenen Meinung, soweit ich sie als Seitengebilde zusammenfasse. „Ein und ebendasselbe Organ" — dieses Wort kann, außer dem Zusammenhange betrachtet, einfach ein Ausdruck für den allgemeinen Begriff sein, unter den man Blätter und Blüthentheile vereinigt und der dann alle — thatsächlich vorhandenen — Seitengebilde zugleich umfaßt. (So ist es bei meiner und bei Wolffs Meinung der Fall.) Nun aber wird nach Goethe dieses „ein und ebendasselbe", also ein gewisses Organ von der Pflanze umgebildet zu den verschiedensten Arten der Seitengebilde. Ein solches Organ, welches zu den Seitengebilden erst umgebildet wird, kann nicht mit diesen selbst zusammenfallen, sondern es muß vor ihnen und unabhängig von ihnen vorhanden sein; es ist jenes „typische Grundorgan", wie wir es genannt haben. Wir sehen also: das Wort „Umbildung", „Umwandlung", „Metamorphose" — und der damit bezeichnete Begriff — das ist es, worauf es ankommt; daher auch der Unterschied zwischen Goethe und Wolff, denn letzterer spricht nicht von einer Umwandlung im Sinne der Lehre von der aufsteigenden Metamorphose. — Was umgebildet wird, muß da sein, ehe das Endprodukt, zu dem es umgebildet wird, vorhanden ist: es muß ein Grundorgan sein, das außer den Endprodukten (also den Seitengebilden) und vor ihnen besteht.

Man könnte dem vielleicht entgegenhalten: es sei das Wort „Umbildung" hier ebensogut nur bildlich zu nehmen — als kurze, bequeme Bezeichnung für die Thatsache, daß,

wenn wir anſchauend oder denkend von einem Laubblatt zu einem Kelchblatt übergehen, eine andere Erſcheinung vor unſere leiblichen oder geiſtigen Augen tritt, gleichſam eine Verwandlung vor uns geſchieht. Aber der bildliche Ausdruck wäre etwas ſehr weit gehend, denn Goethe ſagt: „Die Pflanze bildet das Organ“ — und zwar „durch Kräfte um“, denn der vollſtändige Satz heißt: „Wir hätten . . . . auf Aeußerung der Kräfte, durch welche die Pflanze ein und ebendasſelbe Organ nach und nach umbildet, unſere Aufmerkſamkeit gerichtet.“

In der „Wiederholung“ am Schluſſe der ganzen Abhandlung findet ſich im § 120 die Wendung „dieſes in ſo verſchiedene Geſtalten metamorphoſirte Organ“. Dieſes kann nach dem Vorhergehenden und im Zuſammenhange mit dem Folgenden, worin wir die Natur des „typiſchen Grundorgans“ beſprechen werden, wohl nicht gedeutet werden als „dieſes ſo verſchieden geſtaltete“ oder „verſchieden geſtaltige Organ“, ſondern es heißt nichts anderes als „dieſes in ſo verſchiedene Formen umgebildete Grundorgan“.

Hieran läßt ſich (gleichſam als nähere Ausführung jener Wendung) der Satz im § 115 reihen: „Dasſelbe Organ, welches am Stengel als Blatt ſich ausdehnt . . ., zieht ſich im Kelch zuſammen, dehnt ſich im Blumenblatte wieder aus“ u. ſ. w.

Denſelben Sinn zeigt ferner die Stelle im § 50: „So entſteht ein Staubwerkzeug, wenn die Organe, die wir bisher als Kronenblätter ſich ausbreiten geſehen, wieder in einem höchſt verfeinerten Zuſtande erſcheinen.“

Wenn Goethe ferner mehrfach von einer „Verwandtſchaft“[20] oder gar „geheimen Verwandtſchaft“[21] der verſchiedenen äußeren Pflanzentheile ſpricht, ſo weiſt dies ebenfalls darauf hin, daß er die verſchiedenen Seitengebilde nicht blos wegen gewiſſer Uebereinſtimmungen unter einen Begriff zuſammenfaſſen wollte, ſondern daß er in allen ein und dasſelbe Organ vor ſich zu

Digitized by Google

haben meinte, welches in ihnen nur in verſchiedener Weiſe aus ſeiner typiſchen Grundform entwickelt ſich zeigt.

Nach allem ſind ihm die verſchiedenen Seitengebilde nicht das Urſprüngliche und ihre Auffaſſung als dasſelbe Organ, ihre Zuſammenfaſſung unter einen Begriff das Spätere, was erſt der Forſcher — nicht die Natur — thut; ſondern: das Urſprüngliche — was die Natur zuerſt geſchaffen — iſt ihm das Organ in ſeiner typiſchen Grundform; erſt *ſpäter, in der Entwickelung* der Pflanze bildet ſich dieſes zu den ſich uns darbietenden, verſchieden geſtalteten (und verſchieden funktionirenden) Seitengebilden um — und die Aufgabe des Forſchers iſt es, letztere erſt wieder auf das typiſche Grundorgan zurückzuführen, zu *erklären*, wie jene in der That in ihrem Weſen nur dieſes ſind.

Da nun aber ein derartiges Grundorgan nirgends in der Natur vorhanden iſt, auch von *Goethe* nirgends näher genannt oder angegeben wird, ſo kann dasſelbe kein reelles Gebilde, ſondern es muß ein ideell vorgeſtelltes Weſen ſein. Das Grundorgan „Blatt“ iſt nur in der Idee vorhanden. Dies iſt zunächſt *unſere Folgerung* aus der *Goetheſchen* Darſtellung; aber in dieſer ſelbſt finden wir nun auch noch ganz direkte Hinweiſe auf jene Auffaſſung.

So, wenn *Goethe* in „Bildung und Umbildung organiſcher Naturen“ in dem Abſchnitt „Die Abſicht (wird) eingeleitet“ ſagt: „Selbſt inſofern es (das Lebendige) uns als Individuum erſcheint, bleibt es doch eine Verſammlung von lebendigen, ſelbſtändigen Weſen, die der *Idee*, der *Anlage nach* gleich ſind, in der *Erſcheinung* aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können.“ Das Lebendige, von dem er redet, iſt die Pflanze (ebenſo das Thier); die ſelbſtändigen Weſen, aus denen ſie beſteht, ſind — zuförderſt wenigſtens — die verſchiedenartigen Achſengebilde und Seitengebilde, von denen uns

ja hier vor allem die letzteren intereſſiren. Dieſe alſo ſind der Idee nach gleich; ſie ſind ein und dasſelbe Organ in der Idee, das heißt aber nicht für die bloſe Vorſtellung des Menſchen, ſondern in einer in der Pflanze wirkſamen Idee, denn erläuternd wird zu dem Worte „Idee“ hinzugefügt „in der Anlage gleich“. — Wie iſt die Sache zu denken? — Die Pflanze legt an den Stellen, wo nachher die verſchiedenen Seitengebilde auftreten, lauter gleiche Glieder (identiſch mit dem typiſchen Grundorgan) an; aber dieſe durchgängige Gleichheit exiſtirt nicht, ſie iſt niemals wahrnehmbar, ſie iſt eben nur in der Anlage vorhanden, aber auch wieder nicht in der thatſächlichen, wirklichen, körperlichen, ſondern in der ideellen, geiſtigen Anlage; gleichſam nur in der Abſicht, in dem „Plan“ der Pflanze iſt dieſe Gleichheit enthalten. (Dieſes Wort findet man oft in der heutigen Morphologie, ſoweit ſie ſich noch im Goetheſchen Geiſte bewegt.) Um es noch gröber, aber faßlicher auszudrücken: Die Pflanze ſagt ſich: ich will an der Achſe ſeitliche Gebilde hervorbringen, und zwar ſollen dieſelben ihrem Begriffe, ihrem inneren Weſen nach alle vollkommen gleich ſein, aber ich will ſie doch in ihrer äußeren Geſtalt thatſächlich verſchieden geſtalten. Dies heißt aber nichts weiter, als daß das typiſche Grundorgan, das ſich zu den Seitengebilden aus- und umbildet, vor dieſen exiſtirt, aber ohne Realität zu beſitzen: als reine Idee im platoniſchen Sinne. Indem dieſe nun ſich verwirklicht, in die Erſcheinung tritt, nimmt ſie verſchiedene Geſtalten an; aber inſofern ſie denſelben noch immer als innerer Weſenskern innewohnt, ſind ſie — trotz aller wirklichen Verſchiedenheit — doch als ihrem Weſen nach gleich zu erachten. Kirchhoff iſt es, der dies bereits vollkommen erkannt hat, wenn er ſagt: „Eine Idee im platoniſchen Sinne liegt bei Goethe mehr vor als bei Wolff.“[22] Indeſſen iſt er damit einverſtanden, während ich gerade hierin das zu Verwerfende der ganzen Lehre ſehe.

Führen wir zunächſt noch andere Aeußerungen Goethes an, die dafür ſprechen, daß unſer Dichter in der That das typiſche Grundorgan als platoniſche Idee betrachtete, wenngleich er dies nicht ausdrücklich bekennt. In dem erwähnten Abſchnitt „Die Abſicht (wird) eingeleitet“ findet ſich noch Folgendes: „ . . . ſo erblickt man in dem uns einfach erſcheinenden Samen ſchon eine Verſammlung von mehreren Einzelnheiten, die man einander in der Idee gleich und in der Erſcheinung ähnlich nennen kann“, und ferner: „Daß nun das, was der Idee nach gleich iſt, in der Erfahrung entweder als gleich oder als ähnlich, ja ſogar als völlig ungleich und unähnlich erſcheinen kann . . .“ Dann ſpricht er in der „Metamorphoſe der Pflanzen“ von der inneren Identität der verſchiedenen Pflanzentheile (§§ 60 und 67). Deckt ſich dieſe Aeußerung nicht damit: die Pflanzentheile ſind gleichſam Materialiſationen der gleichen Idee, welche ihnen — wie wir oben ſagten — noch immer als innerer Weſenskern innewohnt? Auch das bereits erwähnte Wort „die geheime Verwandtſchaft der verſchiedenen äußeren Pflanzentheile“[23] paßt hierzu vollkommen.

Endlich aber können wir für unſere Auffaſſung von Goethes Vorſtellung von der Metamorphoſe noch ſeine Idee von der „ſinnlichen Form einer überſinnlichen Urpflanze“ heranziehen.[24] Dieſe ſoll das eine Muſter ſein, nach dem alle Pflanzen gebildet ſind.[25] Glaubte er auch anfänglich, daß es dieſe Urpflanze thatſächlich geben müßte,[26] ſo zeigt doch der Ausdruck, „überſinnliche Urpflanze,[27] daß er ſie ſpäter ſich als bloſe Idee dachte. Eine Idee, ein Muſter, als deſſen verſchiedene wirkliche Geſtaltungen ihm die Pflanzen erſchienen, war ſie ihm ſtets; hatte ſie nun auch in voller Reinheit reelle Exiſtenz, dann gab es eben unter allen ihren Geſtaltungen auch eine, die ſich völlig mit der reinen Idee deckte, keine Umbildung derſelben, ſondern eine Verkörperung ihrer ſelbſt war.

Digitized by Google

Daß ſich Goethe die Urpflanze in wirklicher Verkörperung als allen Pflanzen gemeinſame reelle Stammform vorgeſtellt haben ſoll, wie Kaliſcher es will,[28] ſcheint mir nicht — wenigſtens nicht ganz und nicht zu allen Zeiten — der Fall geweſen zu ſein. Seine Urpflanze hatte doch jedenfalls den Charakter einer Kormophyte, d. h. beſtand aus Achſen- und Seitengebilden, während eine Urpflanze im phylogenetiſchen Sinne von allereinfachſter Geſtalt geweſen ſein muß. Möglich iſt es daher nur, daß ſie ihm die Stammform höherer Gewächſe war, welcher — läßt ſich nicht ſagen, wie ja ſo vieles nicht, weil's Goethe ſelbſt verſchweigt, da er entweder nicht darüber nachgedacht hat oder keine feſte und klare Meinung hat gewinnen können.

Was ſeine Stellung zur Deſcendenztheorie überhaupt betrifft, ſo meine ich, daß er ſie einmal nicht von vornherein beſaß, daß er, als er ſie — in immerhin theilweiſe unbeſtimmter, nebelhafter und wiſſenſchaftlich nicht genügend abgerundeter und innerlich vollkommen klar gefügter Form — aufnahm, ſeine früheren Beſtrebungen und Ideen nicht danach umgeſtaltete, ihr ſtreng anpaßte, ſondern daß dieſe Theorie neben den letzteren nebenher beſtand oder gar hinter ihnen im Hintergrunde verweilte; ſie beſtand als iſolirte Theorie, die aber nicht mit ſeiner Ideenwelt von der organiſirten Natur verwuchs, als daß man Goethe neben Lamarck als klaren und bedeutenden Deſcendenztheoretiker bezeichnen könnte.[29]

Was wir nun als typiſches Grundorgan für alle Seitengebilde bezeichnet haben, das mußte als ſolches an der überſinnlichen Urpflanze vorhanden ſein. Da nun aber dieſe als Idee vorgeſtellt wurde, ſo konnte dies auch mit jenem Grundorgan nur der Fall geweſen ſein.

Uebrigens würden wir aber zu weit gehen und Goethe Unrecht thun, wollten wir behaupten, daß dieſe „Idee" bei ihm etwa dieſelbe Rolle ſpielte wie bei Plato. Daß dies nicht der

Fall gewesen, dafür bürgt die Sinnlichkeit der Natur Goethes. Die Unwahrheit der Vorstellung, diese Idee für ein immaterielles Wesen zu nehmen, war für ihn gewiß zu groß. Daher erschien ihm ihre Wirksamkeit — ähnlich wie die Spiraltendenz — als ein wesenloses Prinzip, das vielleicht letzten Endes von dem spinozistischen Allgott, an den Goethe glaubte, ihren Ursprung nahm.

Das ergiebt sich, wenn man in dem Aufsatz „Schicksal der Handschrift" (Metamorphose der Pflanzen) liest: „Der Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, d. h. die mannigfaltigen, besonderen Erscheinungen des herrlichen Weltgartens auf ein allgemeines, einfaches Prinzip zurückzuführen . . ." Das will doch sagen: es ist ein Prinzip, wonach die Pflanze stets das gleiche Grundorgan hervorbringt. Dieses Prinzip steckt in der Pflanze, nur gelangt es in Wirklichkeit nicht zu reiner Geltung. — Goethe bewegte sich hier in einer mit der Naturphilosophie verwandten Gedankenrichtung.

Was haben wir nun von Goethes Metamorphosenlehre in dem Sinne, wie wir ihn im Vorstehenden klar zu machen gesucht, zu halten?

Noch ehe wir auf die Gründe eingehen, welche zu der Aufstellung der Lehre überhaupt Veranlassung geben können, läßt sich kurz und bündig sagen, daß sie in dieser Form keinen Anspruch erheben darf, eine wissenschaftliche Bedeutung zu besitzen; als nichts weiter kann sie gelten, denn als eine dichterische oder „philosophische" Idee oder besser Phantasie. Die Wissenschaft muß mechanisch sein, denn die mechanischen Vorgänge sind dem menschlichen Geiste die faßlichsten; auf sie muß er daher zurückgehen. Mit „Prinzipien" und „Ideen" in materiellen Dingen hat die Wissenschaft nichts zu schaffen. Sie sind Größen, die nichts erklären, die selbst nicht erklärt sind. Von einer Lehre innerhalb

der Wiſſenſchaft, welche mit Prinzipien oder Tendenzen operirt, hat nur derjenige Theil wiſſenſchaftlichen Werth, der Thatſachen darſtellt. Von der Spiraltheorie iſt nur das nackte Gerüſt der Thatſachen der Spiralſtellungen und der mathematiſchen Formulirung derſelben wiſſenſchaftlich; die Erklärung dieſer Thatſachen durch die Spiraltendenz, welche in der Anordnung der Blätter nach dem wahren Werth des unendlichen Kettenbruchs

$$\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\ldots}}}}}}$$

hinſtrebt, deſſen endliche Näherungswerthe $^1/_2$, $^2/_3$, $^3/_5$, $^5/_8$[30] u. ſ. w. ſind, iſt unwiſſenſchaftlich, für ein wiſſenſchaftliches Gebäude werthlos. Schwendeners mechaniſche Erklärung der Spiralſtellung[31] iſt erſt die zu den bezüglichen Thatſachen gehörende wahre wiſſenſchaftliche Theorie. Demnach wäre auch von Goethes Metamorphoſenlehre der Thatſachenbeſtand von Werth. Nun aber bringt ſie uns keine neuen weſentlichen Thatſachen; und überhaupt bilden die Fakta gar keinen eigentlichen Theil der Lehre (wie bei der Spiraltheorie die ſich der Beobachtung darbietenden Stellungen der Pflanzenorgane), ſondern die ganze Lehre iſt nichts als eine Behauptung: alle Seitengebilde ſind dasſelbe Organ, Umbildungen einer gemeinſamen typiſchen Grundform. Dieſe Behauptung — ſo richtig ſie in gewiſſer Ausdehnung jedenfalls im deſcendenztheoretiſchen Sinne iſt: im Sinne Goethes iſt ſie nicht nur nicht richtig, ſondern bedeutet überhaupt von vornherein gar nichts.

Eine einzige Sache, die — in der Lehre enthalten — noch

beſonders diskutirbar wäre, betrifft die bloſe äußerliche Zuſammenfaſſung aller Seitengebilde unter einen Begriff. Dieſe iſt aber nicht von ſolcher Wichtigkeit, um daraus eine beſondere Lehre zu machen, und bildet von der Metamorphoſenlehre auch nicht den Kern, ſondern nur mehr ein terminologiſches Ergebniß. Es hätte ſich Goethe damit ein gewiſſes Verdienſt erworben; doch würde auch dieſes dadurch aufgehoben, daß zugleich ein Wuſt von bedeutungsloſen Vorſtellungen in die Wiſſenſchaft eindrang.

Da die Metamorphoſenlehre in dem entwickelten Goetheſchen Sinne wiſſenſchaftlich nichts bedeutet, ſo iſt es zwecklos, nach Gründen für die Lehre in Goethes Sinn zu fragen. Goethe hat denn auch für den Kern der Umbildungslehre keine Gründe aufgeſtellt, weil er dafür keine Gründe hat aufſtellen können. Es giebt in der That keine Gründe dafür, daß die Seitengebilde — wie behauptet wird — in der Anlage, der Idee alle gleich ſind, denn was die Pflanze in der Idee in ſich birgt, läßt ſich nicht erörtern, da von einer Idee in derſelben überhaupt gar nicht geſprochen werden kann.

Fragen wir jetzt, nachdem wir den Kern der Goetheſchen Lehre von der Metamorphoſe der Pflanzen als Leiſtung von wiſſenſchaftlicher Bedeutung zurückgewieſen haben, wie es mit dem ſteht, was wir als terminologiſches Ergebniß derſelben bezeichneten; ob alſo aus irgend welchen Gründen alle Seitengebilde unter einen Begriff zuſammengefaßt und ſomit am Ende auch als ein und dasſelbe Organ bezeichnet werden können, aber doch nicht in dem Sinne, daß ſie Umbildungen eines und desſelben Weſens ſeien, das ihnen bei ihrer Bildung (reell oder ideell) in gleicher Weiſe zu Grunde lag, ſondern in einem mehr äußerlichen Sinne, wie man etwa die Begriffe Baum, Strauch, Kraut aufſtellt.

Zunächſt iſt aber noch die Zwiſchenfrage aufzuwerfen, ob denn nicht auch in jenem Sinne alle Seitengebilde als Umbildungen — und zwar reelle Umbildungen — desſelben urſprünglichen Organs zu bezeichnen ſind, wenn man ſich auf den Standpunkt der Deſcendenztheorie begiebt. Ich glaube dies aus zwei Gründen beſtreiten zu müſſen: einem allgemeinen und einem beſonderen.

Der allgemeine Grund iſt der folgende. Es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß die Lehre von der Metamorphoſe der Pflanzen vom deſcendenztheoretiſchen Standpunkt aus eine gewiſſe wahre Berechtigung hat,[32] denn die vergleichende Betrachtung der verſchiedenen Pflanzenklaſſen zeigt uns die Homologie der Staubfäden oder Filamente und der Hüllen und Wände der Karpelle mit den ſporangientragenden Blättern der Ligulaten (Selaginellen und Iſoëten). Aber auch auf deſcendenztheoretiſchem Boden iſt die Bedeutung der Metamorphoſenlehre nicht zu überſchätzen. Denn wie ſchön die Erkenntniß auch iſt, zu wiſſen, aus welchem Gebilde z. B. ein Staubgefäß im Laufe der Generationen durch Metamorphoſe hervorgegangen iſt, und wie durchſichtig und verſtändlich uns dadurch auch der Zuſammenhang der Pflanzengeſchlechter wird: noch mehr als die Vergangenheit und das Herkommen intereſſiren uns die gegenwärtigen Verhältniſſe. Da läßt es ſich denn nicht leugnen, daß ein Gebilde durch allmähliche Metamorphoſe, indem es andere Funktionen übernimmt und eine andere Geſtalt erhält, ſo modifizirt werden kann, daß man es ſchlechterdings nicht mehr nach ſeinem einſtigen Herkommen benennen und wiſſenſchaftlich klaſſifiziren kann, ſondern nach ſeiner jetzigen Beſchaffenheit an der Pflanze. (Wie ſeltſam würde es ſich — um ein Beiſpiel aus dem menſchlichen Leben hier heranzuziehen — etwa ausnehmen, wenn der Nachkomme eines geiſtig bedeutenden Geſchlechtes, der zum Wegelagerer geworden iſt, noch Anſprüche auf den Titel, den Ruhm und die

Achtung machen wollte, die ſeinen Vorfahren zutheil geworden waren.)

Der beſondere Grund iſt nun der, daß z. B. an dem Staubgefäß der meiſten Angioſpermen das eigentliche „Blatt“ ſehr reduzirt iſt (es ſtellt im Gegenſatz zu den Staubbeuteln oder Sporangien — im Hinblick auf die Ligulaten — das Filament, den Staubfaden dar[33]), daß ihm außerdem die Blattfunktion der Aſſimilation verloren gegangen iſt und ſeine Verrichtung ganz in den Dienſt der Pollenproduktion geſtellt iſt (es iſt der Träger der Staubbeutel) und daß daher eine Bezeichnung des Staubgefäßes als Staubblatt auch nach deſcendenztheoretiſchem Prinzip nicht mehr berechtigt iſt, als wollte man es Pollenſack oder Staubbeutel nennen. — Für den Stempel gilt Aehnliches.

Nun zu unſerer vorhergehenden Frage zurück! Es giebt außer der ſoeben erledigten, im deſcendenztheoretiſchen Sinne erfolgenden, vergleichenden Betrachtung der Pflanzen und ihrer Glieder überhaupt folgende Beſtimmungsgründe oder Kriterien, welche dafür ſprechen können, alle Seitengebilde unter einen gemeinſamen Begriff zuſammenzufaſſen.

1. Die verſchiedenen Glieder der Pflanze haben zum Theil übereinſtimmende Geſtalt, die bei den Laubblättern ins Flächenförmige geht.

2. Es finden ſich zwiſchen Laubblättern und Kelchblättern, ſowie zwiſchen den einzelnen Kreiſen der Blüthe mehrfache Uebergänge in der Natur vor.

3. Es geſchieht, daß in abnormen Fällen an den Stellen, wo bei gewöhnlicher, alſo regelrechter Ausbildung der Blüthe z. B. Staubgefäße erſcheinen, Kronblätter auftreten, die mehr oder minder vollkommen ausgebildet ſind.

4. Alle die bereits wiederholt aufgezählten Pflanzentheile,

von den Samenblättern bis zum Stempel, ſitzen an dem vorwiegend in die Länge wachſenden Beſtandtheile der Pflanze, den man die Achſe nennt, und bilden ſomit zu dieſer einen gewiſſen gemeinſamen Gegenſatz.

5. Im Gegenſatz zu der Achſe, die — ſofern ſie ſich über der Erde befindet — überwiegend an der Spitze wächſt, hemmen ſie ihr Wachsthum zuerſt an der Spitze.

6. Die Anlage der fraglichen Pflanzentheile, ſowie ihre Ausbildung bis zu einem gewiſſen Stadium iſt bei allen dieſelbe, wie die Entwickelungsgeſchichte zeigt.

Nur auf Grund des letzten Beſtimmungsgrundes kann — wie wir bereits früher erörterten — ebenſo wie im Anſchluß an die vergleichende Betrachtung der Pflanzen im deſcendenztheoretiſchen Sinne von einer wirklichen, materiellen Umwandlung die Rede ſein, die in jenem Falle eine ontogenetiſche, in dieſem eine phylogenetiſche iſt. Gemäß allen übrigen Kriterien verliert der Begriff der Metamorphoſe ſeine reelle Bedeutung und gewinnt dagegen den Werth einer bloſen Idee. — Goethe hat von jenen beiden Kriterien keinen Gebrauch gemacht.

Kann nun aber das der Entwickelungsgeſchichte entlehnte Kriterium (6), von dem wir bereits oben auseinanderſetzten, es ſei ſo wenig ſchwerwiegend, daß man der aus ihm zu folgernden Metamorphoſe keine weſentliche wiſſenſchaftliche Bedeutung beilegen kann, auch nur beſtimmend ſein, die Seitengebilde unter einen Begriff zuſammenzufaſſen? Unſere obigen Auseinanderſetzungen verneinen auch dieſe Frage, denn die anfängliche Entwickelung bietet gar kein charakteriſtiſches Stadium dar; die Gleichheit im Beginn der Entwickelung iſt eine äußerliche, völlig oberflächliche und findet ſich bei allen anderen organiſchen Gebilden ebenfalls vor. Wenn noch andere Kriterien dafür ſprechen ſollten, alle Seitengebilde begrifflich zu vereinigen, ſo könnte jenes als ein untergeordnetes Moment mitſprechen; für

ſich allein iſt es kein zwingender Beſtimmungsgrund. (Siehe oben S. 12 und 13.)

Von ebenſo geringem Werthe iſt das erſte der angeführten Kriterien. Die Uebereinſtimmung in der Geſtalt kann für die Aufſtellung von Begriffen nur da entſcheidend ſein, wo das innere Weſen betreffende Aehnlichkeiten nicht vorliegen oder erſchöpft ſind. Das innere Weſen einer Sache wird aber durch ihre Funktionen angezeigt.[34] Es leuchtet ohne weiteres ein, wie lächerlich es wäre, wollte man etwa ein galvaniſches Element und ein Gefäß von gleicher Geſtalt, welches mit Waſſer gefüllt iſt und ſtatt des Zinks und der Kohle, die in jenes eingeſtellt ſind, zwei Stücke Holz enthält, als ein und dasſelbe bezeichnen, wenn auch das Ausſehen in beiden Fällen genau dasſelbe ſein ſollte. Wenn man entgegnen wollte, daß doch eine ganze Wiſſenſchaft — die Geometrie — auf Geſtalten als ihren Objekten aufgebaut ſei und dieſe eben nach der Aehnlichkeit und Verſchiedenheit der Form klaſſifizire, ſo iſt die Erwiderung hierauf, daß die Geometrie doch keine Wiſſenſchaft von den Dingen iſt, ſondern von den Geſtalten der Dinge. Eine Wiſſenſchaft von der Form muß aber allerdings nach Maßgabe der Form klaſſifiziren, da ſie ja von dem Weſen der Dinge gar nichts ausſagen will.

Das innere Weſen, die Funktionen ſind nun bei den verſchiedenen Seitengebilden erheblich verſchiedene; die Aehnlichkeit ihrer Geſtalt würde alſo für ihre begriffliche Zuſammengehörigkeit nichts beweiſen. Nun aber iſt auch dieſe eine ſehr beſchränkte; ein Laubblatt, ein Staubgefäß, ein Stempel bieten im allgemeinen ſehr ungleiche Formen dar, ſo daß man ſogar von dieſem Geſichtspunkte aus eine begriffliche Trennung derſelben befürworten könnte. Gelegentliche Aehnlichkeiten — wie die laubblattähnliche, flächenförmige Ausbreitung des Griffels der Schwertlilie (Iris) — ſind einmal an ſich nicht durchgreifend

und beweiſen ſodann wegen ihres vereinzelten Vorkommens ebenfalls nichts; endlich haben gewiſſe gerade von der auf der Metamorphoſenlehre aufgebauten Morphologie als Stengel erkannte Pflanzentheile Blattgeſtalt wie die Opuntien-Stengel und die Ruscus-Zweige.[35]

Wir wenden uns nunmehr zu Kriterium 2 und 3. Beginnen wir mit dem letzteren!

Wenn da, wo ſonſt Staubgefäße ſtehen, Kronblätter auftreten, ſind darum die Staubgefäße der gleichen Natur wie die letzteren? Hat ſich, wie Goethe doch meint, an den betreffenden Stellen das Staubgefäß in ein Kronblatt verwandelt? — Es ſcheint im Gegentheil aus jenem Vorkommen doch nur dies hervorzugehen, daß diejenigen Stoffe und Kräfte, welche zur Bildung eines Staubgefäßes nöthig ſind, nicht vorhanden waren, wohl aber diejenigen, auf Grund deren die Erzeugung eines Kronblattes erfolgt, oder daß jene nur ungenügend vorhanden waren, ſo daß dieſe ſie zurückdrängen und ſich ſelbſt zur Geltung bringen konnten. Oder wenn ein gemiſchtes Gebilde — halb Staubgefäß, halb Kronblatt — entſteht, ſo kann doch nur geſagt werden, daß dieſe und jene Stoffe und Kräfte im Gleichgewicht waren und beide wirkſam in die Erſcheinung treten konnten. Aber iſt deswegen das Staubgefäß — wie Goethe es ausdrückt — als ein zuſammengezogenes Kronblatt anzuſehen? — Gewiß nicht. — Und ebenſo, wie mit dieſen Monſtroſitäten[36] verhält es ſich mit den Uebergängen (Kriterium 2). Alle verſchiedenen Seitengebilde einer Pflanze werden eben von demſelben Organismus hervorgebracht; die Stoffe, welche ſie erzeugen, werden in demſelben chemiſchen Apparat erzeugt, an dem alle Theile in einer engeren oder weiteren Verbindung mit einander ſtehen. Daß daher bei der Bildung verſchiedener Produkte (z. B. ſolcher, die ein Laubblatt, die einen Kelchtheil, die einen Krontheil, die ein Staubgefäß zuſammenſetzen)

auch Zwiſchenprodukte entſtehen können, denen dann Zwiſchenformen (zwiſchen Laubblatt, Kelch, Krone, Staubgefäß) ihr Daſein verdanken, iſt klar, ohne daß deshalb alle dieſe Glieder weſentlich dieſelben ſein müßten. Man würde dann überhaupt alles von der Pflanze Hervorgebrachte als Eins anzuſehen haben; auch Blatt und Stengel wäre dasſelbe — giebt es doch auch Uebergänge zwiſchen dieſen beiden in den ſtengelförmigen Blattranken und in den blattartigen Opuntienſtengeln und Ruscuszweigen.

Die beiden Kriterien 2 und 3, welche die einzigen ſind, auf die Goethe ſich ſtützt, beweiſen alſo gar nichts.[37] Goethes Metamorphoſenlehre iſt alſo von ihrem Begründer ohne faktiſche Unterlage aufgeſtellt worden. Sie iſt eine reine Theorie, eine bloße Idee desſelben, wie Schiller es richtig erkannte.

So bleiben uns denn ſchließlich noch die beiden Kriterien 4 und 5 übrig, auf deren letzteres allein die heutige Morphologie Goetheſcher Richtung ſich ſtützt.[38] Beſchäftigen wir uns mit dieſem Kriterium (5) zuerſt!

Die Achſengebilde wachſen überwiegend an der Spitze, die Seitengebilde hemmen ihr Wachsthum zuerſt an der Spitze — dies iſt die Thatſache, welche erweiſen ſoll, daß alle Seitengebilde (wie alle Achſengebilde) unter einen gemeinſamen Begriff gehören, daß ſie, wie es auch die heutige Morphologie ausdrückt, dasſelbe — „Blattnatur" beſitzende — Organ ſind.

Nun hat indeſſen dieſe Thatſache einmal gar nicht ſo allgemeine, unbeſchränkte Gültigkeit, wie man früher gemeint hat.[39] So iſt durchweg bei den Farnen und bei manchen gefiederten Dikotylenblättern das Spitzenwachsthum lange thätig, während das baſale interkalare Wachsthum bald aufhört.[40] Beſonders das Verhalten der Farnblätter macht das angeführte Kriterium in bedenklichem Grade hinfällig. Sodann aber iſt dasſelbe an und für ſich — abgeſehen von ſeiner faktiſchen Richtigkeit — nicht derart, als daß man von ihm aus eine begriffliche Unter-

ſcheidung der Dinge vornehmen könnte. Es hat — um ein Beiſpiel zu nehmen — Sinn, wenn man die Menſchen begrifflich nach der Gegend, wo ſie geboren wurden und wohnen, oder etwa nach der Beſchaffenheit des Haares oder nach der Schädelbildung u. ſ. w. eintheilt; denn alle dieſe Verhältniſſe betreffen ihr inneres Weſen (wenngleich ſie es nicht erſchöpfend wiedergeben und alſo durch ſie keine allſeitig genügende Eintheilung erzielt wird; aber die auf Grund ihrer zu gewinnende Eintheilung hat Sinn). Was würde aber eine Klaſſifizirung zu bedeuten haben, die ſich danach richtete, ob ein Menſch vorzugsweiſe in die Länge oder vorzugsweiſe in die Breite wächſt, bei der alſo dick und dünn die weſentlichen Eintheilungsgründe wären!

Daß die Seitengebilde ihr Wachsthum zuerſt an der Spitze hemmen, iſt eine beſchränkt geltende Eigenſchaft derſelben, aber nicht das Prinzip, nach welchem man ihr Weſen zu deuten hat. Es iſt ja anzunehmen, daß in gewiſſer Weiſe übereinſtimmende Dinge vielfach gleichartiges Wachsthum beſitzen werden; doch der Umſtand, daß ihr Wachsthum des öfteren verſchiedener, mannigfaltiger Art iſt,[41] zeigt eben, daß jenes nicht nothwendig der Fall zu ſein braucht.

Mir iſt es übrigens auch klar, daß die heutige an Goethe ſich anſchließende Morphologie — gerade weil es doch nicht ſchwer hält einzuſehen, daß das erwähnte Kriterium zu einer Begriffsbeſtimmung nicht geeignet iſt — überhaupt gar keine ſolche mit jenem Kriterium hat ſchaffen wollen, ſondern, daß ſie von vornherein aus reiner Theorie (wie Goethe) alle Seitengebilde als Eins, als gleicher innerer — geheimnißvoller, ideeller — Natur anſieht; da nun aber eine bloſe Theorie ohne Beweisgründe aus den Thatſachen in der Wiſſenſchaft nicht ſtatthaft iſt, ſo hat ſie nach einem möglichſt durchgreifenden und einheitlichen Unterſchiede zwiſchen Achſen- und Seitengebilden

geſucht und ſchließlich in dem fraglichen Kriterium einen ſolchen zu finden geglaubt. An dieſen hält ſie ſich nun; er ſoll ein Dokument für die Ungleichheit der Naturen von Achſe und Seitengebilden und für die Gleichheit der Naturen der letzteren unter einander ſein. Sie hat nach einem Unterſchiede geſucht und es dabei unbeachtet gelaſſen, ob derſelbe nebenſächlich oder bedeutſam iſt; wenn er nur möglichſt durchgreifend iſt, ſo kann mit ſeiner Hülfe auch ſtets die Frage beantwortet werden: wieſo iſt dies ein Blatt? — Angenommen, das Kriterium wäre durchweg ſtichhaltig — dann ſagt alſo die in Goethes Sinne arbeitende Morphologie: alle Seitengebilde hemmen ihr Wachsthum zuerſt an der Spitze, darum ſind ſie alle dasſelbe Organ. Aber was heißt das? Worin ſind ſie dasſelbe Organ, worin beſteht ihre gleichartige Natur? In ihrer Funktion, in ihrer Geſtalt? — Das wird uns niemals geſagt. Alſo können wir doch nur ſagen: in ihrer — apikal gehemmten Wachsthumsweiſe. Iſt damit aber irgend ein Verhältniß von Bedeutung ausgeſprochen? — Keineswegs. Aber man ſagt uns: In der Art der Entwickelung erweiſt ſich das wahre Weſen eines jeden Dinges.[42] — Erſtens wieſo denn? Zweitens in welcherlei Eigenthümlichkeiten der Entwickelung? — Der Werth der Entwickelungsgeſchichte im Hinblick auf die Natur des Gewordenen liegt meines Erachtens nur in den Formenzuſtänden, welche der Organismus und ſeine Theile durchlaufen, und dem räumlichen Verhältniß, welches die letzteren dabei einnehmen (ihrer Stellung), nicht in der Art ihres Wachsthums.[43]

Wie das ſoeben erörterte Kriterium einen gewiſſen Gegenſatz zwiſchen Achſen- und Seitengebilden aufſtellt, ſo iſt es auch mit dem letzten unſerer Kriterien (4) der Fall. Indeſſen iſt der in dieſem hervorgehobene Gegenſatz ein bloſer Gegenſatz, der über das Weſen der einander gegenübergeſtellten Dinge an ſich nichts ausſagt. Nach dieſem Kriterium erſcheinen Achſen- und

Seitengebilde als Glieder der Pflanze, die man begrifflich von einander trennen kann. Bei den Thalluspflanzen ist eine derartige Sonderung des Pflanzenkörpers entweder noch gar nicht vorhanden, oder sie ist so wenig einschneidend, daß jener Gegensatz noch nicht sonderlich scharf hervortritt. Wo er sich aber bemerkbar macht, da darf auch eine begriffliche und durch das Wort bezeichnete Trennung von Achse und Seitengebilden vorgenommen werden, und es gehören dabei zugleich infolge ihres bloßen Gegensatzes zur Achse die Seitengebilde zusammen unter einen Begriff. So ist denn, wie Sachs[44] sagt, „Stamm nur, was Blätter trägt; Blatt ist nur, was an einem Achsengebilde seitlich . . . . entsteht.“ Weiter sagt er vollkommen richtig: „Vergleicht man alle die Dinge, die man Blätter nennt, unter sich, ohne Beziehung zu ihren Stammgebilden, so findet man nicht ein einziges Merkmal, das sie unter sich alle gemein hätten und das allen Stämmen abginge. Was aber allen Blättern gemeinsam ist, das sind ihre Beziehungen zum Stamm.“[45] Ich betone: nur diese und nichts weiter.

Diese Beziehungen sind, wie aus dem oben (Seite 12) Angedeuteten hervorgeht, wahrscheinlich allgemein auf diejenige zurückzuführen, welche durch den Gegensatz der Worte Achse und Seitengebilde bezeichnet wird. Den Ausdruck „Blätter“ für die letzteren, den Sachs beibehält, halte ich für unzweckmäßig, weil der Sprachgebrauch mit dem Worte „Blatt“ das grüne, also Assimilationsgewebe führende Gebilde bezeichnet, welches hauptsächlich als Laubblatt, daneben als Niederblatt und Hochblatt ausgebildet ist, und weil somit z. B. der Satz „ein Staubgefäß ist ein Blatt“ sofort die Vorstellung erweckt, als müßte das Staubgefäß dem Begriff des grünen Blattes untergeordnet werden, während es ihm doch beigeordnet ist. Den Ausdruck „Blatt“ aber wissenschaftlich in einem anderen als dem volksthümlichen Sinne zu gebrauchen, halte ich einmal für überflüssig

(da wir ja das Wort „Seitengebilde" haben), ſodann aber auch aus dem Grunde für verwerflich, weil elementare Wörter wie „Blatt" ſo wenig wie möglich im Sinne einer Gelehrtenſprache, ſondern vielmehr in dem der Volksſprache gebraucht werden ſollten; die wiſſenſchaftliche Terminologie hat hier höchſtens die Aufgabe, eine etwa verloren gegangene oder in Vergeſſenheit gerathene ſchärfere Begriffsbeſtimmung ſolcher Wörter vorzunehmen. Nieder-, Laub- und Hochblatt, zuſammen alſo die drei Formen oder Formationen der Blätter, ſind genügend ſcharf charakteriſirt als diejenigen Seitengebilde, denen das Hauptgeſchäft der Aſſimilation zufällt.[46] Die Funktion des Kelches mit ſeinen Theilen oder Zipfeln iſt dagegen der Schutz der inneren Blüthentheile; die der Krone mit ihren Theilen oder Zipfeln iſt die Anlockung der Inſekten im Dienſte der Befruchtung;[47] die Funktion der aus Staubbeutel und Staubfaden (nebſt Mittelband) beſtehenden Staubgefäße iſt die Erzeugung des Blüthenſtaubes; die des Stempels,[48] der aus Fruchtknoten, Griffel, Narbe und den im Innern des Fruchtknotens enthaltenen Samenknoſpen beſteht, iſt die Hervorbringung der Eizelle, aus der nach erfolgter Befruchtung die neue Pflanze hervorgeht. Die Samenblätter endlich ſind die erſten Blätter, die weniger aſſimiliren, als der werdenden Pflanze Reſerveſtoffe zu ihrem Wachsthum darbieten.

Hiernach iſt es denn klar, daß Goethe ſich auch damit kein nennenswerthes Verdienſt erworben hat, daß er alle Seitengebilde überhaupt begrifflich zuſammenfaßte, was ja mit ſeiner Metamorphoſenlehre geſchah, da dies bei ihm nur in dem Sinne erfolgte, daß alle Seitengebilde identiſcher Natur ſeien, während der richtige Sinn der iſt, daß ſie einen gewiſſen gemeinſamen Gegenſatz zur Achſe bilden und nur darum — alſo nicht an ſich — zuſammengehören. Es iſt das Verdienſt, welches man Goethe deswegen zuſchreiben kann, daß er — abgeſehen von

dem damit verbundenen Sinne — die Sache: die begriffliche Zusammenfassung vollführt habe, aus dem Grunde auf ein geringes Maß zu beschränken, weil diese Zusammenfassung selbst von keiner großen Wichtigkeit und die Unterscheidung von Blatt, Kelch, Krone, Staubgefäß und Stempel viel wesentlicher ist.

Ehe wir nun noch des weiteren uns mit Goethe selbst beschäftigen, wollen wir zunächst zwei Punkte Sachs gegenüber erörtern, mit dem ich mich in meiner Ansicht am innigsten berühre.

Nach all' dem, was wir bisher auseinander gesetzt, giebt es eine wirkliche Metamorphose nur in einem Sinne: dem descendenztheoretischen, und in diesem auch nur eine beschränkte. Danach ist nicht das gesammte Staubgefäß ein metamorphosirtes Blatt, sondern nur ein Theil von ihm: der Staubfaden nebst Mittelband, während die Staubbeutel homolog den Mikrosporangien der Ligulaten sein würden.

Auch Sachs hebt in seiner „Geschichte der Botanik" hervor, daß die Metamorphosenlehre nur vom descendenztheoretischen Standpunkte aus Bedeutung habe. Nun aber sagt er in seinem „Lehrbuch der Botanik":[49] „Die Metamorphose ist die verschiedene Ausbildung morphologisch gleichnamiger Glieder durch Anpassung an bestimmte Funktionen." Diese Definition soll für die Pflanzen in ihrem gegenwärtigen Dasein Geltung haben, wie es der Zusammenhang an der angeführten Stelle ergiebt. Dann aber wird mit dieser Definition, die wohl nur der herrschenden morphologischen Ausdrucksweise[50] zuliebe aufgestellt worden ist, dem Wort Metamorphose eine andere als seine eigentliche Bedeutung beigelegt, und Sachs verfällt damit in den Fehler der übrigen Goethe nachfolgenden Morphologen, die auch sagen: wir definiren — ohne Rücksichtnahme auf ein wirkliche Umbildung — das Blatt als ein Pflanzenglied, das sein

Wachsthum zuerſt an der Spitze hemmt, und die dann doch ein Staubgegefäß ein metamorphoſirtes Blatt nennen. Nach Sachs iſt Metamorphoſe — vollkommen richtig — phylogenetiſche Umbildung, aber daneben ontogenetiſche Ausbildung; es iſt alſo ein Doppelbegriff. Eine derartige Begriffsbeſtimmung eines Wortes iſt verfehlt. Metamorphoſe heißt Umbildung; ſie hat als ſolche im deſcendenztheoretiſchen Sinne eine gewiſſe Geltung; nichts weiter. Blatt und Staubgefäß ſind Seitengebilde mit verſchiedenen Funktionen, aber es ſind nicht Seitengebilde, die im Laufe der Ontogeneſe zu verſchiedenen Organen (bezw. Organkomplexen) metamorphoſirt wurden, denn ſie entwickelten ſich von ihrer erſten Anlage an zu verſchiedenen Organen.

Der zweite Punkt, den wir beſprechen wollen, betrifft die Definition, welche Sachs für Morphologie giebt. Wie die heutige Morphologie ſich auf Goethes Metamorphoſenlehre erhoben hat, ſo meine ich, ſollte man von einer Morphologie nur reden, wenn es ſich um Vorgänge der Metamorphoſe, aber der Metamorphoſe in unſerem Sinne, d. h., wenn es ſich um die phylogenetiſche Deutung der Pflanzentheile handelt.[51] Sofern die heutige Morphologie noch immer nicht in deſcendenztheoretiſchem Sinne vorgeht, haften ihr — wenn auch nicht immer ausgeſprochen — dieſelben Fehler an wie der Goetheſchen Lehre. Sie iſt von einer naturphiloſophiſchen Gedankenrichtung durchzogen und bewegt ſich in Behauptungen, die — auf jene deſcendenztheoretiſche Baſis geſtellt — Sinn haben würden, ſo aber verſtändnißlos erſcheinen müſſen. Was aber einen großen Theil der heutigen Morphologie ausmacht und wohin z. B. Erörterungen gehören, ob ein Blüthenſtand eine Traube oder eine Riſpe, ein Köpfchen, eine Aehre, eine zuſammengeſetzte, eine cymöſe Dolde oder ob ein Blatt herzförmig oder eiförmig oder herz-eiförmig oder verkehrt-herz-eiförmig oder lineal oder lanzettlich iſt u. ſ. w. — das iſt überhaupt

nicht Wiſſenſchaft im ſtrengeren Sinne, das iſt Terminologie.

Etwas ganz anderes iſt es, wenn es ſich bei derartigen und anderen Dingen um die Erforſchung von Wachsthumsgeſetzen und deren Erklärung handelt (dazu bedarf es aber eines großen Theils der Unmenge von Namen nicht, die in ſo manchen Fällen zweifelhafte Anwendung erfahren müſſen, weil die Natur keinen Schematismus duldet); dann haben wir es mit einer Wiſſenſchaft zu thun, deren Aufgabe die mechaniſche Wachsthums-Erklärung iſt und die einen Theil der Morphogenie bildet. Jener terminologiſche Theil der Wiſſenſchaft kann füglich Organographie genannt werden. Wir widerſprechen daher Sachs, wenn er ſagt: „Die morphologiſche Betrachtungsweiſe fragt, wo und wie die Pflanzentheile entſtehen, in welchen räumlichen und zeitlichen Beziehungen die Entſtehung und das Wachsthum eines Gliedes zu dem eines anderen ſteht.“[52] — Das iſt Aufgabe der Organographie. — Hierzu gehört auch die Unterſcheidung von Achſengebilden und Seitengebilden, die als ein wichtiger Theil der Organographie anzuſehen iſt, weil es ſich bei derſelben mehr oder weniger um Grundbegriffe handelt, während das Uebrige meiſt nur eine praktiſche Bedeutung beim Pflanzenbeſtimmen hat.

Goethe überſchreibt ſeine Abhandlung über die Metamorphoſe: „Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären.“ — Was er mit dieſem „Erklären“ wohl hauptſächlich gemeint hat, haben wir oben ausgeführt. Trotzdem darunter nun nicht ein eigentliches wiſſenſchaftliches Erklären zu verſtehen iſt, ſo enthält die Abhandlung doch mehrere auf's Erklären ausgehende Ausführungen, von denen eine als wirkliche Erklärung angeſehen werden kann, während die anderen auf Anführung äußerer Erſcheinungen der Metamorphoſe hinauslaufen, für die ſelbſt

wiederum eine Erklärung nicht gegeben wird (d. h. die Urſachen nicht entwickelt werden). Die letzteren Ausführungen betreffen die Thatſache, daß die einzelnen Glieder in der Blüthenregion einander ſehr nahe gerückt ſind und daß die verſchiedenen Kreiſe der Blüthe einen periodiſchen Wechſel in ihrer Ausbreitung und Entfaltung darbieten.

Die eigentliche Erklärung beſteht darin, daß Goethe ſagt, die Pflanze bereite in den Laubblättern verfeinerte Säfte zu, die nun — indem der Aufbau neuer Pflanzenglieder vor ſich geht — dieſe zarter geſtalten, ſo daß auf dieſe Weiſe der Uebergang zum Blüthenſtand verſtändlich werde. — Gehen wir ſogleich zur Erörterung der Gründe über, welche zu dieſer Erklärung berechtigen. Als einen ſolchen Grund führt Goethe die Thatſache an, daß Pflanzen, welche übermäßige Nahrung erhalten, keine Blüthen treiben, während kärgliche Nahrung die Anlage von Blüthen begünſtigt. Im erſteren Falle können die zur Verarbeitung der dargebotenen Nahrung gebildeten Laubblätter dieſelbe nicht bewältigen; die Rohſtoffe werden alſo nicht genügend verfeinert, ſo daß nicht die zarteren Blüthentheile, ſondern nur fortgeſetzt Laubblätter hervorgebracht zu werden vermögen. Im entgegengeſetzten Falle gelingt den Laubblättern mit Leichtigkeit die völlige Verarbeitung der Rohſtoffe, ſo daß die Pflanze bald zur Blüthenbildung fortſchreiten kann. — Als einen anderen Grund für die Erklärung der Metamorphoſe können wir nach Goethe[53] noch den Umſtand betrachten, daß die Blüthe erſt ſpät von der Pflanze hervorgebracht wird, erſt dann nämlich, wenn von den älteren Theilen der Pflanze und beſonders von den früher erzeugten Laubblättern die Verfeinerung der Säfte bis zu dem erforderlichen Grade beſorgt worden iſt.

Will man dieſe Erklärung auch als nicht genügend bezeichnen, ſo iſt es doch immer eine wirkliche Erklärung, die ja zu einem Theile ihre volle Berechtigung hat, inſofern nämlich,

als ſie in den Laubblättern die Aſſimilationsorgane der Pflanze ſucht[54] und meint, daß von ihnen der Pflanze das brauchbare Bildungsmaterial für fernere Laubblätter und für die Glieder der Blüthe gegeben wird. Es läßt ſich über die Einzelheiten dieſer Erklärung und die Stichhaltigkeit der für ihre Richtigkeit angeführten Gründe ſtreiten, aber es handelt ſich dabei nicht um prinzipielle Fragen, bei denen die Definition und die logiſche Betrachtung eine Rolle ſpielen.

Fragen wir uns am Schluſſe: ob und wie Goethes Abhandlung und die darin ausgeſprochene Idee als hervorgehend aus ſeinem ganzen ſonſtigen Weſen betrachtet werden kann!

Wir haben es ſchon eingangs hervorgehoben, daß Dasjenige, was Goethe als Dichter ſo beſonders auszeichnet, ſeine naive, aber tiefe und reine Seele iſt. In der That iſt es das Unmittelbare, Anſchauliche, Sinnliche, was Goethes Dichtungen mit ſo eigenthümlichem Zauber übergießt. Da iſt nichts von dithyrambiſchen Ausſchweifungen zu finden; die Sprache iſt einfacher, natürlicher als bei manchen Dichtern, in denen die Sucht nach Formenſchönheit und eine gewiſſe Begabung dafür das Gefühl und die geniale Beanlagung, in Naturlauten zu reden, überwiegt. Das ſogenannte „Geiſtvolle", idealiſtiſch Ueberſchwängliche tritt bei Goethe zurück. Dafür herrſcht die aus der Tiefe des Gemüthes ſchöpfende Phantaſie vor. Sie iſt „ſeine Göttin". — „Welcher Unſterblichen ſoll der höchſte Preis ſein?" fragt der Dichter ſelbſt.[55] Und er antwortet: „Mit niemand ſtreit' ich,[56] aber ich geb' ihn der ewig beweglichen, immer neuen, ſeltſamen Tochter Jovis, ſeinem Schooßkinde, der Phantaſie." . . . „Sie mag roſenbekränzt mit dem Lilienſtengel Blumenthäler betreten, Sommervögeln gebieten und leicht nährenden Thau mit Bienenlippen von Blüthen ſaugen: Oder ſie mag mit fliegendem Haar und düſterm Blicke im Winde jauſen

um Felſenwände, und tauſendfarbig, wie Morgen und Abend, immer wechſelnd, wie Mondesblicke, den Sterblichen ſcheinen.“ Welch' treffende Kennzeichnung der Phantaſie! Und wie ſie im Gegenſatze zum Verſtande und der dieſem entſproſſenen Weisheit ſteht, fügt er hinzu: „Und daß die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seel'chen ja nicht beleid'ge!“

Dadurch, daß Goethe dieſer Phantaſie vornehmlich folgt und den Verſtand mehr hintenanſetzt, hat er ſo viele geheimnißvoll-reizvolle, zauberhaft-greifbare Wendungen und Bilder geſchaffen; aber deswegen zugleich laſſen ſeine Dichtungen ſo oft die Klarheit vermiſſen (man denke an den Fauſt!); dennoch aber folgt der ſinnende Leſer oder Hörer mit tiefem Genuß den ſüßen, heimlich klingenden Worten, auch der Inhalt ergreift und befriedigt ihn; denn wie es ſich in der Dichtung als ſolcher nicht um wiſſenſchaftliche Wahrheiten, ſondern um Gefühl und Trieb, um Ahnung und Streben handelt, empfindet und verſteht er dieſe, wenn ſie ihm zu Herzen geht.

Goethes Natur leitete ihn nun aber auch auf wiſſenſchaftlichem Gebiet im gleichen Sinne. Auch hier verführte ihn die erwähnte Eigenart dazu, durch mehr von der Phantaſie als dem logiſchen Denken eingegebene Konſtruktionen von unmittelbaren, ſcheinbar anſchaulichen Vorſtellungen ſich Anſichten und Theorien von wiſſenſchaftlichen Dingen zu bilden, ohne ſich immer des wahren Sinnes, des Begriffs ſolcher Vorſtellungen bewußt zu ſein. So ſieht er, wie an Stelle von Staubgefäßen Kronentheile entſtehen können, und er faßt daher beide als im Grunde gleiche Bildungen auf und konſtruirt ſich eine Umbildung, durch welche er ſich ihre Verſchiedenheit verſtändlich zu machen ſucht. — Alle Seitengebilde ſind ihm eins. Aber was heißt das? Es iſt dieſes „Eins“ ein unklarer Begriff; ein ſinnliches Anſchauen, ein Fühlen, ein phantaſievolles Zuſammenfaſſen — es entſpringt derſelben geiſtigen Anlage, die zu natur-

philoſophiſchen Vorſtellungen, zu platoniſchen Ideen und zur metaphyſiſchen Begriffsdichtung führen kann. Dieſe werden erzeugt auf Grund desſelben geiſtigen Zuges, nur mit dem Unterſchiede, daß unſer Dichter dabei doch immer mehr in der Sinnenwelt verbleibt, während Naturphiloſophen, Platoniker und Hegelianer doch ſehr bald die Anſchauung, das ſinnlich Greifbare verlaſſen und nun — während den Dichter jener Zug im Gebiete des Sinnlichen leitet — vom gleichen Zuge in bloſen Phantaſien gejagt werden.

Dieſelbe Anlage, die ſomit Goethe auf dichteriſchem Gebiete in hohem Maße begünſtigte, ein wahrer, naiver Dichter zu ſein, verhinderte ihn, meiner Meinung nach, auch als klarer, durchdringender Forſcher hervorzutreten.

Einer kann nicht alles ſein. Goethe iſt der innigſte, der größte und wahrſte unter unſeren Dichten. Wenn ich den „Fauſt“ leſe oder den „Taſſo“ oder „Herrmann und Dorothea“ oder „Wilhelm Meiſters Lehrjahre,“ dann vergeſſe ich, wie ſehr ich Goethe als Aufſteller der Metamorphoſenlehre entgegenſtehe — und wie ich ihn als ſolchen bekämpfen muß; darum aber iſt, was ich hier geſagt, von mir nicht weniger wahr gemeint und — wie ich glaube — nicht weniger richtig. Laſſen wir Goethe ſeinen vollverdienten Ruhm als Dichter, lieben wir ihn als ſolchen (wie er es werth iſt); aber ſehen wir endlich ein, daß er — wenigſtens als Botaniker, wie wir gezeigt haben — eine Leiſtung geſchaffen hat, die, ſo ſehr ſie auch gelobt worden iſt, doch in der That keinen wiſſenſchaftlichen Werth, ja auch nicht einen rechten wiſſenſchaftlichen Sinn hat!

Anmerkungen.

[1] E. Haeckel, Die Naturanſchauung von Darwin, Goethe und Lamarck. Jena, Guſt. Fiſcher. 1882.

[2] Sachs, Geſchichte der Botanik. 1875.

[3] Du Bois-Reymond, Goethe und kein Ende. Rektoratsrede, gehalten am 15. Oktober 1882. Leipzig 1883. Du Bois-Reymond bezeichnet in dieſer Schrift (Seite 31) die Erkennung der Pflanzenmetamorphoſe als einen gelungenen Schritt Goethes — entgegen meiner eigenen Meinung, wie das Folgende zeigen wird.

[4] Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären. Gotha 1790.

[5] Goethe erklärt nicht die Metamorphoſe, ſondern er „erklärt", d. h. deutet die Glieder der Pflanze im Sinne einer Metamorphoſe und durch eine Metamorphoſe.

[6] Metamorphoſe der Pflanzen. § 4.

[7] Metamorphoſe der Pflanzen. § 6.

[8] Von unterirdiſchen Achſengebilden, ſowie überhaupt von unterirdiſchen Theilen der Pflanze — beſonders der Wurzel — ſehen wir ganz ab.

[9] Alfr. Kirchhoff, Die Idee der Pflanzenmetamorphoſe bei Wolff und bei Goethe. Berlin 1867. S. 26.

[10] Siehe: Goethe, Annalen oder Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner ſonſtigen Bekenntniſſe von 1749 bis 1822. Jahr 1794.

[11] Metamorphoſe der Pflanzen. § 6.

[12] Ebenda § 1. Vergl. auch § 49.

[13] Ebenda § 4.

[14] Ebenda § 38.

[15] Ebenda § 120.

[16] Dieſe Auffaſſung der Goetheſchen Lehre macht auch Kirchhoff der gegentheiligen Auffaſſung Alexander Brauns gegenüber geltend. (Kirchhoff, Die Idee der Pflanzenmetamorphoſe u. ſ. w. S. 27.) Der Satz im § 1 iſt übrigens auch an und für ſich bildlich zu verſtehen — ſo, wie wir es für einen gleichen Ausdruck, der ſich bei Wolff findet, ſogleich zeigen werden.

[17] Kirchhoff, Die Idee der Pflanzenmetamorphoſe u. ſ. w. S. 28.

[18] Goethe, Die Met. der Pflanzen. Verfolg; Entdeckung eines trefflichen Vorarbeiters.

[19] Wolff ſteht meiner eigenen Auffaſſung nahe, wonach man Blätter und Blüthentheile wegen gewiſſer Aehnlichkeiten mit einem gemeinſamen

Namen bezeichnen und ſomit begrifflich zuſammenfaſſen kann; ich nannte ſie Seitengebilde, er bezeichnet ſie als Anhangsorgane. Er geht nun zwar inſofern weiter, als er allen Seitengebilden eine einheitliche Natur unterlegt und ſich dadurch Goethe um etwas nähert. Dennoch aber bleibt er mit ſeiner Auffaſſung auf einem durchaus real-wiſſenſchaftlichen Standpunkte ſtehen. Und Schleiden hat demnach Recht, wenn er ſagt (ſiehe Wigand, Kritik und Geſchichte der Lehre von der Metamorphoſe der Pflanze. Leipzig 1846, S. 49): es wäre ein Nachtheil für die Wiſſenſchaft, daß ſie die Lehre der Metamorphoſe von Goethe und nicht von Wolff empfing.

[20] Metamorphoſe der Pflanzen §§ 43, 46, 53, 69, 71.

[21] Ebenda § 4.

[22] Kirchhoff, Die Idee der Pflanzenmetamorphoſe u. ſ. w. S. 25.

[23] Metamorphoſe der Pflanzen § 4.

[24] Siehe Goethes „Geſchichte meines botaniſchen Studiums“ und „Italieniſche Reiſe, Palermo, 17. April 1787“.

[25] Italieniſche Reiſe u. ſ. w.

[26] Ebenda.

[27] „Geſchichte meines botaniſchen Studiums“.

[28] Dr. S. Kaliſcher, Goethes Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft. Separat-Abdruck aus der neuen Ausgabe von Goethes Werken. Berlin, Guſt. Hempel, 1878, S. LXVIII.

[29] Von der Selektionstheorie kann bei Goethe ganz ſelbſtverſtändlich nicht die Rede ſein. Vergl. Du Bois-Reymond, Goethe und kein Ende, S. 33.

[30] $\frac{1}{2} = \cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1}}$; $\frac{2}{3} = \cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1}}}$; $\frac{3}{5} = \cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1}}}}$

$\frac{5}{8} = \cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1}}}}}$

[31] S. Schwendener, Mechaniſche Theorie der Blattſtellungen. 1878.

[32] Siehe Sachs' gleiche Meinung in ſeiner „Geſchichte der Botanik“, 1875.

[33] Prof. v. Freyhold will im Staubfaden den Blattſtiel, im Staubbeutel die Spreite erkennen. (Lehrbuch der Botanik 1882. Kiepert, Freiburg i. B. Seite 42.) Man werfe aber einen Blick auf die Gymnoſpermen

und von da auf die Ligulaten, so wird es klar, daß die Staubbeutel homolog den Sporangien der Ligulaten sind. Die Blattspreite könnte das Mittelband sein.

[34] Das Wesen eines Dinges ist seine innere (Molekular-)Konstitution; es zeigt sich darin, wie das Ding — in Wechselwirkung mit anderen Dingen gebracht — sich benimmt, wie es funktionirt, denn die Art seiner Wirkungsweise wird durch seine Konstitution bestimmt.

[35] Wigand ist hierin derselben Ansicht wie ich. Siehe seine „Kritik und Geschichte der Lehre von der Metamorphose der Pflanzen." Seite 14, Nr. a.

[36] Wer wird denn überhaupt nach Monstrositäten, also nach Ausnahmefällen seine allgemein gelten sollende Entscheidung treffen und die regelmäßigen Erscheinungen hintenansetzen!

[37] Vergl. Wigand, a. a. O. S. 16, Nr. d.

[38] Siehe Wigand, a. a. O. S. 18 Nr. f; Kirchhoff, a. a. O. S. 15; auch Freyhold, Lehrbuch der Botanik, 1882. Freiburg i. B. S. 2 und 3.

[39] Kirchhoff, a. a. O. S. 15.

[40] Ebenda, S. 15; vgl. Sonntag im Jahrb. f. w. Bot. 1887, S. 236.

[41] Hierfür bieten gerade die Verschiedenheiten des basilaren und des Spitzenwachsthums der Blätter das Beispiel dar.

[42] Wigand, a. a. O. S. 19.

[43] Hierin mit einbegriffen liegt die Bedeutung der Entwickelungsgeschichte — als einer Wiederholung der phylogenetischen Entwickelung — für die Blutsverwandtschaft der Organismen.

[44] Jul. Sachs, Lehrbuch der Botanik, 4. Aufl. 1874. Leipzig, Engelmann. S. 160.

[45] Ebenda.

[46] Daneben fungiren die Hochblätter und öfters auch Laubblätter als Deck- oder Tragblätter für die Blüthen.

[47] Daneben wohl auch der Schutz der Befruchtungswerkzeuge.

[48] Das Wort „Stempel" wird meist gleichbedeutend mit „Gynäceum" gebraucht, bezeichnet also die gesammten weiblichen Befruchtungswerkzeuge einer Blüthe. Ich möchte es indessen gleichbedeutend mit Karpell (nach der Ausdrucksweise der Metamorphosenlehre: Fruchtblatt) gebraucht wissen, weil wir sonst kein anderes passendes deutsches Wort für das einzelne Karpell haben. Das Gynäceum von Parnassia palustris z. B. bestände dann aus vier verwachsenen Stempeln. Vergl. K. F. Jordan, Beiträge zur physiologischen Organographie der Blumen. In den Ber. d. Deutsch. botan. Ges. 1887. Bd. V, Heft 8. S. 328.

[49] 4. Auflage 1874, S. 154.

[50] Nach dieser bezeichnet ja Metamorphose einen ontogenetischen Vorgang.

[51] Vergl. die faſt gleiche Anſicht von Dr. Potonié in ſeiner „Flora von Nord- und Mitteldeutſchland", 2. Aufl. Berlin, Brachvogel und Boas, 1886. Seite 3: Theoretiſche Morphologie = Lehre von den Homologieen. Desgl. in der 3. Aufl Verlag von Boas. Seite 5.

[52] Sachs, Lehrbuch der Botanik u. ſ. w. S. 152.

[53] Metamorphoſe der Pflanzen. §§ 27 und 28.

[54] In der That wiſſen wir ja, daß das Aſſimilationsgewebe hauptſächlich in den Blättern ſeinen Sitz hat und ihren weſentlichſten Beſtandtheil ausmacht.

[55] In dem Gedicht „Meine Göttin".

[56] Auch dies ſo recht charakteriſtiſch an Goethe. Er will es nicht philoſophiſch begründen — als Lehrmeinung. Es iſt ſeine unmittelbare Anſicht oder noch beſſer: ſein Gefühl.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Aktien Geſellſchaft (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(142)

Digitized by Google

Die
mystische, didaktische und lyrische Poesie
und das
spätere Schriftthum der Perser.

Von

Prof. Dr. **Hermann Ethé.**

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1888.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Wie reich auch das sechste und siebente Jahrhundert der Hidschra an Meisterwerken der romantischen Panegyrik und des poetischen Liebesromans gewesen, wie manche künstliche Blüthen von schillerndem Farbenglanz auch das nationalhistorische Epos Firdausis getrieben, so liegt doch in ihnen bei weitem nicht die Summe alles dessen, was der schöpferische Geist der Perser während dieses Zeitraums auf literarischem Gebiete hervorgebracht. Zwei andere, nicht minder bedeutsame Dichtungsgattungen entwickelten sich in jenen Tagen höfischer Sangeskunst, aber im ganzen fern von dem Getriebe der großen Welt, zu ungeahnter Fülle und Vollkommenheit — die didaktische und die mystische Poesie, die eine kurze Zeit lang Seite an Seite ein unabhängiges und getrenntes Dasein führten, bald jedoch zu einer für immer unauflöslichen Einheit zusammenflossen. Zwar sind uns schon, wie bekannt, von manchen Sâmânidendichtern, vor allem von Rûdagî, praktische Weisheitslehren in kurzen Sinnsprüchen und Aphorismen überliefert, und selbst an mystischen Anklängen fehlt es in einzelnen Liedern nicht, aber erst das Zeitalter Firdausis gab, wie so manchen andern Zweigen der persischen Poesie, so auch dieser die rechte Grundlage und den lebensfähigen Keim zu gedeihlicher Fortentwickelung. Jene tiefsinnigen Betrachtungen über die Flüchtigkeit des Erdendaseins, über Menschenohnmacht, Schicksalstücke und den trügerischen Schein weltlicher Herrlichkeit, mit denen der Sänger des

Schâhnâma sein gewaltiges Epos so reich durchwoben hat — und wir möchten in dieses Gebiet z. B. auch Firdausis ergreifende Elegie auf den Tod seines Sohnes, sowie die gedankentiefen Räthsel rechnen, die Rustams Vater, der weise Zâl, im Kreise der Mobeds löst — sind von einem solchen Hauche idealer Poesie umweht, von einem so eigenartig ergreifenden Klange seelischer Empfindung durchzittert, daß alles Lehrhafte, alles Prosaische, das dieser Dichtungsart gewöhnlich anklebt, in dem harmonischen Fluß der Verse wie in eitel Wohlklang aufgelöst erscheint, und das läßt sich keinem didaktischen Erzeugnisse seiner Vorgänger, selbst nicht den ethischen Sprüchen Rûdagis, nachrühmen. In einem ähnlich beschränkten Sinne kann man Firdausi auch als den Bahnbrecher für die mystische Richtung der persischen Poesie bezeichnen. Die mystische Theosophie oder der pantheistische Çûfismus der Perser (von Çûfi, einem mit einem Wollengewande bekleideten Derwisch), der dem starren, jeden freien geistigen Aufschwung, jedes selbständige Denken und Schaffen lähmenden Deismus des orthodoxen Islams die unmittelbarste Wechselwirkung zwischen Schöpfer und Geschöpf entgegensetzt und in der Lehre von der Universalität und absoluten Einheit Gottes gipfelt, von der jedes kleinste Theilchen der sichtbaren und unsichtbaren Welt durchdrungen ist, und zu der die menschliche Seele während der kurzen Trennungszeit, die sie gefesselt in den Banden des Körpers verbringen muß, durch verschiedene Stadien einer immer vollkommneren Entwickelung zurückstrebt, bis sie endlich von allen Schlacken gereinigt und geläutert genug ist, um mit jenem göttlichen Urquell wieder zusammenzufließen, dem sie entströmt und mit dem sie doch von Ewigkeit her eins gewesen — dieser persische Çûfismus ist, wie Alfred v. Kremer in seiner „Geschichte der herrschenden Ideen des Islams“ und in den „Kulturgeschichtlichen Streifzügen auf dem Gebiete des Islams“ überzeugend dargethan, durchaus neuerer

Art als jener, ebenfalls Çûfismus genannte, orthodoxe Mysticismus der Araber, der sich schon in den frühesten Zeiten des Islams, bald nach Muhammads Tode zeigt, und der zuerst von Muhâsibi (gestorben zu Baghdâd 857, A. H. 243) theoretisch behandelt worden ist. Letzterer ist in seinen Hauptzügen nur eine Weiterbildung der christlich-asketischen Richtung, der Lehre von der völligen Entsagung und Gottergebenheit, für die sich der Muhammadanismus schon in seinen ersten Anfängen als ein ungemein fruchtbares Entwickelungsfeld erwies, und hat daher stets mit der sunnitischen Rechtgläubigkeit auf bestem Fuße gelebt. Ersterer dagegen steht, so sehr sich auch seine Jünger bemühen, ihre Glaubenssätze durch mystisch erklärte Koranverse zu erhärten, wie alle schi'itischen Lehren, im Widerspruche mit der islamischen Offenbarung, im Widerspruche mit allen geoffenbarten Religionen überhaupt, deren Dogmen, so verschieden sie auch sein mögen, für den erleuchteten Çûfi nichts als Allegorien der Gottheit selbst und daher sämmtlich von gleichem Werth, mit anderen Worten, sämmtlich gleichgültig sind. Dieser von Kremer mit Recht als ketzerisch bezeichnete Çûfismus, dessen Hauptmerkmal die mystische Ekstase, dessen Hauptziel die Einswerdung mit Gott ist, hat sich, abgesehen von einzelnen, hie und da bemerkbaren Einflüssen des Parsismus und des Manichäerthums, zunächst aus einer Vermischung von neuplatonischen Ideen mit denen des pantheistischen Vedântasystems der Inder herausgebildet. Das Eindringen des Neuplatonismus in den Orient ist leicht erklärt — wie schon früher bemerkt, war es der Chalif Ma'mûn, der zuerst Uebersetzungen griechischer Philosophen anfertigen ließ, und diese Bemühungen setzten sich während des ganzen dritten Jahrhunderts der Hidschra fort; denselben verdanken die verschiedenen schi'itischen Sekten, wie nicht minder die mannigfachen freigeistigen Schulen des Islams ihre hauptsächlichste Anregung und Förderung. Auf welchen Wegen sich aber die

indiſche Theoſophie nach Perſien verpflanzt hat, iſt vorläufig noch eine offene Frage, ſo wenig auch die Thatſache ſelbſt angezweifelt werden kann. Denn daß dieſe, und nicht etwa der Buddhismus, trotz ſeiner großen Ausbreitung über die öſtlichen Theile des altirâniſchen Reichs, beſonders über Chorâſân und Transoxania, den Hauptantheil an der urſprünglichen Geſtaltung der çûfiſchen Lehre gehabt, geht klar daraus hervor, daß der Waller auf dem myſtiſchen Wege zu Gott als erſte Station die ſogenannte Scharî'aḥ zu paſſiren, d. h. alle vom Islam vorgeſchriebenen Riten und Ceremonien regelrecht zu erfüllen hat, ehe er zur höheren Gnoſis, zur Ṭarîqaḥ (der Methode), Ma'rifaḥ (der Erkenntniß) und Ḥaqîqaḥ (der Gewißheit) gelangen kann. Gerade ſo muß der Vedântaſchüler zunächſt den Geboten und Ritualpflichten des äußerlichen Brahmanenthums gerecht werden, während im Buddhismus dieſe Vorbereitungsſtufe als ein völlig nutzloſes Ding einfach bei Seite geworfen iſt. Daß ſich im ſpäteren Çûfismus eine ähnliche Wandlung vollzogen, und die perſiſchen Myſtiker, gleich den Buddhiſten, die Scharî'aḥ mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt und ſchließlich ganz aufgegeben haben, iſt nur ein Beweis mehr für die Richtigkeit der oben aufgeſtellten Behauptung. Was der Çûfismus wirklich und zwar ſchon auf einer ziemlich frühen Entwickelungsſtufe von den Buddhiſten entlehnt hat, iſt die Lehre vom Fanâ, d. h. von dem völligen Aufhören der ſichtbaren Exiſtenz des Çûfi und ſeinem Aufgehen in der Gottheit, die ſich in manchen Einzelheiten mit der vom Nirvâna deckt.

Läßt ſich nun auch kein beſtimmtes Datum dafür angeben, wann der orthodoxe und der häretiſche Çûfismus ſich von einander geſchieden, ſo weiſen doch alle Anzeichen darauf hin, daß die Anfänge des letzteren mit dem Umſichgreifen griechiſcher, ſpeziell neuplatoniſcher Philoſophie im Orient, alſo mit der erſten Hälfte des dritten Jahrhunderts der Hidſchra, zuſammenfallen,

und ſchon der große Scheich Bâjazîd Biſtâmî (geſtorben 875, A. H. 261) erſcheint ganz von dieſen neuen Ideen durchdrungen. Ehe dieſelben freilich ſo feſte Wurzeln im Bewußtſein des perſiſchen Volkes ſchlagen konnten, um das ganze geiſtige Leben desſelben zu beherrſchen und der Dichtkunſt neue Bahnen zu weiſen, bedurfte es der Arbeit von Jahrhunderten, und ſo wenig die ſûfiſche Färbung einzelner Gedichte des Rûdagî und ſeiner Nachahmer auffallen kann, ebenſo ſicher iſt es, daß von einer wirklichen myſtiſchen Poeſie erſt ſeit Firdauſî die Rede ſein kann. Das leidenſchaftliche Sehnen nach einer beſſeren, dauernden Heimath, der heiße Drang, die irdiſche Hülle abzuſtreifen und feſſellos im Urquell alles Lichtes zu baden, mit der Gottheit vereint ein verklärtes Daſein zu führen, ſpricht ſich in vielen Verſen des Schâhnâma unverkennbar aus, und nirgends zeigt ſich dieſes Streben nach einer poetiſchen Geſtaltung myſtiſcher Ideen deutlicher, als in der berühmten Epiſode von dem geheimnißvollen Ende des großen Schâhs Kaichusrau. Auf der Höhe ſeines Ruhmes, im Vollgenuſſe unbeſtrittener Herrſchermacht, wird er ſo ſehr von dem Gefühle der Vergänglichkeit alles Irdiſchen überwältigt, daß er dieſe Welt zu verlaſſen und in die Heilsgärten jener unſichtbaren überzugehen beſchließt, infolge deſſen er dann auf wunderbare Weiſe in einer ihm vorher im Traum angedeuteten Quelle den Blicken ſeiner Begleiter für immer entrückt wird, ein ſymboliſcher Hinweis auf die Einigung des Çûfi mit Gott! Ein jüngerer Zeitgenoſſe des großen Sängers von Tûs war der gefeierte Scheich Abû Sa'îd bin Abulchair aus Mahna im Diſtrikt von Châwarân in Chorâſân (968—1049, A. H. 357—440), und er iſt unter allen perſiſchen Dichtern der erſte, der ſein ganzes poetiſches Können einzig und allein in den Dienſt des myſtiſchen Pantheismus geſtellt hat. Man kann ihn zugleich mit vollem Recht den Neubegründer des Rubâ'is oder orientaliſchen Epigrammes nennen; denn obgleich

ſchon Rûdagî und manche ſeiner Zeitgenoſſen treffliche Vierzeilen lehrhaften Inhaltes gedichtet, ſo hat doch keiner vor Abû Sa'îd dieſe eigenthümliche und ſpäter ſo beliebt gewordene Spielart der perſiſchen Poetik zur ausſchließlichen Trägerin ſeiner Gedanken und Gefühle gewählt und — was noch wichtiger iſt — ihr den ganz ſpezifiſchen Charakter religiös-philoſophiſcher Aphorismen aufgeprägt. Keine poetiſche Form war geeigneter, den mannigfachen Ausſtrahlungen der ſûfiſchen Lehre, ihren ſich herüber und hinüber kreuzenden Ideen, Bildern und Vorſtellungen einen knappen und zugleich packenden Ausdruck zu verleihen, als gerade dieſe, und das zuerſt erkannt und durch die That bewieſen zu haben, iſt Abû Sa'îd's unbeſtreitbares Verdienſt. In den Vierzeilen dieſes berühmten Scheichs begegnen wir zuerſt jener ſo unendlich reichen und für die ganze myſtiſche Poeſie typiſch gewordenen Bilderſprache, in die ſich für den phantaſtiſchen Geiſt des Morgenlandes die trunkene, alles vergeſſende Liebe und Hingebung an Gott kleidet. Gott iſt der Freund, der Götze, das ſchöne Liebchen, um das der Ṣûfî ſich in Kummer, Gram und Sehnſuchtsſchmerz verzehren, am Tage klagen und Nachts in ſtetem Feuer glühen muß, zu dem er immer wieder und wieder flieht, mag es auch noch ſo oft ſich hart und grauſam gegen den Liebenden zeigen und ihm Trennungsqual auf Trennungsqual zu koſten geben; ſeine gekräuſelten Locken, ſein roſiges Antlitz, ſeine weinduftenden Lippen, ſein Schönheitsmal auf morgenfriſchen Wangen, ſeine cypreſſenſchlanke Geſtalt ſpiegeln dem Jünger der höheren Gnoſis die tauſend undurchdringlichen und doch ſo beredten Geheimniſſe der göttlichen Einheit wieder. Gott iſt ferner der holde Schenke, der dem Ṣûfî den Pokal des ewigen Weines kredenzt und ihn berauſcht mit dieſem Trunke aus ſeiner Hand; Gott iſt endlich die flammende Kerze, um die der Ṣûfî als Lichtfalter kreiſt, um ſich ſchließlich hineinzuſtürzen und lautlos darin unterzugehen. Eine kurze Blüthenleſe aus

Abû Sa'ids Vierzeilen wird uns mit einigen dieſer Allegorien und den durch ſie veranſchaulichten Glaubensſätzen noch näher bekannt machen.

O ſchilt mich nicht, mein Meiſter du, wenn mir die Becher munden,
Wenn ich an Lieb' und Rebenſaft ſo ſklaviſch mich gebunden!
Denn ach! ſo lang' ich nüchtern bin, da weil' ich ſtets bei Fremden,
Doch ſink' dem Freund ich an die Bruſt, wenn mein Verſtand entſchwunden.

Eilt zum Gottesſtreit voll Kampfmuth auch der Held in raſchem Flug,
Mehr doch gilt noch, wer der Liebe Märtyrthum gelaſſen trug.
Und wie gleichen ſich die beiden einſt am Auferſtehungstage?
Dieſen hat ſein Lieb erſchlagen, während den der Feind erſchlug.

Ach, ſo oft und viel mein Herz auch in der Liebe Buch ſtudirt,
Stets der Liebe Sonn' entſtrahlte deine Wange, reizgeziert —
Drum ſo lang' auf Schönheit Schönheit häuft dein Antlitz — iſt es einzig
Liebe auch und immer Liebe, die mein krankes Herz gebiert.

„Wem zu Liebe," frug ich einſtmals, „ſchmückſt du ſtets ſo reich dich? ſprich!"
„Mir zu Liebe," war die Antwort," eins und alles bin ja ich;
Bin die Liebe, bin das Liebchen und der Liebende nicht minder,
Bin der Spiegel, bin die Schönheit, ſchaue in mir ſelber mich!"

Füllt dein Ringelhaar auch ewig mir das Herz mit Weh und Ach,
Löſt doch ſtets dein Mundrubin mir all mein Herzensungemach;
Dir zu Liebe ſchenk' ich nimmer einem And'ren drum mein Herz auch,
Mir zu Liebe hängt das deine keinem Andren jemals nach.

So lange ſich von ird'ſchen Banden nicht gänzlich frei die Herzen ringen,
Wird auch in unſres Daſeins Muſchel die wahre Perle nimmer dringen.
Es füllt durch irdiſche Begierde des Kopfes Becher nie mit Wein ſich;
Du ſtellſt ja auf den Kopf den Becher — wie kannſt du ihn zum Vollſein bringen?

Dein Pfad iſt, ob man ihn auch walle in dem, in jenem Gleiſe — ſchön!
Dein Huldgenuß iſt, ob erſtrebt auch in mannigfacher Weiſe — ſchön!
Von gleicher Schönheit iſt dein Antlitz, mit welchem Auge man dich ſchaue,
Dein Lobpreis iſt, in welcher Sprache man immer auch dich preiſe — ſchön!

Als der Sterne, als der Himmel keiner noch den Lauf begann,
Als der Elemente keines noch des Nichtseins Schooß entrann,
Da verkündigte ich laut schon die Mysterien der Einheit,
Ehe Stimm' und Sinne mein noch — eh' mein Leib Gestalt gewann!

Manche der befähigsten Dichterköpfe Persiens bis in die neueste Zeit hinein haben diesem Altmeister des Rubâ'is nachgeeifert, und zwar mit glänzendstem Erfolge; unter denen, die wie er ausschließlich Vierzeilen gedichtet, ragen vor allem zwei Persönlichkeiten hervor, die im schroffsten Gegensatz zu einander stehen, 'Omar Chajjâm (gestorben 1123, A. H. 517) und Bâbâ Afzal-uddîn Kâschî (gestorben 1307, A. H. 707). Letzterer, der auch eine Reihe von Prosaschriften theosophischen und metaphysischen Charakters verfaßt, so das Dschâwidânnâma oder Buch der Ewigkeit, über Selbsterkenntniß und den Ursprung und das Ende aller Dinge, das 'Araznâma oder Unterschied des Zufälligen vom Wesenhaften, das Madâridsch-ulkamâl oder die Stufengrade der Vollkommenheit, und andere mehr, folgt in seinen Rubâ'is getreu dem Vorbilde des großen Abû Sa'îd und singt wie dieser als echter Çûfî in schwungvollen Rhythmen die Feier der göttlichen Liebe. Ganz anders steht es um 'Omar Chajjâm, des Zeltmachers Sohn aus Nischâpûr, der sich als Mathematiker, Astronom, Freidenker und Epigrammatist gleich großen Ruhm erworben. Er war ein Schulgenosse des später so berühmt gewordenen Vezirs der Seldschucken-Sultane Alp Arslan und Malikschâh, Nizâm-ulmulk aus Tûs, und des nicht minder berühmten, oder richtiger, berüchtigten Hasan Ibn Çabbâh, des nachmaligen Gründers der isma'ilitischen Sekte der Assassinen. Seine Hauptstudien bildeten Mathematik und Astronomie, denen er sich, durch Nizâm-ulmulks Güte gegen Nahrungssorgen sicher gestellt, frei und ungehindert hingeben konnte, und bald trat er durch die Veröffentlichung seiner bis auf den heutigen Tag mustergültigen arabischen Werke über

Algebra, Kubikwurzeln und ſchwierige Stellen im Euklid in die Reihe der bedeutendſten morgenländiſchen Gelehrten aller Zeiten. Sultan Dſchalâl-uddin Malikſchâh berief ihn 1074 (A. H. 467) an ſeinen Hof nach Marw, um mit ſeiner Hülfe zwei langgehegte Lieblingspläne zur Ausführung zu bringen, eine Neubearbeitung der aſtronomiſchen Tabellen und eine durchgreifende Kalenderreform. 'Omar bewährte ſich auch hier als Meiſter; beide Arbeiten gediehen zu günſtigem Abſchluß und erhielten ihre höchſte Weihe durch die Einführung einer neuen Zeitrechnung, der ſogenannten Dſchalâlî-Aera, die mit dem 15. März 1079 (A. H. 471) ihren Anfang nahm. Inmitten all dieſer aufreibenden wiſſenſchaftlichen Thätigkeit fand 'Omar noch Muße genug, auch dem poetiſchen Genius, der in ihm wohnte, vollauf genüge zu thun und ſich in kurzer Friſt einen Dichterruhm zu erringen, vor dem ſelbſt ſein Gelehrtenruf in den Hintergrund treten mußte. Etwa 500 Rubâ'is ſind es, in denen er den ganzen aufgehäuften Schatz ſeiner Welt- und Menſchenkenntniß niedergelegt hat, und wenn auch einzelne darunter von echt çûfiſchem Geiſte durchweht ſind, ſo tragen doch bei weitem die meiſten — und dieſe ſind auch zugleich die künſtleriſch vollendetſten — ein völlig verſchiedenes Gepräge zur Schau. Man kann ſie mit Recht das Andachtsbuch eines radikalen Freigeiſtes nennen, denn wie ſie auf der einen Seite mit den ſcharfen Waffen der Satire gegen die engherzige Frömmelei und den fanatiſchen Eifer der 'Ulamâs oder orthodoxen Theologen des Islams zu Felde ziehen, ſo überſchütten ſie auf der anderen Seite mit der Lauge ſchadenfrohen Spottes auch den ſcheinheiligen oder vor Verzückung außer ſich gerathenen Myſtiker, und das ganze ſprachliche Rüſtzeug des Çûfî dient dem genialen 'Omar, gerade ſo wie dem drei Jahrhunderte ſpäter blühenden Hâfiz, nur dazu, den Çûfismus ſelbſt, beſonders in ſeinen krankhaften Auswüchſen, lächerlich zu machen. Man hat ihn

daher oft als den Voltaire des Morgenlandes bezeichnet, und ſoweit es ſich um glänzende Sprache, beſtechenden Witz, beißende Ironie und ein warmes Mitgefühl mit der ganzen leidenden Menſchheit handelt, iſt der Vergleich auch wirklich zutreffend, weiter aber nicht. Voltaire hat nichts geſchrieben, was ſich mit 'Omar's glühenden Rapſodien zum Preis des Weins, der Liebe und des Vollgenuſſes irdiſcher Freuden, oder mit ſeinen tiefinnerſten Herzensergüſſen meſſen kann, in denen ſich Zartheit des Gefühls mit ſinniger Gedankenanmuth und kerniger Lebensweisheit paart. Ein paar Epigramme, die vorwiegend den beiden letztgenannten Gattungen angehören, mögen hier ihre Stelle finden.

Nicht das Morgen iſt's, das hülfreich deinem Heute Glück beſcheert,
Durch das Grübeln um das Morgen wird die Galle nur genährt;
Laß nicht unbenutzt das Heute, iſt dein Herz nicht ganz verkehrt,
Denn was ſonſt noch bleibt vom Leben iſt nicht einen Heller werth.

Weh' dem Herzen, doppelt wehe, das in Flammen nie entbrannt,
Nie der Herz-Entzünd'rin Liebe heiße Leidenſchaft empfand;
So verloren iſt kein Tag wohl, als der eine letzte dir,
Da du ſcheiden mußt von hinnen und nicht fühlſt der Liebe Hand.

Ach, wie ſchön, wenn Neujahrslüfte* Roſen wehn um's Angeſicht,
Ach, wie ſchön, wenn ſüße Wangen des Jasmines Blüth' umflicht!
Doch gefallen will mir's nimmer, ſprichſt du von Vergangnem mir,
Fröhlich ſei und laß das Geſtern — ſtrahlt das Heut doch hell und licht!

Zum Beginn gleich wollt' ergründen, ſtrebend über Himmel fort,
Tafel, Schreibrohr,** Paradies ich und der Hölle Marterort.
Da mit wohlverſtänd'gem Sinne ſprach mein Meiſter dieſes Wort:
Rohr und Tafel, Höll und Eden — ſie ſind in dir, ſuch' ſie dort!

* Das perſiſche Neujahr fällt bekanntlich auf die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche.
** Die wohlbewahrte Tafel, auf der Gott mit dem Schreibrohr vor Anbeginn der Welt alle Geſchicke niedergeſchrieben.

Digitized by Google

Dann erſt, wenn des Athmens ledig, du beginnſt die Wanderſchaft,
Schauſt du die Myſterien Gottes frei von jeders Schleiers Haft.
Nicht, von wannen du gekommen, weißt du — ſei drum frohgelaunt:
Nicht, wohin du gehn wirſt, weißt du — ſchlürfe drum den Rebenſaft!

Pfeilſchnell, wie der Sturm durch's Blachfeld, pfeilſchnell, wie im Strom die Wogen,
Iſt der Lebenstage einer wieder mir dahingezogen.
Aber um zwei Tage dennoch hab' ich nie des Grams gepflogen,
Um den Tag, der fern noch weilet, und um den, der ſchon verflogen.

Weil du viel geſündigt, 'Omar, giebſt du ſolchem Leid dich hin?
Immerdar am Grame zehren, bringt dir das wohl je Gewinn?
Wer ſich nie der Sünd' befliſſen, dem wird Gnade nie zu theil,
Gnade folgt allein der Sünde, hat dein Grämen alſo Sinn?

Wein — der flüſſige Rubin iſt's, und der Humpen iſt ſein Schacht,
Körper iſt des Bechers Höhlung, drin ſein Saft als Seele wacht;
Und das Glas dort, das kryſtall'ne, das vom Trunke roſig lacht,
Eine Thräne iſt's, drin Herzblut niederträufelt heimlich ſacht!

Während ſo die myſtiſche Poeſie ihren Triumphzug durch die perſiſche Literatur anzutreten begonnen, war auch ihre Schweſter, die Lehrdichtung, in ihrer Entwickelung keineswegs zurückgeblieben. Noch zu Firdauſis Lebzeiten ward der Mann geboren, der berufen war, ſeinem Volke die beiden erſten ethiſch-didaktiſchen Mathnawis zu ſchenken, Nâçir bin Chusrau, ein ſo merkwürdiger und eigenartiger Charakter, wie er ſelbſt in dem an Seltſamkeiten reichen Morgenlande zu den außergewöhnlichen Erſcheinungen gehört. Erſt in der allerneueſten Zeit iſt es europäiſcher Forſchung gelungen, aus dem Wuſt legendenhaften Wunderkrams, mit dem die orientaliſchen Biographen die Perſon dieſes Dichters umgeben, ein einigermaßen klares Bild ſeines an Wechſelfällen reichen Lebens und ſeiner religiös-philoſophiſchen Anſchauungen zu entwickeln. Er war in Qubâdiján bei Balch in Chorâſân 1004 (A. H. 394) geboren und

wurde, wie ſich aus den zerſtreuten Andeutungen in ſeinen Gedichten ergiebt, als orthodoxer Sunnit erzogen. Ein unſtillbarer Drang nach höherer Erkenntniß trieb ihn früh zum eifrigen Studium der Naturwiſſenſchaften, der Medicin, Mathematik, Aſtronomie, der Muſik und der griechiſchen Philoſophie. Daneben machte er ſich mit Koranexegeſe und Traditionslehre, ſowie mit manchen anderen im Orient verbreiteten Religionsſyſtemen, dem Chriſtenthum, dem Parſismus, der Lehre der Manichäer und Sabäer vertraut und erwarb ſich umfaſſende Kenntniſſe im Arabiſchen, Türkiſchen, Griechiſchen und verſchiedenen Sprachen Indiens. Aber alle dieſe Wiſſensſchätze ließen ihn kalt und unbefriedigt; ſein Geiſt, der unabläſſig danach ſtrebte, den Urgrund alles Seins zu erforſchen und den rechten Pfad zum Verſtändniß Gottes und ſeines Verhältniſſes zur Welt aufzuſpüren, konnte ſich nicht mit dem blinden Autoritätsglauben, den unfruchtbaren Argumenten abſpeiſen laſſen, die ihm die verſchiedenen Religions- und Philoſophenſchulen ſtatt wirklicher Beweiſe boten, und da auch ſein eigenes Grübeln dieſe höchſten Fragen der Menſchheit nicht zu löſen vermochte, ſo ſtürzte er ſich, von Ekel über die Nichtigkeit aller irdiſchen Erkenntniß erfaßt, wie Fauſt in den Strudel der Welt, in Sinnenluſt und Weinestrunkenheit. Umſonſt! weder im Taumelkelch ungezügelter Freuden, noch in der Anſchauung fremder Länder, Sitten und Geiſtesrichtungen, zu deren Behufe er Reiſen bis nach Indien, nach Multân und Lahore, unternahm, fand er die geſuchte Offenbarung; die Pforte jenes Geiſterreiches, in dem er alle Geheimniſſe des Schöpfers und der Schöpfung ſchleierlos zu ſchauen gehofft, blieben ihm verſchloſſen. In dieſem Zuſtand bitterer Enttäuſchung und wachſender Verzweiflung kam ihm plötzlich wie eine göttliche Eingebung der Gedanke, ſich noch einmal der Leitung des Korans anzuvertrauen, allen weltlichen Freuden zu entſagen und an den heiligſten aller moslimiſchen Andachtsſtätten die innere Befriedigung zu

ſuchen, den letzten Verſuch zu wagen, ob nicht doch noch auf orthodoxem Wege das ihm dunkel vorſchwebende Ziel zu erreichen ſei. So rüſtete er ſich denn im Jahre 1045 (A. H. 437) — er war zu jener Zeit Finanz- und Steuerſekretär in Dienſten des Seldſchuckenemirs Dſchakarbeg, des Bruders von Sultan Toghrulbeg, in Marw — zu einer Pilgerfahrt nach Mecka und Medina, die ihn volle ſieben Jahre in Anſpruch nahm und ihm einen ſo tiefen Einblick in alle Verhältniſſe der moslimiſchen Welt in Perſien, Arabien, Syrien, Paläſtina und Aegypten gewähren ſollte, wie er wenigen ſeiner Zeitgenoſſen gegönnt war. Er hat dieſe hochintereſſante Fahrt in ſeinem Safarnâma in feſſelndſter Weiſe beſchrieben und uns damit ein Werk hinterlaſſen, das in der Reiſeliteratur der Welt für immer einen ehrenvollen Platz einnehmen wird und z. B. in den Abſchnitten, die von Paläſtina und ganz beſonders von Jeruſalem handeln, ſelbſt noch für unſere heutigen archäologiſchen Forſchungen im heiligen Land beachtenswerthe Fingerzeige enthält. Freilich war das Reſultat für Nâçir ein ganz anderes, als er erwartet; beſuchte er Mecka auch viermal und erfüllte gewiſſenhaft alle Pflichten eines Pilgrims, ſo ward doch der ſchwarze Stein der Ka'bah zu keinem Stein der Weiſen für ihn; im Gegentheil, die äußeren, jedes tieferen Gehaltes ermangelnden Ceremonien machten ihm nur um ſo mehr die Leere ſeines Herzens fühlbar, mehr denn je ſehnte er ſich nach einem Gedankenaustauſch mit wahrhaft erleuchteten Geiſtern, und dieſe fand er endlich — ſeltſam genug für unſere Begriffe, aber ganz im Einklang mit der eigenthümlichen Gedankenrichtung Nâçirs, den Nöldeke treffend einen „frommen Skeptiker" nennt — in der ſchi'itiſchen Sekte der Isma'iliten oder Bâtinîs, in der mit allen Reizen der Natur und Kunſt geſchmückten Hauptſtadt Aegyptens, wo er auch, allen Anzeichen nach, ſein erſtes großes Lehrgedicht, das Rûſchanâ'inâma oder Buch der Erleuchtung

um 1049 (A. H. 440) in seinen Hauptzügen niedergeschrieben hat. Cairo, das Nâçir so enthusiastisch in seinem Safarnâma beschreibt, war die Residenz des Fâtimidensultans Mustançir-billâh, des geistlichen wie des politischen Hauptes der 'Aliden und Schutzherrn der Schi'ah, der gerade damals einen erbitterten Kampf gegen den Chalifen von Baghdâd und den Seldschucken Toghrulbeg, den Hauptvertreter der sunnitischen Lehre, führte und den Zenith seiner Macht erklommen hatte, denn Syrien, Hidschâz, Nordafrika und Sicilien gehorchten seinem Scepter, und Wohlstand, Ruhe und Sicherheit herrschten durch ganz Aegypten. Welchen Eindruck die Mysterien des isma'ilitischen Geheimbundes, der sich in der Lehre von der Einheit Gottes, von Allverstand und Allseele, von Paradies und Hölle als Sinnbildern der zur höchsten Vollkommenheit gelangten menschlichen Seele einerseits und ihrer Unwissenheit und Entfremdung von Gott andererseits, von dem Unterschied zwischen Tanzil und Ta'wil, d. h. der wörtlichen Erklärung des Korans und der allegorischen Interpretation desselben, vielfach mit den Anschauungen der „lauteren Brüder" und selbst mit denen des Çûfismus deckt, auf Nâçir gemacht und wie sie ihn unwiderstehlich in ihren Zauberkreis gezogen, davon steht freilich im Safarnâma nichts, das wird uns erst aus seinen poetischen Werken offenbar, so aus den folgenden Versen einer seiner größten Qaçiden:

Wenn nur Gott es will, so öffnet er die Pforte des Erbarmens,
Dann gelingt, was erst unmöglich schien, und leicht wird dann, was schwer.
Und so nahte eines Tages ich dem Thore einer Stadt mich,
Der die Himmelskreise alle dienten und der Sterne Heer;
Einer Stadt, die ganz nur Garten war voll Rosen und Cypressen,
Rosig schimmerten die Wände — Bäume deckten rings den Grund;
Buntgestickt war ihr Gefilde wie Brokat; ihr Wasser strömte,
Reinem Honig gleich, als sei es mit dem Kautharquell* im Bund
Eine Sphäre war's, die einzig Edelsinn als Gast beherbergt.

* Der Paradiesesquelle nach dem Koran.

Und ein Hain, drin auf zum Himmel der Verſtand als Pinie ſtrebt
Eine Stadt, drin alle Weiſen ſich in goldgeſtickte Seide
Kleiden, die kein Weib geſponnen, keine Männerhand gewebt;
Eine Stadt, bei deren Anblick, als ich eintrat, der Verſtand mir
Zurief: „Stille dein Begehren hier und raſt' an dieſem Platz!"
Und ich ſchritt zum Pförtner, legte deutlich dar ihm meine Worte,
Und er ſprach: „Die Sorge banne — voll Juwelen iſt dein Schatz.
Dies hier iſt das große Weltmeer, hier nur wirſt du Perlen finden,
Die des Vollgewichts ſich rühmen, hier nur Waſſer, klar und rein.
Dies hier iſt die höchſte Sphäre, weisheitsſternbeſä't, ja mehr noch,
Voll von holden Schönheitsbildern zeigt ſich hier dir Edens Hain!"

Und aus einem der letzten Kapitel des Rûſchanâ'inâma:

Ich ſchaute eine Welt, in Glanz gebadet,
Drin eine Schar von Geiſtern, gottbegnadet,
Die ganz vom Erdenſchmutze ſich befreit,
Die Seele voll der Herzenswelt geweiht,
Der Elemente Feſſeln ſich entrungen,
Von Banden frei, aus Kerkerhaft entſprungen!
So ſprach ich drum zur weiſen Geiſterſchar:
„Erlesne ihr, die jeder Bürde baar,
Wie kam's, daß ihr Unſterblichkeit gewonnen,
Daß ganz ihr der Vergänglichkeit entronnen?
So ſtaubentäußert und in Licht getaucht,
So nachtentrückt und morgenfriſch umhaucht?"
Und nun enthüllten ſie der Dinge Lage
Und gaben Antwort mir auf jede Frage.
„Hinein ins ew'ge Jenſeits ſchritten wir,
Das Band der ird'ſchen Welt durchſchnitten wir;
Nun wiſſen wir, daß ihr's an Werth gebricht,
Und wer ſie liebt, verletzt des Herzens Pflicht.
Für jede eitle Luſt, die dort wir trieben,
Sind manches Jahr im Finſtern wir geblieben.
So ſprechen wir — doch du, du giebſt nicht Acht,
Noch biſt du nicht vom Thorheitsſchlaf erwacht."
Als der Verzückung ſich mein Geiſt entwunden,
Da ſah ich klar — da war mein Wahn verſchwunden.
In's Herz zog Einſicht mir — hervor brach hell
Des geiſt'gen Daſeins hundertfacher Quell. —

Nach ſieben Jahren kehrte Nâçir als Dâ'î oder Miſſionär des neuen Glaubens in ſeine Heimath Chorâſân zurück, aber

ſchon nach wenigen Jahren, etwa um 1060, zwang ihn ſunnitiſche Verfolgungsſucht zur Flucht, und nach langem Umherirren fand er endlich eine ſichere Zuflucht in Jumgân in den Bergen von Badachſchân, wo er als Einſiedler die letzten Jahrzehnte ſeines Lebens (er ſtarb 1088, A. H. 481) verbrachte und eine Schar treuer Anhänger um ſich ſammelte, die ſogenannte Sekte der Nâçirijjah, die noch manchen nachfolgenden Geſchlechtern die Lehren ihres Meiſters übermittelt hat. Dort im unwegſamen Gebirg hat er wahrſcheinlich auch das Rûſchanâ'inâma neu überarbeitet, das in ſeinem Inhalt dieſem eng verwandte Sa'âdatnâma oder Buch der Glückſeligkeit geſchrieben, den größeren Theil ſeines umfangreichen, faſt ganz aus Qaçiden beſtehenden Diwâns und manche andere Werke verfaßt, ſo das erſt kürzlich aufgefundene Zâd-ulmuſâfirîn oder Wegkoſt der Gotteswaller, in dem er ſeine ganzen religiöſen und philoſophiſchen Ideen niedergelegt hat. Das Rûſchanâ'inâma zerfällt in zwei Theile, einen metaphyſiſchen, der auf ariſtoteliſch-neuplatoniſcher Grundlage eine mit ſchi'itiſchen, ſpeziell isma'ilitiſchen und nicht ſelten ſûfiſchen Anſchauungen gemiſchte Kosmographie aufbaut, und einen ethiſchen, der eine reiche Fülle praktiſcher Weisheitslehren und tiefſinniger Gedanken über die guten und ſchlechten Eigenſchaften des Menſchen, über die Nothwendigkeit, falſche Freunde und thörichte Geſellen zu meiden, über die trügeriſchen Reize der Welt und die Fallſtricke eines ehrgeizigen Strebens nach eitlem Rang und Reichthum enthält. Aehnliche Ideen, nur weit ſchärfer ausgedrückt, finden ſich im Sa'âdatnâma, in dem ſich Nâçir für die erlittenen Verfolgungen durch heftige Angriffe auf die Fürſten und Großen des Reiches rächt, und ebenſo in den zahlreichen Qaçiden, die meiſtens dem Preiſe 'Alis und ſeiner Nachkommen, beſonders Muſtançirs, gewidmet ſind, daneben aber die Verderbtheit und Scheinheiligkeit der vornehmen Geſellſchaft und der feilen

Höflinge von Chorâſân unnachſichtlich geißeln. Ein paar Blüthen aus Nâçirs Weisheitsgarten ſind die folgenden:

Was pochſt du auf die kurze Erdenzeit?
Biſt doch kein Kind mehr — laß das Spiel bei Seit!
Schon Beſſ're ſah als dich der Lauf der Zeiten,
Ließ Schlecht're ſchon an ſich vorüberſchreiten,
Entriß den Reichen ſeiner Thätigkeit
Und ſetzt' ein Ziel des Armen Sorg' und Leid.
Der zehrt vom Schatz, und Jener hat die Plage;
Leg wohl dies Wort auf des Verſtandes Wage.
Auch Schätze ſchwinden, und das Leid allein
Verbleibt der Seel', erbarmt ſich Gott nicht dein.
Wer Gaben hier vertheilt, wird dort beſchenkt,
Dort mäht nur der, der hier an's Säen denkt.
Nur dem, der thätig wirkt, iſt Lohn beſchieden,
Nie wird dir Lohn, biſt thatlos du hienieden.
Drum auf, der Thorheit Schlaf dich zu entraffen,
Sieh, was du biſt, und was es gilt zu ſchaffen!
Willſt Wind und Well' du deinen Bau vertrau'n,
Noch nie gelang's, auf Well' und Wind zu bau'n.
Du gehſt ja hier nur durch in flücht'ger Weiſe,
Drum ſieh, was heim du bringſt von deiner Reiſe.

Erſteigt Saturn er auch — für echte Männer
Steckt doch im Brunnen tief der ſchlechte Wicht.
Ich will ſein Gaſt nicht ſein — er krümmt den Rücken
Des Gaſtfreunds ja, denn Dank heiſcht er als Pflicht.
Und ob ſein Schatz auch Perlen und Juwelen,
Die Perle meiner Seele iſt das Wort.
Iſt endlos Gold in ſeiner Mine, hütet
Der edlen Rede Gold mein Herzenshort.
Iſt auch ſein Thron und Schloß aus Gold und Silber,
Mein Thron iſt Wiſſen, Glauben iſt mein Schloß.
An Ehre reich und brotlos ſein, iſt beſſer,
Als Brot zu betteln von gemeinem Troß!

Grundſtoff alles Guten, Urquell alles Edlen iſt die Wahrheit;
Aller Orten, wo ſie weilet, Edles ruft ſie da in's Sein.
Daß dein Herz dir ſehend werde wie dein Auge, übe Wahrheit,
Denn es ſetzt ein zweites Auge Wahrheit deinem Herzen ein!

Im gleichen Jahre mit Nâçir und nur zwei Jahre jünger, als dieſer, ſtarb der große Scheich ʿAbdallâh Ançârî aus Harât (1006—1088, A. H. 396—481), der durch ſeine Munâdſchât oder Anrufungen an die Gottheit, durch verſchiedene theoſophiſche Abhandlungen, durch einen halb myſtiſch, halb didaktiſch gehaltenen Roman über Jûſuf und Zalîchâ (die erſte Bearbeitung dieſes Stoffes nach Firdauſi) unter dem Titel Anis-ulmuridin u Schams-ulmadſchâlis (der Gefährte der Jünger auf dem Heilswege und die Sonne der pantheiſtiſchen Gemeinden), ſowie durch eine auf arabiſchen Quellen fußende Sammlung von Lebensbeſchreibungen berühmter Çûfis, die ſelbſt wiederum dem ſpäteren Dichter Dſchâmi die Grundlage zur Abfaſſung ſeines gleichen Zwecken dienenden, aber natürlich viel umfaſſenderen Werkes, der Nafahât-uluns oder Hauche der Vertraulichkeit geliefert (vollendet 1478, A. H. 883), ſowohl zur allgemeineren Verbreitung çûfiſcher Lehren ſelbſt, als auch noch ganz beſonders zur engeren Verbindung von Myſtik und Didaktik bedeutend beigetragen. Völlig verſchmolzen erſcheinen dieſe beiden Dichtungsgattungen zum erſten Male in Sanâ'is großem Mathnawi Hadiqat-ulhaqiqah u Schariʿat-ttariqah (der Garten der Wahrheit und das Geſetz des myſtiſchen Weges), dem älteſten, 1131 (A. H. 525) verfaßten, poetiſchen Textbuche des perſiſchen Çûfismus, dem aber ſchon etwa 60 Jahre früher ʿAli bin ʿUthmân aldſchullâbi alhudſchwiris Kaſchf-ulmahdſchûb oder die Enthüllung des Verſchleierten als proſaiſcher Leitfaden vorausgegangen war. ʿAbdulmadſchd Madſchdûd bin Adam, bekannt unter dem Namen Hakim Sanâ'i, war aus Ghazna gebürtig und blühte unter den Ghaznawidenſultanen Ibrâhim, einem Enkel des großen Mahmûd (1059—1099, A. H. 451—492), und ſeinen Nachfolgern Masʿûd III. (1099—1114) und Bahrâmſchâh, der nach erbitterten Familien-

kämpfen endlich 1118 (A. H. 512) den Thron seiner Väter bestieg und nach einer langen und glücklichen Regierung 1152 (A. H. 547) starb. Gleich den meisten seiner dichterischen Zeitgenossen, Mas'ûd bin Sa'd bin Salmân (gestorben 1131), Hasan aus Ghazna (gestorben 1179) und seinem eigenen Lehrer 'Uthmân Muchtârî (gestorben 1149 oder 1159), vor denen er sich nur durch einen höheren Grad von Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auszeichnete, widmete er seine poetische Kraft eine geraume Zeit ausschließlich dem Preise des Herrschers und der höchsten Würdenträger des Reiches. Als er aber eines Tages auf dem Wege zum Palaste Ibrâhîms, dem er eine schmeichelhafte Qaçide überreichen wollte, von einem halbnärrischen Spaßmacher wegen seiner Blindheit gehänselt wurde, die ihn trotz alles Wissens so sehr die Absicht des Schöpfers mit ihm verkennen lasse, daß er sich zum blosen Lobhudler von Fürsten, d. h. von schwachen Sterblichen wie er selber, erniedrige, da traf ihn dieser beißende Spott so tief ins Herz, daß er von Stund an entschlossen der ebenso einträglichen wie gefahrvollen Laufbahn eines Hofdichters den Rücken kehrte, sich von der Welt zurückzog und nach vollbrachter Pilgerfahrt ein zwischen Askese und Ekstase getheiltes Dasein führte. Vierzig Jahre lebte er so in selbstgewählter Armuth und Zurückgezogenheit, und kein noch so glänzendes Anerbieten von Seiten des Sultans — Bahrâmschâh wollte ihm sogar seine eigene Schwester zum Weibe geben — konnte ihn seinem strengen Gelübde untreu machen. Die einzige Form, in der er seinen Dank für die fürstliche Gnade abzustatten und zugleich den Jüngern der pantheistischen Lehre einen Wegweiser fürs Leben mitzugeben vermochte, waren seine mystisch-didaktischen Dichtungen, vor allen der schon genannte „Garten der Wahrheit", dessen zehn Gesänge von der Einheit Gottes, dem göttlichen Wort, der Vorzüglichkeit des Propheten, von Vernunft, Wissen, Glauben und Liebe, von der menschlichen Seele,

von dem unverſöhnlichen Widerſtreit zwiſchen der Sorge um irdiſchen Tand und der Erfüllung höherer Pflichten, von den Sphären und Sternen als Sinnbildern einer himmelanſtrebenden, in keine Schranken der Endlichkeit gebannten geiſtigen Erkenntniß, von Freund und Feind, von Weltentſagung und Herzensſammlung, kurzum von allem handeln, was das Gemüth des gotterleuchteten Çûfis bewegt. Durchwoben ſind die einzelnen Kapitel dieſes Gedichtes ſowohl wie der kleineren, ähnliche Ideen feiernden Mathnawis Sanâ'is, des Tarîq-i-Tahqîq oder Pfades der Wahrheit, des Sair-ul'ibâd-ilalma'âd oder der Wanderfahrt des Menſchen zur ewigen Welt, das auch den Namen Kunûz-urrumûz (Schatzkammer der Geheimniſſe) führt, des 'Iſchq-nâma oder Buches der Liebe, des 'Aqlnâma oder Buches des Verſtandes, des Kârnâma oder Buches der That, und anderer mehr, mit zahlreichen moraliſchen Geſchichten und Anekdoten, die den ernſten Fluß theoſophiſcher Lehrſätze aufs angenehmſte unterbrechen und ideale Theorien mit praktiſcher Nutzanwendung harmoniſch verbinden. Dies Beiſpiel Sanâ'is (der wahrſcheinlich um 1150, A. H. 545 ſtarb) iſt für die folgenden Dichter gleicher Richtung bis in die neueſte Zeit hinein maßgebend geblieben, und ihre poetiſchen Erzeugniſſe unterſcheiden ſich nur inſofern von einander, als in den einen das myſtiſche, in anderen wieder das ethiſche Element vorwiegend zur Geltung gebracht iſt. Als Hauptvertreter der erſteren und daher als Çûfis vom reinſten Waſſer erſcheinen Farid-uddin 'Attâr und ſein unmittelbarer Nachfolger Dſchalâl-uddin Rûmi. Abû Hâmid Muhammad bin Muhammad bin Abî Bakr Ibrâhîm Farid-uddin (die Edelperle der Religion), der urſprünglich dem Geſchäft eines 'Attâr oder Gewürzkrämers obgelegen und ſich danach ſeinen Dichternamen gewählt, war 1119 (A. H. 513) zu Schâdijâch bei Niſchâpûr geboren und fiel im Alter von 114 Mondjahren

1230 (A. H. 627) der Wuth der Mongolen zum Opfer. In diesem langen, weit über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Leben, das er nach Aufgabe seines früheren Berufes ganz wie Sanâ'i strenger Enthaltsamkeit und frommen Betrachtungen über Gott und die göttliche Einheit geweiht, verfaßte er mehr denn dreißig umfangreiche Werke, von denen die hervorragenderen, zusammen mit dem oben besprochenen „Garten der Wahrheit" und dem unten folgenden „Mathnawi" Dschalâl-uddin Rûmis, gewissermaßen die kanonischen Bücher des persischen Mysticismus repräsentiren. Ein paar Sammlungen von Lebensbeschreibungen frommer Männer des Islams und hervorragender Çûfis, von denen uns aber nur eine, die Tadhkirat-ulaulijâ (Biographien der Heiligen) erhalten ist, sowie die unter verschiedenen Titeln vereinigten lyrischen und epigrammatischen Gedichte abgerechnet, sind sie sämmtlich nach dem Vorgange Nâçir bin Chusraus und Sanâ'is in doppeltgereimten Versen abgefaßt und üben auf Jeden, der sich für die Entwickelung der persischen Mystik interessirt, mehr noch als durch ihren dichterischen Gehalt dadurch einen fesselnden Reiz aus, daß sich in ihnen ein entschiedener Fortschritt, eine bedeutsame Wandlung in der Auffassung pantheistischer Lehren offenbart. Von der Schari'ah, der äußeren Werkheiligkeit, ist nur noch in einem einzigen, noch dazu ziemlich kurzen Gedichte, dem Kanzulhaqâ'iq oder Schatz der Wahrheiten, die Rede; dagegen sind an Stelle der übrigen drei Stufengrade der eigentlichen Theosophie deren sieben getreten, die als eine Art Gegenbild zu den von Muhammad in der berühmten Nacht der Auffahrt durchlaufenen sieben Himmeln erscheinen und sich in ihren allgemeinen Umrissen — ein ganz klares Bild gewinnt man leider nicht — folgendermaßen darstellen: 1. Talab oder das Suchen, bei dem man, losgelöst von allem ringsumher, unablässig nach dem Ozean der Unermeßlichkeit hinstreben und zum unendlichen

Weſen ſich hindurcharbeiten muß, ohne einen Augenblick anzuhalten oder unthätig zu ſein; 2. ʿIſchq oder die Liebe, deren Feuer im Nu den aufſteigenden Rauch des Verſtandes aufzehrt, bis der Çûfi ſelbſt zur lodernden Flamme wird; 3. Maʿrifah oder die Erkenntniß, auf welcher Stufe man nicht mehr ſich ſelbſt, ſondern nur Gott, und in jedem Atom das All ſieht; 4. Istighnâ oder die Selbſtgenügſamkeit, in der man nichts mehr begehrt oder erſtrebt, und keine Spur von beiden Welten für den Çûfi übrig bleibt; 5. Tauhid oder die Einheit, auch Tadſchrid und Tafrid, Abſtreifung und Iſolirung genannt, wo alle Individuen ſich in Wahrheit als ein einziges, untheilbares darſtellen; 6. Hairat oder die Betäubung, in der die Seele kein Bewußtſein mehr hat, ob ſie iſt oder nicht iſt; wo ſie alles und ſich ſelbſt vergißt, 7. Faqr oder die Gottesbedürftigkeit und Fanâ, das ſchon früher erwähnte gänzliche Aufgehen und Aufhören in Gott. Unter den vielen Mathnawîs ʿAttârs, die ſich mehr oder minder ausführlich mit der Deutung dieſer Stufengrade beſchäftigen, ſind die bemerkenswertheren: Dſchauhar-uzzât oder die Subſtanz des Weſens, mit einer Fortſetzung, dem Hailâdſchnâma oder Buche des Lebenswaſſers, deſſen Titel aber nur eine abſichtliche Verdrehung von Hallâdſchnâma iſt, dem Buche des Mançûr Hallâdſch, des berühmten Çûfis, der als Märtyrer ſeiner pantheiſtiſchen Weltanſchauung 922 (A. H. 309) hingerichtet wurde und ſeitdem bei allen Myſtikern als Offenbarer des göttlichen Wortes in höchſtem Anſehen ſteht; Aſrârnâma oder das Buch der Geheimniſſe, und Aſrâr-uſchſchuhûd, die Geheimniſſe der Ekſtaſe; Ilâhînâma, oder das göttliche Buch, eine Sammlung trefflicher Parabeln; Waçlatnâma oder das Buch der Einigung mit Gott, eine Parabel größeren Umfanges, die zu zeigen beſtimmt iſt, wie weiſe Gott gehandelt, als er Adam aus dem Paradieſe und von ſeinem Angeſichte trieb und ihn ſo zwang, ſich ſelbſt und durch

ſich ſelbſt Gott und die Liebe zu Gott zu erkennen; Bulbulnâma, oder das Buch der Nachtigall, die in Liebe zur Roſe entbrannt, wie der Myſtiker zu Gott; Mazhar-ul'adſchâ'ib, oder die Schaubühne der Wunder; Uſchturnâma oder das Buch des Kameeles, das als Reitthier des Meckapilgers, in ſeiner Sehnſucht nach dem Ende der Reiſe und dem Anblick der Ka'bah, in geiſtvoller Weiſe als Symbol der nach Gott verlangenden, nach ſeiner Liebe dürſtenden menſchlichen Seele aufgefaßt iſt; Liſânulghaib, oder die Zunge der unſichtbaren Welt, und Biſarnâma oder das kopfloſe Buch, das von der Trunkenheit der myſtiſchen Liebe ſingt. Aber alle dieſe oben genannten Dichtungen werden weit in den Schatten geſtellt von zwei Mathnawîs, die den Ruhm 'Attârs durch alle islamiſchen Lande getragen, dem Pandnâma oder Buche des Rathes, einer wahren Schatzkammer ethiſcher Lebensregeln, die in dem Chijâtnâma, oder Durchgangsbuche, und dem Waçijjatnâma, oder der letztwilligen Verfügung, ihre Fortſetzung und Ergänzung findet, und dem Mantiq-uttair oder den Vögelgeſprächen, dem vollendetſten Werke des Dichters, zu welchem die Haft Wâdî oder ſieben Thäler eine kurze, aber ſtimmungsvolle Einleitung bilden. Der Inhalt dieſer mit Erzählungen erbaulichen und beſchaulichen Charakters reich durchwirkten Mantiq-uttair iſt, kurz zuſammengefaßt, folgender:

Die Vögel, die bisher in einer Republik gelebt, wünſchen einen König zu erwählen, da ein Land ohne König einer Nacht ohne Mondlicht, einem tugendhaften Weibe ohne Gatten gleiche. Auf Antrag des Hudhud oder Wiedehopfes, der ſchon Salomo den Weg zur Königin von Saba gezeigt, wird der allweiſe Simurg oder Vogel Phönix, der auf dem fabelhaften Berge Kâf lebt, zum Herrſcher auserkoren, dem nun die Vögel in feierlicher Geſandtſchaft die Krone überbringen ſollen. Aber die Gefahren des weiten Weges erſcheinen ſo groß, daß die meiſten

erſchrocken davor zurückbeben und erſt nach langem Zögern und ängſtlichem Bedenken dem Beiſpiel der Wenigen folgen, die ſich von Anfang an zur Fahrt bereit erklärt und bei dem Wiedehopf über das Wo und Wie unterrichtet haben. So brechen ſie denn insgeſammt auf und durchwandern unter unzähligen Mühen und Beſchwerden die ſieben Thäler, die zwiſchen ihnen und dem Berge Kâf liegen; aber ein Vogel nach dem anderen findet durch Hunger, Durſt oder Ermüdung ſeinen Tod. Als ſie endlich beim Simurg oder Phönix ankommen, ſind ſie bis auf dreißig zuſammengeſchmolzen. Da nun das Wort Simurg ſelber „dreißig Vögel" bedeutet, ſo ſpringt die ungemein feinſinnige Allegorie dieſes Gedichtes ſofort in die Augen. Die Jünger der höheren Gnoſis ſind die Vögel, der Phönix iſt Gott ſelbſt, und die ſieben Thäler ſind die oben eingehender beſchriebenen Stufengrade oder Stationen auf dem myſtiſchen Wege, durch die ſich aber nur die wenigen wirklich berufenen Çûfis hindurchzuarbeiten vermögen, um endlich in den Schoß der Gottheit zurückzuſinken, mit der ſie von Ewigkeit her eins geweſen.

Einen noch höheren Triumph feierte die myſtiſche Poeſie in Muhammad bin Muhammad bin Huſain, gewöhnlich Maulânâ Dſchalâl-uddîn Rûmî genannt, der an Tiefe der Auffaſſung wie an Schwung und Hoheit der Sprache alle Dichter des Orients übertrifft. Geboren am 30. September 1207 (A. H. 604) zu Balch in Chorâſân, wo ſeine Familie ſeit undenklichen Zeiten in Wohlſtand und allgemeiner Verehrung gelebt, mußte er ſchon im fünften Jahre ſeines Lebens mit ſeinem Vater Bahâ-uddîn Walad, der durch ſeinen Gelehrtenruf und ſeine freimüthige Beredſamkeit die Eiferſucht des Sultans wachgerufen, ſein Heimathland verlaſſen und ein unſtätes Wanderleben beginnen, das ihn zuerſt nach Malatia, dann nach dem armeniſchen Erzindſchân und zuletzt nach Larinda in Kleinaſien—Rûm, wie es die Orientalen

nennen, woher denn auch des Dichters Beiname Rûmî stammt — führte, wo sein Vater Leiter einer höheren Lehranstalt wurde. Hier erreichte der junge Dschalâl-uddîn (Glanz der Religion), der schon als Knabe eine außergewöhnliche geistige Begabung gezeigt, oft ganze Tage in Visionen und schwärmerischer Verzückung verbracht und seither unter der sorgfältigen Erziehung seines Vaters noch bedeutend an Weisheit und Frömmigkeit zugenommen, seine Mündigkeit, verheirathete sich und folgte bald darauf seinem Vater nach Ikonium, wohin derselbe durch den Sultan von Rûm, 'Alâ-uddîn Kaiqubâd berufen war. Nach Bahâ-uddîns Tode 1231 (A. H. 628) ging er auf einige Zeit zur Förderung seiner Studien nach Aleppo und Damaskus; da aber die positiven Wissenschaften, in denen er sich bisher geübt, seinen höherstrebenden Geist nicht länger zu befriedigen vermochten, wandte er sich, nach Ikonium zurückgekehrt, wo ihm nach und nach vier Lehrstühle übertragen wurden, voll Begeisterung dem Studium der mystischen Theosophie zu, zuerst unter Leitung Burhân-uddîn Husains aus Tirmidh, eines Schülers seines Vaters, und später unter der eines hochbegabten, aber excentrischen Wanderderwisches Schams-uddîn aus Tabriz, der bald einen solchen Einfluß auf Dschalâl-uddîn auszuüben begann, daß der Letztere in allen seinen späteren Ghazelen den Namen dieses seines Lehrers und Freundes an Stelle seines eigenen Dichternamens setzte. Schams-uddîns herausforderndes und verletzendes Wesen erregte aber bald einen Sturm des Unwillens unter den Bewohnern von Ikonium, und bei einem Straßenauflauf, in dem auch Dschalâl-uddîns ältester Sohn 'Alâ-uddîn seinen Tod fand, wurde der unliebsame Derwisch verhaftet und wahrscheinlich in aller Eile hingerichtet; wenigstens hat ihn keiner wieder mit Augen gesehen. Ueber diesen doppelten Verlust des Freundes und Sohnes verfiel Dschalâl-uddîn in tiefe Schwermuth, aus der er sich nur durch den kühnen

Entſchluß wieder aufzuraffen vermochte, zum Andenken der beiden Opfer der Volkswuth einen innerlich durch beſonders glühende Gottesliebe, äußerlich durch ein bedeutungsvolles Trauergewand ausgezeichneten Derwiſchorden zu gründen — den Orden der Maulawîs (oder nach türkiſcher Ausſprache Mewlewîs), der noch jetzt zahlreiche Klöſter im türkiſchen Reiche beſitzt und deſſen Oberleitung ſich ſechs Jahrhunderte lang bis auf den heutigen Tag in der Familie Dſchalâl-uddins in Ikonium erhalten hat. Als wirkſamſtes Bindeglied für alle Genoſſen dieſer eigenartigen Tafelrunde und zugleich als ſtärkſtes Reizmittel zur ekſtatiſchen Erregung der Geiſter erfand er den Samâ' oder myſtiſchen Reigentanz, der als Abbild der kreiſenden Bewegung der Sphären zugleich das Symbol für die durch die Schwingungen der göttlichen Liebe hervorgerufene kreiſende Seelenbewegung ſein ſollte. Und wie die Jünger, die er um ſich geſchart, ſo wurde er ſelbſt auch, ob er ſich gleich ſchon längſt zur Höhe ſûfiſcher Vollkommenheit, zu einer ſtrahlenden Sonne im reinen Aether des ſpirituellen Lebens emporgeſchwungen, doch noch von einer neuen Herzensweihe durchdrungen, von einer noch reineren Flamme ſeeliſcher Entzückungen durchleuchtet. Und ſo flutheten denn von ſeinen Lippen jene myſtiſchen Oden und Hymnen, die ſpäter in ſeinen über 30000 Verſe zählenden Diwânen geſammelt wurden, herrliche Blüthen eſoteriſcher Lyrik, in denen er ſich auf den Flügeln einer wahren, ungekünſtelten Begeiſterung über Erd' und Himmel, über Sonne, Mond und Sterne empor zum Thronſitz der göttlichen Allmacht, ſchwingt. Das Gleiche gilt von ſeinem Hauptwerke, dem Mathnawî oder geiſtigen Mathnawî (Mathnawî-i-ma'nawî), wie es gewöhnlich zum Unterſchiede von den tauſend anderen Mathnawîs der perſiſchen Literatur genannt wird, einem aus etwa 26000 Doppelverſen beſtehenden didaktiſchen Gedichte, das noch jetzt das Handbuch aller Derwiſche vom Indus bis zum Bosporus bildet und von

ihnen dem Koran und der Sunna an Heiligkeit und Erhabenheit gleich geachtet wird. In sechs umfangreichen Büchern — das in der Bûlâqer Ausgabe mit türkischer Uebersetzung hinzugefügte siebente Buch ist eine Fälschung — enthält es eine unabsehbare Reihe von ethischen Sprüchen und theosophischen Betrachtungen, erläutert durch Erzählungen, die meistens mit höchster Feinheit zugespitzt sind, durch mystisch gedeutete Koranverse und Prophetenausprüche, und der ganze Schatz der çûfischen Lehren ist hier mit einer Lebendigkeit und künstlerischen Vollendung zur Anschauung gebracht, daß selbst die oft ermüdende Wiederkehr gleicher oder ähnlicher Gedanken nicht allzuschwer ins Gewicht fällt. Die Hauptanregung zur Abfassung desselben war von des Dichters Lieblingsschüler Husâm-uddin ausgegangen, der oft die Ordensbrüder Sanâ'îs und Farîd-uddin 'Attârs mystische Werke mit großem Genuß hatte lesen sehen und infolge dessen seinen Lehrer und Freund beredete, seiner çûfischen Gemeinde eine ähnliche, nur noch umfassendere und vertiefte Dichtung zu hinterlassen. Dschalâl-uddin verwandte die ganzen ihm noch vom Himmel gegönnten Lebensjahre auf diese Riesenarbeit und starb im Bewußtsein treuerfüllter Pflicht kurz nach Abschluß des Mathnawî am 17. Dezember 1273 (A. H. 672). Ihm folgte als Haupt der Maulawîs zunächst Husâm-uddin, nach dessen Ableben 1284 Dschalâl-uddins jüngerer und einzig überlebender Sohn Bahâ-uddin Ahmad, gewöhnlich Sultan Walad genannt (gestorben 1312, A. H. 712), der sich ebenfalls durch zwei doppeltgereimte Gedichte mystischen Inhalts, das Mathnawî-i-Walad oder Buch des Sohnes, eine Art Kommentar zu seines Vaters Mathnawî mit werthvollen biographischen Angaben, und das Rabâbnâma oder Buch der Laute, einen Namen gemacht, zur Würde des Ordensmeisters erhoben wurde.

Was nun das geistige Charakterbild Dschalâl-uddins

betrifft, ſo tritt uns aus jedem ſeiner Verſe der vollendete, zu den letzten Zielen vorgeſchrittene Myſtiker entgegen, der mit den glühendſten Farben das Ringen um die göttliche Liebe feiert, die gleich dem Tod die Seele von allem Wuſt und Wahn befreit und nur dadurch dem nüchternen Verſtandesmenſchen ſo ſchrecklich erſcheint, weil ſie das Ich, die individuelle geiſtige Exiſtenz vernichtet und im All, in der Gottheit aufgehen läßt. Muß doch jeder, der ſeine Seele der endlichen Wiedervereinigung mit Gott, aus dem ſie gefloſſen, würdig machen will, unter der Leitung eines Pirs oder Meiſters, dem er vom erſten Betreten des myſtiſchen Pfades an bis zum letzten Ausgangspunkte unbedingten Gehorſam ſchuldig iſt, gänzlich für alles Irdiſche abſterben, allen Hoffnungen auf die Güter dieſer Welt ſowohl wie auf irgend einen Lohn im Jenſeits entſagen, — denn beide Welten ſind nur trügeriſche Bilder auf einer Waſſerfläche, die jede neue Welle verwiſcht —, muß auf Stolz und Dünkel, Eigenliebe und Selbſtſucht Verzicht leiſten, muß, unbekümmert um den guten Ruf, die Achtung der Menſchen, ſonnengleich den echten Adel in ſich tragen, muß ſich kopfüber in die Ekſtaſe ſtürzen und unabläſſig auf die Läuterung und Reinigung ſeines Herzens bedacht ſein. Gott hat einen Spiegel geſchaffen, in dem er ſich ſelber beſchaut, das iſt das menſchliche Herz, und wer den Roſt dieſes Herzens abfeilt, wird, vertraut mit dem reinen Geiſt der Wahrheit und bekleidet mit dem Feſtgewande ewiger Jugend, in dieſem reinen Spiegel ſich ſelbſt und mithin auch Gott erblicken. Denn Gott und Welt ſammt allem, was darin lebt und webt, ſind eins; er iſt der Urquell, und alle exiſtirenden Dinge ſind nur Bäche, die willenlos aus ihm entſtehen und keine Dauer haben; er iſt der große Ozean, und jedes Einzelweſen hienieden iſt nur ein Tropfen aus dieſem Meer der abſoluten Einheit. Ueberraſcht den Gottespilger, ehe er reif genug zur Rückkehr in dieſes Einheitsmeer, der phyſiſche

Tod, der die Seele aus den Banden des Körpers gleich einem im Käfig gefangenen Vogel befreit, so kommt ihm die von unserem Dichter zuerst zum vollgültigen Lehrsatz der persischen Theosophie erhobene Seelenwanderung zur Hülfe; durch Stein, Pflanze, Thier, Mensch und Engel hindurch muß er sich zur Stufe der Vollendung emporschwingen. Da nun alle Individuen und Dinge unter sich und zusammen wieder mit Gott eins sind, so giebt es auch für den vorgeschrittenen Çûfî keinen Himmel und keine Hölle mehr; selbst der Unterschied zwischen gut und böse ist für ihn aufgehoben, da beide ja nur, gerade wie die wechselnden Glaubensformen, Erscheinungsweisen des einen, ewig gleichen Urseins sind. Freilich, an die gefährlichen und für das sittliche Bewußtsein eines Volkes geradezu verderblichen Folgerungen von der völligen Gleichgültigkeit der menschlichen Handlungen, von der Erlaubtheit irdischer Freuden und Genüsse in unumschränktem Maße und der Gesetzlichkeit aller, auch der schlechtesten Mittel, wie sie viele Derwische neuerer Zeit wirklich gezogen und so den idealen Pantheismus in krassen Materialismus umgewandelt haben, ist weder von Dschalâl-uddîn noch von Farid-uddîn 'Attâr beim Ausbau ihrer Systeme jemals auch nur im geringsten gedacht worden. Im Gegentheil! gerade Dschalâl-uddîn betont mit ganz besonderer Schärfe die Nothwendigkeit des guten Handelns; nur durch edle Thaten kann des Lebens Summe Zinsen tragen, nur redliches Beginnen kann auf dem Marktplatz der irdischen Welt des Menschen Wohlstand fördern!

Dieser letzte Punkt ist vielleicht der einzige, in dem sich die Anschauungen des größten Mystikers mit denen des größten Moralisten und Didaktikers Persiens, des im Morgen- wie im Abendlande gleich gefeierten Sa'dî völlig decken, der sonst in bedeutsamem Gegensatze zu diesem seinem Zeitgenossen steht. Muscharrif-uddîn bin Muçlih-uddîn, der sich später zu

Ehren seines fürstlichen Gönners den Dichternamen Sa'di beilegte, wurde wahrscheinlich um 1184 (A. H. 580), also etwa 23 Jahre vor Dschalâl-uddîn, zu Schirâz geboren, wo sein Vater 'Abdallâh, ein Mann von gesundem Menschenverstande und werkthätiger Frömmigkeit, der schon früh seinem Sohne die goldene Lehre „thue gut und scheue Niemand" einprägte, im Dienste der turkomannischen Dynastie der Salgharîden oder Atâbegs von Fârs stand. Der fünfte Herrscher dieses Hauses, Sa'd bin Zengî, der 1195 (A. H. 591) zur Regierung kam und eine besondere Zuneigung zu dem kleinen Muscharrif-uddîn faßte, gewährte demselben, nach dem frühen Tode seines Vaters, die Mittel, seine schon im kindlichen Alter begonnenen Studien an der berühmten Medreseh zu Baghdâd, der Nizâmijjah, fortzusetzen, und der künftige Sa'di verbrachte hier, einige Reisen, z. B. nach Kâschghar in Turkistân um 1210 (A. H. 606) abgerechnet, mehr denn 25 Jahre seines Lebens, seine Lehrjahre (ungefähr von 1196 bis 1224). Die angeborene Frische und Munterkeit seines Wesens ward wohl durch die ernsten theologischen Studien, denen er sich mit allem Eifer hingab, und die strenge Zucht, in der er gehalten wurde, für einige Zeit gewaltsam zurückgedrängt, aber der ihm innewohnende unbezwingliche Drang zur dichterischen Gestaltung seiner Gedanken und Phantasien bewahrte ihm die volle jugendliche Spannkraft, und manche seiner frühesten, in Baghdâd verfaßten Oden feiern in schwungvoller Sprache die Genüsse des Lebens und die Süßigkeit der Liebe. Nach Vollendung seiner dogmatischen Studien wandte er sich zunächst der Moralphilosophie und im weitern Verlauf den Lehren des Çûfismus zu, in die ihn der große Scheich Schihâb-uddîn 'Umar Suhrawardî (gestorben 1234, A. H. 632) einweihte. Als bei dem Mongoleneinfall 1223 sein Gönner Sa'd bin Zengî von dem siegreichen Herrscher von Kirmân des Thrones beraubt und

ganz Perſien in ein troſtloſes Chaos geſtürzt wurde, beſchloß Sa'dî, angeekelt von dem wüſten Treiben in ſeinem Heimathlande, in die Fremde zu ziehen, und damit beginnt die zweite Periode ſeines Lebens, die Zeit ſeiner von 1224 bis ungefähr 1254 oder 1255 dauernden Wanderjahre. Ueber Balch, Ghazna und das Pandſchâb ging er zunächſt nach Gudſcherât, verweilte dann einige Zeit in Delhi, lernte dort Hindûſtâniſch, das er ebenſo wie ſeine in Baghdâd erworbenen arabiſchen Kenntniſſe poetiſch verwerthete (letztere in einer Reihe vorzüglicher arabiſcher Qaçîden), und ſchiffte ſich zuletzt nach Jemen ein, von wo ihn ſeine Wanderluſt weiter nach Abyſſinien, dann zurück nach Arabien und endlich, nach erfüllter Wallfahrtspflicht, nach Syrien trieb. Damaskus und Baalbeck feſſelten ihn eine geraume Zeit; an beiden Orten genoß er als weitberühmter Scheich einer allgemeinen Verehrung, die noch dadurch erhöht wurde, daß er ſich, und zwar mit entſchiedenem Glück, als Kanzelredner verſuchte. Den Charakter ſeiner Predigten kennzeichnen am beſten die fünf, in der zweiten Proſaabhandlung ſeiner geſammelten Werke vereinten Homilien religiös-çûfiſchen Charakters, über die Flüchtigkeit des irdiſchen Daſeins, über Glauben und Gottesfurcht, über die Liebe zu Gott, über Ruhe in Gott, und über das Suchen nach Gott. Als er dann wieder einmal des Stadtlebens überdrüſſig geworden war, zog er ſich in die Wüſte um Jeruſalem zurück und führte dort das Leben eines wandernden Einſiedlers, aus deſſen friedlichem Glück ihn aber die rauhe Wirklichkeit nur zu bald aufſchrecken ſollte. Auf einem ſeiner Streifzüge ward er von einer Abtheilung fränkiſcher Soldaten aus dem Heere der Kreuzfahrer ergriffen und als Gefangener nach Tripoli geſchleppt, wo er in den Laufgräben der Feſtung harten Frohndienſt thun und unſägliche Beſchwerden erleiden mußte. Erſt durch das Löſegeld eines reichen Freundes in Aleppo ward er aus dieſer unerträglichen

Sklaverei befreit, dafür aber in ein anderes nicht minder hartes Sklavenjoch gespannt, nämlich in die unfreiwillige Ehe mit der zanksüchtigen Tochter dieses Freundes, der er nur durch eine schleunig geplante neue Reise zu entrinnen vermochte. Er lenkte seine Schritte zunächst nach Nordafrika, durchzog dann Kleinasien in seiner ganzen Länge und Breite und kehrte erst, als mehr denn siebzigjähriger Greis, um 1255 (A. H. 653) in seine unter der weisen Herrschaft des Atâbegs Abûbakr bin Sa'd, des Sohnes seines ehemaligen Gönners, wieder zu blühendem Wohlstand gelangte Vaterstadt Schîrâz zurück. Hier schlug er seinen Wohnsitz in einer kleinen Zelle außerhalb der Stadt, inmitten blühender Gärten, auf und widmete die letzten Decennien seines Lebens, seine eigentlichen Meisterjahre von 1255 bis 1291 (A. H. 653 bis 690) — er starb im Alter von 110 Mondjahren — einer ausgiebigen, mit religiösen Betrachtungen gepaarten dichterischen Thätigkeit, die nur zuweilen durch eine Pilgerfahrt nach Mecka unterbrochen wurde. Die ersten und zugleich bedeutsamsten Früchte seiner poetischen Muße in Schîrâz, in denen die reichen Erfahrungen seiner dreißigjährigen Wanderungen und seine im Verkehr mit Leuten aller Stände und aller Nationen gereifte Menschenkenntniß zur vollsten Geltung kamen, waren die zwei didaktischen Meisterwerke, denen er vor allen seinen unsterblichen Ruhm verdankt, der Bûstân oder Fruchtgarten (1257) und der Gulistân oder Rosengarten (1258), beide dem Atâbeg Abûbakr gewidmet und in der kurzen Frist von drei Jahren vollendet. Ersterer, der auch den Titel Sa'dînâma führt, ist ein Mathnawî in zehn Gesängen, das sich über die höchsten Fragen der Ethik und Theosophie verbreitet und wie die meisten Werke Sa'dis in vielen Stellen von echt christlichem Geiste durchweht ist. Gerechtigkeit, Wohlthun, Liebe, Demuth, Gottergebenheit, Genügsamkeit, Geistesbildung, Dankbarkeit, Reue und ähnliche Leitgedanken sind die

Pfeiler, um die ſich der ewig friſche Epheu ſeiner praktiſchen Weisheitslehren, ſeiner geiſtvollen Erzählungen und reizenden Anekdoten in üppig wuchernden Ranken ſchlingt. Weniger gedankentief, aber reicher an treffendem Witz und von größerer Gefälligkeit und Abwechslung im Styl iſt der aus gereimter Proſa und Verſen gemiſchte und bei der großen Menge weitaus beliebtere Guliſtân, der in acht Kapiteln von den Königen und dem Hofleben, von den Geſinnungen der Derwiſche, dem Werthe der Genügſamkeit, den Vortheilen des Stillſchweigens, von Liebe und Jugend, Schwäche und Alter, dem Einfluſſe der Erziehung und den Regeln des Umganges handelt. Um aber die Lebensanſchauungen Sa'dis voll und ganz würdigen zu können, müſſen auch ſeine übrigen, vorwiegend der didaktiſchen Lyrik angehörigen Dichtungen, die an Umfang den Bûſtân und Guliſtân faſt um das Doppelte übertreffen, in gebührende Betrachtung gezogen werden. Zu dieſen gehören 1. die ſchon oben erwähnten arabiſchen Qaçîden, die mit einer Elegie auf die Eroberung Baghdâds durch die Mongolen und den Untergang des letzten Chalifen Al-Musta'çim (1258, A. H. 656) beginnen; 2. die perſiſchen Qaçîden, die theils panegyriſchen, theils paränetiſchen Charakters ſind; 3. die Marâthî oder Trauergedichte, von denen das erſte den Tod des Atâbeg Abûbakr, das letzte noch einmal den tragiſchen Tod des letzten Chalifen beſingt; 4. die Mulamma'ât oder Ghazelen mit abwechſelnd arabiſchen und perſiſchen Diſtichen, mehr durch Reimkünſtelei als durch wirklichen poetiſchen Gehalt ſich auszeichnend; 5. die ebenfalls ziemlich gekünſtelten Tardſchi'ât oder Refrainghazelen, elegiſchen Charakters, 23 an der Zahl, von denen jedes mit demſelben Diſtichon ſchließt; 6. die eigentlichen Ghazelen oder Oden in vier getrennten Sammlungen, den Tajjibât oder lieblichen Gedichten, den Badâ'i' oder Gedichten von beſonderer rhetoriſcher Feinheit, den Chawâtîm oder Siegelringen, d. h. koſt

baren Liedern, und den alten Ghazelen oder Gesängen aus des Dichters Jugendzeit; 7. die Çâhibijjah und Muqatta'ât, eine Art Fürstenspiegel in kurzen Sprüchen und Sinngedichten, die zusammen mit einer, in der jetzigen Anordnung der Gesammtwerke Sa'dîs von diesen getrennten Prosaabhandlung „Rath an die Könige" zu Nutz und Frommen des Çâhib-dîwân oder ersten Ministers des Mongolenherrschers Hulâgû, Schams-uddîn Dschuwainî, verfaßt waren; und 8. die Rubâ'ijjât und Mufradât oder Vierzeilen und Zweizeilen.

Fehlt nun auch diesen kleineren Dichtungen Sa'dîs der hinreißende Zauber der Oden Dschalâl-uddîns, sind sie auch zu sehr mit ethischen Nutzanwendungen durchsetzt, um als reine Lyrik gelten zu können, so entbehren sie doch keineswegs jener feierlichen Würde des Vortrags und jener zum Herzen sprechenden Gemüthstiefe, wie sie nur wahrhaft großen Dichtern eigen sind. Wie in den beiden Hauptwerken Sa'dîs, so bekunden sich auch in ihnen ein hohes, gläubiges Gottvertrauen und eine aus innerster Seele strömende Frömmigkeit, eine willenlose Hingabe an den unabänderlichen Rathschluß Gottes und eine Verherrlichung seiner Größe und Allmacht, vor allem seines Waltens in der Natur, wenn diese ins Frühlingsgewand sich kleidet. Beständigkeit und Treue, Demuth, Gerechtigkeit, Wohlthun, Freigebigkeit, unbeugsame Wahrheitsliebe, echter Mannesstolz und ein mit echter Herzensgüte gepaartes treffliches Handeln gegenüber todter Werkheiligkeit werden fort und fort gepriesen, und allen Ständen und Berufsklassen goldene Worte der Weisheit, Lehre und Ermahnung zugerufen. Als Mystiker gehört Sa'dî einer sehr gemäßigten Richtung an und verwerthet, vielleicht das Kapitel über die „Liebe" im Bûstân und ein paar Qaçîden ausgenommen, die çûfischen Lehren nur insoweit, als sie den Menschen zu allem Guten, Wahren und Schönen anzuspornen geeignet sind. Von der völligen Gleichheit des Guten und

Böſen, von der Gleichgültigkeit menſchlicher Achtung und Werthſchätzung und ähnlichen Anſchauungen findet ſich bei unſerem Dichter nichts — ihm gilt gerade der gute Name, der Nachruhm als das Höchſte und Edelſte, was der Menſch hier auf Erden ſich erringen kann!

Dieſen gemäßigten Anſchauungen Sa'dîs iſt es denn auch wohl hauptſächlich zuzuſchreiben, daß bei der hochgehenden Strömung trunkener Ekſtaſe und verzückter Schwärmerei, wie ſie nun einmal in der perſiſchen Dichtkunſt herrſchend geworden, der Bûſtân und Guliſtân, trotz ihrer großen Beliebtheit, nur in ſeltenen Fällen ſpäteren Dichtern als Vorbild gedient haben. Seitenſtücke zum Bûſtân ſind das Daſtûrnâma oder Buch der Lebensregeln, von Nizârî aus Kûhiſtân, einem 1320 (A. H. 720) geſtorbenen Freunde Sa'dîs; die Dahbâb oder zehn Kapitel, auch Tadſchnîſât oder Analogien genannt, von Schams-uddîn Kâtibî aus Niſchâpûr (geſtorben zwiſchen 1434 und 1436, A. H. 838 oder 839); 'Adl u Dſchaur oder Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von Qâzî Ichtijâr aus Turbat (verfaßt zwiſchen 1503 und 1506, A. H. 909 bis 911); das trotz ſeines myſtiſch anklingenden Titels rein ethiſche Gedicht Çifât-al'âſchiqîn oder die Eigenſchaften der Liebenden, von dem ſchon früher unter den Nachahmern von Nizâmîs Lailâ und Madſchnûn genannten Hilâlî, und der Gulzâr oder Roſenflor von Hairatî aus Tûn (geſtorben 1554, A. H. 961). An den Guliſtân ſchließen ſich als Werke ähnlicher Art der Bahâriſtân oder Frühlingsgarten (1487, A. H. 892) von Dſchâmî, dem letzten großen perſiſchen Dichter, und die beiden, den gleichen Titel „Nigâriſtân" oder Bilderſaal führenden Sammlungen moraliſcher Erzählungen und Anekdoten von Mu'în-uddîn Dſchuwainî (1335, A. H. 735) und Ahmad bin Sulaimân bin Kamâlpâſchâ (1532 oder 1533, A. H. 939) an. Unabſehbar dagegen iſt die Reihe mehr

oder minder glücklicher Nachahmungen, die Sanâ'is, Farid-uddin 'Attârs und Dſchalâl-uddin Rûmis theoſophiſche Mathnawis ins Leben gerufen haben. Sie ſind theils poetiſche Darſtellungen ſûfiſcher Lehren, Handbücher des Pantheismus in gebundener Form, mit oder ohne Texterläuterung durch Erzählungen, theils vollſtändige Allegorien, myſtiſche Epen mit fein zugeſpitzter Handlung und kunſtvoller Charakterentwickelung. In die erſtere Gattung fallen außer Nizâmis ſchon früher genanntem Machzan-ulasrâr oder Magazin der Geheimniſſe (1178 bis 1179, A. H. 574 bis 575), das 'Uſchſchâqnâma oder Buch der Liebenden, ſowie die Lama'ât oder Funken von Fachr-uddin 'Irâqi (geſtorben zwiſchen 1287 und 1309, A. H. 686 und 709); das Zâd-ulmuſâfirin oder die Wegkoſt der Reiſenden, ſowie das Kanz-urrumûz oder der Schatz der Geheimniſſe von Mîr Huſaini Sâdât (geſtorben 1318, A. H. 718); das Gulſchan-i-Râz oder Roſenbeet des Geheimniſſes, von Mahmûd Schabiſtarî (geſtorben 1320, A. H. 720), eins der gefeiertſten Lehrgebäude des Çûfismus; Rukn-uddin Auhadi Marâghis Dſchâm-i-Dſcham oder der Becher des Dſchamſchid (1133, A. H. 733); Qâſim-i-Anwârs Anis-ul'ârifin oder der Genoſſe der Erleuchteten (um 1376, A. H. 777 bis 778); Ibn 'Imâds Rauzat-ulmuhibbin oder der Garten der Liebenden, und viele andere. Unter den mehr epiſch gehaltenen Werken der myſtiſchen Schule ragen neben Husn u Dil oder Schönheit und Herz, einem reizenden allegoriſchen Roman Fattâhis aus Niſchâpûr (geſtorben 1448, A. H. 852), der in dem gleichnamigen Werke 'Abd-ulqâdir Bîdils 1684 (A. H. 1095) eine geſchickte Neubearbeitung erfuhr; Ahli Schirâzis Scham'u Parwâna oder Kerze und Lichtfalter (1489, A. H. 894), und verſchiedenen Mathnawis des großen Scheichs Bahâ-uddin 'Âmilî Bahâ'i (geſtorben 1621, A. H. 1030), wie Nân u Halwâ

oder Brot und Zuckerwerk, und Schir u Schakar oder Milch und Zucker, ganz beſonders drei Verherrlichungen platoniſcher Liebe hervor, die unter der Hülle ſentimentaler Jugendfreundſchaft das unabläſſige Werben des Çûfi mit zarten, jeder Sinnlichkeit entkleideten Farben ſchildern: Muhammad 'Aſſâr Tabrîzis Mihr u Muſchtarî oder Sonne und Jupiter (1376, A. H. 778), Mahmûd 'Ârifîs Hâlnâma oder Gûi u Tſchaugân, das Buch der Ekſtaſe oder Ball und Schlägel (1438, A. H. 842), und des mehrfach erwähnten Hilâli Schâh u Badâ oder Schâh u. Darwiſch, König und Derwiſch. Dichteriſch am bedeutendſten iſt das letztgenannte Epos, dem eine Fülle trefflicher Naturſchilderungen noch einen ganz eigenartigen, ewig friſchen Reiz verleihen, wie das folgende etwas gekürzte Kapitel — „Beſchreibung des Herbſtes, Tod des Fürſten und Vermächtniß desſelben an den Prinzen" beſtätigen wird:

So fügt der Kreislauf es der Nächt' und Tage,
Daß ſtets dem Lenze folgt des Herbſtes Plage;
Und niederwärts das gelbe Antlitz neigt
Das Grün, das bis zum Himmel ſich verzweigt.
Genaht iſt nun die Zeit auf's Neue ſchon
Des Blätterfalls — das grüne Heer entflohn —
Die Roſe ſchwand — des Vogels Lied wird ſtill,
Wem frommt ſein Sang, da Niemand hören will?
Der Turteltaube Seufzer ſind verklungen,
Die Lilie ſchweigt trotz aller ihrer Zungen;*
Das Veilchen, deſſen Rücken ſich gebogen,
Hat ſelbſt ein Trauerkleid ſich angezogen;
Nur Dornen ſchmücken noch den Roſenhain,
Der Atlas fehlt — die Nadel blieb allein.
Vom Weinſtock ſinkt mit jeder laut'ren Traube
Ein Stück Rubin herab zum Erdenſtaube.
Zu ſolcher Zeit, da Fürſtin Roſ' entwichen,
Vor Trennungsweh die Nachtigall verblichen,
Schickt auch der Fürſt aus ſeines Reiches Bann
Zur Reiſe in die ew'ge Welt ſich an.

* Das heißt ihrer zehn Blätter, die mit Zungen verglichen werden.

Bald faßt ihn Fiebergluth, bald grimmer Schmerz,
Schon drängt ſich Seel' und Herz ihm lippenwärts;
Es iſt ſein Antlitz, fiebergelb und blaß,
Im Schweiße wie ein Herbſtblatt feucht und naß.
Kurzum! vor Schmerz verzweifelt bis zum Tod
Klagt er im Wehruf ſeines Herzens Noth,
Die von Sekunde zu Sekunde ſteigt,
Bis ganz verwandelt er zuletzt ſich zeigt.
Da ruft den Prinzen er: „Hier mein Vermächtniß,
Vernimm es jetzt und wahr' es im Gedächtniß!
Regier' und herrſche in Gerechtigkeit,
Thu was du magſt, doch Frevel laß bei Seit!
Kannſt ſelbſt du nirgends einen Durchweg ſchauen,
Faß eines And'ren Saum dann voll Vertrauen!
Sieh auf den Derwiſch ſtets mit Wohlgefallen,
Denn er iſt der Erhabenſte von Allen!
Wer ſich bewußt der Selbſtentäußerung,
Den reizt nicht mehr der Königsherrſchaft Prunk.
Schon Mancher hat, auf's Ende wohl bedacht,
Sein Fürſtenkleid vertauſcht mit Bettlertracht.
Wer dir ein Unrecht klagt, das er erlitten,
Und jammernd fleht: „Erhöre meine Bitten!"
Dem zeig' ein roſig Lächeln zum Empfang,
Und leihe deiner Rede ſüßen Klang.
Thu Abbruch nie dem Werth der Wiſſenſchaft,
In Ehren halte des Geſetzes Kraft,
Denn das Geſetz — es iſt des Rechtes Waage,
Iſt aller Dinge Stamm und Unterlage."
Drauf gab dem Herrn, der ſie in's Daſein rief,
Der Chusrau heim die Seele und entſchlief.
Laut wurde Aller Schmerz in Trauerklagen;
Wie groß das Weh, vermag kein Menſch zu ſagen.
Des Seufzers Flamme ſtieg zum Himmelsdom,
Bis hin zum Oxus floß der Thränen Strom.
Es ſank in Staub der Thron, ſeit fort im Flug
Des Säculs Salomo der Windſturm trug.
Man ſeufzte ſchmerzgepreßt — mit eigner Hand
Zerriß in Fetzen man das Bruſtgewand,
Wuſch dann mit Thränen Chusraus Leib — o Graus —
Wählt' ihm ein Leichenhemde köſtlich aus
Von edlen Stoffen, trug ihn fort zum Grabe,
Und gab dem Staub ihn hin als Schatz und Habe.

Der auf der Sphäre einſt erbaut ſein Neſt,
Ihm bleibt ein Wohnſitz tief im Staub' als Reſt;
Den einſt ein Hemd von edlem Stoff bedeckt,
Er hat ſich nun in's Leichentuch geſtreckt;
Den einſt geſchmückt der Krone goldner Schimmer,
Er liegt im Grab nun, ſtaubumhüllt auf immer!
In dieſe Welt ſetzt Niemand einen Schritt,
Deß Fuß nicht einſt des Nichtſeins Land betritt;
Und wem einſt Ruhort war der Wiege Pfühl,
Sucht endlich doch im Sarge ſein Aſyl.
Nicht ewig dauert dieſes Erdentreiben,
Wie könnteſt du in ihm denn ewig bleiben?
Zu jenem ew'gen Reiche wende dich
Und laß dies Altvergängliche im Stich!
Nie komm' dein Fuß in dieſem Netz zu Falle,
Häng' nicht dein Herz an nichts — ein Nichts ſind Alle! —

In all dieſen an literariſcher Thätigkeit der mannigfachſten Art ſo überaus reichen Jahrhunderten hatte ſich auch die Lyrik im eigentlichen Sinne des Wortes, die weltliche Lyrik, ſtetig fortentwickelt und zu tauſendfachen Blüthen erſchloſſen. Faſt alle bedeutenderen Dichter Perſiens ſeit den Zeiten Rûdagîs haben neben ihren ſonſtigen epiſchen, panegyriſchen und didaktiſchen Werken, ja ſelbſt (mit Ausnahme von Dſchalâl-uddîn Rûmî und Farîd-uddîn 'Attâr) neben Liedern von rein myſtiſcher Richtung Ghazelen der echten, unverfälſchten Art gedichtet, d. h. Oden, die den Wonnen und Schmerzen der irdiſchen Liebe, der Weinestrunkenheit, dem alles belebenden Hauche des Lenzes, der ſonnedurchglühten Sommerzeit, dem früchtetragenden Herbſt und dem eiſigen Winterſturm, den berauſchenden Freuden der Jugend und den bitteren Leiden des Alters gewidmet ſind. Freilich iſt es oft äußerſt ſchwer, zu unterſcheiden, ob ein Ghazel in ſeinem wirklichen Sinne zu faſſen oder allegoriſch zu deuten iſt, ob ſich die Liebe, die es mit aller Gluth der Leidenſchaft beſingt, auf ein Weſen von Fleiſch und Blut, oder nach ſûfiſcher Weiſe auf die Gottheit bezieht. Orientaliſche Kunſtrichter neigen faſt immer

der letztern Ansicht zu; — unbefangene europäische Leser dagegen werden in vielen Fällen, und mit vollem Recht, der wörtlichen Auffassung den Vorzug geben, wie z. B. in den beiden folgenden Liedern der großen Panegyriker Châqânî und Mas'ûd bin Sa'd bin Salmân (siehe oben):

Neue Farben jeden Morgen mischest du mit jeder Hand,
Immerdar mit jedem Auge nährst du neuen Trübsalsbrand.
Wo du sitzest — hundert Tafeln schmückst du aus an jedem Ort;
Wo du aufstehst — hundert Städte wirfst du um in jedem Land.
Trittst du aus des Schleiers Hülle, öffnest du dein Lockenhaar,
Schlägst du unversehens Wunden und entschlüpfest dann gewandt.
Ganz beliebig weckst du Pein mir und verbirgst dich meinem Blick.
Willst du einmal Zwietracht säen, halte auch der Zwietracht Stand!
Deine Wimpern, sie vergießen Wasserströmen gleich mein Blut,
Leiden streust du auf das Haupt mir, wie aus Sieben Staub und Sand.
Siehst mein Blut du niederrinnen, sprichst du: „deines ist es nicht;"
Frage nur die Schelmenblicke, wem du dieses Blut entwandt.
Hast Châqânis Herz geraubt du und verstrickt in deinem Haar,
Hängst du seine Seele, fürcht' ich, auch an deiner Locken Band.

Erblickt' ich schöne Liebchen je, so seufzte ich im Herzen ach!
An dein Gesicht, wie Mondlicht hell, ward die Erinnerung mir wach.
Drang auf dem Wege durch das Aug' so oft dein Bild doch in mein Herz,
Daß breiten Pfad es sich gebahnt vom Aug' zum Herzen allgemach.
Und in mein Herz verstohlen schlüpft allnächtlich deines Auges Bild,
Als ob es für sich selber dort erwählt sein stetes Schlafgemach.
Weshalb, ach! hassest du so sehr mein armes Herz? strebt es doch kühn
Seit Jahren, daß in einem Mond wie du es Liebe sich entfach'.
Fort triebst du schon von deiner Thür Mas'ûd, der ohne Schuld, und doch
Stellst du noch jetzt durch deinen Wahn, daß schuldig er, ihm feindlich nach!

Zur höchsten Vollendung in Form und Inhalt gedieh das Ghazel unter der kundigen Hand des größten persischen Lyrikers, Schams-uddîn Muhammad Hâfiz aus Schîrâz, der sein langes, von äußeren Wechselfällen kaum berührtes Leben fast ausschließlich in den blühenden Rosengärten seiner so oft von ihm besungenen Vaterstadt verbrachte und dort 1389 (A. H. 791) im Vollgenusse eines unverwelklichen Dichterlorbeers starb.

Gerade wie 'Omar Chajjâm in seinen Vierzeilen, so hat auch er, aufgewachsen in den Lehren und Ausdrucksformen der Derwische, ihre hergebrachten Bilder und Gleichnisse, ihre ganze Gefühls- und Anschauungsweise benutzt, um in dem schillernden Gewande derselben den rein menschlichen Ideen von einem fröhlichen, sorgenlosen und unbekümmerten Natur- und Lebensgenuß Ausdruck zu leihen. Auch er feiert den alten Wirth der Weinschenke, den Pilgrim auf dem Wege zu diesem, Liebchens Lockenhaar, ihre cypressenschlanke Gestalt — aber sein Liebchen, sein Wein und seine Schenke sind, was auch immer die morgenländischen Erklärer dagegen vorbringen mögen, in den meisten Fällen in ihrem wirklichen Sinne zu fassen, und darin gerade liegt der hohe Werth seiner Dichtungen. Mag er immerhin hie und da, der herrschenden Richtung folgend, ein mystisches Lied zur Feier der Gottheit gesungen haben, das wahrhaft echt und tief Gefühlte in seinen Gedichten gilt der Erde und ihren Freuden. Feind aller mönchischen und klösterlichen Duckmäuserei und Heuchelei, fordert er durch seine im erhabensten Schwunge dahinfluthenden Verse die Menschheit zum Gottesdienste der Liebe und der — wohl verstanden — in Maß und Schranken bleibenden Weltlust auf, und die Saiten seiner Leier klingen wieder von den, zwar in ein heiteres, oft keckes Bildergewand gekleideten, aber nichtsdestoweniger tiefsten und gewaltigsten Ideen der Menschenwürde, des Freimuthes und der Freisinnigkeit, die gegen alles Zelotenthum unerbittlich zu Felde zieht. Sittenreinheit und Herzenslauterkeit, Geistesadel und Geistesgröße sind ihm das einzige des menschlichen Ringens Würdige hienieden, und mit derselben Wahrheitsliebe, Offenheit und unerschrockenen Kühnheit, mit der Sa'dî den Großen seiner Zeit seine eindringlichen Mahnungen zugerufen, geißelt auch er den Trug- und Scheinglauben seiner Zeit, unbekümmert um Neider, Schmäher und Hasser!

Das leuchtende Vorbild des Sängers von Schirâz feuerte während des achten, neunten und zehnten Jahrhunderts der Hidschra eine ganze Reihe von Dichtern an, es ihm im Ghazel gleich zu thun, und manche schöne Frucht reifte unter dem Sonnenstrahl begeisterter Nacheiferung. Nennenswerth sind unter diesen der noch vor Hâfiz um 1377 (A. H. 779) gestorbene Dschamâl-uddîn Salmân aus Sâwa, der sich auch in der Qaçîde und im Mathnawî hervorgethan; Kamâl Chudschandî, ein Freund des Hâfiz (gestorben um 1400, A. H. 803), Muhammad Schîrîn Maghribî, ein Freund Kamâls (gestorben zu Tabriz 1406, A. H. 809), und der schon als Nachahmer Nizâmîs und Sa'dîs genannte Kâtibî, von dem unter anderen das folgende reizende Liedchen stammt:

Als Nachts in's Stübchen Fackelglanz mir warf dein Mondesangesicht,
Da schmolz der Kerze Wachs und schien zu unsrem Kosen länger nicht;
Steigt meines Glückes Sonnenball doch stets empor am Himmelszelt,
Ziehst du des Schleiers Hülle fort von deiner Wange hell und licht.
Und nahst du einst dich meinem Staub — zum Fenster wird dein off'nes Aug',
Draus Paradiesesstrahlenglanz sich leuchtend um mein Grabmal flicht.
Nur Gnade ist es, daß du hier mich deinen Pagen hast genannt,
Du weißt es selbst nur allzuwohl, wie baar des Werths ich armer Wicht!
Mit Trommeln drum und Fahnen auf zum Liebesgau, o Kâtibî,
Still steht der Zeitlauf, da herein auf Erden meine Glückszeit bricht

Ferner Amîr Schâhî, aus der fürstlichen Familie der Sarbadârs von Sabzwâr (gestorben 1453, A. H. 857), und Amîr Saifî (gestorben 1466, A. H. 870), beide Sänger zartempfundener Oden, z. B.

Umsonst hab' ich der Liebe mich verbunden,
Umsonst für Schöne heiße Gluth empfunden;
Mein Herz verlor ich, tauschte Seufzer ein,
Und Rauch nur blieb — das Feuer ist verschwunden.
Ließ doch mein Arzt mich schon im Stich — nun wohl!
So ist dahin die Hoffnung, zu gesunden.
Dahin die Lust — und nur mein Delq* noch mahnt,

* Ein zerfetzter Büßerkittel.

Mein weinbeſpritzter, mich an ſüße Stunden.
Drum, Schâhi, tauch' in's eig'ne Blut den Dolch,
Könnt' beſſ'res er, als dich zum Tod verwunden?

Zieh den Schleier von der Wange, lockſt du mich in deinen Bann,
Lüſtet dich's nach meinem Blute — wozu frommt der Schleier dann?
Seit ich bang den Tag berechnet, der uns trennte, weiß ich's wohl,
Was mir droht bei jener Rechnung, rückt der letzte Tag heran.
Schling' ich nie mich doch als wirre Locke dir um's Angeſicht,
Was verwirrt bei deinem Anblick denn ſo ſehr mich armen Mann?
Wonnig träum' ich mir die Stunde, da du fragſt: „Wie geht dir's? ſprich!"
Und ich ganz noch ſehnſuchtstrunken keine Antwort finden kann.
Ach, umſonſt! dein Schmollen, Schmachten gab mir längſt den Todesſtoß.
Was nun nützt ſolch Schmachten, Schmollen — keckes Liebchen ſage an!

Weiter verdienen der Erwähnung: Bannâ'î (geſtorben 1512, A. H. 918), der auch ein romantiſches Epos Bahrâm und Bihrûz gedichtet; Bâbâ Fighânî aus Schîrâz, gewöhnlich der „kleine Hâfiz" genannt (geſtorben 1519, A. H. 925); Nargiſî (geſtorben 1531, A. H. 938); Liſânî (geſtorben 1534, A. H. 941); Ahlî von Schîrâz (geſtorben 1535, A. H. 942); Kalâmi aus Isfahân (geſtorben 1569, A. H. 977), und ſein Bruder Salâmî; ferner

Muhtaſcham Kâſchî (geſtorben 1588 A. H. 996) und Nau'î (geſtorben 1610, A. H. 1019), der Verfaſſer des ergreifenden kleinen Epos von dem tragiſchen Ende einer Hindufürſtin, die ſich unter Kaiſer Akbar mit ihrem verſtorbenen Gemahl auf dem Holzſtoß verbrennen ließ, unter dem Titel: Sûz u Gudâz oder Glühen und Schmelzen. — Unter den unmittelbaren Vorläufern des Hâfiz vom Ende des ſiebenten bis zur Mitte des achten Jahrhunderts der Hidſchra ragen außer Amîr Fachr-uddîn Ibn Jamîn (geſtorben um 1344 A. H. 745), der ſich, außer durch ſeine Ghazelen, noch durch eine Reihe vortrefflicher Qit'ahs oder Bruchſtücke (Gedichte mit Wegfall des erſten Reims) berühmt gemacht hat, beſonders die beiden in Delhi geborenen Dichter Amîr Haſan und Amîr

Chusrau hervor. Der letztere, der 1325 (A. H. 725), zwei Jahre vor seinem Freunde Hasan starb, nimmt, wie schon früher einmal betont worden ist, unter allen persischen Poeten Indiens sowohl um seiner reichen Phantasie, seiner künstlerischen Gestaltungskraft und seines vorzüglichen Stils, als auch um des bedeutsamen historischen Werthes seiner Schriften willen unbedingt die erste Stelle ein. Fünf umfangreiche Dîwâne, die Lieder seiner frühesten Jünglingszeit, seines ersten Mannesalters, seiner Vollreife, seines späteren Alters und seiner letzten Lebensjahre enthaltend, bezeugen die Vielseitigkeit seines lyrischen Talentes, neun Mathnawîs seine Meisterschaft auf epischem Gebiete. Ein einziges seiner Ghazelen mag hier zur Probe angeführt werden:

Darf mein Blick auf ihrer Schönheit ruhn, o sel'ge Morgenzeit,
Glück des Himmels, schwebt vorbei mir jene mondesgleiche Maid!
Wie ergeht mir's, wenn ich sterbe, weil ihr Anblick mir versagt?
Und doch! einen Augenblick nur sie zu sehn, ist schlimm'res Leid.
Schau von fern ich nur ihr Antlitz, geht mir's wie dem Ketzer wohl,
Winkt von Weitem ihm das Eden, flammt die Hölle ihm zur Seit.
Eh nicht auf der Leichenwegkost tief im Staub das Haupt mir ruht,
Hängt am Staube deiner Schwelle treu mein Haupt in Ewigkeit.
Sprich nicht, Freund: „Laß eitlen Gram doch!" tief im Herzen steckt der Pfeil;
Was denn frommt's, bist du den Dorn auch aus dem Fuß zu ziehn bereit?

Vier unter den neun Mathnawîs verherrlichen zeitgenössische Ereignisse unter der Regierung 'Alâ-uddîn Muhammad Schâh Childschîs, Kaisers von Delhi (1296—1311), seines Vorgängers Firûzschâh, und seines Nachfolgers Qutb-uddîn Mubarakschâh, nämlich Miftâh-ulfutûh oder der Schlüssel der Siege, Qirân-ussadain oder die Vereinigung der beiden Glücksgestirne, Nuh Sipihr oder die neun Sphären, und die Liebesgeschichte von Chisrchân und Duwalrânî; die andern fünf sind die erste vollständige Nachahmung der sogenannten Chamsah (des „Fünfers") d. h. der

fünf erzählenden Dichtungen Nizâmîs. Als nächster Bewerber um den Siegeskranz im Epos trat Chwâdschû Kirmânî (geſtorben 1352, A. H. 753) auf, unter deſſen fünf Mathnawîs Humâi und Humâjûn, die Liebesabenteuer des Prinzen Humâi von Zamîn Châwar mit der chineſiſchen Prinzeſſin Humâjûn, ſich die größte Anerkennung errungen hat, aber ſein Ruhm ward weit in den Schatten geſtellt von dem des letzten klaſſiſchen Dichters der perſiſchen Literatur, Nûr-uddîn Abd-urrahmân Dſchâmî (1414—1492, A. H. 817—898), der noch einmal in ſeiner Perſönlichkeit, wenn auch nur in matterem Abglanz, alle die großen Eigenſchaften ſeiner Vorgänger, die ethiſche Größe Sa'dîs, den erhabenen Myſticismus Dſchalâl-uddîn Rûmîs, den ſüßen Wohlklang des Hâfiz und die tief tragiſche Gewalt Nizâmîs, zuſammenfaßte, und neben drei Dîwânen und zahlloſen, hauptſächlich ſûfiſchen Proſawerken den Haft Aurang oder die ſieben Throne (eine Anſpielung auf das Sternbild des großen Bären), d. h. ſieben Mathnawîs, verfaßte: Silſilat-uzzahab oder die Goldkette, Salâmân und Abſâl, Tuhfat-ulahrâr oder das Geſchenk an die wahrhaft Freien, Subhat-ulabrâr oder den Roſenkranz der Gerechten, Jûſuf und Zalîchâ, Lailâ und Madſchnûn, und das Weisheitsbuch Alexanders, Chiradnâma-i-Iskandarî, von denen die letzten fünf den Orientalen als vorzüglichſter „Fünfer" ſeit Nizâmî gelten. Viele ſpätere Dichter folgten den Spuren Dſchâmîs mehr oder minder erfolgreich nach, ſo ſein eigener Neffe Hâtifî, Hilâlî und andre mehr, deren ſchon in dieſen Blättern verſchiedentlich gedacht worden iſt. Aber alle ihre Bemühungen vermochten der mehr und mehr um ſich greifenden Geſchmacksverderbniß auf die Länge keinen Einhalt zu thun, und nur an den Höfen der Mongolenkaiſer Indiens, vor allem an dem des unvergleichlichen, ſeiner Zeit um Jahrhunderte voraufeilenden Akbar (1556—1605,

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

A. H. 963—1014) blühte der perſiſchen Dichtkunſt noch ein kurzer, aber an herzerquickenden Schöpfungen reicher „indiſcher Sommer". Akbars Sängerkreis, der lebhaft die Erinnerung an die Tafelrunde des großen Ghaznawiden Mahmûd wachrief, ſchloß eine Menge tüchtiger poetiſcher Kräfte in ſich, unter denen wir nur die drei bedeutendſten hervorheben wollen: Ghazâlî aus Maſchhad (geſtorben 1572, A. H. 980), 'Urfî aus Schirâz (geſtorben 1591, A. H. 999), dem wir ſchon als Verfaſſer eines Farhâd und Schirin begegnet ſind und der ſich außerdem durch vorzügliche Qaçiden bekannt gemacht hat, und Scheich Abulfaiz, mit den beiden Dichternamen Faizî und Fajjâzî (1547—1595, A. H. 954—1004), der an tiefer Gelehrſamkeit und künſtleriſcher Geſtaltungskraft alle ſeine Zeitgenoſſen weit überragt. In Epik, Lyrik und Epigrammatik hat er Bleibendes geſchaffen; in erſterer iſt neben anderen Mathnawîs beſonders die reizende Nachdichtung der berühmten Epiſode des indiſchen Mahâbhârata, Nal und Daman (Nala und Damajantî) hervorzuheben; in den beiden letzteren, beſonders in den wie von einem neuen Lebenshauch durchdrungenen Rubâ'îs ſpiegelt ſich Akbars begeiſterter Sonnendienſt, jene neue Religion der Duldung und Menſchenliebe, die der große Kaiſer für ſich und ſeine vertrauteſten Geſinnungsgenoſſen ins Leben gerufen, in tauſend Farbenbrechungen wieder. Seit Faizîs Tod hat es zwar noch manche perſiſche Poeten in Indien gegeben, aber keinen, der irgendwie neue Bahnen eingeſchlagen oder über das gewöhnliche Mittelmaß hinausgereicht hätte, höchſtens den versgewandten 'Abdulqâdir Bîdil (geſtorben 1721, A. H. 1133), den als Literarhiſtoriker, Lyriker und Satyriker thätigen Scheich 'Alî Hazîn (geſtorben 1766, A. H. 1180) und den unglücklichen Kaiſer von Delhi, Schâh 'Âlam (geblendet 1788, geſtorben 1806) ausgenommen, der unter dem Namen Âftâb manche zum Herzen ſprechende

Lieder und ergreifende Klagen über ſein trauriges Geſchick gedichtet. Im eigentlichen Perſien iſt während der letzten drei Jahrhunderte die Poeſie ebenfalls mehr und mehr in die Breite gegangen und hat in gleichem Maße an Tiefe und Originalität verloren. Unter den zahlloſen Dichternamen, die uns die einheimiſchen Literarhiſtoriker überliefern, ſind, außer den ſchon gelegentlich namhaft gemachten Epigonen, von wirklicher Bedeutung vielleicht nur Zulâli, der Verfaſſer eines ſehr beliebten Epos Mahmûd und Ajâz (1615, A. H. 1024); Ça'ib (geſtorben 1677, A. H. 1088), der als Schöpfer eines neuen Stils in der Lyrik geprieſen wird; Hâtif aus Isfahân (geſtorben um 1785, A. H. 1200), und Naſchât, der im Jahr 1813 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Teheran unter Fath 'Ali Schâh war. Die beiden Letztgenannten haben eine Reihe zarter und geſchmackvoller Ghazelen verfaßt, die an die beſten älteren Muſter erinnern; und daß es auch in dem Perſien unſerer Tage an ſolchen gewandten An- und Nachempfindern, beſonders auf dem Gebiete der Spruchdichtung nicht fehlt, dafür liefert die intereſſante Studie von Brugſch: „Die Muſe in Teheran“ hinreichende Belege.

In denkwürdigem Gegenſatze zu dieſem Niedergange wahrhaft ſchöpferiſcher Kraft auf epiſchem, lyriſchem und didaktiſchem Gebiete ſteht der, wenn auch langſame, ſo doch unverkennbare Aufſchwung einer neuen Dichtungsgattung, der dramatiſchen, die ſich gerade ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts im modernen Irân Bahn gebrochen. Wie das griechiſche Drama und die Myſterien des Mittelalters, ſo hat auch die Ta'zieh oder das perſiſche Paſſionsſpiel — denn dieſen Charakter tragen vorwiegend, wenn auch nicht ausſchließlich, die bisher verfaßten Stücke im Reiche des Schâhs — ihren Urſprung in einer rein religiöſen Handlung, die ſeit Jahrhunderten während der erſten zehn Tage des Monats Muharram feſtlich begangen worden

iſt — in dem Abſingen von Trauerchören zum Gedächtniß des tragiſchen Schickſals, dem das Haus 'Alis, des vierten Chalifen und Nationalhelden der ſchi'itiſchen Perſer, zum Opfer gefallen. Vor allem iſt es die ergreifende Leidensgeſchichte von 'Alis Lieblingsſohne Huſain und ſeiner Familie, dieſen in der Schlacht von Karbalâ 680 (A. H. 61) gegen den grauſamen Omajjaden Jazîd gefallenen Märtyrern, die dem dichtenden Volksgeiſte — denn bisher kennt man noch keine individuellen Theaterdichter — eine Fülle echt dramatiſchen Stoffes zugeführt, und Stücke wie die „Hochzeit des Qâſim", der „Tod Huſains" und die „Chriſtenmaid" enthalten neben manchen Sonderlichkeiten Szenen voll erſchütternder Tragik. Es herrſcht in ihnen derſelbe warme und innige Gefühlston, dasſelbe rein menſchliche Intereſſe, wie z. B. im Oberammergauer Paſſionsſpiel; es iſt ihnen aber auch ein ſtark patriotiſches Element beigemiſcht; und da ſich neuerdings der Kreis der Stücke bedeutend erweitert hat und verſchiedene, von der urſprünglichen Leidensgeſchichte faſt ſchon ganz abgelöſte Stoffe in denſelben hineingezogen worden ſind, ſo kann man ſich der Hoffnung auf eine ſtetige Fortentwickelung der Ta'zieh zu einem nationalen Kunſtdrama, falls nicht äußere Einflüſſe lähmend darauf einwirken, wohl mit gutem Grunde hingeben!

Die kurze Skizze der ſchönen Literatur, d. h. der eigentlichen Nationalliteratur Perſiens iſt hiermit abgeſchloſſen; die Literatur im weiteren Sinne, die wiſſenſchaftliche und gelehrte, liegt außerhalb des Bereiches dieſer Arbeit, und wir wollen zum Schluß nur noch einen kurzen Blick auf diejenigen Zweige derſelben werfen, die entweder auf der Grenzſcheide von Poeſie und Proſa ſtehen, oder der Aneignung und Nachbildung fremder Dichterwerke gewidmet ſind. Eine ungemein reiche und dankenswerthe Thätigkeit hat der iraniſche Geiſt ſeit Bal'amis Tabari-Ueberſetzung (ſiehe oben) auf hiſtoriſchem Gebiete entwickelt,

und wenn auch den Perſern, wie den meiſten Orientalen, der wirklich kritiſche Sinn mangelt, und ein blumenreicher gekünſtelter Stil mit ſeinem Rankengewirr oft die erzählten Thatſachen ſelbſt ungebührlich überwuchert, wie z. B. in den großen Univerſalgeſchichten von Hâfiz Abrû (geſtorben 1430, A. H. 834), Mirchond (geſtorben 1497, A. H. 903) Chwândamîr (geſtorben 1534, A. H. 941), dem bis 1592 (A. H. 1000) reichenden Ta'rich-i-Alfi, und den Spezialgeſchichten Dſchuwainis (geſtorben 1283, A. H. 681) über Dſchingiz-chân und ſeine Nachfolger, Waççâfs über die Mongolenherrſcher von Hulâgû bis Abû Sa'îd, vollendet 1328, A. H. 728), Scharaf-uddin Jazdis und 'Abdurrazzâqs über Timûr und ſeine Nachfolger (das erſtere 1425, A. H. 828, das letztere um 1470, A. H. 875 vollendet), ſo enthalten ſie doch beſonders da, wo die Verfaſſer zeitgenöſſiſche Ereigniſſe berichten oder beglaubigte Zeugniſſe früherer Zeiten in ihre Darſtellung verweben, für den modernen Forſcher eine Fülle des werthvollſten Stoffes. Das gilt hauptſächlich von den zahlloſen perſiſchen Werken über indiſche Geſchichte, die von der erſten muhammadaniſchen Eroberung dieſes Landes unter den Ghaznawiden bis zur Befeſtigung der engliſchen Macht eine ununterbrochene Kette hiſtoriſcher Ueberlieferung bilden. Nicht minder wichtig ſind die ausführlichen Tadhkiras oder Biographien großer Poeten und çûfiſcher Meiſter, die mit 'Aufis ſchon mehrfach genanntem Lubâb-ulalbâb beginnen und mit dem 3148 Dichternamen nebſt Lebensſkizzen und poetiſchen Auszügen enthaltenden Machzan-ulgharâ'ib oder Schatzkammer der Merkwürdigkeiten (vollendet 1803, A. H. 1218) abſchließen. Ein ganz eigenartiges Gebiet nehmen die großen Sammlungen urſprünglich indiſcher Märchen und Volkserzählungen ein, vor allem das Sindbâdnâma (Syntipas oder die ſieben weiſen Meiſter), zuerſt von dem Dichter Azraqi (geſtorben 1133,

A. H. 527) perſiſch bearbeitet; das Tûtînâma oder Papageienbuch, von Ziâ-uddîn Nachſchabî 1330 (A. H. 730) in die perſiſche Literatur eingeführt; die unter dem Namen Kalilah und Dimnah bekannten Fabeln des Bidpai, deren ſchon unter Rûdagî Erwähnung gethan worden iſt, und die nach ihm von Naçr-ullâh bin Muhammad um 1144 (A. H. 538—539), von Huſain al-Wâ'iz al-Kâſchifî (geſtorben 1504, A. H. 910) in ſeinen berühmten Anwâr-i-Suhailî oder Lichtern des Canopus, und zuletzt von Abulfazl bin Mubârak, dem großen Miniſter Akbars und Bruder des Dichters Faizî im 'Ijâr-i-Dânîſch 1588 (A. H. 996) perſiſch bearbeitet worden ſind; und die 32 Thronerzählungen, Singhâſan Battîſî, die ebenfalls unter Akbar von 'Abdulqâdir Badâ'unî zum erſten Mal in die Sprache Irâns übertragen wurden. Akbars erleuchtetem Geiſt verdankt überhaupt der perſiſch redende Orient die Kenntniß ſo mancher Meiſterwerke der Sanskrit-Literatur; die großen Nationalepen der Inder, das Mahâbhârata und Râmâjana, das Baghawad-Gîtâ, das Joga-Vâſiſchtha und andere wurden auf ſeinen Befehl und unter Leitung Abulfazls, Faizîs und Badâ'unîs ins Perſiſche überſetzt, und dieſen folgten ſpäter die Purânas und Upaniſchads nach, um die ſich beſonders der unglückliche Prinz Dârâ Schikûh, der von ſeinem bigotten Bruder, Kaiſer Aurangzib, 1659 (A. H. 1069) getödtet wurde, verdient gemacht hat.

(194) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Das

Sterilisiren und Pasteurisiren der Kindernahrung.

Von

Dr. Livius Fürst,

San.-Rath, Dozent der Paediatrik und Gynaekologie an der Universität Leipzig.

Mit 9 Abbildungen.

Hamburg.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

1888.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Zu Tausenden zählen die Keime und Sporen der mikroskopisch kleinen Pilze, welche wir alltäglich mit Speise und Trank, ja mit jedem Athemzuge in uns aufnehmen, welche an allem haften, was wir als Speisegeräth benutzen, und welche selbst an den saubersten Fingern nicht fehlen, wenn diese nicht durch besondere Mittel, wie Karbol, Sublimat, oder Kreolin sterilisirt sind. Die nach gewöhnlichen Begriffen gründlich gesäuberte Fingerspitze, das anscheinend tadellos reine Messer ergeben, nur auf Augenblicke in einen sterilisirten Nährboden getaucht, doch nach einigen Tagen Kolonien von Spaltpilzen, und zwar nicht nur unschuldigen, sondern oft krankheiterregenden Charakters.

Selbst im destillirten Wasser entwickeln sie sich; mit jedem Luftstäubchen fallen die überall verbreiteten Keime in verwirrender Menge und Verschiedenheit auf selbst frisch zubereitete, soeben erst durch Kochen keimfrei gemachte Nahrungsmittel, wenn diese nur für kurze Zeit der Luft ausgesetzt waren. Rasch vermehren sie sich, wenn sie einen günstigen Nährboden finden und wenn alle Bedingungen außerhalb oder innerhalb des ihnen als Brutofen dienenden menschlichen Körpers, zumal Feuchtigkeit und Wärme, der Entwickelung günstig sind.

Würden all diese zahllosen Keime die für ihre rapide Vermehrung nothwendigen Nährbedingungen in unserem Innern finden, würde überhaupt nur der größere Theil derselben aus Krankheitserregern bestehen, wir würden ein Opfer dieser Parasiten

werden. Schon der Umstand, daß wir trotz dieser täglichen Einwanderung zahlloser Pilzkeime uns für gewöhnlich einer ungestörten Gesundheit erfreuen, beweist, daß unser Organismus sie in der Regel rechtzeitig wieder ausscheidet, daß sie zum Theil im Magen und Darm ihre weitere Entwickelungsfähigkeit verlieren und auch aus den Athmungsorganen wieder ausgeworfen werden. Nur wo die letzteren sowie die Verdauungswege krank sind und den Eindringlingen einen günstigen Nährboden oder Eingangspforten in die Lymph- und Blutbahnen bieten, pflegen sie uns gefährlich zu werden.

Mit „heiligem Schauer" betreten wir das „bakteriologische Laboratorium", jene Werkstätte, in der Scharfsinn und Kunstfertigkeit die Natur kleinster Lebewesen studiren lernte, und über deren Pforte Dante's Inschrift des Höllenthores mit einer passenden Variation lauten könnte: „Laßt alles, was Infektion heißt, draußen, ihr, die ihr eintretet." Hier im Allerheiligsten der modernen Pathologie, dem eigentlichen Tempel des Mikrokosmus, wo der Mensch nur in tadelloser Reinheit — ähnlich dem betenden Juder oder dem Oberpriester im Salomonischen Tempel — wirkt, kann er den kleinsten Organismen nachspüren.

Es hat langer Zeit bedurft, um diese mannigfachen Formen mikroskopischer Pilze aus dem bunten Gemisch in sogenannten Reinkulturen zu züchten, ihre Gestalt genau darzustellen und ihre Lebensbedingungen kennen zu lernen. Mit peinlichster, auch das Kleinste nicht übersehender Sorgfalt mußte man den Untersuchungsraum keimfrei machen. Es durfte kein Staub in demselben vorhanden sein und sich aufwirbeln lassen. Hände, Instrumente, Gefäße waren streng zu desinfiziren, sei es mit chemischen Mitteln, oder, wo es anging, durch Ausglühen in trockener Hitze. Dieses „Sterilisiren", d. h. das Vertilgen aller etwa schon vorhandenen Keime, die — wie das Unkraut im Getreide — die Reinheit des Ergebnisses trüben konnten, mußte

mit peinlichſter Sorgfalt, Sauberkeit und Genauigkeit ſich auf alles erſtrecken, was irgendwie mit denjenigen Nährſubſtanzen in Berührung kam, die zur Entwickelung und zum Studium der Keime dienen ſollten. — Stundenlange Einwirkung im Trockenſchranke bei einer Temperatur von 150° C. und darüber, Ertödtung organiſcher Weſen in ihrer weiteren Entwickelungsfähigkeit durch anhaltendes Kochen unter Waſſerdampfſtrömung von 100° C. waren nöthig, um ſelbſt ſehr widerſtandsfähige Sporen ſo abzutödten, daß man von wirklich keimfreien Flüſſigkeiten und Objekten ſprechen konnte. Da jedoch manche als Nährboden benutzte Subſtanzen ſo hohe Temperaturen nicht ohne Gerinnung ertrugen, mußte man durch wiederholtes zeitweiſe unterbrochenes nur einſtündiges Steriliſiren bei weniger hoher Temperatur dieſen Uebelſtand erſt zu beſeitigen lernen, mußte die Filtrirung und andere Kunſtgriffe zu Hülfe nehmen. Ferner bedurfte es weiter und eingehender Verſuche, um für die Züchtung verſchiedener Pilze geeignete, aber ſtets keimfreie Subſtanzen, wie Nährgelatine (Fleiſchwaſſer, Pepton u. ſ. w.), Aufgüſſe (von Heu, Weizen und dergl.), Agar-Agar (Gallerte einer ſüdoſtaſiatiſchen Algenart), in denen künſtlich hineingebrachte Keime ſich züchten und iſoliren ließen, zu beſchaffen.

Für jede Pilzart mußte erſt der Stoff gefunden werden, der ihr die geeignete Nahrung bot, der die rechte Dichtigkeit hatte und ſo reagirte, wie der zu züchtende Pilz es brauchte. Feſte Nährkörper, wie Kartoffeln u. dgl., Normallöſungen, wie ſie Paſteur, Cohn, Nägeli angegeben haben, ſogenannte feſte (eigentlich erſtarrende) Nährböden, die wir hauptſächlich Koch verdanken, haben den Forſchern erſt das Ackerland bereitet und ſie in den Stand geſetzt, das Feld für die Kultur jener Mikroparaſiten zu beſtellen. — Und bei ſolchen Manipulationen durfte keinen Moment unterlaſſen werden, die Luft durch Wattenbäuſche oder Glasglocken oder Zuſchmelzen von Glasröhren

abzuſchließen, alles, ſelbſt die feinſte Platinnadel, erſt vor dem Gebrauch auszuglühen.

Wandern wir aus dem Laboratorium in den Operationsſaal. Auch hier iſt „Steriliſiren" die Parole; denn es gilt, überall jene Pilzkeime zu vernichten, welche dem Kranken durch Infizirung der Operationswunde irgendwie gefährlich werden könnten. Sublimat- oder Karbollöſung, grüne Seife und Schwefeldämpfe vollenden, was Waſſer und Bürſte begonnen haben, und wenn der Augenblick einer größeren Operation gekommen, iſt möglichſt alles vertilgt, was an keimfähigen Pilzen und Sporen in dem Raume vorhanden war. Wände, Decke und Fußboden, Möbeln, Inſtrumente und Geräthſchaften ſind rein. Operateur, Aſſiſtenten und Wärterinnen haben ſich durch Baden, Waſchen, Abbürſten, durch völlig reine Wäſche und Kleidung aſeptiſch gemacht. Mit größter Sorgfalt wird vorher die Vermeidung des Verkehrs mit anſteckenden Krankheitsfällen, das Verhüten der Beſchäftigung mit anatomiſchen Arbeiten zur Gewiſſenspflicht gemacht. Jeder weiß, welche ſchweren Folgen die Einſchleppung eines jener unſichtbaren kleinſten Organismen für die zu operirende Perſon hat, und daß ein Anweſender, der jene Vorſichtsmaßregel unterlaſſen hat, das ganze Operationsreſultat durch ſeine Gegenwart vernichten kann. — Selbſt aber, wenn man (wie manche Operateure) das Weſen dieſer Steriliſirung des Operationsraumes nur in der ſkrupulöſeſten Reinlichkeit, nicht in den keimtödtenden Flüſſigkeiten oder Gaſen ſucht, wird man finden, daß eine Summe von Arbeit und Aufmerkſamkeit dazu gehört.

Wir ſteriliſiren manches Nahrungsmittel. So z. B. iſt das Ertödten der Trichinen im Muskelfleiſch des Schweines durch gründliches Kochen nichts anderes, als eine Form der Steriliſirung, die uns in dieſer Geſtalt ſchon ganz geläufig iſt.

Unter obigen Umſtänden von einem völligen „Steriliſiren"

der Kindernahrung, insbesondere der Milch zu sprechen, ist ein Verlangen, dem, so berechtigt es sein mag, in den Verhältnissen des täglichen Lebens doch große Schwierigkeiten entstehen.

Eine Kinderstube mit ihren zahllosen Pilzkeimen ist so wenig mit den keimfrei gehaltenen Räumen eines bakteriologischen Laboratoriums oder eines Operationszimmers zu vergleichen, die Luft, die das Kind athmet, die Flaschen, aus denen es trinkt, sind, selbst bei anscheinend guter Reinigung, so überreich an Keimen, die Milch enthält deren so viele, daß der Ausdruck „Sterilisirung" hier kaum Berechtigung hat. Und doch ist Sterilisirung der Milch das Schlagwort und die Anforderung unserer Zeit. Wir wissen jetzt, daß mit der Zahl der in die Milch aufgenommenen Keime einestheils diese selbst leichter verändert wird, anderntheils die Bakterienzahl im Darminhalte und die Neigung zu Darmkatarrhen wächst. Da letztere größtentheils auf Gährungs- und Zersetzungsvorgängen beruhen und diese wieder in der raschen Vermehrung bestimmter Pilzformen begründet sind, so liegt es auf der Hand, daß das Kind, dessen Darm am wenigsten zur Kultur von Pilzkolonien dient, die ungestörteste Verdauung haben wird. Das Kind, dem eine möglichst keimfreie Milch gereicht wird, hat die günstigsten Aussichten, von Darmkatarrhen verschont, somit gesund und am Leben zu bleiben.

Es ist deshalb höchst natürlich und logisch, das Ziel scharf und unverwandt im Auge zu behalten, daß dem Kinde eine thunlichst keimfreie Milch gereicht und in seinem Innern die Entwickelung von Pilzkolonien möglichst verhütet, aber auch der erkrankte Darm möglichst bald von etwaigen schädlichen Bakterien und Kokken befreit werde. Mit andern Worten: Wer ein Kind entwöhnen oder überhaupt künstlich, d. h. ohne Mutterbrust, aufziehen muß, wird dies mit dem vortheilhaftesten und billigsten Nährmittel, der Kuhmilch, am besten erreichen, muß aber dafür

ſorgen, daß dieſe annähernd keimfrei iſt, daß etwaige Keime vor der Darreichung abgetödtet werden und daß ihr jeder Anlaß zu neuer Entwickelung von Pilzkeimen durch Sauberkeit, durch Schutz des Kindes vor zu hoher Sommerhitze, durch raſche Beſeitigung von Darmkatarrhen genommen wird.

Um feſtzuſtellen, ob wir dieſe Bedingungen bei der Ernährung des Kindes überhaupt erfüllen können, müſſen wir uns zunächſt fragen, ob der Darm eines Kindes, das noch nicht an

Fig. 1.
Spaltpilze im Darm des geſunden Säuglings.

der Mutterbruſt getrunken, jedenfalls aber noch keine Kuhmilch erhalten hat, überhaupt frei von Pilzen iſt. Und leider müſſen wir dieſe Frage verneinen. Eſcherich hat nachgewieſen, daß nur wenige Stunden nach der Geburt der Darminhalt noch ſteril iſt, daß aber ſchon nach 7 Stunden durch Schlucken und Saugen Pilzkeime in den Magen und Darm gelangen. Dieſe erſten Anſiedler bilden ein buntes Gemiſch von Hefearten oder Kokken. Hat das Kind Muttermilch getrunken, ſo treten bereits

zwei Bakterien-Arten auf, das Bacterium coli commune (ſchlanke, leicht gekrümmte Kurzſtäbchen), welches die Milch langſam unter Säurebildung zur Gerinnung bringt, und Bacterium lactis aërogenes (kurze, meiſt eingeſchnürte Stäbchen), welches ſich aus dem gährungsfähigen Milchzucker entwickelt und durch Bildung von Kohlenſäure auszeichnet. Beide können, indem ſie aus Kohlehydraten Sauerſtoff abſpalten, ohne Luft exiſtiren; ſie finden demnach im Darm des Kindes, der in ſeiner feuchten Wärme einen natürlichen Kultur-Apparat darſtellt, ihre genügende Ernährung und alle Exiſtenzbedingungen. Sämmtliche Pilze können, wenn auch viele durch die im Magen bei der Verdauung entſtehende Salzſäure zu Grunde gehen, den Magen paſſiren. Viele werden trotz der Milchſäuregährung, einer nothwendigen Folge der kohlehydrathaltigen Nahrung, in den Darm gelangen. Wir ſehen, ſelbſt das Kind an der Mutterbruſt iſt ſchon nicht mehr bakterienfrei, um ſo weniger das mit Kuhmilch genährte Kind.

Uffelmann zeigte, daß der normale Darminhalt des geſunden Säuglings von Spaltpilzen wimmelt (Fig. 1), ohne daß man ein Recht hat, dieſe als Krankheitserreger anzuſehen. Es iſt aber auch hier dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen und daß die meiſten dieſer Bakterien entweder von Haus aus unſchädlich ſind oder ſich ſelbſt gegenſeitig der Nahrung berauben oder ſchließlich durch die Darmſekrete ſelbſt unſchädlich gemacht werden. Aehnlich liegt bekanntlich der Fall, nach Nothnagel, bei geſunden Erwachſenen (Fig. 2), in deren Darminhalt regelmäßig zahlloſe Mengen von kugeligen und ſtäbchenförmigen Spaltpilzen ſowie von Hefepilzen vorkommen, ohne die Bedeutung bedenklicher Schmarotzer zu haben.

Ebenſowenig wie der Darm iſt die friſchgemolkene Kuhmilch ſelbſt frei von Pilzen. Innerhalb des Euters iſt ſie keimfrei, aber ſobald ſie dem Euter entſtrömt, der Luft, den Stallgeräth-

ſchaften, den Milchgeſchirren, den Händen der Melkenden, den Exkrementen der Kühe u. ſ. w. ausgeſetzt iſt, imprägnirt ſie ſich mit Keimen. Dieſe Verunreinigungen bewirken, daß ſie reich an Pilzen und Sporen iſt, wenn ſie der Familie ins Haus gebracht wird. Selbſt ſkrupulöſe Trockenfütterung, anſcheinend ſauberes Melken und reine Gefäße, ſowie das von Falger vor-

Fig. 2.
Spaltpilze im Darm des geſunden Erwachſenen.

geſchlagene direkte Einmelken in kleine, ſofort verſchließbare Flaſchen oder in einen von ihm beſonders angegebenen Apparat, welcher keinen Luftzutritt geſtattet, können nicht einen völligen Schutz gegen dieſe Eindringlinge gewähren. Ein ſicherer Abſchluß gegen Pilze läßt ſich kaum erreichen. Nur das Weiterentwickeln der Keime läßt ſich durch Abkochen, welches die Milch am beſten ſteriliſirt und die Keime vernichtet, erreichen. Aber

auch dies hält, wie erſt jüngſt R. Schaeffer* nachwies, nur 6 Stunden vor. Nach dieſer Zeit fanden ſich ſchon wieder in der oberſten Schicht der Milch, wenn dieſelbe in üblicher Weiſe reinlich aufbewahrt wurde, 4200 Keime auf 1 Kubikcentimeter. Aus dieſem Grunde kocht man in dem Städtiſchen Krankenhaus Moabit (Berlin), wo der Genannte als Arzt fungirt, die Milch viermal in 24 Stunden ab. Sie iſt alsdann für den praktiſchen Gebrauch genügend ſteriliſirt. — Ein unerwartetes Ergebniß lieferte die bakteriologiſche Unterſuchung der vielgenannten Voltmer'ſchen Muttermilch. Dieſe iſt eine auf 100° C. erhitzte, mit Waſſer, Schlagſahne, Zucker, kohlenſaurem Kali, Pankreasferment und Phosphorſäure verſetzte Kuhmilch, welche dadurch der Frauenmilch ähnlich und verdaulich — peptoniſirt — wird. — Man verſendet ſie eingedickt in kleinen wurſtförmigen Pergament-Papierhüllen, als „Patronen", deren jede einer Portion entſpricht. Bei dieſer hat Schaeffer nach vorſchriftsmäßiger Verdünnung (ſogar mit keimfreiem Waſſer und in ſteriliſirten Gefäßen) durch Platten-Gelatine-Kulturen noch durchſchnittlich über 120000 Keime in 1 Kubikcentimeter nachweiſen können. — Daraus geht ſchon hervor, daß ſowohl dieſe Milchkonſerve, als auch alle anderen mehr oder weniger als Nährboden für Pilzkeime anzuſehen und nicht imſtande ſind, mit der friſchen Milch in Bezug auf Reinheit zu konkurriren. Selbſt das wiederholte Erhitzen der Voltmer'ſchen Milch über 100° C. konnte nicht hindern, daß beim Verſand wieder Keime in ſie gelangten und ſich in ihr entwickelten.

Kuhmilch iſt und bleibt das — bis jetzt — auch in Bezug auf Mikro-Organismen günſtigſte Nahrungsmittel, und es kann ſich nur darum handeln, dies korrekt zu behandeln.

Bei der mittleren Zimmertemperatur von 17,5° C. gerinnt

* Eulenburgs Vierteljahrsſchr. f. ger. Med. N. F., Bd. 46, Heft 1, S. 124 ff. 1887.

wie Soxlet nachwies, frische Milch von guter Haltbarkeit freiwillig in ca. 60 Stunden. Rohe Milch hat die Neigung zu „säuern“. Gährungswidrige, konservirende Zusätze, wie Salicylsäure oder Borsäure hindern dies nicht. Durch das Kochen werden zunächst die in Milch enthaltenen Gase (Kohlensäure, Stickstoff und Sauerstoff ausgetrieben und schon dadurch wird die Milchsäurebildung erschwert. „Ich verbiete unter allen Umständen kleinen Kindern den Genuß roher Milch“ Diesen Grundsatz hebt Jacobi* ausdrücklich hervor und wohl alle Aerzte stimmen ihm gegenwärtig darin bei, daß die Sicherheit und Verdaulichkeit der Milch dadurch bedeutend gewinnen, ja daß auch die hier und da beobachtete Verbreitung von ansteckenden Krankheiten (Typhus, Scharlach ꝛc.) durch die Milch, resp. durch das zu ihrer Verdünnung benutzte Wasser, durch Kochen verhütet wird. Gekochte Milch ist um ca. 60 % länger haltbar, gleichviel wie lange sie kochte. Der fettreiche Rahm ist an Zersetzungs- und Gährungskeimen noch reicher als die Milch. Schon darum ist es rationell, den gesammten Inhalt des Euters einer, oder besser mehrerer Kühe zu mengen, da, wie Franz Hofmann (Leipzig) beobachtet hat, das erste Achtel des Gemelks 6 %, das letzte Achtel 10 % Fett enthielt, die durch gesonderte Abschnitte gemolkene, nicht gemischte Kuhmilch also sehr verschiedene Zersetzbarkeit hat. Das gehörige Abkochen ist, wie man weiß, eine unumgänglich nothwendige Maßregel, die schon wegen Uebertragbarkeit der Perlsucht und Tuberkulose bei manchen nicht absolut gesunden Kuh-Rassen** schwerlich entbehrt werden kann. Jeder einfache, aber nur zu Milch verwendete, unbedingt saubere Kochtopf genügt dazu bekanntlich, und die besonderen Milchkocher, die man angegeben

* Gerhardts Handbuch der Kinderkrankheiten Bd. 1.

** Uebrigens ist selbst bei den gesundesten Kühen, Schwyzer (Rigi-) Rasse, mit bekanntlich tadelloser Milch, ein während des Melkens geschehendes Eindringen von Verunreinigungen nicht ausgeschlossen.

hat (Fig. 3 und 4), haben mehr den Zweck, das Ueberlaufen durch einfache praktische Vorrichtungen zu verhindern. Ein von Bertling angegebener Apparat, in welchem die Milch fünfzehn bis zwanzig Minuten, ohne anzubrennen, gekocht wird, um dann luftdicht verschlossen zu werden, soll nach Weber 24 Stunden lang die gewöhnliche Milchgährung aufhalten. In möglichst vollkommenem Grade wird dies „Sterilisiren" der Milch die Zerstörung der Gährungserreger, welche die Ursachen der Milchzersetzer sind, durch den von Prof. Dr. F. Soxhlet (München) angegebenen Apparat (Fig. 5 und 6) bewirkt,* einen

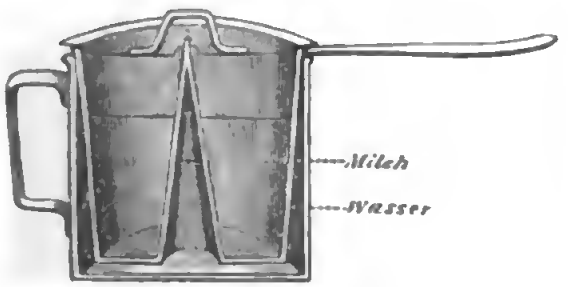

Fig. 3.
Verbesserter Milchkocher.

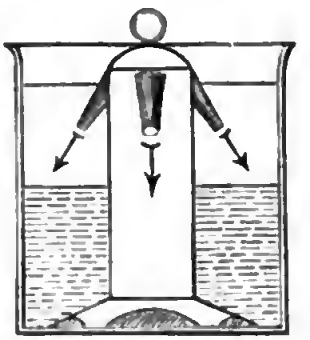

Fig. 4.
Soltmann'scher Milchkochapparat.

Blechkocher mit Einsatz. — Die in einzelnen Fläschchen von 150 Kubikcentimeter Inhalt umgefüllte, dem Alter des Kindes entsprechend verdünnte Milch wird 35—40 Minuten lang in Siedehitze behandelt. Da der Inhalt dieser mit Gummistopfen versehenen Portionsflaschen, aus denen das Kind direkt trinkt, bis zum Gebrauche nicht mehr mit Luft in Berührung kommt, bleibt die kalt aufbewahrte und erst vor dem Gebrauche wieder trinkwarm gemachte Milch sterilisirt. Sie könnte in Folge der Abschwächung der Gährungserreger tagelang unzersetzt bleiben;

* „Ueber Kindermilch und Kinderernährung" in der Münchener Med. Wochenschr. Nr. 15 u. 16, 1886.

jedenfalls bleibt ſie es aber für die übliche Zeitdauer von 24 Stunden.

Dr. F. A. Schmidt (Bonn) giebt folgende Gebrauchsanweiſung zum Soxlet'ſchen Milch-Kochapparat:*

Die tägliche Milchmenge wird je nach dem Alter des Kindes in entſprechender Weiſe durch dünnen Gerſtenſchleim mit etwas Zucker verdünnt, und dann in die 10 Flaſchen des Apparates vertheilt ſo daß für ein- bis ſechsmonatliche Kinder etwa 150 Gramm, für ältere bis zu 200 Gramm auf jede Flaſche kommen. Die Flaſchen werden ſodann mit dem durchbohrten Gummipfropfen in dem Flaſchenhalter in den ein Drittel mit Waſſer gefüllten Kochtopf geſtellt, der Deckel aufgelegt und das Ganze aufs Feuer geſetzt. Sobald das Waſſer im Topfe etwa 20 Minuten gekocht hat, hebt man den Deckel auf, um, da

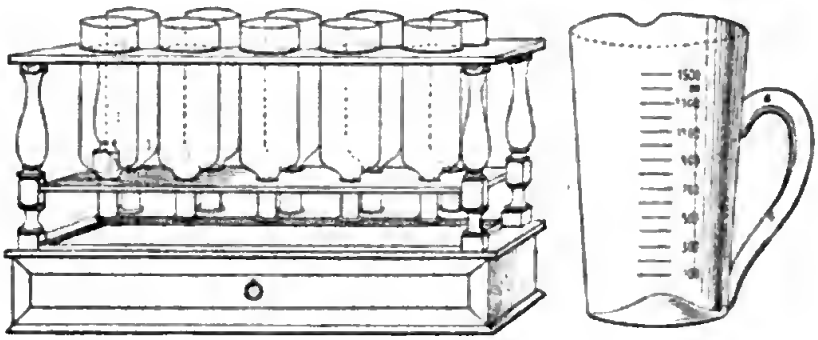

Fig. 5.
Soxlet'ſcher Milchkochapparat.

nunmehr die Luft aus den Milchflaſchen entwichen iſt, die Flaſchen dicht zu ſchließen. Dies geſchieht dadurch, daß man die Glasſtäbchen ſchnell in das kochende Waſſer taucht und tief in die Bohrung der Gummipfropfen eindrückt. Nachdem ſo alle Flaſchen ſicher verſchloſſen, ſetzt man den Deckel wieder auf und läßt nunmehr das Ganze 20 Minuten lang kochen. Damit iſt die Milch für den ganzen Tag zubereitet.

Die Flaſchen werden an einen kühlen Ort geſtellt. Beim Gebrauch wird eine Flaſche zunächſt in den beigegebenen Topf mit lauwarmem Waſſer (40°) 10 Minuten lang eingeſtellt, um die Milch aufzuwärmen, und dann erſt der Verſchluß herausgezogen, um das ſorgfältig, namentlich auf der Innenſeite mit einem Bürſtchen gereinigte Saughütchen ſchnell aufzuſetzen. Der Reſt, den der Säugling übrig läßt, iſt wegzugießen.

* Zu beziehen von Ollendorf-Wilden in Bonn, Gebr. Stiefenhofer in München, Metzeler u. Co. ebendaſelbſt u. vielen Anderen.

oder in der Wirthschaft zu verwenden, darf also, so beträchtlich er auch unter Umständen einmal sein mag, *nicht* wieder dem Kinde gegeben werden, es muß eben *jedesmal* eine *neue* Flasche frisch geöffnet werden, wenn das Kind trinken soll.

Nachdem das Kind seine Flasche geleert, wird diese *sofort* — nicht erst nachdem Milchreste an den Wänden eingetrocknet sind — ausgespült und mit der Flaschenbürste gereinigt, und umgekehrt in das Flaschengestell, welches ebenfalls bei dem genannten Fabrikanten zu haben ist, gestellt. Auch ist das Saughütchen, sowie der Gummipfropf gründlich zu reinigen, wozu praktische Bürsten den Apparaten beigegeben sind. Es muß noch

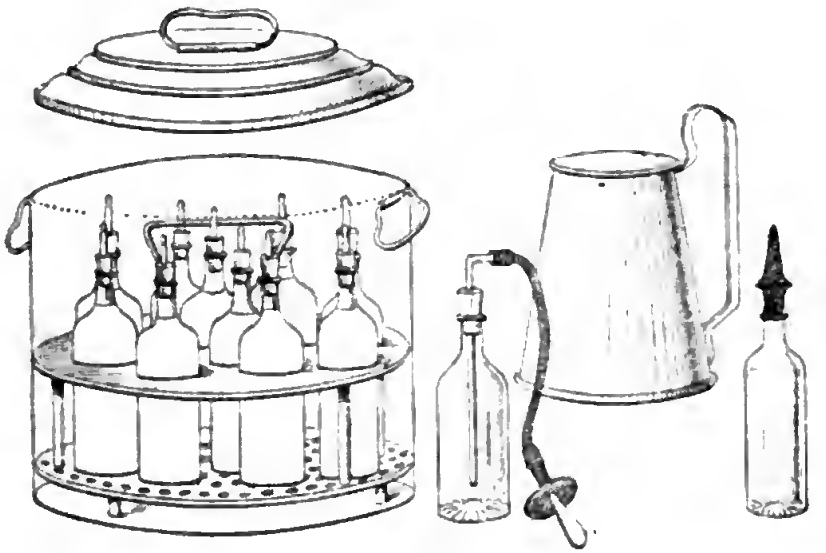

Fig. 6.
Soxlet'scher Milchkochapparat.

darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch nach dem *Trinken* die Mundhöhle des Kindes jedesmal mit Wasser auszuwaschen ist. — Gummihütchen und Pfropfen, welche weich oder brüchig geworden sind, müssen durch neue ersetzt werden.

Welcher Methode des Abkochens man aber auch sich zuneigen mag, immer bleibt das Erhitzen die beste und einfachste Konservirungs- und Sterilisirungs-Methode; ihr am nächsten kommt die Behandlung durch heiße Dämpfe nach *Klebs*,* an die sich das Konservirungsverfahren *Nägelis* schließt. Im

* Prager Med. Wochenschr. 1879, 22.

Gegensatz dazu steht die von Swartz* vorgeschlagene Abkühlung der frischgemolkenen Milch durch Eis bis zu zwei bis vier ° R. in Zinngefäßen. Dies und die chemischen Konservirungsmittel, speziell die Borsäure (Gahn), benzoësaure Magnesia (Klebs) und die Salicylsäure (Kolbe) können zwar die Milch erhalten, aber sie nicht pilzfrei machen.

Wir sehen also, daß nur eine saubere, sterilisirende Behandlung der Milch es ermöglicht, das Kind von Darmkatarrhen frei zu halten. Erkrankt es dennoch, so wird es wiederum unsere erste Aufgabe sein, den Darminhalt rasch und möglichst von Pilzkeimen zu befreien und zu sterilisiren, denn wir wissen jetzt, daß es in erster Linie die auf einer ungewöhnlichen Pilzvermehrung beruhenden Gährungs- und Zersetzungsvorgänge der Milch sind, welche zu einer Reizung des Darmes führen, und daß die künstlich genährten Kinder gerade in der heißen Jahreszeit so massenhaft solchen Diarrhöen zum Opfer fallen.

Die Milch neigt schon unter gewöhnlichen Verhältnissen zu baldigen Veränderungen im Magen und Darmkanal. — Neuere Untersuchungen von Ewald und Boas haben uns darüber aufgeklärt, daß schon nach 10 Minuten die Bildung der Milchsäure beginnt und daß diese in 30—40 Minuten, nachdem sie ihren Höhepunkt erreicht hat, bei normaler Verdauung durch Salzsäure verdrängt wird, die erst nach 2—3 Stunden ihre Höhe erreicht. Wir wissen ferner, daß bei Verdauungsstörungen sich die Salzsäure nur mangelhaft entwickelt, dafür aber die Bildung von Milchsäure sich sehr in die Länge zieht. Hieran schließt sich aber eine Gährung des Mageninhaltes, und diese wird durch Sporpilze, zum Theil wahrscheinlich außer der Hefe durch das Bakterium der Milchsäuregährung (ferment lactique,

* Deutsche Vierteljahrsschr. f. öffentl. Gesundheitspflege 1880, III.

Pasteur, Fig. 7) vermittelt. Es ſind dies kurze, in der Mitte eingeſchnürte Zellen, die ſich in Gruppen oder Fäden anordnen und von denen man annehmen darf, daß ſie, indem ſie die Umwandlung des Milchzuckers in Milchſäure vermitteln, die Urſache der Gährung, Säuerung und Gerinnung der Milch bilden.

Man hat deshalb bei den Darmkatarrhen kleinſter Kinder die raſche Entfernung ſolchen in Gährung begriffenen Darminhaltes, Erſetzung der Milch durch andere nicht gährende Nahrungsmittel und die Darreichung ſolcher Medikamente, welche wir als antifermentative (gährungswidrige) oder antimykotiſche (pilztödtende) kennen, wie Kreoſot, Reſorcin u. ſ. w., als das richtige Verfahren erkannt. Statt der völligen Entziehung der Milch hat man ſchon die Verſetzung derſelben mit dem aus Hafergrütze bereiteten Haferſchleim für genügend erachtet, und die antimykotiſche Wirkung des Alkohol hat man benutzt, indem man Reiswaſſer (etwa ſtündlich einen Kinder-Eßlöffel von gut ausgekochtem Reis) mit einigen Tropfen Cognac und etwas Zucker reichte. Hielt man bei dieſem Verfahren das Kind geſchützt vor den Einwirkungen der Sonnenhitze, gab man zwiſchendurch Nahrungsmittel, welche den beſonders bei der Kinder-Cholera erſchreckend raſchen Kräfteverfall ſolcher Kinder hindern, ſo hatte man ſehr oft ein befriedigendes Reſultat. — Gerade die Kinder-Cholera iſt es aber, bei der, wie nicht mehr zweifelhaft iſt, ſpecifiſche Bacillen eine Hauptrolle ſpielen — Grund genug, um auch hier an ein möglichſtes Steriliſiren des Darms zu denken. Dieſer iſt freilich keine Retorte und die zur Desinfektion nöthigen konzentrirten Mittel würden dem Körper gefährlich werden. Man muß daher mit allen antiſeptiſchen Mitteln eine beſtimmte und — wenn man das zu ſteriliſirende Gebiet betrachtet — ſehr beſcheidene Grenze einhalten.

Fig. 7. Milchferment.

Das Beſte bleibt daher immer noch gute Beſchaffenheit und möglichſt lange Haltbarkeit der Nahrung gegenüber den pilzförmigen Organismen.

Speciell gilt dies von einem Volksnahrungsmittel, welches, wenn ſeine Gährungsfähigkeit herabgeſetzt und abgeſchwächt wird, ſehr viel Nutzen, zumal bei verdauungskranken Kindern und älteren Individuen, ſtiften kann, dem Rothwein.

Seit Paſteur die Urſachen der Erkrankungen des Weins — ebenſowie des Eſſigs und Bieres — erforſchte und in ſeinem bekannten epochemachenden Werke veröffentlichte, ſind mehr als zwanzig Jahre verfloſſen. Paſteur kam — wie Jeder weiß — zu dem Ergebniſſe, daß die Abſchwächung der Hefepilze eine für die Pflege und Erhaltung eines guten Weins und für deſſen wahrhaft geſundheitsgemäße Verwendung ſehr weſentliche Bedingung ſei und ſich durch beſtimmte Temperaturgrade erzielen laſſe. Die bereits vorher von Scheele und Appert auf dem Wege des praktiſchen Verſuches gefundene Thatſache hat er durch chemiſche und bakteriologiſche Arbeiten wiſſenſchaftlich feſtgeſtellt. Wir verdanken ihm die Kenntniß von der Konſervirbarkeit des Weins durch Erwärmung

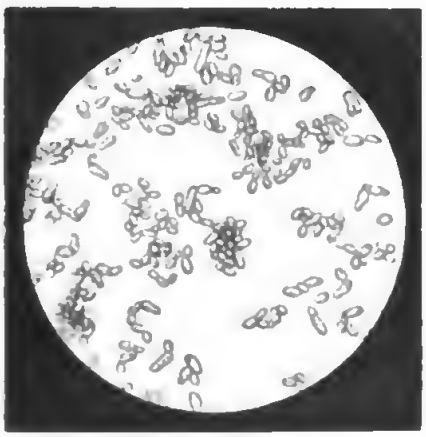

Fig. 8.
Weinhefe (nach Paſteur).

Es handelt ſich — wie allbekannt — bei der Kultur des Weins um einen ihm eigenthümlichen Sproß- und Hefepilz (Saccharomyces Vini, Fig. 8), welche jene eigenthümliche Zerſetzung hervorruft, die man als „Gährung" zu bezeichnen pflegt. Dieſe kleinen Hefezellen, welche ſchon normaler Weiſe im Wein die Möglichkeit ihres Wachsthums finden, erfahren bei der Gährung eine rapide Steigerung

desſelben. Die Zuckergährung ſchafft ihnen den nöthigen Sauerſtoff. Die überall, alſo auch im Wein, nicht fehlenden Spaltpilze werden durch die Gährung in ihrer Vermehrung aufgehalten; die dem Weine nachtheiligen Sproßpilze (Heſepilze) jedoch wuchern, ſo lange ſie Nährſtoffe finden, bei gewöhnlicher Temperatur üppig. Daß ſie bei höheren Temperaturen in ihrer Entwickelungsfähigkeit gehemmt, gewiſſermaßen abgetödtet werden, dies gezeigt zu haben, war eben Paſteurs Verdienſt.

Dies Paſteuriſiren, durch welches die ſelbſt im beſtgepflegten, flaſchenreifen Wein noch vorhandenen Pilze unſchädlich gemacht werden, iſt alſo auch eine Art Steriliſation. Es beruht auf denſelben Prinzipien, wie das Konſerviren von Früchten, Gemüſen und Fleiſchwaaren in hermetiſch verſchloſſenen Büchſen nach vorheriger, alle Zerſetzungskeime vernichtender Behandluug in hoher Temperatur. Wie man ſich ſchon ſagen kann, muß paſteuriſirter Rothwein als Getränk für jedes Lebensalter bei Epidemien in heißer Jahreszeit und tropiſchen Klimaten dem nicht paſteuriſirten Rothwein ebenſo vorzuziehen ſein, wie ſteriliſirte Milch der unabgekochten für Kinder.

Neuerdings iſt das Paſteuriſir-Verfahren von Heffter, dem Inhaber der Weingroßhandlung Hoffmann, Heffter & Co., in größerem Umfange praktiſch eingeführt worden und zwar durch eine auf Grund von Paſteurs Angaben vervollkommnete Methode. Die von Heffter dem Paſteuriſiren unterzogenen Weine ſind wohlgepflegt, mindeſtens 4 Jahre „geſchult“. Dieſe „Schulung“ beſteht darin, daß der Moſt, welcher nach der Leſe eine ſtürmiſche Gährung durchmacht, gegen Weihnachten den erſten „Abſtich“ erhält, d. h. von der Hefe abgelaſſen wird. Die hierbei erfolgende Berührung mit der atmoſphäriſchen Luft begünſtigt die Ausſcheidung von Eiweißſtoffen und die Bildung der Hefe-Niederſchläge. Nunmehr wird dies „Abſtechen“ des aus dem Moſt gewonnenen Jungweins im erſten Jahre vier-

mal, in den nächſten drei Jahren jährlich zweimal wiederholt. Erſt nach dieſer vierjährigen Pflege und Schulung iſt der Wein flaſchenreif. Aber trotz dieſer ſorgfältigen Behandlung kommen noch Zerſetzungen in der Flaſche vor, da in jedem noch ſo flaſchenreifen Wein genügend vermehrungsfähige Pilzkeime erhalten geblieben ſind. Dieſe nun werden in Heffters Paſteuriſir-Schrank (Fig. 9) möglichſt vernichtet, einer Vorrichtung, welche ſich unter der großen Anzahl der exiſtirenden Wein-Erwärmungsapparate (oenothermes) durch beſonders praktiſche Brauchbarkeit für größere Mengen Wein auszeichnet.

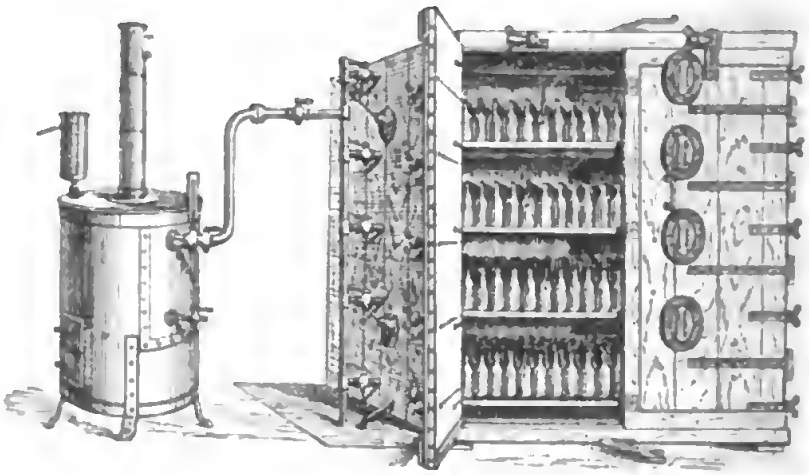

Fig. 9.
Paſteuriſir-Schrank.

Ein großer, hermetiſch verſchließbarer Schrank geſtattet in vier Fächern die Aufſtellung von etwa 400 Flaſchen Rothwein. Die Verkorkung iſt in ſinnreicher Weiſe derart eingerichtet, daß die Einwirkung der Wärme auf den Wein nicht gehindert und doch ein Zerſpringen der Flaſchen und ein ſpäterer Eintritt von Luft unmöglich gemacht iſt.

Sind die Thüren des Paſteuriſir-Schrankes geſchloſſen, ſo läßt ſich die Temperatur in den Flaſchen und der Luft jeder Etage durch Thermometer, die hinter Glasſcheiben ſichtbar bleiben,

kontroliren. Es wird nun aus einem Dampfkeſſel Dampf eingelaſſen und dieſer ſo regulirt, daß ſämmtliche Flaſchen gleichmäßig ein und derſelben erhöhten Temperatur ausgeſetzt bleiben. Daß dieſe Erwärmung nicht wie bei der Abkochung der Milch bis zum Siedepunkt erfolgen kann, iſt bei Wein, deſſen Wohlgeſchmack dadurch vollſtändig zerſtört werden würde, wohl ſelbſtverſtändlich.

Ein Steriliſiren im ſtrengſten Sinne, alſo ein Zerſtören der Spaltpilze, iſt unmöglich und nach Paſteur auch unnöthig, allein eine faſt völlige Vernichtung etwa noch vorhandener Hefepilze thatſächlich und, wie Hefftter gezeigt hat, auch praktiſch im Großen durchführbar.

Vergleichende Gelatine-Platten-Kulturen derſelben Sorten derart paſteuriſirten und nicht paſteuriſirten Weins, an denen ich im Privatlaboratorium des Herrn Dr. Hugo Plaut, dem ich bei dieſem Anlaſſe für ſein Entgegenkommen meinen beſten Dank ausſpreche, theilzunehmen Gelegenheit hatte, zeigten, daß ſich im nicht paſteuriſirten Wein nach einigen Tagen zahlreiche Hefekulturen entwickelt hatten, während ſolche im paſteuriſirten nur ganz vereinzelt entſtanden waren. Die Spaltpilzkeime waren, erklärlicherweiſe, in der Entwickelung von Kolonien nicht gehindert worden. Ebenſowenig die auf der Oberfläche entſtandenen Schimmelpilzraſen; allein die Hefe-Kultur war in dem paſteuriſirten Weine ſichtlich gehemmt. Dieſer Verſuch und der unverändert milde Geſchmack des Weins zeigte deutlich, daß die Paſteuriſirung bei flaſchenreifen Weinen edler Gattung ein Konſervirungsverfahren iſt, welches, zumal zur diätetiſchen Behandlung von mykotiſchen Darmkatarrhen der Kinder, aber auch für Erwachſene noch weit mehr Beachtung verdient. — In der von mir geleiteten Kinder-Poliklinik haben wir derartigen, uns zu Verſuchszwecken überlaſſenen Rothwein bei den Sommerdiarrhöen kleiner Kinder in Flaſchen zu 50 Gramm Inhalt den Müttern mitgegeben und als ein die

Darmthätigkeit beruhigendes, die übermäßigen Ausscheidungen verringerndes Mittel schätzen gelernt, welches zugleich dem so leicht drohenden Kräfteverfall vorbeugte.

Das Pasteurisiren sichert dem Rothwein seine Verwendung als Genuß- und Stärkungsmittel, besonders für solche Fälle, wo man fürchten müßte, durch Einverleibung eines an lebensfähigen Hefenzellen reichen Weins die Gährungsprozesse im Darme eher zu steigern, als zu verringern. Das naheliegende Erhitzen des Weins vor dem Genusse bis zur Siedetemperatur kann, obgleich es natürlich alle entwicklungsfähigen Keime abtödten würde, einen Ersatz für das Pasteurisiren nicht bieten, denn es würde gleichzeitig dem Weine die Eigenschaft eines angenehmen Genußmittels rauben.

Der Vorzug des pasteurisirten Rothweins vor dem nicht pasteurisirten tritt besonders dann in seiner ganzen praktischen Bedeutung vor uns, wenn wir — von dem Lebensalter des Konsumenten ganz abgesehen — das Auftreten etwaiger Epidemien und Endemien, namentlich bei gleichzeitiger hoher Luftwärme ins Auge fassen, vor allem der Cholera, typhöser Fieber, Dysenterieen u. s. w. Hier ist die Verhütung eines Magen- und Darmkatarrhes schon deshalb, wie man weiß, von größter Wichtigkeit, weil jedes derartige Leiden die Disposition zu ernsteren Krankheiten erhöht. Man wird diese Praxylaxi am besten durch vorsichtige regelmäßige Diät und durch Einnehmen solcher Getränke erreichen, welche schon an sich eine Reizung der Darmschleimhaut eher verhindern als begünstigen. Dahin aber gehören, neben schleimigen, nahrhaften Suppen, vor allem nach alter Erfahrung die Rothweine, die bei uns verhältnißmäßig viel zu wenig, gegenüber dem allzu massenhaft konsumirten Bier, in Gebrauch sind. Zur Vorbeugung von Darmleiden und von Infektion des Organismus auf dem Wege der Nahrungszufuhr ist ein Glas pasteurisirten guten Rothweins

einem ſolchen zweifelhaften Bieres zweifellos vorzuziehen, zum Theil wegen ſeiner leicht abſtringirenden und anregenden Wirkung, zum Theil aber wegen der nachweisbaren Thatſache, daß damit wenigſtens nicht noch von außen Gährungserreger aufgenommen werden, welche in kritiſchen Zeiten dem betr. Individuum verhängnißvoll werden können.

Ein weiterer nicht unwichtiger Vortheil dieſes Paſteuriſirens iſt der, daß ſolche Weine eine weit größere Haltbarkeit, auch in heißen Klimaten, erlangen. Proben, welche mehrere Jahre auf der See unterwegs waren und viermal den Aequator paſſirt hatten, waren noch ebenſo erhalten, wie bei der Abſendung.

Im Steriliſiren der Milch, im Paſteuriſiren des Weins dürfen wir nach alledem ſicher zwei ſchätzbare Hülfsmittel bei der Pflege des geſunden und kranken Kindes erblicken. Wie auf vielen Gebieten der heutigen Hygiene die Vernichtung oder Abſchwächung jener dem unbewaffneten Auge unſichtbaren, aber deſto gefährlicheren Krankheitserreger eine früher kaum geahnte Rolle ſpielt, ſo auch hier. Aber man muß ſich auch hüten, ins Extreme zu verfallen und einer Ueberängſtlichkeit Raum zu geben. Im gewöhnlichen Leben, deſſen thatſächliche Verhältniſſe himmelweit von der Bakterienfreiheit eines Laboratoriums oder Operationsſaales entfernt ſind, iſt eine wirkliche Steriliſation, wie geſagt, nicht denkbar und nicht durchzuführen. Peinliche Sauberkeit der Hände und der Trinkgeſchirre (Flaſchen und Gummihütchen), Abſchwächung der Schädlichkeiten aller Nahrungsmittel durch Erhitzen können aber, ſelbſt in armen Familien, durchgeſetzt werden. Sobald man dem Kinde alsdann keine künſtlichen Beruhigungsmittel (Gummihütchen) in den Mund ſteckt, welche nur Brutſtätten maſſenhafter Pilz-Kolonien, ſpeziell des Soor, werden, darf man annehmen, daß durch eine vernünftigere Nahrungshygiene der Prozentſatz ſolcher Kinder, welche Darmkrankheiten erliegen, nach und nach geringer wird.

Hier eröffnet ſich dem Arzte noch eine große und dankbare Aufgabe. Denn es iſt unglaublich, welche Unkenntniß und Nachläſſigkeit ſelbſt in ſogenannten beſſeren Kreiſen auf dem Gebiete der Ernährung kleinerer Kinder beſteht und wie gering noch das Verſtändniß für die durch kleinſte pathogene Organismen, die wir mit der Nahrung aufnehmen, verurſachten, oft unheilbaren Verdauungsleiden verbreitet iſt Nur die Belehrung in gemeinſchaftlicher Form kann den Sinn und das Intereſſe für ſolche wichtige Fragen der perſönlichen Hygiene wecken und wach erhalten und die Forſchungen unſerer ausgezeichnetſten Bakteriologen dem Volke ſo nutzbar machen, wie es ſeiner Zeit Liſter durch ſeine Anregungen auf dem Felde der Chirurgie in ſo glücklicher Weiſe gelang. Wenn nicht jede Mutter darüber ſich klar iſt, daß ſie ihrem Kinde durch Darreichung ſteriliſirter Milch Geſundheit und Leben erhalten kann, dann wird auch die Zeit kommen, wo die zarteren Kinder nicht mehr durch die Magen-Darmkatarrhe der Sommermonate dezimirt werden.

(218) Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)

Geſchichte

des

Grimmſchen Wörterbuchs.

Von

Auguſt Mühlhauſen.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei G.-A. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Jener Kraft, die ſtets gegen ihren Willen das Gute ſchaffen muß, haben wir die Entſtehung eines unſerer Nationalheiligthümer, des deutſchen Wörterbuchs der Brüder Grimm, zu danken. Bekanntlich wurden im Jahre 1837 zu Göttingen jene ſieben Profeſſoren — unter ihnen Jakob und Wilhelm Grimm — ihres Amtes entſetzt, die ihren Verfaſſungseid nicht brechen mochten. Denn wozu ſind Eide, fragt Jakob Grimm, wenn ſie nicht gehalten werden ſollen? Da geſchah dem edlen Brüderpaar von der Weidmannſchen Buchhandlung der Antrag, ihre unfreiwillige Muße auszufüllen und ein neues, großes Wörterbuch der deutſchen Sprache abzufaſſen. Im Frühjahr 1838 wurde zu Kaſſel der Vertrag zwiſchen den Brüdern Grimm und Karl Reimer (Weidmannſche Buchhandlung) abgeſchloſſen. Die Brüder verhehlten ſich nicht das Schwierige des Unternehmens. Beſtand doch noch nicht einmal der Verſuch zu einem Wörterbuch in dem Umfange, wie er ihrer Seele vorſchwebte. Mußten ſie doch warmgehegte Arbeiten beinahe aus dem Neſt ſtoßen, um Zeit und Kraft frei zu haben. Andererſeits vermochten ſie doch nicht, gerade dieſer Lockung zu widerſtehen, denn, was haben wir ſonſt Gemeinſames als unſere Sprache und Literatur? muß Jakob Grimm noch 1854 ausrufen. Die Theilnahme des größeren Publikums glaubten ſie ſich auch verſprechen zu dürfen, da ſeit den Befreiungskriegen in allen edlen Schichten der Nation anhaltende und unvergehende Sehnſucht

entſprungen war nach den Gütern, die Deutſchland einigen und nicht trennen, die uns den Stempel voller Eigenheit aufzudrücken und zu wahren imſtande ſind. Wie für Jakob Grimm Sprache und Volkswohlfahrt zuſammenhangen, zeigen am beſten ſeine Worte: Was iſt ein Volk? Der Inbegriff von Menſchen, welche dieſelbe Sprache reden. Das iſt für uns Deutſche die unſchuldigſte und zugleich ſtolzeſte Erklärung, weil ſie mit einmal über das Gitter hinwegſpringen und jetzt ſchon [24. September 1846] den Blick auf eine näher oder ferner liegende, aber ich darf wohl ſagen, einmal unausbleiblich heranrückende Zukunft lenken darf, wo alle Schranken fallen und das natürliche Geſetz anerkannt werden wird, daß nicht Flüſſe, nicht Berge Völkerſcheide bilden, ſondern daß einem Volk, das über Berge und Ströme gedrungen iſt, ſeine eigene Sprache allein die Grenze ſetzen kann.

Wie man ſich nun den Vorarbeiten zur Ausführung nähern wollte, mußte der natürlich anfangs noch unbeſtimmte Plan deutlichere Umriſſe gewinnen. Wir erfahren darüber das Nähere aus einem Briefe Jakob Grimms an Karl Lachmann, geſchrieben in den Tagen vom 24. bis 31. Auguſt 1838: Der Plan des deutſchen Wörterbuchs ſei ihm anfangs ſehr ſtörend vorgekommen, er trete ſo vielen anderen Arbeiten dazwiſchen. Aber er werde ihm jetzt lieber. Wir haben, ſagt er, den ernſten Willen und Luſt dazu gefaßt. Dabei wollen wir bleiben und uns die Welt ſo viel nur möglich weiter gar nicht anfechten laſſen. Das Wörterbuch kann uns Stütze und Unabhängigkeit gewähren, und kommt die Arbeit in Gang und Gelingen, ſo entſage ich jeder noch ſo ehrenvollen Anſtellung und widme dem Werke alle meine Kräfte. Alle Wörter des ſechzehnten, ſiebenzehnten, achtzehnten Jahrhunderts ſollten aufgenommen werden. Es ſind jetzt ſchon, fährt er fort, Ausdrücke und Bedeutungen außer Gebrauch, die noch bei Leſſing und Wieland galten,

geſchweige frühere. Aber, ich meine, alle Wörter von Schönheit und Kraft ſeit Luthers Zeit dürfen zur rechten Stunde wieder hervorgeholt und neu angewandt werden. Das ſoll als Erfolg und Wirkung des Wörterbuchs bedacht werden, daß die Schriftſteller daraus den Reichthum der vollkommen anwendbaren Sprache erſehen und lernen. Viele neuere Schriftſteller, z. B. Schiller (nicht Goethe, auch Leſſing nicht) erſcheinen mir in gewiſſem Betracht und abgeſehen von ihren neuen Erfindungen, wortarm und unſerer Sprache nicht recht mächtig. . . Aber das ſiebenzehnte und ſechzehnte Jahrhundert liefern ungeheuer viel: ſogar ungenießbare Autoren, die nie wieder geleſen werden, wie Lohenſtein, können ſehr gute Wörter haben und brauchbare Redensarten, worauf hauptſächlich zu achten iſt. . . Von obſcönen Wörtern werde nur zuläſſig ſein, was die Schriftſteller im Affekt nicht einmal entbehren können, alles, deſſen ein guter Komiker bedürfe. Zuſammenfaſſend ſchließt er: Das Werk ſoll in ſich begreifen alles, was die hochdeutſche Sprache vermag, nach der Ausprägung, die ihr in drei Jahrhunderten durch Dichter und tüchtige Schriftſteller widerfahren iſt.

Am 20. September 1838 erweitert er den Plan in einigen Punkten. Erläuterungen aus der älteren Sprache, Etymologien und parallele Redensarten ſollen aufgenommen werden, aber ohne ſich pedantiſch zu binden: das Publikum erwarte dergleichen und ſei empfänglich dafür.

Dies die Anſichten Jakob Grimms. Nicht minder wichtig iſt es uns, zu erfahren, wie ſich in Wilhelms Geiſt Plan und Wirkung des Wörterbuchs malte. Iſt doch ihm, nach des ältern Bruders Urtheil, gerade die Kunſt gefälliger Darſtellung eigen. Und war es ihm doch vergönnt, ſeine Gedanken einer ſo auserwählten Schaar deutſcher Gelehrten darzulegen, wie ſie ſeitdem wohl nie wieder zuſammen gekommen iſt. Es war die Verſammlung der Germaniſten zu Frankfurt am Main, die am

24., 25. und 26. September 1846 in dem vom Senat der freien Stadt dazu bereitwilligſt gewährten prachtvollen Kaiſerſaal im ehrwürdigen Römer unter dem Vorſitze Jakob Grimms tagte. Von den 195 Theilnehmern, die das amtliche Verzeichniß aufführt, lauter Männer, die ſich der Pflege des deutſchen Rechts, deutſcher Geſchichte und Sprache ergeben, ſeien außer den Brüdern Grimm nur diejenigen hier genannt, die auch heute noch als Sterne erſter Größe glänzen: Dahlmann, Gervinus, Häußer, Lappenberg, Mittermaier, Mone, Pertz, Pfeiffer, Ranke, Raumer, Schmeller, Simrock, Sybel, Uhland, Vilmar, Wackernagel. E. M. Arndt, Haupt und Lachmann fehlen nur, weil Krankheit ſie verhinderte, Theilnehmer zu ſein, die Einladung zur Zuſammenkunft hatten ſie mitunterſchrieben. Es kann nur von Gewinn für unſere Betrachtung ſein, wenn wir dieſe durch gediegenen Gehalt wie anmuthende Form nicht minder als durch ihre Umſtände wichtige Rede hier ungekürzt zur Kenntniß des geneigten Leſers bringen. Wilhelm Grimm erhielt alſo am dritten Verſammlungstage das Wort zu einer Erklärung über ein deutſches Wörterbuch und begann: „Meine Herren, ich erlaube mir, Ihre Aufmerkſamkeit für kurze Zeit auf eine Sache zu lenken, die an ſich Ihrer Betrachtung nicht unwürdig iſt: da ſie aber zugleich als eine perſönliche Angelegenheit erſcheint, ſo muß ich im Voraus um Ihre Nachſicht bitten. Vor mehreren Jahren haben wir Beide, mein Bruder und ich, die Ankündigung eines deutſchen Wörterbuchs erlaſſen. Man hat uns eine Theilnahme gezeigt, die ſchmeichelhaft war, ſelbſt dann, wenn ſie einige Ungeduld über die noch nicht eingetretene Erfüllung zeigte, oder, wenn man, irre ich nicht, von Berlin aus, wo man leicht Erkundigung einziehen konnte, in öffentlichen Blättern anzeigte, daß der erſte Theil des Werks bereits der Preſſe übergeben ſei. Ja, es iſt ſchon an die Buchhandlung das Begehren geſtellt

worden, den dreißigſten Bogen zu ſenden, was natürlich ſchon neunundzwanzig bereits gedruckte vorausſetzt. Es ſollte mir lieb ſein, wenn dem ſo wäre. Allein ein Werk dieſer Art bedarf langer und mühſamer Vorarbeiten, deren Beendigung nicht erzwungen werden kann. Das Wörterbuch ſoll die deutſche Sprache umfaſſen, wie ſie ſich in drei Jahrhunderten ausgebildet hat: es beginnt mit Luther und ſchließt mit Goethe. Zwei ſolche Männer, welche, wie die Sonne dieſes Jahres den edlen Wein, die deutſche Sprache beides, feurig und lieblich gemacht haben, ſtehen mit Recht an dem Eingang und Ausgang. Die Werke der Schriftſteller, die zwiſchen beiden aufgetreten ſind, waren ſorgfältig auszuziehen, nichts Bedeutendes ſollte zurückbleiben. Ich brauche nicht zu ſagen, daß die Kräfte zweier, zumal, wenn ſie über die Mitte des Lebens längſt hinweggeſchritten ſind, nicht zureichen, dieſen Schatz zu heben, kaum zu bewegen: aber ganz Deutſchland (auch hier machte das nördliche und ſüdliche keinen Unterſchied) hat uns treuen Beiſtand, manchmal mit Aufopferung geleiſtet; oft iſt er uns da, wo wir ihn nicht erwarteten, angeboten, nur ſelten, wo wir ihn erwarteten, verſagt worden. Ich kann die Zahl der Männer von den ſchweizer Bergen bis zur Oſtſee, von dem Rhein bis zur Oder, welche an der Arbeit theilgenommen haben, nicht genau angeben, aber ſie iſt beträchtlich: ſelbſt unter den Mitgliedern dieſer glänzenden Verſammlung erblicke ich einige von ihnen und kann unſern Dank öffentlich ausſprechen. In Luther gewann die deutſche Sprache, nachdem ſie von der früheren, kaum wieder erreichbaren Höhe herabgeſtiegen war, wieder das Gefühl ihrer angeborenen Kraft. Aus Luthers Jahrhundert war, was ſich nur erreichen ließ, zu benutzen: hernach hat der dreißigjährige Krieg Deutſchland und ſein geiſtiges Leben verödet; auch die Sprache welkte und die Blätter fielen einzeln von den Aeſten; was ſich noch irgend auszeichnete, mußte berückſichtigt werden.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hing noch trübes Gewölk über dem alten Baum, deſſen Lebenskraft zu ſchwinden ſchien. Mit Anmaßung, zunächſt unter Gottſched, erhob ſich die Grammatik und gedachte der Sprache aufzuhelfen. Aber eine Grammatik, die ſich nicht auf geſchichtliche Erforſchung gründete, ſondern die Geſetze eines oberflächlichen Verſtandes der Sprache aufnöthigen wollte, würde ſelbſt bei minderer Beſchränktheit unfähig geweſen ſein, den rechten Weg zu finden. Ein ſolches Gebäude ſchwankt hin und her, die Sprache gewinnt durch ein willkürliches Geſetz eine gewiſſe Gleichförmigkeit und ſcheinbare Sicherheit, aber die innere Quelle beginnt zu verſiegen, und das trockene Gerüſt fällt wieder zuſammen. Für dieſe Zeit war nur eine Auswahl zuläſſig: daß wir das Richtige getroffen haben, dürfen wir hoffen, aber das Urtheil ſteht anderen zu! Unſerm Vaterland iſt mehrmals ein Retter erſchienen, der ſeine Geſchicke wieder aufwärts lenkte: ſo erſchien Goethe auch der Sprache als ein neues Geſtirn, Goethe, der dieſer Stadt angehört, deſſen Standbild, das ſeine ſchönen und edlen Züge bewahrt, ich ohne Bewegung nicht betrachte, der in die Tiefen der menſchlichen Seele hinab, zu ihren Höhen hinauf geblickt hat, und über den eigenen Lorbeerkranz, der in ſeiner Hand ruht, hinweg ſchaut. Der Stab, mit dem er an den Felſen ſchlug, ließ eine friſche Quelle über die dürren Triften ſtrömen; ſie begannen wieder zu grünen und die Frühlingsblumen der Dichtung zeigten ſich aufs neue. Es iſt nicht zu erſchöpfen, was er für die Erhebung und Läuterung der Sprache gethan hat, nicht mühſam ſuchend, ſondern dem unmittelbaren Drange folgend; der Geiſt des deutſchen Volkes, der ſich am klarſten in der Sprache bewährt, hatte bei ihm ſeine volle Freiheit wieder gefunden. Was ſonſt hervorragende Männer, wie Wieland, Herder, Schiller in dieſer Beziehung gewirkt haben, erſcheint ihm gegenüber von geringem Belang; Leſſing ſtand, was die

Behandlung der Sprache betrifft, ihm am nächſten, aber niemand hat ihn bis jetzt erreicht, geſchweige übertroffen. Goethe iſt alſo für die letzte Periode, der ſein langes Leben eine glückliche Ausdehnung gegeben hat, der Mittelpunkt des deutſchen Wörterbuchs. Wenn die Auszüge aus den Werken der Zeitgenoſſen, die ſeinem Anſtoß bewußt oder unbewußt folgten, völlig beendet ſind, und dieſes Stück unſeres Weges wird bald zurückgelegt ſein, ſo kann erſt das eigentliche Werk, ich meine die Anordnung und Verarbeitung des geſammelten Stoffes, beginnen. Dann wird ſich zeigen, ob wir imſtande ſind, dem Ziel, das uns vorſchwebt, nahe zu kommen: dann vermögen wir die Theilnahme, die ſich oft geäußert, und dem Beiſtand, den man uns geleiſtet hat, einen würdigen Dank zu bringen.

Meine Herren, wenn ein Franzoſe unſicher iſt über den Begriff eines Wortes, wenn er nicht weiß, ob es überhaupt in der Schriftſprache zuläſſig iſt, wenn er fürchtet, einen orthographiſchen Fehler zu machen, ſo holt er ſein Geſetzbuch herbei, ich meine das Wörterbuch der Akademie. Er ſchlägt nach und findet eine Entſcheidung, welche, um mich juriſtiſch auszudrücken, kein Gericht wieder umſtoßen darf, mit anderen Worten, er ſchreibt korrekt und iſt gegen jeden Tadel geſichert. Welch ein glücklicher Zuſtand! ſo ſcheint es wenigſtens, die Sprache zeigt ſich in letzter Vollendung, niemand kann ihr etwas anhaben, niemand hat etwas mehr von ihr zu fordern, ſie legt, wenn ſie weiter ſchreitet, nur reines Gold in ihre Schatzkammern. Aber die Rückſeite des glänzenden Bildes gewährt einen ganz anderen Anblick, man kann ſagen, einen traurigen. Napoleon drückte ſich vortrefflich aus, ſcharf, beſtimmt, wie es die franzöſiſche Sprache vermag, er ſchlug den Nagel auf den Kopf, das wird ein jeder geſtehen, auch wer ihn ſo wenig liebt als ich: aber er ſchrieb erbärmlich. Auf St. Helena fragte er den Vertrauten Las Caſes, der ſeine Mittheilungen auffaßte, ob er Orthographie

verstände, und fügte verächtlich hinzu, das sei das Geschäft Derer, die sich zu dieser Arbeit handwerksmäßig hergäben. In der That, selbst geistig ausgezeichnete Männer, zumeist Schriftstellerinnen, deren sich dort nicht wenige geltend machen, wissen nicht richtig zu schreiben, sie übergeben die Handschrift jenen Handlangern, die das Unzulässige streichen, das Fehlerhafte bessern, die Orthographie berichtigen, kurz, die Sprache auf den gesetzlichen Fuß bringen. Jetzt erst wird das Buch gedruckt und die Welt erfährt nichts von dem Zustand, der dahinter besteht und allein der wahre ist. Diese Einrichtung hat etwas Bequemes und sorgt für den äußern Anstand, ja man könnte in Versuchung gerathen, der verwahrlosten, hingesudelten Sprache, die bei uns oft genug in ihrer Blöße sich zeigt, eine solche polizeiliche Aufsicht zu wünschen. Aber die natürliche Freiheit der Sprache, die keine Fesseln duldet, hat sich in Frankreich gegen jene Allgewalt schon aufgelehnt. Es giebt eine Partei, welche die Aussprüche des Wörterbuchs der Akademie nicht mehr anerkennt und ihre Sprache nach eigenem Belieben bildet, nicht blos frei, kühn und keck, auch rücksichtslos und gewaltsam; man kokettirt in der Bildung neuer Wörter, wie in dem Gebrauch der bekannten. Dies ist die Gefahr, welche jede Rückwirkung gegen übergroße Spannung mit sich führt und es wird noch zweifelhaft sein, was dieses Umstürzen der alten Grenzpfähle herbeiführt, größern Vortheil oder größern Nachtheil. So steht es nicht bei uns, und ich glaube, wir dürfen sagen zu unserm Glück. Unsere Schriftsprache kennt keine Gesetzgebung, keine richterliche Entscheidung über das, was zulässig und was auszustoßen ist, sie reinigt sich selbst, erfrischt sich und zieht Nahrung aus dem Boden, in dem sie wurzelt. Hier wirken die vielfachen Mundarten, welche der Rede eine so große Mannigfaltigkeit gewähren, auf das wohlthätigste. Jede hat ihre eigenthümlichen Vorzüge; wie munter und scherzhaft drückt sich der Süddeutsche

aus! Geht der größte Reiz von Hebels allemanniſchen Gedichten nicht verloren, wenn man ſie in das vornehmere Hochdeutſche überſetzt? Zwiſchen den Kehllauten des Schweizers dringt das Naive ſeiner Worte um ſo lebhafter hervor; welche vertrauliche Redſeligkeit und anmuthige Umſtändlichkeit herrſcht in der Sprache der Niederſachſen! Ich berühre nur die auffallendſten Gegenſätze, denn unter einander würden ſich dieſe Stämme oft gar nicht verſtehen, während dazwiſchen liegende Miſchungen und Abſtufungen ſie wieder verbinden. Unſere Schriftſprache ſchwebt über dieſer Mannigfaltigkeit, ſie zieht Nahrung aus den Mundarten und wirkt, wenn auch langſam, wieder auf ſie zurück. Dieſes Verhältniß iſt alt, ein hochdeutſcher Dichter des dreizehnten Jahrhunderts wünſcht ſchon, daß ſein Gedicht von der Donau bis Bremen geleſen werde; die Schriftſprache iſt alſo das Gemeinſame, das alle Stämme verbindet, und giebt den höhern Klang an zu der Sprache des täglichen Verkehrs. Weil die ſcharfe Sonderung, wie ſie das Geſetzbuch der franzöſiſchen Akademie fordert, nicht beſteht, ſo pflegen unſere Schriftſteller, und gerade die vorzüglichern, die Mundart ihrer Heimath, wenn ſie das Bedürfniß darauf leitet, einzumiſchen, ſo hat z. B. Voß häufig Wörter und Wendungen des Niederdeutſchen hervorgezogen. Niemand verargt ihnen das, dringen ſie damit nicht immer durch, ſo iſt das kein Verluſt. Goethe hat mit dem richtigſten Gefühl, wie der Augenblick drängte, die ihm angeborene Mundart benutzt und mehr daraus in die Höhe gehoben, als irgend ein Anderer. Auch ſeine Ausſprache, zumal in vertraulicher Rede, war noch darnach gefärbt, und als ſich jemand beklagte, daß man ihm den Anflug ſeiner ſüdlichen Mundart in Norddeutſchland zum Vorwurf gemacht habe, hörte ich ihn ſcherzhaft erwidern: „Man ſoll ſich ſein Recht nicht nehmen laſſen, der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren iſt.“ Und ſoll man den Vortheil aufgeben, den der Wechſel der höheren, geläuterten

Rede und der heimiſchen Mundart, wie ihn verſchiedene Stimmungen fordern, natürlichen Menſchen gewährt?

Sie ſehen, meine Herren, wo ich hinaus will, welches Ziel ich dem Wörterbuch ſtecke. Sollen wir eingreifen in den Sprachſchatz, den die Schriften dreier Jahrhunderte bewahren? entſcheiden, was beizubehalten, was zu verwerfen iſt? Sollen wir, was die Mundarten zugetragen haben, wieder hinauswerfen? den Stamm von den Wurzeln ablöſen? Nein, wir wollen der Sprache nicht die Quelle verſchütten, aus der ſie ſich immer wieder erquickt, wir wollen kein Geſetzbuch machen, das eine ſtarre Abgrenzung der Form und des Begriffs liefert und die nie raſtende Beweglichkeit der Sprache zu zerſtören ſucht. Wir wollen die Sprache darſtellen, wie ſie ſich ſelbſt in dem Lauf von drei Jahrhunderten dargeſtellt hat, aber wir ſchöpfen nur aus denen, in welchen ſie ſich am lebendigſten offenbart. Sollen wir zuſammenſcharren, was nur aufzutreiben iſt, wie Campe und andere gewollt haben? was aus den Winkeln, wo das Gewürm der Literatur hockt, ſich an das Tageslicht gewagt hat? Unſer Werk wird, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben, eine Naturgeſchichte der einzelnen Wörter enthalten. Jedem Einzelnen, in welchem ſich das Gefühl für die Sprache rein erhalten hat, bleibt das Recht, den Inhalt eines Worts zu erweitern oder zuſammenzuziehen, der Fortbildung wird keine Grenze geſetzt, aber ſie muß auf dem rechten Weg bleiben. Die franzöſiſche Sprache neigt dahin, einen logiſch beſtimmten, vorſichtig beſchränkten Begriff eines jeden Wortes zu gewinnen, das entſpricht der Natur des franzöſiſchen Volks und gewährt eine gewiſſe Bequemlichkeit, zumal Denen, welche der Sprache nicht ganz mächtig geworden ſind, ſie reden dann beſſer als ſie denken; aber dabei ſteigt der Saft in dem Stamm nur träge und langſam auf. Ich hoffe, es wird dem deutſchen Wörterbuch gelingen durch eine Reihe ausgewählter Belege darzuthun, welcher Sinn

in dem Wort eingeſchloſſen iſt, wie er immer verſchieden hervorbricht, anders gerichtet, anders beleuchtet, aber nie völlig erſchöpft wird; der volle Gehalt läßt ſich durch keine Definition erklären. Gewiß, das Wort hat eine organiſche Form, die nicht in die Gewalt des Einzelnen gegeben iſt, wiederum aber, der Geiſt iſt es allein, der das Wort erfüllt und der der Form erſt Geltung verſchafft; es giebt ebenſowenig ein buchſtäbliches Verſtändniß als der Geiſt ohne das Wort ſein Daſein kund geben kann. Wie wäre die Erſcheinung ſonſt zu erklären, daß einzelne Wörter in dem Fortſchritt der Zeit ihre Bedeutung nicht blos erweitert oder eingeengt, ſondern ganz aufgegeben haben und zu der entgegengeſetzten übergegangen ſind?

Es würde ungeſchickt ſein, wenn ich hier von der innern Einrichtung des Wörterbuchs oder von der Weiſe reden wollte, mit der wir den kaum zu überſchauenden Stoff zu bewältigen gedenken; man darf auf glücklichen Takt bei der Ausarbeitung eines ſolchen Werks, das mehr als eine Schwierigkeit zu beſiegen hat, zwar hoffen, doch ihn nicht vorausverkündigen. Aber glauben Sie nicht, das Wörterbuch werde, weil es ſich der geſchichtlichen Umwandlung der Sprache unterwirft, deshalb auch läſſig oder nachſichtig ſich erweiſen. Es wird tadeln, was ſich unberechtigt eingedrängt hat, ſelbſt wenn es muß geduldet werden; geduldet, weil in jeder Sprache einzelne Zweige verwachſen und verkrüppelt ſind, die ſich nicht mehr gerad ziehen laſſen. Eben weil es die Freiheit nicht allein, ſondern auch die Nothwendigkeit anerkennt und das Geſetz will, aber nur das aus der Natur hervorgegangene; ſo wird es gegen eine andere Richtung kämpfen, die zwar früher hier und da zum Vorſchein gekommen iſt, aber erſt in der letzten Zeit auf eine unerträgliche Art ſich breit gemacht hat. Ich meine zunächſt die Anmaßung, mit welcher Einzelne ſich berechtigt glauben, die Sprache zu beſſern und nach ihrem Verſtand einzurichten. Kleine Geiſter

haben es gewagt, das Meſſer zu ergreifen und in das friſche Fleiſch einzuſchneiden. Ich will nur das traurige Andenken an Wolke und Radlof erneuern, die mit Eifer und Fleiß, aber mit beiſpielloſem Unverſtand die natürliche Geſtalt der Sprache zerſtören wollten. Noch immer ſpuken ſie fort, zwar minder gewaltſam, aber deſto gefährlicher; man lebt in dem Wahn, ein jeder dürfe, wie es ihn gelüſte, mit der Sprache umſpringen und ihr ſeine geiſtloſen Einfälle aufdrängen, ſobald ſie etwa logiſchen Schein haben oder ſich irgend eine Analogie dafür anführen läßt; ja, auch ohne eine ſolche Entſchuldigung wirft man ihr Schutt und Schlacken dieſer Art auf den Weg. Nur ein paar Beiſpiele, wie ſie mir gerade einfallen. Ich habe leſen müſſen und zwar gedruckt, „von mehrmaligen ausſtreckenden Hinzureimungen", was hinzugefügte Verſe eines Gedichtes bedeuten ſoll. Da iſt nicht von der Verſtoßung der Gemahlin, ſondern von dem „Verſtoß" die Rede, oder von der „Treugeſtalt" eines Mannes. Was „augenſtecheriſche, meerwerferiſche Zuſicherungen" ſein ſollten, habe ich vergeſſen. Doch genug, ich will nur die Gelegenheit benutzen noch einiger Zuſammenſetzungen (es ſind auch nur Beiſpiele) zu gedenken, die eben jetzt mit der Anmaßung auftreten, als liege darin eine Bereicherung und ein Fortſchritt der Sprache. Man nennt ſelbſtredend, was ſich von ſelbſt verſteht, als wäre es gut deutſch, wenn man ſagte, „der Stumme ſchwieg ſelbſtredend ſtill". Selbſtredend iſt nur, wer bei ſeiner Rede ſich ſelbſt vertritt und keines andern bedarf, wie ſelbſtändig, wer auf eigenen Füßen, nicht aber gleich einem Korkmännchen von ſelbſt ſteht. Wie wohl nach dieſer ſchönen Erfindung ein Selbſtdenker zu erklären wäre? er könnte ſich jede Anſtrengung beim Denken erſparen, wie der Selbſtthätige beim Handeln. Was Gegenwart heißt, weiß ein jeder, aber „Jetztzeit", übelklingend und ſchwer auszuſprechen, ſoll bedeutungsvoller ſein, warum nicht auch

„Nunzeit“ oder „Nochzeit“? es wäre eben ſo zuläſſig, eben ſo ſinnreich. Wer nicht fühlt, wie abgeſchmackt „Zweckeſſen“ lautet, der iſt nicht zu beſſern. Alle dieſe neugeſchaffenen Mißgeſtalten ſpringen wie Dickbäuche und Kielkröpfe zwiſchen ſchön gegliederten Menſchen umher. Will ſich die Sprache aus ihrem Alterthum durch Wiederaufnahme einzelner Wörter ſtärken, ſo habe ich nichts dagegen, aber es muß mit Einſicht und Maß geſchehen, nur wenn man fühlt, daß das welk gewordene noch Kraft hat, ſich wieder aufzurichten, mag man es verſuchen; in das völlig Abgetrocknete bringt kein neues Leben; wen aber die Erforſchung der alten Sprache nicht dazu berechtigt, der thut klug, ſich an das zu halten, was die Gegenwart bietet. Glaubt ſich doch jeder befugt, auch die Orthographie zu meiſtern, die, wie verderbt ſie iſt, doch nur durch Einſicht in das geſchichtliche Verhältniß der einzelnen Laute allmählich kann gereinigt werden. Zu dieſem kecken Vordrängen macht die Furchtſamkeit einen ſeltſamen Gegenſatz, mit welcher man ſich ſcheut die großen Buchſtaben aufzugeben (es iſt das natürlichſte von der Welt und geſchichtlich wohl begründet): man erſchrickt davor wie vor einer Umwälzung der beſtehenden Ordnung.

Ein Redner vor mir hat mit Recht behauptet, die Wiſſenſchaft ſuche nicht ſich ſelbſt allein, ſie ſei vorhanden, um den Geiſt des ganzen Volks (ich begreife alle Stände darunter) zu erheben und auf ſeinem Wege zu fördern. Möge daher das Wörterbuch nicht blos die Forſchung begünſtigen, ſondern auch imſtande ſein, das Gefühl für das Leben der Sprache zu erfriſchen. Luther hat geſagt, die Sprache ſei die Scheide, in welcher der Stahl des Gedankens ſtecke: die Scheide iſt ſchlotterig geworden, Nebel und Dünſte ſetzen ſich mit Roſtflecken auf den Glanz. Jede geſunde Sprache iſt bildlich, auch der zarteſte Gedanke verlangt einen ſichtbaren Leib. In der letzten Bildungsſtufe hat ſich eine überwiegende Neigung zu abſtrakten Aus-

drücken gezeigt: nicht zum Vortheil, denn das abſtrakte Wort ſchließt ſich nicht feſt an den Gedanken, es läßt eine Leere dazwiſchen und läuft Gefahr, inhaltlos zu werden. Man nimmt den Mund voll und ſagt wenig, manchmal gar nichts, die Knochen erweichen, das Antlitz wird bleich und bleifarbig. Könnte das Wörterbuch dahin wirken, daß die ſinnliche Rede, der bildliche Ausdruck (ich meine nicht die von allen Händen abgegriffenen Gleichniſſe), ſelbſt auf die Gefahr, derb oder eckig zu erſcheinen, wieder in ihr Recht geſetzt werde! — „damit der Bezug überſinnlicher Anſchauungen auf die Wirklichkeit ſichtbarer Weſenheiten vergegenwärtigt werde," würden jene hinzuſetzen, die ſich darin gefallen, den Kern der Sprache zu verflüchtigen, die nur Grau in Grau malen wollen.

Ich will noch eine Saite anſchlagen. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß das Wörterbuch den Sinn für Reinheit der Sprache wieder erwecke, der in unſerer Zeit völlig abgeſtorben ſcheint. Keine andere Sprache befindet ſich, von dieſer Seite betrachtet, in einem ſo erbarmungswürdigen Zuſtand. Das bleibt wahr, wenn man auch zugiebt, daß abgeleitete, wie die romaniſchen, und gemiſchte, wie die engliſche, der Gefahr weniger ausgeſetzt ſind, ihren Urſprung und ihre Würde zu vergeſſen. Ich muß andeuten, wie ich das verſtehe. Kein Volk, wenigſtens kein europäiſches, ſcheidet ſich ſtreng von dem andern und ſetzt geiſtigen Berührungen Grenzpfähle entgegen, wie man den Waaren und Erzeugniſſen des Bodens thut. Sobald aber Völker ſich äußerlich nähern, ſo erfahren auch ihre Sprachen eine nothwendige Wechſelwirkung. Wer kennt nicht den Zuſammenhang jener beiden Stämme, bei denen unſere Bildung wurzelt, denen wir Unſägliches verdanken, mehr als wir uns in jedem Augenblick bewußt ſind? Ich meine natürlich die Griechen und Römer. Ich will nicht berühren, daß die Völker, die man die kaukaſiſchen nennt, Gemeinſames genug, ja un-

bezweifelte Spuren einer untergegangenen Urſprache bewahren; ich rede nur von der ſicheren Wahrnehmung, daß ſie eine Anzahl Wörter von einander geborgt und aufgenommen haben. Das mußte geſchehen und war ein Gewinn. Daheim nicht ausgebildete oder gar nicht vorhandene Begriffe holt man von andern und nimmt das Wort dafür mit: könnten wir z. B. auskommen, wenn wir „Idee" wieder wegweiſen ſollten? Schon das Althochdeutſche hat ſich dieſes Rechtes bedient, nur mit richtigem Gefühl die fremde Form der einheimiſchen angenähert. Hat doch die romaniſche Sprache in Gallien anfänglich mehr aus der deutſchen geborgt, als die deutſche aus ihr. Manche von den Römern empfangene Wörter, wie etwa „Frucht, Tiſch, Kampf" ſind zu uns ſo völlig übergegangen, daß wohl mancher überraſcht wird, wenn er von fremdem Urſprung hört. Reden wir von „dichten", ſo empfinden wir ſchon den Hauch des Geiſtes, jenes geheimnißreiche Schaffen der Seele; es iſt nichts als das lateiniſche dictare, das zu dieſer Würde ſich erhoben hat. Aber auch Wörter, deren fremde Abkunft offen liegt, müſſen geduldet werden; die Wiſſenſchaften, Künſte und Gewerbe bedürfen techniſcher Ausdrücke, die einen ſcharfbegrenzten, voraus verabredeten Begriff unverändert feſthalten ſollen. Verſucht man eine Ueberſetzung, ſo klingt ſie hölzern und lächerlich. Kann jemand bei „Befehl" an den grammatiſchen Imperativ denken, bei „Einzahl" an den Singularis, bei „Mittelwort" an das Partizipium, bei „Geſchlechtswort" an Artikel? Ob wohl ein Pedant ſchon pedantiſch genug geweſen iſt, für das fremde Wort, das ihn allein genau bezeichnet, ein einheimiſches zu erfinden? Einem Humoriſt wird es nicht in den Sinn kommen, ſich zu überſetzen; wie wäre es möglich, die in allen Farben glänzenden Strahlen ſeines Geiſtes frei ſpielen zu laſſen ohne das Recht, auch nach dem fremden Ausdruck zu greifen: das Anmuthigſte und Heiterſte müßte ungeſagt bleiben. Auch im

Ernſt zwingt uns die Noth zum Borgen. Wiſſen wir Germaniſten uns doch keinen erſchöpfenden deutſchen Namen zu geben.

Hat es bisher den Schein gehabt, als wollte ich der Einmiſchung des Fremden das Wort reden, ſo iſt doch gerade das Gegentheil meine Abſicht; ich wollte nur nicht das Kind mit dem Bade ausſchütten. Was ich eben vertheidigt habe, iſt ſo ſehr in der Natur der Sache begründet, daß der ſteifleinene Purismus, der ſich manchmal aufrichten will, immer wieder zu Boden fällt. Aber gefährlich im höchſten Grade iſt der Mißbrauch, der in unſerer Zeit alles Maß überſteigt; ich kann mich nicht ſtark genug dagegen ausdrücken. Alle Thore ſperrt man auf, um die ausländiſchen Geſchöpfe heerdenweiſe einzutreiben. Das Korn unſerer edlen Sprache liegt in Spreu und Wuſt: wer die Schaufel hätte, um es über die Tenne zu werfen! Wie oft habe ich ein wohlgebildetes Geſicht, ja die geiſtreichſten Züge von ſolchen Blattern entſtellt geſehen. Oeffnet man das erſte Buch, ich ſage nicht ein ſchlechtes, ſo ſchwirrt das Ungeziefer zahllos vor unſern Augen. Da lieſt man von „Amplifikationen, Kollektionen, Konſtruktionen, Publikationen und Manipulationen," da iſt die Rede von „Divergenz, Reticenz, Omnipotenz, Kohärenz, Tendenz und Tendenzprozeſſen", von „Lokaliſirung", von „nobler Natur" und „prolifiquer Behandlung", von „ſozialen Conglomeraten", oder von „futilem Raiſonnement", die Verhältniſſe ſollen nicht zart, ſie müſſen „delikat" ſein; wir werden nicht davon bewegt, ſondern „affizirt". — Das Leben verſumpft nicht, es „ſtagnirt". Ungleichartig verſteht niemand, aber gewiß „heterogen"; das Jahrzehnt nimmt an Gewicht zu, wenn es „Decennium" heißt. Das alles iſt auf wenigen Blättern zu finden, und immer bot die Mutterſprache das natürlichſte, eindringlichſte Wort. Und gar, wenn Dürftigkeit des Geiſtes dahinter ſteckt! Die arme Seele borgt von den Philoſophen ein

paar technische Ausdrücke, sie spricht vom „objektiven und subjektiven", von der „Spekulation und Intelligenz" oder gar von dem „Absoluten", das alle anderen Gedanken verschlingt. Es ekelt mich an, weitere Beispiele aufzusuchen. Diesen traurigen Verfall mag stumpfe Gleichgültigkeit gegen den hohen Werth der Sprache, die ein Volk noch zusammenhält, wenn andere Stützen brechen, mangelndes Gefühl von ihrer innern Kraft, manchmal auch die Neigung vornehmer zu erscheinen, herbeigeführt haben: Gewohnheit und Trägheit halten die Unsitte fest und lassen das Verderbniß immer weiter um sich greifen. Man weiß nicht mehr, daß man sündigt. Habe ich doch, ich muß es sagen, an dieser Stelle, von den geehrten Rednern dieser Versammlung, welchen Glanz und Ruhm des Vaterlandes am Herzen liegt, mehr fremde Wörter gehört als sich ertragen lassen, sogar von denen, welche gegen die Anwendung des römischen Rechts und dessen Sprache sich so stark erklärt haben. Ueber Nacht läßt sich das Unkraut nicht ausreißen, wir müssen zunächst trachten, daß es nicht weiter hinauswuchere und der edlen Pflanze Sonne und Luft raube.

Das war es, meine Herren, was ich Ihnen bei Gelegenheit des deutschen Wörterbuchs sagen wollte; ich schließe mit dem Wunsch, daß es bei Ihnen eine gute Stätte finden möge."

Etwa sechs Jahre später, am 25. Februar 1852, brachte der Hamburgische Correspondent in seiner Nummer 48 folgende literarische Notiz:

„*** Berlin. — Von dem umfassenden deutschen Wörterbuche, welches bekanntlich die beiden Brüder Jakob und Wilhelm Grimm herausgeben, sind nunmehr schon eine Anzahl Bogen gedruckt und wird mit dem Weiterdruck eifrig fortgefahren, so daß von diesem deutschen Nationalwerk bereits in den nächsten Monaten ein Theil wird erscheinen können. Aehnliche lexikalische Werke in solcher Ausdehnung dürften wenige Nationen aufzuweisen haben."

Die von der Weidmannschen Buchhandlung ausgegebene Ankündigung und Druckprobe wurde im Literarischen Centralblatt 1852 Nr. 13 vom 20. März folgendermaßen angezeigt:

„Wir können uns die Freude nicht versagen, bei Gelegenheit der vorliegenden Ankündigung unsern Lesern die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß der Druck des vorstehend genannten, seit so langen Jahren ersehnten Werkes jetzt wirklich begonnen hat, und wir bereits in den nächsten Wochen dem Erscheinen der ersten Lieferung entgegensehen dürfen.

Das deutsche Volk erhält an diesem Buche ein Nationalwerk im höchsten und umfassendsten Sinne des Wortes. Der gesammte Reichthum der hochdeutschen Sprache, nicht blos in seinem gegenwärtigen Bestande, sondern wie er seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in seinen verschiedenen Entwickelungsstufen unter den Händen der bedeutenderen schriftstellerischen Individualitäten sich ausgelegt hat, soll in demselben zusammengefaßt und in reichen Beispielen zu schneller Uebersicht dem Auge vorgeführt werden. Seit vollen vierzehn Jahren haben sich an den Vorarbeiten eine große Reihe tüchtiger Männer betheiligt. Das Ganze ist auf mindestens 500 Bogen berechnet und wird in Lieferungen von fünfzehn Bogen zu dem überraschend billigen Preise von 20 Sgr. ausgegeben werden."

Im Anzeigeblatt zum Literarischen Centralblatt 1852 Nr. 12 erschien folgende

„Bitte.

Aus allen Gegenden des Vaterlandes wird uns rege Theilnahme an dem deutschen Wörterbuch ausgesprochen und damit aufs Erfreulichste kund gethan, daß Sinn und Neigung für unsere schöne und gewaltige Sprache überall im stillen fortdauerten. Es bedurfte des Beginns und öffentlichen Vortretens der Arbeit, um durch die That zu zeigen, was wir wollen und wie wir es ausrichten können. Reiches, fast unübersehliches

Material liegt uns vor, aber noch kann es nicht abgeſchloſſen ſein und bedarf von vielen Seiten ergänzender Ausfüllung. Denn abgeſehen von ſorgſam angeordneten, großentheils vortrefflich, zum Theil läſſig gefertigten und mühevolle Nachſammlung fordernden Auszügen aller oder der meiſten vorragenden Schriftſteller, abgeſehen von dieſem beträchtlichen Vorrath, iſt uns aus der Hand ſprachgelehrter Kenner, die dazu befähigt geweſen wären, ſelbſt perſönlich befreundeter, kaum ein nennenswerther Beitrag zu dem ſchweren Werk geleiſtet worden. Entweder mißtrauten ſie deſſen Ausführung, oder es lag ihnen ſtärker an, eigne Arbeiten zu fördern als ein in ſolchem Umfang vielleicht nie wiederkehrendes Unternehmen. Mit Berichtigungen und Zuſätzen zu den erſchienenen Heften iſt jetzt nichts gethan, dergleichen ſind leicht zu machen und im Fluſſe der warmen Arbeit ärgern oder ſchmerzen ſie mehr, als daß ſie helfen.

Wir glauben etwas Praktiſches und dem Augenblick Angemeſſenes vorzuſchlagen, wenn hiemit wir Unbekannte und Bekannte erſuchen, ihren Blick abwendend von dem jähen Abgrunde des ganzen Werks, an den wir unſer Auge gewöhnt haben, immer nur den Buchſtab, der zunächſt erſcheinen muß, ins Geſicht zu faſſen, auffallende, bedeutende Wörter daraus zu ſammeln, und nach unſerer Weiſe ausgezogen, auch durch Citat beglaubigt, wo thunlich auf kleinen Zettelchen, allmählich und mit dem ganzen Wörterbuch vorſchreitend, an uns gelangen zu laſſen. Wohlwollende deutſchgeſinnte Zeitungen bitten wir, dieſe Bekanntmachung aufzunehmen und weiter zu verbreiten.

Jakob Grimm. Wilhelm Grimm."

Der Anſicht, daß „mit Berichtigungen und Zuſätzen zu den erſchienenen Heften jetzt nichts gethan ſei", war aber nicht Dr. Daniel Sanders. Er ließ bei Hoffmann und Campe 1852 ein Heft erſcheinen unter dem Titel: „Das Deutſche Wörterbuch u. ſ. w. kritiſch beleuchtet von Dr. Daniel Sanders. Motto:

Heilig achten wir die Geiſter, aber Namen ſind uns Dunſt.“ Es ſei geſtattet, zur Kennzeichnung des Tones, in dem dies 104 Seiten ſtarke Heft gehalten iſt, folgende Kraftſtellen wörtlich mitzutheilen.

„Wohl aber wiſſen wir, daß wir auf Widerſpruch ſtoßen werden, wenn wir als das Ergebniß unſrer Kritik ausſprechen, daß das Werk in ſeiner ganzen Anlage und großentheils auch in ſeiner Ausführung durchaus verfehlt iſt. Das Publikum hat von vornherein ein günſtiges Vorurtheil für ein Werk über deutſche Sprache, das den Namen der Gebrüder Grimm an der Stirne trägt, wie wir ſelbſt auch mit dem günſtigſten Vorurtheil an das Werk herangegangen ſind. (S. 5) . . . Heiliger Gott! werden wir Deutſche denn nun und nimmer dieſen leidigen Zopf los werden? [Jakob Grimm giebt als nächſte annähernde Begriffsbeſtimmung dem deutſchen Wort das lateiniſche bei] muß man denn wirklich, um deutſch zu verſtehen, nothwendig Lateiniſch kennen? und giebt es denn wirklich keine andere Bildung, als die ſogenannte gelehrte? Aber nun iſt obendrein — es iſt nicht zu hart ausgedrückt — die lateiniſche Erklärung eitel gehaltloſes Flitter- und Prunkwerk [von Sanders geſperrt gedruckt]. Ich ſpreche hier nicht von dem unüberwindlichen Uebelſtand, daß die lateiniſchen Erklärungen in vielen Fällen unzutreffend ſind und ſein müſſen, . . . nein, ich ſpreche hier von dem, was ſich lateiniſch ausdrücken ließe (S. 29) . . . Engländer, Franzoſen, Italiener u. ſ. w., alle Völker geben in derartigen Wörterbüchern die Erklärung in ihrer Mutterſprache und — der Deutſche ſollte allein auf eine fremde Sprache und zwar auf eine todte angewieſen ſein?! Sünde wäre jedes Wort, das man darüber weiter verlöre! (S. 31) . . . Wenn aber, auf derſelben Seite mit der Altſchen, „**Tante Voß**“ [von Sanders fettgedruckt] als Auktorität aufgeführt wird, ſo iſt das wahrhaft unerträglich . . . daß derartige Zeitungsannoncen für die

Gebrüder Grimm als Beweisſtellen gelten können, daß ſie uns als Beweisſtellen gelten ſollen, das iſt [von Sanders ſo dargeſtellt] !!! [redacted] Noch nicht dageweſen!! Man muß es ſehn, um es zu glauben. [redacted] !!!" (S. 34)

Nun noch die Schlußbemerkung dieſes erſten Heftes: „Wir verkennen die Verdienſte der beiden Brüder Grimm um unſre Sprache durchaus nicht, ja wir verhehlen nicht, daß ſelbſt aus dieſem ihrem Wörterbuch der aufmerkſame Leſer — wenn ein ſolches Werk überhaupt auf Leſer rechnen darf — namentlich für die Geſchichte einzelner Wörter, obgleich gerade die Etymologie im Ganzen ſehr kümmerlich bedacht iſt, mancherlei lernen kann. Aber dergleichen Einzelnheiten können unmöglich dafür entſchädigen, daß, wie ausführlich nachgewieſen, das Werk in ſeiner ganzen Anlage und großentheils auch in ſeiner Ausführung durchaus verfehlt iſt."

Im Literariſchen Centralblatt 1852 Nr. 43 wurde darauf aufmerkſam gemacht, daß noch manche und reichere Beiträge könnten geliefert werden als die von Sanders, ohne daß der Werth des Grimmſchen Wörterbuchs dadurch irgend bedroht würde.

Dieſem erſten ließ Dr. Sanders 1853 ein zweites, 232 Seiten ſtarkes Heft, mit Nachträgen zum deutſchen Wörterbuch, folgen. Hören wir die Schlußausführungen des Verfaſſers.

„Das deutſche Wörterbuch der Gebrüder Grimm iſt eben gar kein Buch, es ſind vielmehr nur rohe, kaum geordnete Materialien zu einem ſolchen, wobei nicht füglich das Widerſprechendſte, kaum vereinbar Scheinende zuſammengefügt erſcheint. — Da finden wir eine in den Zungen von — Gott weiß wie vielen — Völkern redende, wo möglich die ganze Welt umfaſſende Gelehrſamkeit gepaart mit den unglaublichſten und doch handgreiflichſten Fehlern, Irrthümern und Schnitzern in den Elementen der eigenen und der uns am nächſten liegenden Sprachen; da

finden wir die verſchiedenſten, apodiktiſchſten Behauptungen, die ihre Widerlegung oft — in ſich ſelbſt tragen; da finden wir die Meiſter deutſchen Stils, einen Leſſing, Goethe, Platen — wir möchten ſagen, wie Schulbuben — gemeiſtert und daneben oder vielmehr gerade in ſolchem Tadel die größte Schülerhaftigkeit!" (S. 231)

Dazu ſagt das Literariſche Centralblatt in ſeiner Nr. 30 vom 23. Juli 1853: „Der Verfaſſer fährt fort, in derſelben Weiſe wie früher, Zuſätze und Berichtigungen zum Grimmſchen Wörterbuche bekannt zu machen. Den Kreis ſeiner Lektüre hat er ſeit dem Erſcheinen des erſten Heftes erweitert durch aufmerkſame Durcharbeitung des zweiten und dritten Theiles von W. Wackernagels Leſebuch und durch Mühlpforts Gedichte. . . . Glaubt er, indem er großprahleriſch Männern, wie die Grimms ſind, am Zeuge zu flicken vorgiebt, ſich ſelber die Sporen zu verdienen? Heutzutage verfangen derartige Charlatanerien auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft nichts mehr. Herr Sanders hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn die Wiſſenſchaft das wenige Brauchbare ſeines Büchleins ſich wirklich aneignet, ihm ſelber aber nur der Unwille und die Geringſchätzung der Urtheilsfähigen zu theil wird."

In den Münchener gelehrten Anzeigen erſchien eine, anfangs November 1852 mit Ergänzungen beſonders abgedruckte, Beurtheilung unſres deutſchen Wörterbuchs, die es ebenfalls ihres Tones halber verdient, und in manchen Stellen wörtlich, zur Kenntniß des Leſers gebracht zu werden. Der Autor, Profeſſor Wurm, zieht zunächſt über die lateiniſchen Lettern her; dann verlangt er eine logiſche Eintheilung der Wortbedeutungen (ſtatt der gegebenen hiſtoriſchen). Dann fährt er fort: „Wie wir allenthalben die rohe, cyklopiſche Sprachform und die einfachen, unbehülflichen Redeweiſen des Alterthums vor den abgerundeten Formen und den abgezogenen Wendungen der Neuzeit bevorzugt bemerken, ſo begegnet uns beim erſten Blicke

auf das deutſche Wörterbuch ein gänzlicher Mangel an demjenigen, was zur höheren Sprachauffaſſung, zur Bekanntſchaft mit dem innern Kerne, mit dem Geiſt der Sprache behülflich ſein könnte ... Bei aller Lückenhaftigkeit und Oberflächlichkeit der Worterklärung giebt ſich das deutſche Wörterbuch dennoch allenthalben den Anſchein tiefeindringender Gründlichkeit, leider können wir dieſelbe im vollſtändigen Sinne des Wortes nicht anders als pedantiſch finden, peinlich und ſkrupulös in Kleinigkeiten und Buchſtaben, leicht und ſeicht in Erfaſſung des durch die Sprache waltenden Geiſtes und Sinnes ... Im Punkte der Etymologie konnte und kann nur derjenige etwas von dem deutſchen Wörterbuche erwarten, welcher aus der höchſt ſterilen, unbeſtimmten und wenig gründlichen Methode der Grammatik Herrn J. Grimms mit unendlicher Mühe ein zweideutiges Wiſſen geſchöpft hat. — Sowohl in der Grammatik Herrn J. Grimms, als in dem deutſchen Wörterbuch vermiſſen wir oft ein eindringendes Studium der antiken Sprachen, des Griechiſchen und Lateiniſchen, der neuern Sprachen, des Engliſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, Schwediſchen, Plattdeutſchen, ſelbſt die tiefere Bekanntſchaft mit den vaterländiſchen Dialekten. Das Wörterbuch genügt in keiner Hinſicht den Anforderungen, welche an ein für alle Stände geeignetes Sprachwerk nach Recht und Billigkeit geſtellt werden ... Das deutſche Wörterbuch erweckte durch ſeinen ebenſo kurzen als bedeutenden Titel die Erwartung eines Nationalwörterbuchs; dieſe Erwartung bekundete ſich ſeit Erſcheinung der erſten Hefte in verſchiedenen Zeitſchriften. Dieſe Erwartung hegte auch Schreiber dieſes bei der erſten flüchtigen Anſicht des Werkes. Allein jeder neue, tiefere Einblick mußte ihn eines anderen belehren und das unangenehme Gefühl getäuſchter Erwartung ſteigernd vermehren ....

.... Amicus Plato, amicus Aristoteles, magis amica veritas ..... In ſeiner Nr. 18 — 30. April — 1853 findet das

Literariſche Centralblatt bei Gelegenheit der Anzeige des fünften Heftes des deutſchen Wörterbuchs Gelegenheit ſich über dieſes Wurmſche Pamphlet auszuſprechen. Es heißt daſelbſt:

„Wir haben das Erſcheinen der vierten Lieferung dieſes Werkes ſeiner Zeit anzuzeigen unterlaſſen, weil wir nicht umhin gekonnt hätten, bei dieſer Gelegenheit unſern Unwillen und unſere Entrüſtung über ein Pamphlet offen auszuſprechen, welches, wie es damals ſchien, unter den Auſpizien einer geachteten Gelehrtenkorporation hervorgetreten war, ob es gleich die ekle Abſicht hatte, unter dem Scheine wiſſenſchaftlicher Motive eine der ſchönſten Zierden unſerer Wiſſenſchaft mit Koth zu bewerfen. Es freut uns, daß wir mit unſerm Urtheil, welches auch über das Verhalten jener Gelehrtenkorporation ſich auf das Härteſte hätte ausſprechen müſſen, damals zurückgehalten haben, denn, wie wir zu unſerer Freude erſehen, hat dieſelbe jetzt öffentlich jede Theilnahme an jenem Attentat von ſich abgelehnt und jenes Pamphlet abgewieſen in den Sumpf perſönlicher Gemeinheit, aus dem es entſprungen war. Wir haben ſchon einmal darauf aufmerkſam gemacht, daß es ein ganz ungerechtfertigtes Verlangen wäre, ein ſo umfaſſendes Werk, wie das vorliegende Wörterbuch, durchaus vollkommen und makellos zu verlangen. Wenn der Verfaſſer zum Ziele ſeiner Naſeweisheit einen in thätigſter Liebe und ununterbrochenem Verdienſte für ſein Vaterland ergrauten, und von allen Mitlebenden mit ſeltener Pietät verehrten Mann nimmt, ohne ein Gefühl von der ihm dieſem gegenüber gebührenden Stellung zu verrathen, den haben wir ein Recht, aus der Reihe ehrenhafter Männer zu ſtreichen.“

Hierauf erwiderte Herr Wurm in einer „Beleuchtung der Anzeige der fünften Lieferung des deutſchen Wörterbuchs von J. Grimm und W. Grimm. Ein neuer Beitrag zur Beurtheilung desſelben“, die das Literariſche Centralblatt folgendermaßen vornahm:

„Einmal ſpricht Herr Profeſſor Wurm die beleidigende und

bis zur Schamloſigkeit unſchickliche Vermuthung aus, die betreffende Anzeige ſei von Jakob Grimm ſelber verfaßt, ſodann verſucht er, über die ganze ſprachwiſſenſchaftliche Thätigkeit dieſes in Form des ſeichteſten Räſonnements den Stab zu brechen .... Wenn wir von perſönlicher Gemeinheit ſprachen, ſo zeigt die erſte Vermuthung wohl, daß wir uns nicht zu hart ausdrückten; das alberne Gerede über die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen Jakob Grimms gehört zur Begutachtung des Irrenarztes."

Gerechtigkeit wie Vollſtändigkeit aber des Urtheils erfordern es, zu bemerken, daß Herr Wurm ſich ſpäter noch einmal über das Grimmſche Wörterbuch geäußert, und zwar in der Vorrede zu ſeinem eigenen, allerdings nicht über den erſten Band (A — Aushauer) hinausgekommenen „Wörterbuch der deutſchen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage". Er ſagt daſelbſt September 1858:

„Jetzt trat das Wörterbuch der Herren Grimm an das Licht. Kaum konnte einer meiner Landsleute von dieſer Erſcheinung ſich ſtärker berührt fühlen, als dies bei mir in der eingeſchlagenen Richtung der Fall ſein mußte. Zwar übte die äußere Einkleidung des Werkes, die lateiniſche Begriffsbeſtimmung, die römiſchen Lettern, die kleinen Initialen einen ſtörenden Eindruck auf meine Anſchauungsweiſe. Indeſſen hatte ich es dem alten Adelung zuweilen im ſtillen verargt, die von Campe ihm dargebotene Hand zur gemeinſchaftlichen Weiterbildung ſeines Sprachwerkes gleichgültig abgelehnt und auf dieſe Weiſe eine Zerſplitterung auf dieſem Gebiete der Sprachforſchung herbeigeführt zu haben. Dieſer Denkungsart getreu, ſchwankte ich nicht lange über die dem Grimmſchen Wörterbuche gegenüber zu ergreifende Partie; ich bot mit Unterdrückung meiner Abneigung oder, wenn man will, Grille gegen das äußerliche Gewand desſelben, meine Vorarbeiten Herrn Jakob Grimm,

wohl fühlend, was dem jüngern Manne gegen den altwürdigen gezieme und bereit, mich als dienendes Glied einem Ganzen zu unterordnen. — Die Art und Weise, in welcher ich nachgehends über Einrichtung und Haltung des Werkes als National-Wörterbuch mich ausgesprochen habe, die scharfe, selbst schroffe Manier findet einige entschuldigende Erklärung in jener Art Hingabe an die Lieblings- und Schoßwissenschaft, welche gegen den Werth des Gegenstandes die Rücksichten für fremde wie eigene Persönlichkeit in den Hintergrund zu stellen so leicht Gefahr läuft. Die unrichtigen Aufstellungen aber, welche ich etwa gemacht habe, werden sich an meiner Arbeit rächen. Darüber, ich glaube es voraussetzen zu dürfen, sind wir alle einverstanden, daß das deutsche Wörterbuch der Herren Grimm kein eigentliches Wörterbuch für das deutsche Volk, kaum für den gebildeten Theil desselben sei, wir müßten denn in den Begriff der Bildung den präsenten Lateinverstand ziehen, da bekanntlich selbst der literarisch gebildeten Klasse diese Schulkenntnisse im praktischen Leben frühzeitig abhanden zu kommen pflegen. Ebenso einverstanden sind wir darüber, daß dieses Wörterbuch als erster breiter Untergrund einer neuen sicherständigen deutschen Sprachforschung, als ein Sprachschatz im vollen Sinne des Wortes die höchste Anerkennung verdiene, daß die deutsche Lexikographie von da an einen neuen Zeitraum datire. Ohne diese außerordentlich reichlich fließende Sprachquelle würde meiner Arbeit nicht blos ein großer, guter Theil wissenschaftlichen Stoffes abgehen, ich schulde derselben zugleich die Ausdehnung meiner literarischen Bekanntschaft und die an der Berührung und Vergleichung eines gediegenen Materials mit dem eigenen gewonnene Befestigung und Orientirung in der Methode derartiger Arbeit. Von dieser Seite beschränke ich den bessern Theil meines Verdienstes mit Bereitwilligkeit auf die Vermünzung und Inkurssetzung der gewonnenen Ausbeute." — —

Im ersten Viertel des Jahres 1854 war mit der achten Lieferung der erste Band A—Biermörder vollendet. Wie groß die Anforderung war, die das Wörterbuch an die doch so bedeutende und noch immer frische Arbeitskraft Jakob Grimms stellte, ersehen wir aus einem Briefe an den Friesen J. H. Halbertsma, wo es heißt: . . . „Sie wissen aber, ich stecke in der unablässigen Ausarbeitung des deutschen Wörterbuchs, das mir fast den Athem benimmt, so daß ich alle andern Studien an den Nagel hängen muß und mein Briefwechsel stockt ganz."

Hätte die Vorrede zu diesem ersten Bande, in dem ausführlich Bericht gegeben wird über Plan und Absicht dieses Werkes, schon der ersten Lieferung beigelegen, so hätten wohl die Beurtheilungen von Sanders und Wurm andere sein müssen; ihr Ton wenigstens — so steht zu hoffen — wäre unmöglich geworden. Sie hätten sich den Weg, den sie zu gehen hatten, zeigen lassen von jenen 83 deutschen Männern, die ohne andern Dank zu erwarten als die Freude, ein nationales Unternehmen zu fördern, Beitragspender des Wörterbuchs wurden. Waren doch unter diesen Männer wie Gustav Freytag, Gervinus, Karl Gödeke, Moritz Haupt, Hoffmann v. Fallersleben, Koberstein, Pfeiffer, Rudolf v. Raumer, Vilmar, Weigand, Zacher.

Gleich zu Beginn der Arbeit war für die Durchsicht der Quellen und Anfertigung der Auszüge Hülfe gesucht worden. Von Seite der Verlagshandlung war nichts unterlassen, um sie genugsam herbeizuschaffen, und der entspringende beträchtliche Kostenaufwand bereitwillig gedeckt. „Auf diesem Wege," sagt Jakob Grimm, „sind sehr schätzbare und in der That unentbehrliche Sammlungen zu stande gekommen, die gleichwohl, ungeachtet, daß ein genauer Plan des Verfahrens entworfen war und zum Grunde gelegt wurde, nach Beschaffenheit der Schriftsteller und nach der Ausziehenden Anstelligkeit oder Neigung

von ſehr verſchiedenem Werthe ſein mußten. Einige Auszüge ließen faſt nichts zu wünſchen übrig, andere machten größere oder geringere Nachhülfe nöthig."

Wie groß dies Werk vor ſeiner Seele daſtand, von dem er hoffte, daß der Ruhm unſerer Sprache und unſeres Volkes, welche beide eins ſeien, dadurch erhöht ſein werde, erſehen wir daraus, daß er doch noch darüber klagt, daß dem ausrückenden Wortheer keine Zuzüge geworden, von woher es ſich allermeiſt auf ſie vertröſtet hätte; die von befreundeten, tagtäglich in den Quellen der Sprache verkehrenden Männern angelegten Zettelkaſten ſeien leer geblieben oder unaufgethan. „So ſchwer," ruft er aus, „war es, vor dem langen Werke den erſten Eifer wach zu erhalten und nicht bald in trägen Schlummer fallen zu laſſen."

Daß aber auch zwei Frauen, Hedwig und Eleonore Wallot, ſich um das Wörterbuch verdient gemacht, indem ſie Mittheilungen einſchickten, die Jakob Grimm „ungemein ſorgfältige" nennt, ſoll doch unvergeſſen bleiben.

Ueber die Art, wie er ſich mit ſeinem Bruder Wilhelm in die Arbeit am Wörterbuch getheilt, berichtet Jakob Grimm, daß das Zuſammenarbeiten am ſelben Wort nicht angängig geweſen; daß einer dem andern die Arbeit nachprüfe, habe das berechtigte Selbſtgefühl wie auch der zu vermeidende Zeitverluſt ausgeſchloſſen. So habe man denn die Arbeit nach Buchſtaben getheilt.

Als der Anfang des Werkes bevorſtand, erzählt er weiter, ſagte ich zu Wilhelm: „Ich will A nehmen, nimm du B." „Das kommt mir zu bald," verſetzte er, „laß mich mit D beginnen." Das ſchien höchſt paſſend, weil A, B, C den erſten Band füllen ſollten und es angemeſſen wäre, jedem Mitarbeiter eigene Bände anzuweiſen.

Was ihm Zweck eines Wörterbuchs iſt, giebt er ſo an:

„Es ſoll ein Heiligthum der Sprache gründen, ihren ganzen Schatz bewahren, allen zu ihm den Eingang offen halten. Einen Haufen Bücher mit übel erfundenen Titeln giebt es, die hauſiren gehn und das bunteſte und unverdaulichſte Gemiſch des mannigfaltigen Wiſſens feil tragen. Fände bei den Leuten die einfache Koſt der heimiſchen Sprache Eingang, ſo könnte das Wörterbuch zum Hausbedarf, und mit Verlangen, oft mit Andacht geleſen werden. Warum ſollte ſich nicht der Vater ein paar Wörter ausheben und ſie abends mit den Knaben durchgehend zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigne auffriſchen? Die Mutter würde gern zuhören. Frauen mit ihrem geſunden Mutterwitz und im Gedächtniß gute Sprüche bewahrend, tragen oft wahre Begierde ihr unverdorbenes Sprachgefühl zu üben, vor die Kiſten und Kaſten zu treten, aus denen wie gefaltete Leinwand lautere Wörter ihr entgegen quellen: ein Wort, ein Reim; ein Reim führt dann auf andere, und ſie kehren öfter zurück und heben den Deckel von neuem."

Ob alle Wörter, alſo z. B. auch die ſogenannten obſcönen, ſofern ſie nur der zeitlichen und räumlichen Beſchränkung nach hineingehören würden, aufzunehmen ſind, darüber meint Jakob Grimm, indem er über das, was Wilhelm in ſeiner Frankfurter Rede aufgeſtellt, noch hinausgeht, daß es gar kein Wort in der Sprache gäbe, das nicht irgendwo das beſte wäre an ſeiner rechten Stelle. An ſich ſeien alle Wörter rein und unſchuldig, ſie gewönnen erſt dadurch Zweideutigkeit, daß ſie der Sprachgebrauch halb von der Seite anſieht und verdreht.

Ueber den von Wurm und Sanders ſo arg getadelten Gebrauch, dem deutſchen ſtatt einer geſchraubten Definition einfach das lateiniſche Wort folgen zu laſſen, ſpricht ſich Jakob Grimm folgendermaßen aus:

„Wenn ich zu dem Worte Tiſch das lateiniſche mensa ſetze, ſo iſt vorläufig genug gethan und was weiter zu ſagen iſt, er-

giebt die folgende Abhandlung. Statt deſſen wird definirt: „ein erhöhtes Blatt, vor dem man ſteht oder ſitzt, um allerhand Geſchäfte darauf vorzunehmen“ oder auch: „eine auf Füßen erhobene oder ruhende Scheibe, vor der oder wobei man verſchiedene Verrichtungen vornimmt.“ Ich ſtelle mir vor, daß ſinnigen Frauen das Leſen im Wörterbuch durch die eingeſtreuten lateiniſchen Ausdrücke ſo wenig geſtört oder gar verleidet wird, als ſie ein Zeitungsblatt ungeleſen laſſen wegen der juriſtiſchen, militäriſchen, diplomatiſchen Kunſtwörter, die darin ſtehen. Die Befähigung zu dem Wörterbuch wird ſich durch den Gebrauch ſelbſt mehren.“

Ein beſonderer Vorzug des Grimmſchen Wörterbuchs iſt die Fülle der Belegſtellen; es iſt ihm zum Vorwurf gemacht worden, daß einzelne Wörter ſo reichlich damit bedacht ſind, andere beinahe leer ausgehen. Und doch entſpricht es dem wohlüberlegten Plan der Verfaſſer: es ſollte damit angezeigt werden, ob ein Wort beliebt, viel gebraucht oder gemieden und ſelten ſei. So erſehen wir denn gleich aus der Zahl der Citate, daß „ahnungsvoll“ und „bethätigen“ Lieblingswörter Goethes ſind.

Alle Belege aber, wie es beinahe unnöthig zu ſagen iſt, drücken durch ihren Inhalt lediglich die Anſicht des Schriftſtellers aus, von dem ſie ſtammen; ſie wollen, ſagt Jakob Grimm, zumal in Glaubensſachen, deren ſie aus dem Zeitalter der Reformation eine große Menge anrühren, nichts dogmatiſch aufſtellen, alles nur geſchichtlich erläutern. Daß aber die proteſtantiſche Färbung dabei vorherrſcht, folgt aus der Ueberlegenheit der proteſtantiſchen Poeſie und Sprachbildung; es iſt doch nirgend verſäumt worden aus katholiſchen Werken, ſoviel man ihrer habhaft werden konnte, allen Gewinn zu ziehen, welchen ſie darboten. Die aus Luthers Schriften entnommenen Aeußerungen über den Ablaßkram geben unmöglich gegründeten

Anſtoß, da den Greuel des Mißbrauchs, der damit getrieben wurde, auch die katholiſche Kirche ſelbſt eingeſtanden hat.

Daß an Stelle der wirklich gegebenen Beiſpiele manche friſchere ſtehen könnten, wenn eine große Zahl ſprachergiebiger Werke, die vorläufig hatten ungeleſen bleiben müſſen, ſchon ausgezogen geweſen wären, ja daß dieſe wohl auf allen Blättern überſehene Wörter darreichen könnten, war den Verfaſſern vollſtändig bewußt geweſen.

Wilhelms Ausruf auf der Frankfurter Germaniſtenverſammlung: „Könnte das Wörterbuch dahin wirken, daß die ſinnliche Rede wieder in ihr Recht geſetzt werde!“ giebt wohl von allen den wichtigſten erſtrebten Vorzug unſers Wörterbuchs an, den es leider! mit keinem andern theilt. Gelingt ihm ſein Vorhaben, zu jedem Wort und — ebenſo wichtig! — zu jeder Wendung, die es mittheilt, den ſinnlichen Vorgang wieder aufzudecken, der ihnen zu Grunde liegt, ſo hat es unſerm Geiſtesleben einen Dienſt geleiſtet, der in unſern Tagen noch lange nicht annähernd geſchätzt werden kann. So wie von ihm ſelbſt die Geſundung unſers Denkens mit abhängt, ſo kann er nur von Geſunden oder doch Geneſenden gewürdigt werden; erſt wenn der alte Schul-Adam mit ſeinen blaſſen, markloſen Begriffen durch tägliches Untertauchen im Strom des friſchen Lebens iſt erſäufet worden, kann der neue Menſch auferſtehen, für den immer Sehen, Denken und Empfinden in ein Thun zuſammenfallen. Beruht doch, wie Rudolf Hildebrand ſagt, die eigentliche Gewalt und Wirkung großer Dichter und Schriftſteller zum Theil eben auf der Kunſt, worauf ſie ihr eigner friſcher und ſchöpferiſcher Sinn ſelbſtändig führt, gewiß ſchon meiſtentheils in der Jugend, daß ſie auch die gewöhnlichen Worte wieder mit ihrem vollen Inhalt erfüllen, ſie gleichſam beim Wort nehmen . . .

Und den Sprachvorrath des Einzelnen, führt Hildebrand weiter

aus bilden eigentlich weniger noch die einzelnen Worte, als vielmehr Redensarten, Wendungen oder wie mans nennen will, Verbindungen von Worten, die zusammen aufzutreten gewohnt sind, als Mittel, unsere Beziehungen und Verhältnisse zu den Dingen und Menschen auszudrücken. Der Redende oder Schreibende greift in diesen Vorrath, ähnlich wie einst der epische Sänger in seinen Vorrath epischer Formeln, meistentheils mit solcher, ich möchte sagen blinder Sicherheit, wie schon das kleine Kind viele Griffe mit der Hand durch die Kraft der Gewöhnung auch im Dunkeln sicher thut. Was ist nun das, was er da greift? Es sind genauer besehen Bilder aus dem Leben, die da in festen Wendungen niedergelegt sind, gleichsam kleine Ausschnitte aus der wirklichen Welt, man kann sagen photographische Bilder, die einmal von einem klaren Auge, oft vor Jahrhunderten schon und länger, von irgend einem Vorgange in und außer uns, wie sie immer wiederkehren, in dieser Fassung aufgenommen worden sind. Es ist natürlich allemal ein kluger Kopf, besonders ein Dichter ohne Feder, der den Vorgang so erfaßt und gefaßt und das gesammte Sprachbewußtsein gleichsam damit beschenkt hat. Die Fassung anzunehmen oder zu verwerfen stand freilich völlig in der Freiheit derer, die es zuerst hörten; aber wenn sie angenommen worden ist bei dieser völligen Freiheit, wie sie kein anderes Lebensgebiet kennt, so ist das eben darum schon allein eine Gewähr für ihre Güte, denn nur das faßte auch bei den andern Wurzel, was sie mit einer gewissen Wahrheit traf. So besteht denn das Sprachbewußtsein des Einzelnen wesentlich aus diesem Bildervorrathe, und er ist es, der recht eigentlich für uns dichtet und denkt nach Schillers treffenden Worten; er besteht aus lauter solchen Erfindungen, besser Fünden, und Geschenken begabter Geister, deren Name freilich kaum eine Woche darauf noch zu ermitteln ist, wenn einmal heutzutage der Vorgang sich wiederholt. Dieser Vorrath überlieferter Redensarten

nun bildet den eigentlichen Geiſt, Gehalt und Reichthum, das eigentliche innerſte Leben der Sprache.

Und die Worterklärung, meint Jakob Grimm, wenn ſie gedeihen ſoll, muß immer den ſinnlichen Grund ermitteln und entfalten. Dieſe ſinnlichen Bedeutungen anzugeben und voranzuſtellen, iſt in dem ganzen Wörterbuch geſtrebt worden, es war aber unmöglich, überall den bezeichneten Weg einzuſchlagen, da es manche einfache und ſelbſt ſtarke Verba giebt, deren ſinnlicher Gehalt nicht mehr deutlich vorliegt, dann aber auch eine beträchtliche Zahl von Wörtern in der Sprache vorhanden iſt, zu welchen das Verbum mangelt, d. h. erſt durch tiefere Forſchung gefunden werden kann. So verbergen uns z. B. die Verba ſein und weſen den ſinnlichen Grund auf dem ſie ruhen, und es iſt ſchwer, ihn auch bei geben und finden ſicher darzulegen. Welches Verbum, alſo welcher Sinn darf geſucht werden in Subſtantiven wie Kind oder Sohn, Tochter? Ihre Bedeutung iſt allbekannt, doch nichts als eine abgezogene, den Begriffen, die ſie ausdrücken, beigelegte.

Was Jakob Grimm über die Etymologie, dieſes Salz des Wörterbuchs ſagt, läßt keinen Zweifel darüber, daß er ſich ſchroff ablehnend verhalten würde gegen die Art, wie die Stubenphantaſie mit ihren Luftſprüngen durch Zeit und Raum heute ſo oft das Geſchäft der Wortforſchung betreibt, das vor allen, ſoll es kein leeres Spiel werden, feſtes Anklammern an die volle Wirklichkeit der Sache verlangt. So hält er denn auch dafür, daß die inneren, den Wortbedeutungen wärmer angeſchloſſenen Ergebniſſe zuweilen den ſcharfſinnigſten Vermuthungen überlegen ſeien, die auf die bloßen Lautverhältniſſe und den weitgreifenden Wechſel oder Ausfall einzelner Konſonanten gegründet werden: ſetzt man ein R ſtatt L, ein S ſtatt R, ein L ſtatt D und geſtattet dem B und G, dem P und K zu tauſchen, dem anlautenden K abzufallen, ſo iſt plötzlich das

Aussehen eines Wortes geändert. Bei unsern deutschen Wörtern muß recht sein vor allem zu versuchen, ob sie nicht auch innerhalb des deutschen Gebietes selbst sich erklären lassen, das zwar nur engere, der Natur der Sache nach oft sichere Schritte zu thun erlaubt.

Was das Aeußere des Wörterbuches betrifft, so ist ja allgemein bekannt, daß Jakob Grimm sich darüber ereifern konnte, wenn man die ins Spitze gezogenen Züge der ursprünglich lateinischen Schrift eine „deutsche" nannte. Er ist daher auf den „unverdorbenen" Gebrauch zurückgegangen. Ebenso verschmähte er die erst im sechzehnten Jahrhundert aufgekommene Gewohnheit, die Substantive ohne Unterschied mit der Majuskel auszuzeichnen.

Für Sanders und Wurm hat er nur folgende Worte: „Zwei Spinnen sind auf die Kräuter dieses Wortgartens gekrochen und haben ihr Gift ausgelassen. Alle Welt erwartet hier eine Erklärung von mir, ihnen selbst würde ich nie die Ehre anthun, eine Silbe auf die Roheit ihrer Anfeindung zu erwidern. Mag das Wörterbuch den Einbildungen oder vorgefaßten Plänen dieser hämischen Gesellen nicht entsprechen, die beide nicht einmal Halbkenner unsrer Sprache heißen können; das gab ihnen kein Recht, ein vaterländisches Werk, das alle freuen sollte, und reiche Vorräthe öffnet, zu verlästern, keine Kraft, es in seiner Wirkung aufzuheben oder auch nur zu schmälern. Ihr Frevel ist unserer öffentlichen Zerrissenheit ein Zeichen. Alles Dankes, der ihrem armen Flicken am Zeug sonst vielleicht geworden wäre, gehen sie baar." —

Noch vor Beendigung des zweiten Bandes unsers Wörterbuchs ließ Rudolf von Raumer im ersten Heft der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1858 eine Beurtheilung erscheinen, die besonders deshalb schon wichtig ist, weil ihr

weſentlicher Inhalt wiederholt wird in Raumers Geſchichte der germaniſchen Philologie. Es verſteht ſich bei ihm von ſelbſt, daß der Ton ſeiner Kritik der Widerhall iſt der hohen Verehrung, die er hegt für den größten Meiſter des Faches. Was er rühmt, iſt die Reichhaltigkeit und Maſſenhaftigkeit des verarbeiteten Materials, Grimms unerreichte Beherrſchung aller älteren germaniſchen Sprachen, des greiſen Meiſters unvergleichliche Kombinationsgabe, welche alle ſeine Arbeiten auszeichnet. Er beklagt es aber als einen ernſten Mangel, daß das Wörterbuch nicht ruhe auf einem eindringenden und umfaſſenden Studium der neuhochdeutſchen Literatur, ſondern auf den Zettelexzerpten anderer. Er tadelt, daß in dem Quellenverzeichniß des I. Bandes fehlen die Werke von Johann Arndt, Spener, Auguſt Hermann Francke, Zinzendorf, Keppler, Albrecht Dürer; daß der benutzten Lutherausgabe gerade die Kirchenpoſtille fehle, daß die Geſchichte der Worte Bewegungsgrund, Bewußtſein und Begriff nicht auf Chriſtian Wolff zurückgeführt iſt, deſſen Wichtigkeit für philoſophiſche Ausdrücke des achtzehnten Jahrhunderts ganz ungemein ſei; daß das Wörterbuch ferner in den meiſten Fällen keine ausdrückliche Auskunft gebe, ob ein Wort oder eine Wortform noch gegenwärtig im Gebrauch iſt oder nicht, ſondern es dem Leſer überlaſſe, dies aus den beigefügten Belegen zu entnehmen; ferner daß Jakob Grimm gewiſſe Formen, wie z. B. Bogen durch ſeine Bemerkungen wieder auf die ältere ſogenannte organiſche Boge zurückführen möchte.

Im Jahre 1860 tritt Jakob Grimm ſelber als Beurtheiler des Wörterbuchs, wenigſtens in Betreff des Buchſtaben D auf. Er ſagt von dem Bearbeiter desſelben, dem am 16. Dezember 1859 heimgegangenen geliebten Bruder Wilhelm:

„Er arbeitete langſam und leiſe, aber rein und ſauber; wenn ſein Verſpäten einigemal Gefahr brachte und die Geduld

der Leſer auf die Probe ſtellte, ſo werden ſie ſich nachher an der feinen Abgrenzung und Ausführung alles deſſen, was er lieferte, erfreut haben."

Am 20. September 1863 folgte Jakob dem Bruder im Tode nach. Vierzehn Tage ſpäter übernahmen Rudolf Hildebrand und Karl Weigand die Fortführung des bis zum Worte „Frucht" gediehenen Wörterbuchs. Zwei fernere Lieferungen waren bereits wieder erſchienen, als Wilhelm Scherer ſeine Grimmbiographie 1865 ſchrieb. In dieſer urtheilt er natürlich auch über das Wörterbuch. Er glaubt, dieſem die Ewigkeit prophezeien zu können, mit ſo großartigen Mitteln ſei es unternommen, obwohl keine Regierung und keine wiſſenſchaftliche Staatsanſtalt daran den geringſten Theil gehabt; nach einem ſo vortrefflichen und vollſtändigen Plane ſei es entworfen, daß man in alle Zukunft vorausſichtlich nie daran denken werde, die Fundamente, die hier gelegt, noch einmal neu zu legen, daß man alles Neue und Zuwachſende in dieſen Bau einheimſen, nicht aber einen andern dafür eigens aufführen werde.

Allerdings aber iſt er der Anſicht, wer nicht hiſtoriſch betrachten wolle, wer Auskunft und Aufklärung ſuche, Entſcheidung im Zweifel über das Sprachrichtige, wo ſein Sprachbewußtſein ſchwankt, der werde das im „Deutſchen Wörterbuch" entweder gar nicht oder nicht ſo leicht und bequem finden, wie er es wünſchen müſſe. Dieſe Anſicht wiederholt dann Scherer 1879 in der allgemeinen deutſchen Biographie, wo er beſonders hervorhebt, daß Grimms Wörterbuch überall Leſer vorausſetze, die Gymnaſialbildung erworben haben.

Im Jahre 1869, am 24. April, hatte dann Rudolf Hildebrand, der genaueſte Kenner und der bedeutendſte der Fortſetzer des Grimmſchen Werkes, Gelegenheit, ſich über das Wörterbuch in ſeiner wiſſenſchaftlichen und nationalen Be-

deutung zu äußern. Er bestätigt, daß es das erste Mal ist, daß eine Sprache in solchem Umfange zur wissenschaftlichen lexikalischen Verzeichnung kommt; er hofft, daß es anregen werde zu fruchtbarem geschichtlichem Denken, das wir so nöthig brauchten, um uns in unsrer Vergangenheit und Gegenwart zurecht zu finden. So werde denn das geschichtliche Verfahren im Wörterbuche eingehalten. Ein andres entspreche nicht dem heutigen Begriffe von wissenschaftlicher Arbeit. Und unser Wörterbuch sei bis heute das einzige in Europa, das diesen Weg entschieden gehe. Die Franzosen und Holländer, auch wo sie in Grimms Spuren treten, stellten doch noch den heutigen Sprachgebrauch logisch entwickelt voran und brächten das Geschichtliche, das jenen allein erklärt, als Nachtrag hinterdrein. Und indem das Wörterbuch überall zeige, wie Wort und Begriff gewachsen und geworden, werde es so von selbst zugleich zu einem Buche deutscher Geschichte, das uns das bleibende Leben der Nation, das allem politischen Geschehen und Thun als Untergrund, als Boden, oft auch als Erklärung dient, wie in herausgeschnittenen Bildern vorführe.

Und im Grimmschen Geiste ist das Werk bis auf den heutigen Tag stetig und sicher, wenn auch viel zu langsam für die älteren Freunde, die das Ende gern bald sehen möchten, fortgeführt worden. Der ungemein mühseligen, eigene Arbeiten so gut wie ganz ausschließenden Thätigkeit am Wörterbuche haben sich gewidmet Karl Weigand, Rudolf Hildebrand, Moritz Heyne und Mathias Lexer.

Karl Weigand hatte schon zu Jakob Grimms Lebzeiten, obwohl er selbst ein eigenes Deutsches Wörterbuch herausgab, das Jakob Grimm in einem Briefe vom 16. Dezember 1860 eine grundehrliche, aus genauestem Forschen hervorgegangene Arbeit nennt, die seltne Kraft und den noch seltneren Willen gehabt, wie Jakob Grimm in der Vorrede zum zweiten

Bande ſagt, neben einer eigenen trefflichen Arbeit auch die fremde liebgewonnene durch reiche Beiträge zu unterſtützen. Weigand führte den Buchſtaben F zu Ende und ſtarb ſchon am 30. Juni 1878.

Rudolf Hildebrand, damals Lehrer an der Thomasſchule in Leipzig, war ſchon 1850 als Korrektor für das zu beginnende Deutſche Wörterbuch gewonnen. Und 1854 berichtet Jakob Grimm in der Vorrede zum erſten Bande über ihn: „Wofern nun über Goethe irgend mehr Auskunft zu wünſchen blieb, ließ die Hülfe ſelten auf ſich warten, da auch Hildebrand und Hirzel [der Verleger, der Stifter des Goetheſaals der Leipziger Univerſitätsbibliothek] beide unvergleichliche Beleſenheit in ihm beſaßen. Dieſe Namen alliterieren, ihr Einklang zu wohlwollender, unermüdlichſter Theilnahme kommt dem Wörterbuch weſentlich zu ſtatten. Hildebrand hat ſich einer gewiſſenhaften Korrektur der Druckbogen unterzogen und oft Gelegenheit gefunden, ſeine ungemeine Sachkenntniß und Neigung zur deutſchen Sprache durch guten Rathſchlag und Berichtigung einzelner Verſehen oder Verſtöße zu erweiſen.“

Und 1860 ſagt er: „Ueber Exzerpt und Beitrag hinaus reicht die von Hildebrand fortwährend und vorzüglich dem Buchſtaben D erwieſene, auf volle Befähigung zur Mitarbeit ſchließen laſſende Hülfe.“ Hildebrand hat in zehnjähriger Arbeit das K vollendet und ſteht nun beim G. „Und mit dieſem Buchſtaben, ſagt [1. Mai 1886] das Literariſche Centralblatt von Zarncke, dem treuen Freunde des Wörterbuchs, fiel Hildebrand eine Rieſenaufgabe zu. Denn dieſer Buchſtabe, obwohl nicht übermäßig reich an eigenen Wurzelworten, führt doch durch die Zuſammenſetzung mit der Partikel Ge faſt den geſammten Vorrath der deutſchen Wurzelworte an uns vorüber und zwingt den Bearbeiter zu jedem derſelben Stellung zu nehmen. Da außerdem jene Vorſilbe ſich mit faſt allen Redetheilen, mit Sub-

ſtantiven und Verben, mit Adjektiven und Adverbien verbindet, und da die Nüancirung der Bedeutung, die ſie erzeugt, eine überaus mannigfaltige iſt, ſo kann man ſich vorſtellen, welch ein Umfang der eingehendſten Ueberlegung und welche Schwierigkeiten ſich gerade hier dem Bearbeiter entgegen drängen. Mit ihrer Bewältigung ſehen wir Hildebrand in ernſtem Ringen beſchäftigt, und niemand wird einen Aufſatz aus ſeiner Feder zu benutzen haben, ohne (auch da, wo er einmal abweichender Anſicht ſein ſollte) reiche Belehrung und tiefe Einblicke in das Leben der Sprache zu gewinnen . . . Wir können nicht umhin, dem Verfaſſer für die reiche Förderung im Einzelnen, wie in den allgemeinen Problemen der Sprachforſchung unſern wärmſten Dank auszuſprechen."

Moritz Heyne, der Herausgeber einer trefflichen Laut- und Flexionslehre der altgermaniſchen Dialekte, des Beovulf, des Heliand, kleinerer altniederdeutſcher Denkmäler, hat geplante Arbeiten liegen laſſen und ungemein fleißig das Grimmſche Werk gefördert. Er hat zwei Bände fertiggeſtellt H—J und L—M und arbeitet nun am R.

Matthias Lexer, Herausgeber eines kärntiſchen Wörterbuchs, des vorzüglichen mittelhochdeutſchen Handwörterbuchs und des weit verbreiteten Taſchenwörterbuchs, hat ſich ſeit 1881 ebenfalls am nationalen Werk betheiligt und raſch und ſauber arbeitend bis jetzt 8 Hefte N—Pelzflatterer geliefert.

„Wenn einmal alle die wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die uns heute ſo lebhaft beſchäftigen," meint das Literariſche Centralblatt, „vergeſſen ſein oder nur noch in gelehrter Erinnerung fortleben werden, wird das Wörterbuch noch der Hauptrathgeber, das eigentliche standard work unſers Volkes bleiben und die Namen ſeiner Bearbeiter werden in aller Munde ſein." — —

Fünfzig Jahre ſind verfloſſen ſeit der Reimer-Hirzelſchen Aufforderung zur Abfaſſung unſers Wörterbuchs. Es iſt

ein Halbjahrhundert ernſter Gelehrtenarbeit im Dienſte des nationalen Gedankens, unſerm Volk zu Nutz und Ehre, von der dieſe Blätter Kunde gegeben. Nicht würdiger kann wohl dieſer Bericht geſchloſſen werden als mit Jakob Grimms ergreifenden Worten: Deutſche geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr ſeiet, tretet ein in die euch allen aufgethane Halle eurer angeſtammten uralten Sprache, lernet und heiliget ſie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr.

(260) Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Die

Verſchwörung gegen Venedig

im Jahre 1618.

Von

Franz Eyſſenhardt
in Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Leopold v. Ranke hat der viel besprochenen Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618 eine meisterhafte Abhandlung gewidmet, welche zuerst im Jahre 1831 erschien und dann wiederum in seinen sämmtlichen Werken (Band 42, 1878) gedruckt wurde. Die Urkunden aus dem venezianischen Archive, welche er seiner Darstellung zu Grunde legt, haben über viele, bis dahin dunkle Punkte Licht verbreitet. Es ist bekannt, daß die Verschwörung in einem Anschlage des Herzogs von Osuna, Vizekönigs von Neapel, bestand, sich der Stadt zu bemächtigen: ein Anschlag, der jedoch von Spanien und spanischen Historikern, speziell auch von dem gleich zu erwähnenden Vertrauten Osunas, sowie von diesem selbst ebenso entschieden geleugnet, wie von den Venezianern behauptet worden ist. Ranke[1] kommt in Betreff des ganzen Unternehmens zu folgendem Resultate: „Gehört es zu einer Verschwörung, daß man sich durch ausdrückliches Verbündniß zu einem bestimmten Endzweck, für eine auf Tag und Stunde festgesetzte Zeit, in einer genau angegebenen Art und Weise vereinigt habe, so ist dies keine zu nennen. Reicht es aber hin, daß man im allgemeinen einverstanden sei, die Mittel vorbereite, damit umgehe, die Ausführung näher zu bestimmen und eine endliche Uebereinkunft zu schließen, so war dies allerdings eine Verschwörung. Den Venezianern gelang es, sie zu ersticken, ehe sie reif ward."

Merkwürdigerweise haben alle Historiker einen Umstand, der von der größten Wichtigkeit für die ganze Sache ist, über-

ſehen, nämlich die Anweſenheit eines der hervorragendſten Männer ſeiner Zeit in Venedig, gerade während die Verſchwörung entdeckt und blutig unterdrückt wurde. Die amtliche Stellung desſelben iſt derart, daß ſein Aufenthalt in der Stadt den Schlüſſel zur Löſung der Frage bilden muß. Um dies klar zu machen, iſt es nöthig, die Thatſachen kurz zu rekapituliren.

Ein franzöſiſcher Korſar, Jacques Pierre, welcher verſchiedenen Herren gedient hatte und zuletzt in dem Arſenal von Neapel beſchäftigt war, ſetzte es nach mehreren vergeblichen Verſuchen im Auguſt 1617 durch, von der venezianiſchen Regierung in Dienſt genommen zu werden. Er behauptete, einen Plan des Herzogs von Oſuna verrathen zu können, welcher darauf ausging, mit ſeinen Galeeren oder mit eigens zu dieſem Zwecke erbauten niedrigen Barken in die Lagune von Venedig einzuſegeln und die Stadt mit ihren Schätzen zu überrumpeln. Da der Korſar jedoch in verdächtiger Verbindung mit dem Vizekönig von Neapel blieb, den venezianiſchen Söldnern gegenüber hochverrätheriſche Reden führte und ſeine Verachtung gegen die Signoria offen zur Schau trug, ſo wurde er mit mehreren Mitſchuldigen hingerichtet und die Verſchwörung im Keime erſtickt.

Räthſelhaft bleibt die Unthätigkeit Oſunas. Ranke[1] ſagt darüber, nachdem er die Unzufriedenheit und den Uebermuth der in venezianiſchem Solde ſtehenden franzöſiſchen Söldner geſchildert hat, folgendes: „Jacques Pierre, vielleicht der verwegenſte von allen und der Mittelpunkt dieſer Anſchläge, früher ein vertrauter Diener des Oſuna und der Abſichten desſelben wohl kundig, nahm ſeine Verbindung mit ihm wieder auf. Zwiſchen beiden Parteien (Franzoſen und Spaniern) kam es zu Mittheilungen, Verhandlungen. Es ſcheint, als habe man ſie vornehmlich ſeit dem Januar 1618 betrieben, als ſei man im Februar oder März beſonders in Bereitſchaft, in Erwartung geweſen. Läßt

ſich daraus, daß man einen Einverſtandenen als Geiſel an Oſuna ſenden wollte, vielleicht ſchließen, daß dieſer den Verräthern doch nicht ganz traute? Oder war er mit ſeinen Vorbereitungen noch nicht am Ziel? Genug, noch kam man zu keinem Abſchluß. Oſuna ging nicht ohne Zurückhaltung zu Werke. So viel Mühe ſich die Venezianer darum gaben, ſo haben ſie doch nie auch nur eine Zeile, weder von ihm, noch von ſeinem Sekretär Ariva in die Hände bekommen können."

Die Erklärung iſt ſehr einfach. Oſuna brauchte nicht zu ſchreiben, weil er ſeinen nächſten und vertrauteſten Freund in die Stadt geſandt hatte, offenbar in der Abſicht, die im ſpaniſchen Intereſſe handelnden Söldner zu beaufſichtigen und ihre Unternehmung zu leiten; gerade die Anweſenheit dieſes Mannes in Venedig iſt bis jetzt von allen Hiſtorikern überſehen worden. —

Don Francisco de Quevedo y Villegas wurde im Jahre 1580 in Madrid geboren. Er gehörte zu jenen Mitgliedern des ſpaniſchen Adels, die Gelehrſamkeit mit Liebe zur Dichtkunſt, poetiſche Begabung mit rüſtiger Thatkraft, das Waffenhandwerk mit gründlichen Studien zu vereinigen wußten — kurz, welche Männer waren, denen die Herrſchaft der Welt zufallen zu müſſen ſchien.

Auf der Univerſität Alcala de Henares ſtudirte Quevedo mit ſolchem Eifer, daß er ſchon im fünfzehnten Lebensjahre einen akademiſchen Grad in der theologiſchen Fakultät erwarb. Er ſoll außerdem Mathematik, Aſtronomie, Medizin, Naturwiſſenſchaften und Philoſophie getrieben, gründliche Kenntniß im römiſchen wie kanoniſchen Rechte, und vollkommene Herrſchaft über die franzöſiſche, italieniſche, lateiniſche, griechiſche, hebräiſche und arabiſche Sprache erworben haben. Außerdem fehlte es aber ſchon in ſeinen Univerſitätsjahren nicht an Liebeshändeln, und Duellen. Die Prellereien, welche auf den ſpaniſchen Univerſitäten gegen die Füchſe geübt wurden, hat er ſelbſt in ſeinem berühmten

Schelmenromane, dem Gran Tacaño, mit einer Deutlichkeit geſchildert, die nichts zu wünſchen übrig läßt. Da dort die Scene nach Alcala verlegt wird, ſo iſt es klar, daß er ſeine eigenen Beobachtungen oder gar Erlebniſſe zu Grunde gelegt hat. Freilich ſind die Einzelheiten ſo ſchmutzig — nicht im figürlichen, ſondern im wörtlichen Sinne —, daß ſie ſich in unſerer Zeit nicht zur Wiedergabe eignen, von ſo großem ſittengeſchichtlichen Intereſſe ſie auch ſind.

Während der zunächſt folgenden Jahre ſcheint Quevedo das Leben eines Hofmannes geführt zu haben. Freilich ſpielten die Aeußerungen prahleriſcher und übermüthiger Lebensluſt bei ihm nicht dieſelbe Rolle wie bei den anderen jungen Männern, die mit dem Hoflager in engerer oder loſerer Verbindung ſtanden. Er bewahrte ſich ſeine Neigung zu wiſſenſchaftlichen Studien, ſtand mit auswärtigen Gelehrten, beſonders mit Juſtus Lipſius, in Briefwechſel und pflegte die Dichtkunſt außerdem eifrigſt. Von dem Leben, welches er im übrigen führte, geben folgende zwei Züge, deren erſter ſicher in dieſe Zeit fällt, während der zweite nur mit Wahrſcheinlichkeit in dieſelbe zu verlegen iſt, eine Vorſtellung.

Don Luis Pacheco de Narvaez hatte eben ein Buch über die Fechtkunſt veröffentlicht. Pacheco und Quevedo befanden ſich mit anderen Kavalieren im Hauſe des Präſidenten von Caſtilien, Grafen von Miranda. Das Geſpräch drehte ſich um die Kunſt, welche in dem Zeitalter unaufhörlicher blutiger Duelle für jedermann unentbehrlich war. Quevedo äußerte die Anſicht, Pacheco habe in ſeinem Buche irrthümlich von einer beſtimmten Finte behauptet, ſie könne überhaupt nicht parirt werden. Pacheco blieb bei ſeiner Anſicht, und Quevedo behauptete, man würde bei der Probe in der Praxis ſehen, daß der Verfaſſer Unrecht habe. Da dieſer aber entgegnete, ſie ſeien nicht zuſammengekommen, um mit dem Degen, ſondern um mit Gründen zu

kämpfen, die in seinem Buche angeführten Gründe seien aber unwiderleglich, so rief Quevedo aus: „Ziehen Sie vom Leder und sagen Sie mir Ihre Gründe mit der Faust.“ Es bildet sich ein Kreis um die beiden, und gleich beim ersten Gange stößt Quevedo seinem Gegner in so geschickter Weise mit dem Degen den Hut vom Kopfe, daß es schien, als wolle Pacheco die Zuschauer grüßen. Man kann sich denken, daß der Theoretiker dies seinem Gegner nie vergaß, und sein Todfeind blieb, um so mehr, als Quevedo nach Besiegung seines Gegners höhnisch gesagt hatte: „Don Luis Pacheco hat seine Behauptung gut bewiesen: könnte der pariren, der seine Finte anwendet, so würde ich ihn niemals überwunden haben!“

Eines Abends ging Quevedo allein durch die Straßen von Madrid nach Hause. Plötzlich hörte er in der Ferne Hundegebell und Geschrei. In jenen Zeiten war man stets auf das Schlimmste gefaßt, Quevedo zog seinen Degen und hielt mit dem linken Arm den kleinen Schild vor. Es war so dunkel, daß man nichts erkennen konnte, und während der Dichter — gewiß mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt — kampfbereit dastand, stürzte sich eine dunkle Masse auf seinen Schild. Sein Biograph sagt, er habe den Schild fahren lassen, offenbar that er es, weil der Angreifer sehr viel zu schwer und kräftig war, als daß er sich seiner auf diese Weise hätte entledigen können. Quevedo tödtete seinen Feind durch Stöße mit dem Degen, und nachher ergab es sich, daß ihn ein Jaguar angefallen hatte, der aus dem Palaste eines Gesandten ausgebrochen war. „Hätte ich gewußt, daß es ein Jaguar war,“ pflegte Quevedo später zu sagen, „so würde ich vorsichtiger gewesen sein.“

Im Anfang des Jahres 1609 hatte Quevedo eine Freundschaft geschlossen, die für sein ganzes Leben folgenreich sein sollte. Damals kam nämlich Don Pedro Tellez Giron, Herzog

von Osuna, aus den Niederlanden zurück. Es giebt keine Nachricht darüber, bei welcher Gelegenheit die beiden Männer in nähere Beziehung traten: daß ihre Freundschaft aus der angegebenen Zeit datirt, schließt man offenbar lediglich daraus, daß Quevedo dem Herzoge seinen Anacreon Castellano[3] am 1. April 1609 widmet. Osuna muß vielseitige Interessen gehabt haben, sonst würde Quevedo, der kein Mann leerer Schmeichelei und inhaltloser Formen war, ihm nicht dieses so wie andere seiner Werke gewidmet haben — daß er mit Quevedo in einer „Hälfte seines Geistes" übereinstimmte, geht aus der Geschichte seines Lebens hervor. Die stolze Thatkraft und selbstvermessene Lebensführung der ritterlichen Nation hatte weder Karl V. noch Philipp II. zu brechen vermocht. In Spanien selbst durch den höfischen Dienst geschmeidig gemacht, durch die strenge Ueberwachung der Inquisition in allen unabhängigen Regungen des geistigen Lebens behindert, brach die kriegerische Stimmung und die Neigung, jedes Joch abzuschütteln, sogleich durch, sobald einer dieser Männer in eine andere Umgebung versetzt wurde. In Amerika wie in Italien vergaßen die Nachkommen der tapferen Ritter, die den Islam aus Europa zurückgetrieben hatten, nur zu bald, daß sie einem Könige dienten und stellten sich nur zu gern auf eigene Füße. Aehnlich war auch Quevedos Temperament. Jede Kontrolle, jede Einschränkung seines Willens oder seiner Laune war ihm unerträglich: nur beschränkte er sich nicht darauf, mit dem Degen auf seine Feinde loszugehen und sich Recht zu verschaffen; eine noch viel schlimmere Waffe war seine Feder, deren beißende Satire ihm die nachhaltigsten und gefährlichsten Feindschaften zuzog.

Am Grünen Donnerstag des Jahres 1611 verrichtete Quevedo seine Andacht bei der Frühmesse in der Kirche des heiligen Martin zu Madrid. Nicht weit von ihm kniete eine Dame, die ihrer Kleidung und Haltung nach den höheren

Ständen angehörte. Wir erfahren ebenſowenig, wer ſie war, als Quevedo es wußte; auch wird nicht berichtet, welcher Art der Streit war, der ſich zwiſchen einem ebenfalls in der Kirche anweſenden Manne und der Dame entſpann. Der Mann gab im Verlaufe desſelben der Dame eine Ohrfeige und war im Begriffe, ſie noch energiſcher anzugreifen, als Quevedo aufſprang, ihn am Arme ergriff und in die Vorhalle der Kirche zog und wegen ſeines Benehmens zur Rede ſetzte. Auf den Wortwechſel folgte ein Kampf, und Quevedo verwundete ſeinen Gegner auf den Tod. Die Verwandten des Gefallenen drohten mit ihrer Rache, und Quevedo mußte auf ſeine Sicherheit bedacht ſein. Kurz vorher hatte König Philipp III. den Herzog von Oſuna zum Vizekönig von Sizilien ernannt, und dieſer ſeinen Freund Quevedo mehrfach gebeten, ihn zu begleiten. Jetzt nahm der Dichter das Anerbieten nachträglich an und entging ſo der ihn bedrohenden Gefahr.

Dieſe, in mehr als einer Beziehung für die Zeit charakteriſtiſche Erzählung leidet an einer Schwierigkeit. Der Grüne Donnerstag fiel nämlich im Jahre 1611 auf den 21. März. Iſt es glaublich, daß Quevedo wenige Tage nach dem tödtlichen Ausgange des Duells Ruhe und Gelegenheit hatte, ſeine Ueberſetzung des Anakreon zu Ende zu bringen und mit einer Widmung zu verſehen? Indeß iſt die ganze Sache nur inſofern auffallend — denn Quevedo war allerdings ſo duellgewöhnt, daß ihm der Tod ſeines Gegners ſchwerlich ſehr zu Herzen ging —, als der Schreiber urſprünglich nicht 1. April, ſondern 1. Auguſt ſchrieb und erſt hinterher den Monat änderte.

Ueber den Aufenthalt und die Thätigkeit Quevedos in Sizilien iſt nicht viel bekannt. Er hatte während dieſer Zeit in eigenen Intereſſen und im Auftrage Oſunas nach Spanien zu reiſen und war offenbar in Oſunas geheimſte Pläne eingeweiht.

Im Jahre 1616 wurde Oſuna zum Vizekönig von Neapel ernannt und Quevedo begleitete ihn. Seine Anſichten über italieniſche Politik lernt man am beſten aus ſeinem „Luchs Italiens“ kennen, einer im Jahre 1628 zu ſeiner Vertheidigung verfaßten, dem Könige überſandten und von A. Fernandez-Guerra y Orbe zum erſten Male im Jahre 1852[4] herausgegebenen Denkſchrift. In derſelben heißt es über Venedig: „Venedig iſt die Klatſchſchule der Welt und die Geißel der Fürſten — eine Republik, der man nicht glauben, und die man nicht vergeſſen kann — größer als ſie ſein ſollte und kleiner als ſie erſcheinen will — mächtig in Verhandlungen und ſchwach an Kräften — mit ſtattlichen Arſenälen und zahlreichen Schiffen für diejenigen, die vor bloßen Schiffen Angſt haben — mit einem Worte, Venedigs Macht iſt ſo beſchaffen, daß ſie alle Beſorgniſſe zerſtreut. Die Venezianer fürchten, daß Ew. Majeſtät ihnen den Gewinn raubt, welchen ihnen der Vertrieb der in Neapel und Sizilien gekauften Waaren auf den Handelsplätzen der Levante gewährt.

Kein Staat ſucht ſo viel Unfrieden anzuſtiften wie Venedig: die Republik gönnt, um den Augen der Welt ihre Schwäche zu verbergen, keinem Fürſten Ruhe. Sein Nachbar in der Levante läßt ſich eben ſo leicht mißtrauiſch machen, wie die Italiener; denn dieſe ſowohl wie die Italiener ſind ſtets nach Vorwänden zu Unruhen begierig.

Venedig iſt ſeinen Freunden gefährlicher als ſeinen Feinden, es äfft den Frieden der Elemente nach, ſeine Umarmung iſt ein friedlicher Krieg. Verſchiedenheit der Religion iſt für die Republik kein Hinderniß, um ein Bündniß abzuſchließen: nur der iſt ihr Verbündeter, der zu Aufruhr und Empörung neigt.

Seine Herrſchaft iſt durch die Sorgloſigkeit des Kaiſers und das Unglück Italiens gewachſen. Sein Reichthum beruht darauf, daß Venedig die Brücke iſt, die zum Orient führt —

und dieſen Reichthum könnte ihm der Hafen von Brindiſi leicht wegnehmen, wenn die Einwohner nicht ebenſo blind wären wie diejenigen, welche es unterlaſſen Ew. Majeſtät anzuflehen, dieſen Hafen in ſtand ſetzen zu laſſen. Ich weiß, wie das zu machen iſt, und in Venedig weiß man, daß ich es weiß. Die Venezianer haben es in dem gegen mich gerichteten Buche eingeſtanden, in welchem ich ein Zauberer genannt werde und mir vorgeworfen wird, ich wolle mich zum Könige von Italien machen.

Brindiſi iſt fähig, der Schoß der Reichthümer des Orients zu werden: wenn Brindiſi flott wird, geht Venedig unter. Ich laſſe mich hier nicht auf die Erwägung ein, ob Ew. Majeſtät es für gut hält, mit den Türken Frieden zu ſchließen — der König von Frankreich lebt in Frieden mit der Türkei und bleibt doch der allerchriſtlichſte König — ich behaupte nur, daß ich, wenn einem ſolchen Frieden kein Geſetz entgegenſteht, die Türken für angemeſſenere Verbündete halten muß als die Ketzer; denn die Türken gehören einem anderen Glaubensgeſetze an, die Ketzer dagegen dem unſerigen, nur daß ſie ihm feindlich ſind. Aus England kommen Zinn, Meſſer, Meſſing, Felle und Strümpfe; aus Holland Zinn, Leinewand und billige Gewebe; aus der Türkei Perlen, Gold, Silber, Amber, Diamanten, Gewürze, Arzneien, und was nur die Sonne und der Himmel an koſtbaren Stoffen hervorbringen kann. Würde Venedig an dieſer Stelle getroffen, ſo wäre die Hauptquelle ſeines Reichthums verſtopft."

An einer anderen Stelle derſelben Schrift heißt es: „Der wirkliche Zuſtand Italiens ſcheint mir folgender zu ſein: das Land hat dem Namen nach viele Herren, Ew. Majeſtät aber iſt der einzige wirkliche Herr. Der Papſt könnte es durch ſein Ländergebiet und ſeine Anſprüche ſein, der Herzog von Savoyen will es aus Stolz werden, der König von Frankreich hat die Macht dazu und er findet Rechtsgründe, Venedig, welches ſtets

den Frieden im Munde führt und Kriege durch Geld zu entzünden ſucht, wird immer beſtrebt ſein, in den Staaten Ew. Majeſtät Unruhen anzufachen und zwar vor allem in Italien, weil es dort allein Ew. Majeſtät das Gleichgewicht halten kann."

Dergleichen hochfliegende politiſche Pläne nahmen jedoch Quevedos Gedanken vorläufig nicht in Anſpruch, als er im Gefolge Oſunas in Neapel landete. Die inneren Zuſtände Neapels ließen ſehr viel zu wünſchen übrig und der Vizekönig bemühte ſich, allerdings auf herriſche und rückſichtsloſe Art, beſonders für ſchnelle und wirkſame Juſtiz zu ſorgen. Der neueſte Herausgeber Quevedos hat ein in jener Zeit von einem Neapolitaner geführtes handſchriftlich aufbewahrtes Tagebuch gefunden, welches zu den früher von Quevedos Biographen Tarſia mitgetheilten Zügen mehrere neue hinzufügt. Daraus geht beſonders hervor, mit welchem Eifer der Vizekönig und ſein Vertrauter die Gefängniſſe beſuchten, die Klagen der Gefangenen anhörten und der Brutalität der Kerkermeiſter ein Ende zu machen ſuchten. Advokatenkniffe und richterliche Beſtechlichkeit fanden an ihnen die entſchiedenſten Widerſacher und energiſche Abhülfe. Wie es dabei manchmal herging, kann man aus folgendem Zuge ſehen.

Die Jeſuiten hatten die Mißſtimmung eines Vaters gegen ſeinen Sohn dazu benutzt, den Vater zur Enterbung des Sohnes zu überreden. Er ſetzte die Jeſuiten teſtamentariſch zu ſeinen Erben ein und fügte nur den Wunſch hinzu, ſie möchten dem Sohne geben, was ſie wollten. Sie boten ihm demnach achttauſend Scudi an. Der Enterbte appellirte an den Vizekönig. Dieſer hörte beide Parteien an und traf folgende Entſcheidung: „Ihr habt das Teſtament nicht verſtanden. Es beſagt, daß Ihr dem Sohne geben ſollt, was Ihr wollt.[5] Was wollt Ihr? Die Erbſchaft. Ich befehle Euch alſo, daß Ihr ſie dem Sohne ausantwortet."

Am thätigſten ſoll Quevedo in Finanzſachen geweſen ſein. Durch ſeine Bemühungen hoben ſich die Einkünfte der Krone ſehr erheblich; ſeine Uneigennützigkeit wird um ſo mehr hervorgehoben, als ſie unter den ſpaniſchen Staatsmännern jener Zeit, und nicht nur unter dieſen, ſtets ſelten zu finden war. —

Bald jedoch traten der Erwägung des Vizekönigs andere Angelegenheiten näher, deren glückliche Erledigung ſeinem ungemeſſenen Ehrgeize größere Befriedigung zu verſprechen ſchien, als die Ordnung der inneren Zuſtände ſeiner Provinz. Faſt will es ſcheinen, als ob hierbei der tollkühne Muth und die ausſchweifende Phantaſie ſeines dichteriſchen Freundes und Miniſters das treibende Motiv geweſen iſt.

Der Gedanke der Weltmonarchie hatte viele der beſten Geiſter Spaniens ſo in ſeinen Bann genommen, daß ſie darüber das eigene Vaterland und den Ausbau ſeiner innerlichen ſtaatlichen Ordnung, die Pflege des ſpaniſchen Wohlſtandes, kurz alles das Nächſte und Nothwendigſte vergaßen, deſſen Vernachläſſigung ſich früher oder ſpäter bitter an der Weltſtellung der Monarchie rächen mußte. Sie wollten die Welt aus den Angeln heben, glaubten aber den ſicheren Punkt, an dem ſie ihren Hebel einzuſetzen dachten, nicht in Spanien ſelbſt, ſondern im Auslande — ſei es in Amerika, in England, den Niederlanden, Deutſchland oder Italien — finden zu können. Wie Don Quixote mit Windmühlen kämpfte, ſo ſuchten ſie Spaniens Feinde jenſeits der Pyrenäen oder des atlantiſchen Ozeans, ſtatt ſie in den Zuſtänden des eigenen Vaterlandes zu finden, die immer hoffnungsloſer wurden.

Für Quevedo kam vor allem die Herrſchaft über Italien in Betracht. Im Beſitz des Herzogthums Mailand und des Königreichs beider Sizilien ſchien der Krone Spanien nur noch der Weſten und Oſten Oberitaliens zu fehlen, um die ganze Halbinſel für eine ſpaniſche Provinz anſehen zu können. Un-

berechenbar wie der ſittliche und politiſche Schaden iſt, den die ſpaniſche Herrſchaft den Italienern zugefügt hat, ſieht es ſich faſt wie die Ironie der Weltgeſchichte an, daß gerade die innere Demoraliſation des ſpaniſchen Regiments Italien davor bewahrt hat, demſelben ganz zum Opfer zu fallen.

Die erſte Unternehmung ging gegen den Weſten. Daß und in wie weit Quevedo daran betheiligt war, iſt erſt aus ſeiner Darſtellung in dem „Luchs Italiens“ bekannt geworden. Oſuna hatte ihn im Sommer 1613, als er noch Vizekönig von Sizilien war, zu diplomatiſchen Verhandlungen nach Neapel, Rom und Mailand entſandt, um über die Wirren zu verhandeln, welche die Folge der Beſetzung von Montferrat durch den Herzog Karl Emanuel von Savoyen waren. Erkennt man ſchon hieraus den loſen Zuſammenhang, in welchem der Vizekönig von Sizilien mit der Krone Spanien ſtand, indem er ſelbſtändig diplomatiſch in die Aktion eingriff, ohne irgendwie bei den Händeln in Oberitalien betheiligt zu ſein, ſo begreift man zugleich, daß Oſuna ſchon damals weitausſehende Pläne ſchmiedete. Freilich verhielt ſich Quevedo zu ihm wie Oſuna zu ſeinem Könige: er begnügte ſich keineswegs damit ſeinen Auftrag auszuführen, ſondern begab ſich in das Gebiet des Feindes ſelbſt.

Hierüber berichtet er in der erwähnten Denkſchrift folgendes: „Im Jahre 1613 hörte ich in Nizza von einem Vaſallen des Herzogs von Savoyen, in deſſen Hauſe mir ein Diener des Herzogs Unterkunft verſchafft hatte, daß die Nizzarden die Abſicht hatten, ſich dem Vater Ew. Majeſtät zu unterwerfen, weil ſie die Strafe für die Ermordung eines Sekretärs des Herzogs fürchteten. Der Herzog hielt ſich damals in Nizza auf und verſteckte ſeinen Groll hinter den Feſtlichkeiten, welche er veranſtaltete. Die Bälle und Banketts dauerten ſo lange, bis ſein Sohn Thomas mit Truppen anlangte: ſogleich danach wurden die angeſehenſten Leute von Nizza enthauptet. In der

Nacht vorher ging ich zur See nach Genua ab, nahm den Sohn und die beiden Töchter meines Wirthes mit und erſtattete dem Herzoge von Oſuna über alles Bericht."

Ueber die blutige Rache, welche der Herzog an den Nizzarden nahm, liegen auch andere Nachrichten vor. Daß aber Quevedo damals in Nizza war, iſt erſt aus ſeinem eigenen Zeugniſſe bekannt geworden. Offenbar hatte er auf eigene Hand verrätheriſche Verhandlungen in der Stadt angeknüpft, deren Folgen er nur eben noch mit genauer Noth entging.

Charakteriſtiſch für die Zerfallenheit der ſpaniſchen Verwaltung iſt der Ausgang dieſer, von Quevedo außerordentlich geſchickt eingeleiteten Unternehmung. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß die ſavoyiſchen Streitkräfte in Nizza viel zu ſchwach waren, um einem ernſten Angriffe Widerſtand leiſten zu können, daß die piemonteſiſchen Alpenpäſſe großentheils ohne Befeſtigung und Beſatzung waren, und daß endlich der Hafen von Villafranca eben ſo leicht einzunehmen, als, einmal beſetzt, zu vertheidigen war — Oſuna traf ſchon militäriſche Vorbereitungen, um der Sache Folge zu geben — da verrieth der Marquis von Hinojoſa, Gouverneur von Mailand, den ganzen Anſchlag an den Herzog von Savoyen, und Nizza war für Spanien verloren.

Bald jedoch bot ſich dem Herzoge von Oſuna eine Gelegenheit, um die ſpaniſche Macht im Nordoſten zu erweitern. Die Venezianer hatten die räuberiſchen Uskochen, jene grauſamen Inſel- und Klippenpiraten des adriatiſchen Meeres, im Gebiete des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark[6] aufgeſucht und beſtraft. Aus der Darſtellung, welche Quevedo in einem ebenfalls erſt im Jahre 1852 veröffentlichten Fragmente[7] von der Epoche dieſer Wirren giebt, während welcher Oſuna in dieſelben eingriff, heben wir folgende Stelle hervor, die zugleich die Anſchauungen wiedergiebt, welche die Spanier von der Politik und den Anſprüchen Venedigs hatten.

„Da die Unterthanen des Erzherzogs ſahen, daß die Kriegsflamme ihr Land durcheilte und ihr Leben und Eigenthum eben ſo bedrohte wie die Kirchen und Altäre, ja daß die Venezianer alle Frömmigkeit und Menſchlichkeit vergaßen, ſo flehten ſie den Erzherzog um Hülfe an. Seine Hoheit konnte nicht umhin, ihren Bitten nachzugeben, und zog ſeine Truppen aus den verſchiedenen Landestheilen zuſammen.

Der General, welcher die venezianiſchen Truppen in Iſtrien befehligte, ſammelte im November 1615 eine Flotte von einundvierzig Segeln, fiel mit Infanterie und Kavallerie in das Gebiet von Trieſt ein, verwüſtete und brandſchatzte das Land und ließ es ſich beſonders angelegen ſein, die Salzſiedereien zu vernichten, von deren Ertrag ein Theil der Bevölkerung lebte.

Er kam bis unter die Mauern der Feſtung San Servolo. An dem Tage, an welchem er die Belagerung eröffnete, war dort eine Verſtärkung der Beſatzung aus Karlowitz eingetroffen. Die Beſatzung machte einen tapferen Ausfall. Lange blieb der Kampf unentſchieden, bis endlich die Venezianer in die Flucht geſchlagen wurden. Wem die Flucht nicht gelang, der wurde enthauptet. Endlich retteten ſich die Uebrigbleibenden auf ihre nicht weit von dem Wahlplatz vor Anker liegenden Schiffe und vertheidigten ſich wohl oder übel mit ihren Geſchützen. Eine erhebliche Anzahl fiel, darunter der Befehlshaber des Geſchwaders, Fabio Gallo. Die Oeſterreicher hatten lediglich ſechs Todte und dreizehn Verwundete.

Durch dieſen Erfolg übermüthig geworden ſowie empört durch die Erinnerung an früher erlittene Unbill fielen die Oeſterreicher in das Venezianiſche Gebiet ein, welches ſie ebenſo behandelten wie die Venezianer vorher das ihrige. Endlich machte der Erzherzog dem Kampfe ein Ende, indem er die weitere Beläſtigung der Unterthanen Venedigs verbot.

Aber die Venezianer ließen in ihrer Erbitterung trotzdem

nicht nach; mit 4000 Mann Infanterie und 1500 Mann Kavallerie fielen sie in das Gebiet von Görz ein, überrumpelten zwei offene und von Truppen entblößte Plätze, Cormons und Medea, verschanzten und befestigten sie und unternahmen von dort aus Raubzüge in die Umgegend.

Darauf begannen sie mit dem Gros ihres Heeres die Belagerung von Gradisca, indem sie die Stadt bei Tage beschossen und bei Nacht die Mauern zu unterminiren suchten. Aber die Festung wurde energisch vertheidigt, und nach einer fruchtlosen vierundzwanzigtägigen Belagerung sahen sich die Venezianer genöthigt, unverrichteter Sache schimpflich bei Nacht abzuziehen. Die Verluste, welche sie erlitten hatten, waren sie so wenig bestrebt zu verheimlichen, daß sie sich an die Schweizer, Graubündener, Holländer und Türken um Hülfe wandten. Es ist klar, daß sie dabei jede Achtung nicht vor der Religion — denn auf diese ist es ihnen niemals angekommen —, sondern vor dem Scheine derselben aus den Augen setzten, welchen sie wenigstens bis dahin zu wahren bestrebt waren.

Gleichzeitig bemühten sie sich, den Herzog von Savoyen zur Fortsetzung des Krieges zu ermuntern, welchen er gegen den katholischen König begonnen hatte. Da er jedoch geschwächt und kampfunfähig war, so brachten sie ihn durch Darlehen und Geschenke dazu, ihren Plan zu unterstützen, der darauf ausging, die spanische Macht derartig zu beschäftigen, daß für dieselbe eine Unterstützung Oesterreichs unmöglich wurde.

Freilich half dem Herzoge von Savoyen die venezianische Unterstützung eben so wenig als den Venezianern ihr hinterlistiger Kunstgriff: in Neapel beobachtete der Herzog von Osuna mit gespannter Aufmerksamkeit das unrühmliche Waffenspiel in der Lombardei, die Gefährdung der erzherzoglichen Truppen und den Uebermuth der Republik.

Um die Pläne der Venezianer zu vereiteln, sandte er einer-

ſeits dem neuen Gouverneur von Mailand, Don Pedro de Toledo, eine erhebliche Verſtärkung, welche die Ehre der ſpaniſchen Waffen wiederherſtellte, andererſeits ließ er eine Flotte von zwanzig großen wohlausgerüſteten Gallionen in das adriatiſche Meer einlaufen; hierdurch wurden die Venezianer gezwungen, ebenſowohl ihre Truppen aus Iſtrien zurückzuziehen, um ihre eigenen Häfen mit Garniſonen und ihre Schiffe mit Beſatzung zu verſehen, wie auf weitere pekuniäre Unterſtützung des Herzogs von Savoyen zu verzichten, und ihr Geld lieber auf die Ausrüſtung von Kriegsfahrzeugen zu verwenden. Auf dieſe Weiſe gelang es dem Herzoge dem Hauſe Oeſterreich Ruhe vor ſeinen Feinden zu verſchaffen und den Herzog von Savoyen in die größte Verlegenheit zu bringen, da die franzöſiſchen in ſeinem Solde ſtehenden Truppen, weil ſie nicht bezahlt werden konnten, zu meutern drohten.

Die Unterthanen des Erzherzogs athmeten auf, und die geſammte katholiſche Welt wünſchte Oſuna Glück. Aber ſeine Erfolge gingen noch weiter: auf der Höhe von Gravoſa erwartete er die venezianiſche Flotte mit einem Geſchwader von achtzehn Gallionen[8] und brachte ihr eine entſcheidende Niederlage bei. Ja, hätte er Galeeren gehabt, ſo würde er die ganze aus mehr als achtzig Segeln beſtehende venezianiſche Flotte nach Neapel geſchleppt haben. Noch empfindlicher war es für die Venezianer, daß der Herzog im Hafen von Zara ihre Transportſchiffe,[9] beladen mit Waaren aus der Levante, kaperte. Dadurch wurde eine ſolche Beſtürzung hervorgerufen, daß man in Venedig die Ueberrumpelung der Stadt fürchtete. Die Brotpreiſe ſtiegen auf eine unerhörte Höhe, man ſah eine Hungersnoth voraus, und die Republik wußte weder, was ſie thun ſollte, noch konnte ſie recht glauben, was geſchehen war."

Dieſe von Quevedo geſchilderten Vorgänge fallen in das Jahr 1617. Für ſeine Auffaſſung der Verhältniſſe ſowie für

das Verhalten des Herzogs von Oſuna ſind dann beſonders die auf das eben Mitgetheilte folgenden Sätze charakteriſtiſch.

„Die Venezianer ſuchten ihre Zuflucht in Verhandlungen mit dem katholiſchen Könige, ihre Bitten und Klagen wurden immer dringender, ihre Verleumdungen gegen Oſuna immer übertriebener. Endlich erreichten ſie in ihrer bitteren Noth eine Suspenſion der Feindſeligkeiten; was aber ihrer Eitelkeit am ſchwerſten ankam, war der Umſtand, daß der Herzog von Oſuna ſie gezwungen hatte, den König Philipp III. um Hülfe gegen einen ſeiner Vaſallen anzurufen.“

Es erſcheint Quevedo als eine Schmach für Venedig, daß es die Hülfe des Königs von Spanien gegen ſeinen Statthalter in Neapel anrufen mußte, — darin, daß die Venezianer von dem Beamten eines Königs angegriffen wurden, mit welchem ſie in Frieden lebten, ja deſſen Geſandter in Venedig reſidirte, findet er nichts Auffallendes.

Man ſollte erwarten, daß Quevedo, nachdem er die Kämpfe zwiſchen Venedig und Oſuna erzählt hatte, auf die Verſchwörung übergeht, welche im folgenden Jahre die ganze europäiſche Welt in Aufregung verſetzte; aber davon ſagt er kein Wort, vielmehr wendet er ſich zur Erzählung der Anfänge des dreißigjährigen Krieges.

Don Alfonſo della Cueva, Marquis von Bedmar, ein Mann, der an Feindſchaft gegen Venedig dem Herzog von Oſuna gleichkam, war damals ſpaniſcher Geſandter in Venedig, Nachdem er infolge der Entdeckung der Verſchwörung Venedig verlaſſen hatte, richtete er eine, Ranke nicht bekannt gewordene, erſt von Fernandez-Guerra y Orbe veröffentlichte Depeſche an den König. Sie iſt aus Mailand vom 10. Juli 1618 datirt und lautet:

„Herr, nachdem ich mir alle mögliche Mühe gegeben habe, um den Grund zu erfahren, weswegen mehrere Franzoſen in

Venedig beſtraft worden ſind, und was an dem in Venedig verbreiteten Gerüchte von Verſchwörungen und Plänen gegen die Republik Wahres iſt, habe ich Folgendes gefunden, zu deſſen beſſerem Verſtändniß ich jedoch etwas vorausſchicken muß.

Es wird wenig mehr als ein Jahr her ſein, daß ein franzöſiſcher Kapitän, Namens Jacques Pierre, bei der Republik Dienſte nahm. Er galt für ſehr erfahren im Seeweſen und hatte früher auf der Flotte des Herzogs von Oſuna gedient. Mit ihm nahmen mehrere ſeiner früheren Untergebenen, ebenfalls Franzoſen, Dienſt bei den Venezianern. Veranlaßt wurden ſie zu dieſem Schritte nicht nur durch den gewöhnlichen Leichtſinn der Franzoſen und ihre Treuloſigkeit, ſondern auch durch die Ueberredungskünſte des venezianiſchen Geſandten in Rom und des Reſidenten in Neapel, die ihnen nach Venezianer Art große Dinge verſprachen. Freilich entſprach die Folge dieſen Verheißungen nicht, da Jacques Pierre einen Monatsſold von nur vierzig Ducaten erhielt, und man zögerte ihn zu verwenden, weil man ihm wegen des Aufenthalts ſeiner Frau und ſeiner Familie auf Sizilien kein rechtes Vertrauen ſchenkte. Ich ſteigerte dieſes Mißtrauen der Venezianer noch weiter dadurch, daß ich an den Grafen von Caſtro ſchrieb, er möge die Frau des Kapitäns feſthalten, was derſelbe auch that. Dadurch gerieth der Kapitän in eine derartige Verzweiflung, daß er Mittelsperſonen mit dem Anliegen zu mir ſchickte, ich möchte ihn mit dem Herzoge von Oſuna verſöhnen. Ich ließ mich auf die Sache ein, nicht weil ich ihm traute, ſondern weil ich ihn bei den Venezianern unmöglich machen wollte. Dem Herzoge gab ich von der ganzen Angelegenheit Nachricht.

Da Jacques keine Antwort aus Neapel erhielt, ſo ſchickte er Leute dorthin, welche, abgeſehen von der Frage ſeiner Rückkehr, große anderweitige Unternehmungen vorſchlagen ſollten. Genauere Nachrichten beſitze ich hierüber nicht, einmal weil ich

in derartige Leute geringes Vertrauen ſetze, dann aber auch, weil ich eine Antwort oder Benachrichtigung von dem Herzog erwartete, die indeß niemals eintraf.

So ging lange Zeit hin, ohne daß ich etwas von ihm hörte, bis mir am 11. Mai dieſes Jahres einer meiner Diener, der aus Burgund ſtammt und deshalb mit Franzoſen verkehrte, die Mittheilung machte, daß von den Leuten des Kapitäns zwei Brüder, die in venezianiſchem Solde ſtanden, nach Neapel gehen wollten. Er bat mich, ihnen ein Schreiben an den Vizekönig mitzugeben und ſie zu empfangen. Ich ließ ſie eintreten und erkannte einen von ihnen wieder, da derſelbe vor mehreren Monaten mit mir über die Angelegenheit des Jacques Pierre verhandelt hatte. Er ſagte mir, daß durch das Ausbleiben der Antwort des Herzogs von Oſuna eine ſehr gute Gelegenheit, um eine große Unternehmung auszuführen, verloren ſei; er habe den venezianiſchen Dienſt ſatt, wolle mit ſeinem Bruder nach Neapel gehen und erſuche mich um Briefe an den Herzog. Ich ließ ihm einen Brief geben und ſchrieb außerdem am folgenden Tage an den Herzog mit der Poſt. Drei Tage nachher wurden die beiden Brüder eingeſteckt, fünf Tage ſpäter ſah man ſie früh am Morgen auf einem öffentlichen Platze (San Marco) jeden an einem Fuße aufgehenkt. Sie waren in der vorhergehenden Nacht im Gefängniſſe erdroſſelt worden.

War es nun Leichtſinn oder Bosheit der Richter, kurz es wurde in der ganzen Stadt erzählt, ſie ſeien hingerichtet worden, weil ſie das Arſenal der Republik hätten verbrennen und die Münze plündern, ſowie der Stadt noch ſonſtigen Schaden zufügen wollen, und zwar auf Befehl des Herzogs von Oſuna und unter meiner Mitwirkung. Dabei wurde behauptet, dies ſei der Inhalt des Geſtändniſſes der Hingerichteten ſowie anderer Verhafteten, und es werde durch einen von mir an den Herzog von Oſuna gerichteten Brief beſtätigt; zur Ausführung des

Planes, hieß es weiter, seien achthundert Franzosen und Holländer bestimmt gewesen, theils fremde, theils Soldaten des letzthin aus Holland eingerückten Regiments.

Diese Gerüchte wurden durch die öffentlichen Versicherungen der Nobili bestätigt. Dieselben verhetzten das Volk gegen Ew. Majestät, Ihre Minister und Vasallen mit so schändlichen und aufrührerischen Worten, wie man sie von Leuten erwarten kann, die weder Furcht vor Gott, noch Achtung vor der Welt haben, Spanien verabscheuen und stets bestrebt gewesen sind, unser Vaterland bei ihren Unterthanen in Verruf zu bringen, damit dieselben nicht Lust bekommen sollten, in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Ew. Majestät zu treten, sowohl aus alter Anhänglichkeit, als aus Hinneigung zu der hohen Gerechtigkeit und Frömmigkeit, wie sie in den Staaten Ew. Majestät herrschen.

Die Folge war eine solche Aufregung unter der Bevölkerung, daß nicht nur meine eigene Person und mein Haus, sondern sämmtliche in der Stadt befindliche Unterthanen Ew. Majestät in großer Gefahr schwebten, einer Gefahr, die noch durch die Wahl und den Einzug eines neuen Dogen erhöht wurde, wobei alle Einwohner wie außer sich waren. Es herrschte ein solcher Lärm und eine solche Verwirrung, daß die Stadt wie verwandelt erschien. Alles, was die wenigen Wohlgesinnten versuchten, um die augenscheinliche Gefahr der öffentlichen Zustände zu beschwören, war umsonst.

Am 26. Mai wurde der Leichnam eines anderen, überall und besonders in der Hauptstadt Ew. Majestät wohlbekannten Franzosen, Namens Nikolas Regnault, in derselben Weise, wie vorher die der beiden Brüder, öffentlich aufgehenkt gesehen. Für seine Hinrichtung wurde derselbe Grund angegeben, wie für die der beiden Brüder. Hierauf wuchs die Aufregung in so bedenklichem Maße, daß meine gesammte Umgebung der

Anſicht war, meine perſönliche Sicherheit und die meines Hauſes ſtehe auf dem Spiele."

Weiter berichtet der Geſandte, daß ſeine Vorſtellungen bei der Signoria nur dunkle oder ausweichende Antworten zur Folge hatten, weshalb er den Gouverneur von Mailand, Don Pedro de Toledo, bat, ihn in feierlicher Weiſe zu ſich zu beſcheiden. Dies that Don Pedro, ſo daß Bedmar einen guten Vorwand hatte, am 14. Juni nach Mailand abzureiſen, wo er am 19. anlangte, während der Geſandtſchaftsſekretär zur Erledigung der dringendſten laufenden Geſchäfte in Venedig zurückblieb.

„Kurz vor meiner Abreiſe," fährt die Depeſche fort, „hörte ich aus ſicherer Quelle, daß, nachdem Jacques Pierre auf der Admiralsgaleere der Flotte der Republik eines Abends mit dem Befehlshaber derſelben (Pietro Barbarigo) geſpeiſt hatte, mehrere Diener des Admirals in ſeine Kajüte traten, ihm die Hände banden und ihm anzeigten, er müſſe augenblicklich ſterben. Jacques fragte nach dem Grunde und verlangte nach einem Beichtiger, erhielt aber keine andere Antwort als die, daß man ihm einen Stein am Halſe befeſtigte und ihn ins Meer warf. Darauf geſchah dasſelbe mit einem franzöſiſchen Kapitän, Namens Langraud,[10] der mit Jacques aus Neapel deſertirt war — eine wahrhaft türkiſche, oder beſſer geſagt, venezianiſche Juſtiz.

Alles dies geſchah, während der in Venedig reſidirende Geſandte Frankreichs auf einer Wallfahrt nach Loretto abweſend war. Als er zurückkam und dieſe Vorgänge, ſowie die auf Befehl des Raths der Zehn geſchehene Erbrechung des Zimmers und Schreibtiſches des Poſtmeiſters des Königs von Frankreich in Venedig erfuhr — ein Befehl, der ergangen war, um ſich der Papiere Regnaults zu verſichern — war er ſehr unwillig und verſicherte, der Hingerichtete habe mit einer Depeſche von Jacques Pierre nach Frankreich reiſen ſollen, in

welcher dem Könige von den Plänen des Herzogs von Oſuna Nachricht gegeben und mehrere Unternehmungen vorgeſchlagen wurden. Er, der Geſandte, habe die Depeſche mit eigenen Augen geſehen und den Paß ausgeſtellt. Was die Verſchwörung anlange, ſo habe gerade Jacques darauf aufmerkſam gemacht, als er aus Neapel deſertirte. Die grauſame Beſtrafung der Franzoſen ſei nur den Türken[11] zu Gefallen geſchehen. Es ſei höchſt unehrerbietig, für den König von Frankreich beſtimmte Depeſchen aufzufangen und ihren Ueberbringer mit ſeinen Leuten, die doch ſämmtlich Franzoſen waren, zu ermorden.

Dieſe Vorſtellungen haben inſofern Eindruck gemacht, als man in Venedig eine energiſche Maßregel des Königs von Frankreich fürchtet; der Senat hätte es daher lieber geſehen, wenn der Rath der Zehn in einer Angelegenheit, welche das Verhältniß zu einer auswärtigen Macht berührte, nicht vorgegangen wäre, ohne ſich mit ihm ins Einvernehmen zu ſetzen. Aus guter Quelle vernehme ich, daß der franzöſiſche Geſandte ſeinem Könige die erwähnten Vorgänge in aller Form mitgetheilt hat, um ihm die Handlungsweiſe der Venezianer darzulegen.

Mein ſchon erwähnter franzöſiſcher Diener — allerdings ein leichtſinniger und unzuverläſſiger Menſch — hat mir ſpäter geſagt, daß Jacques Pierre und ſeine Leute ſchon vor vielen Monaten dem Herzoge von Oſuna eine Unternehmung gegen Venedig vorſchlugen, welche der von den Venezianern behaupteten Verſchwörung ähnlich war; jedoch habe der Herzog den Vorſchlag zurückgewieſen. Hiernach muthmaße ich, daß die beiden Brüder etwas von derartigen Abſichten verlauten ließen. Die Richter hätten alſo dem Herzog nur dankbar ſein müſſen; ſtatt deſſen war der leidenſchaftliche Haß gegen Ew. Majeſtät ausſchlaggebend und betäubte die Stimme des Gewiſſens."

Der Reſt der Depeſche ergeht ſich in Beſchuldigungen

gegen die Republik, ohne weiteres thatsächliches Material beizubringen.

Am 25. Juni fand eine Sitzung des spanischen Staatsrathes statt, in welcher über die Vorgänge in Venedig berathen wurde. Auch das Protokoll über diese Sitzung ist neuerdings von Fernandez-Guerra herausgegeben worden, zusammen mit einem eigenhändig vom König Philipp III. entworfenen Dekret, wonach der Marquis von Bedmar abberufen und nach den Niederlanden versetzt wird. Dem Staatsrathe lag ein schriftliches Gutachten Quevedos vor, worin derselbe die vorgebliche Verschwörung gegen Venedig lächerlich macht und die Intriguen der Venezianer gegen den Herzog von Osuna darlegt.

Im Jahre 1662 — zwanzig Jahre nach dem Tode des Dichters — widmete C. A. de Tarsia Quevedos Neffen eine Lebensbeschreibung seines Oheims, die allerdings im Stil so ziemlich das Albernste ist, was man lesen kann, deren Nachrichten aber sämmtlich auf die unmittelbare Tradition seiner Umgebung in Neapel wie in Spanien zurückgehen, und sich bei aller Dürftigkeit des Inhalts wenn auch nicht immer als genau, so doch im allgemeinen als durchaus zuverlässig erwiesen haben. Darin heißt es (S. 84 der Ausgabe von Sancha):

„Da Don Francisco mit Jacques Pierre und einem Kavalier halbspanischer Abkunft (Alejandro de Espinosa) nach Venedig gegangen war, um eine sehr gefährliche Maßregel auszuführen, so hatte er das Glück, sich ohne persönlichen Schaden flüchten zu können: in zerlumpter Bettlerkleidung entkam er zwei ihn verfolgenden Meuchelmördern, die er, obgleich sie ihn in der Hand hatten, so geschickt zu täuschen wußte, daß sie ihn nicht erkannten. Seine beiden Gefährten traf das Unglück, gefangen zu werden; sie wurden später durch Henkershand hingerichtet. So oft Quevedo später in freundschaftlicher Unterhaltung auf diesen Vorgang zu sprechen kam, drückte er sich so

vorſichtig aus, daß er ſich höchſtens über die Ungeſchicklichkeit Derjenigen luſtig machte, welche ihn verfolgt hatten."

Ein anderer Bericht fügt noch — auf welche Autorität hin, iſt uns unbekannt — hinzu, Quevedo ſei der Fremdenhetze dadurch entgangen, daß man ſeinem Italieniſch den Fremden nicht anhörte: vermuthlich gelang es ihm als Spanier leicht, den venezianiſchen Liſpellaut nachzuahmen, den kein Franzoſe ausſprechen kann.

Vergleicht man Bedmars und Quevedos Aeußerungen, ſo iſt zunächſt klar, daß der ſpaniſche Geſandte nichts von Quevedos Anweſenheit in der Stadt gewußt hat. Ohne Frage hätte er ſich auf das Zeugniß eines der berühmteſten Männer ſeiner Zeit berufen, um die Behandlung klar zu legen, die ihm widerfahren war. Quevedos Anweſenheit zu verſchweigen, wenn ſie ihm überhaupt bekannt war, hatte er nicht den mindeſten Grund, zumal in einer vertraulichen, ja chiffrirten, Depeſche.

Quevedo dagegen verſichert zwar mit der größten Beſtimmtheit, die Verſchwörung ſei nichts als eine Erfindung der Venezianer, warum aber fügt er nicht hinzu, er habe dieſe Ueberzeugung bei ſeinem Aufenthalte in der Stadt gerade während der Zeit gewonnen, wo die angebliche Verſchwörung blutig geahndet wurde? Offenbar war er ſo eifrig beſtrebt, ſeine Anweſenheit in Venedig geheim zu halten, daß er ſie nicht einmal in ſeinem Berichte an den Staatsrath erwähnt, wo ſie ſeinen ſonſt dabei ausgeſprochenen Anſichten ein beſonderes Gewicht verliehen haben würde.

Nun könnte man ja freilich auf den Gedanken kommen, Quevedos Biograph Tarſia ſei einer unrichtigen Ueberlieferung gefolgt, als er über den Aufenthalt ſeines Helden berichtete. Einerſeits müßte dann dieſe Ueberlieferung auch von Quevedos Verwandten geglaubt worden ſein, andererſeits aber könnte ſie ſich doch ſchwerlich anders als ſchon zu den Lebzeiten des Dichters

gebildet haben. Sollte dann Quevedo nichts davon gehört haben? Würde er, der ſich gegen ſo viele Verleumdungen ſeiner Feinde, beſonders der Venezianer, vertheidigt hat, dieſer Verleumdung nicht entgegengetreten ſein? Außerdem iſt nicht der mindeſte Grund vorhanden, Tarſias Zeugniß zu verdächtigen: er iſt nur darin ungenau, daß er Pierre als einen von Quevedos Begleitern auf der Reiſe nach Venedig nennt, während derſelbe ſchon ein Jahr lang in Venedig war, Quevedo ſich dagegen dort nach allem, was wir ſonſt wiſſen, nur kurze Zeit aufgehalten haben kann.

Daß Bedmar nichts von Quevedos Aufenthalt in Venedig wußte, iſt leicht zu erklären, ja man kann ſagen, er war vielleicht der letzte, der überhaupt etwas davon erfahren durfte. Bedmar war den Venezianern längſt auf das ſtärkſte verdächtig; begab ſich alſo Quevedo in ſeine Wohnung, ſo war er von vornherein den Spionen der Regierung bekannt. Nichts wurde in Venedig genauer bewacht als die Paläſte der fremden Geſandten, und ließ ſich Quevedo nur ein einziges Mal in dem ſpaniſchen Geſandtſchaftshotel ſehen, ſo hätten ihn die Staatsinquiſitoren unfehlbar gefaßt, um ſo mehr, als ſie ſchon ſeit längerer Zeit, obwohl ſtets vergeblich, auf das Eifrigſte bemüht waren, irgend einen Beweis für die von Oſuna gegen Venedig geſponnenen Intriguen in die Hand zu bekommen.

Abgeſehen von dieſen Erwägungen würde Quevedo die Verbindung mit Bedmar nichts genützt haben. Bedmar befeindete zwar Venedig, aber nicht vom Meere aus und in Gemeinſchaft mit Oſuna, ſondern zu Lande und in Uebereinſtimmung mit dem Gouverneur von Mailand. Kurz vor der Entdeckung der Pläne Oſunas war die Abſicht verrathen worden, den Truppen Don Pedros von Toledo die venezianiſche Stadt Crema auszuliefern. Erinnert man ſich daran, daß Bedmar, ſobalt ſeine Stellung in Venedig unhaltbar geworden war, nach

Mailand ging, so wird die Vermuthung nicht zu gewagt erscheinen, daß beide unter einer Decke spielten, und daß der Haß und das Mißtrauen der Venezianer gegen den spanischen Gesandten seinen Grund in den Intriguen hatte, welche derselbe mit dem Vertreter Spaniens in Mailand angezettelt hatte. Damit stimmt denn auch vollkommen, daß Bedmar in seiner Depesche die Angelegenheiten Osunas, denen gegenüber er ein ruhiges Gewissen hatte, gleichmüthig erwähnt, zumal da er mit dem Herzoge offenbar in sehr lockerer Verbindung stand, dagegen die Cremasker Angelegenheit, bei der er selbst betheiligt war, gänzlich übergeht.

Die Paläste der Gesandten mit ihrem Asylrechte boten damals den einzigen Aufenthaltsort in Venedig für einen Fremden, welcher vor den Spionen der Regierung sicher sein wollte. War Quevedo nicht bei Bedmar abgestiegen, so ist schwer zu sagen, wo er überhaupt ein Unterkommen finden konnte. Daß er in einem Gasthof Wohnung genommen hätte, ist natürlich undenkbar, denn dem Rathe der Zehn war selbstverständlich keine Fremdenherberge unzugänglich: wurde doch auch das entscheidende Zeugniß über Pierres hochverrätherische Pläne dadurch erhalten, daß sich ein Nobile in einem Zimmer des Gasthofes versteckte, neben welchem, nur durch eine Holzwand getrennt, die Berathungen stattfanden. Vielleicht läßt sich das Räthsel, wenigstens vermuthungsweise, durch einen Vorgang lösen, den man in diesem Sinne als ein Nachspiel zu der Verschwörung des Jahres 1618 auffassen kann.

Antonio Foscarini, geboren im Jahre 1570, war, nachdem er verschiedene wichtige Staatsämter bekleidet hatte, Gesandter am französischen und englischen Hofe gewesen. Nachdem er den letzteren Posten sechs Jahre lang bekleidet hatte, wurde er (gegen das Ende des Jahres 1615) nach Venedig zurückgerufen, und zwar hauptsächlich wegen der Anklagen, welche der venezianische

Geſandtſchaftsſekretär in London, Muscorno, gegen ihn in Venedig erhoben hatte; Muscorno war ihm beigegeben worden, weil der frühere Sekretär, Scaramelli, im Verdachte ſtand, Berichte Foscarinis weiter verbreitet zu haben. Eine eigenthümliche Ironie des Schickſals fügte es, daß gerade Foscarini ſchon vor dem Bekanntwerden dieſer Angelegenheit bei den Staatsinquiſitoren darauf gedrungen hatte, alles zu thun, um die Geheimhaltung der geſandtſchaftlichen Berichte zu bewirken; der päpſtliche Nuntius in Paris hatte ihm geſagt, kein Souverain wolle den venezianiſchen Geſandten gegenüber mit der Sprache heraus, weil der Inhalt der von denſelben nach Venedig erſtatteten Berichte in kurzer Zeit allgemein bekannt werde.

Giulio Muscorno und Antonio Foscarini waren einander zum Erſchrecken ähnlich; von unergründlichem Leichtſinn und gefährlich loſer Zunge, geldgierig und in Schulden ſteckend, mit unaufhörlichen Liebſchaften beſchäftigt und von ewiger Unruhe gepeinigt, war das Leben, welches ſie in London führten, geeignet, die Würde der Republik auf das Aergſte bloszuſtellen. Muscorno kam dem Geſandten mit ſeiner Anklage bevor, und die Staatsinquiſitoren nahmen die Sache in die Hand. Der ſchlimmſte Anklagepunkt ließ ſich nicht aufrecht erhalten. Muscorno hatte nämlich behauptet, Foscarini habe Abſchriften ſeiner nach Venedig gerichteten Depeſchen fremden Geſandten, darunter dem ſpaniſchen, mitgetheilt. Es fand ſich, daß ein Kammerdiener des Geſandten einem franzöſiſchen Spione die Brouillons der Depeſchen gegen Bezahlung zum Abſchreiben ausgeliefert hatte. Da aber anzunehmen war, daß der Kammerdiener nur aus Leichtſinn und ohne Bewußtſein des ſchweren Verbrechens gehandelt hatte, ſo kam er mit der leichten Strafe des Abhauens der rechten Hand und zwanzig Jahren finſteren Kerkers davon.

Die Unterſuchung der anderen Anklagepunkte ſchleppte ſich faſt drei Jahre hin. Endlich wurde Foscarini am 30. Juli 1618

freigesprochen, Muscorno dagegen zu zweijähriger Festungshaft verurtheilt. Zur Zeit der Entdeckung der Verschwörung war also Foscarini in Haft und konnte keinen Antheil an irgend etwas damit Zusammenhängendem nehmen. —

Thomas **Arundell**, später Baron Arundell of **Wardour** genannt, war im Jahre 1560 geboren. Er zeichnete sich in österreichischen Diensten im Kriege gegen die Türken aus und wurde von Kaiser Rudolph II. im Jahre 1595 in den Grafenstand erhoben. In zweiter Ehe war er mit Anna, Tochter eines Sir Miles Philipson, verheirathet. Lady Arundell war mit ihren beiden Söhnen nach Italien gegangen und lebte seit mehreren Jahren abwechselnd in Padua und Venedig. Weshalb sie sich ganz aus England, wo ihr Gemahl eine hervorragende Rolle am Hofe spielte, zurückzog, ist nicht klar. Sie selbst gab als Grund die Erziehung ihrer Söhne an, andere behaupteten, sie habe eine Vorliebe für den Katholizismus und wolle in Italien ihren religiösen Neigungen ungestört nachgehen.

Foscarini hatte diese Dame schon in England gekannt und verkehrte in ihrem Hause in Venedig, nachdem er freigesprochen war und das Vertrauen der Regierung genoß sowie die Würde eines Senators erhalten hatte. Lady Arundell bewohnte denjenigen der drei Paläste Mocenigo, welchen Lord Byron bezog, nachdem er seine Wohnung in der Spezieria aufgegeben hatte. Schon der Umstand, daß Foscarini im Palaste Mocenigo verkehrte, bezeugt, wenn nichts Schlimmeres, doch jedenfalls seinen Leichtsinn. Durch ein Gesetz aus dem Jahre 1612 war den Nobili jeder Verkehr mit den Gesandten fremder Mächte außer nach eingeholter Erlaubniß der Regierung auf das strengste untersagt; und wenn auch der Wortlaut des Gesetzes nur von dem Betreten des Hauses eines Gesandten und dem Empfang seines Besuches im eigenen Hause sprach, so ist doch klar, daß der Verkehr am dritten Orte ebensowenig gestattet sein konnte, wenn

das Geſetz überhaupt einen Sinn haben ſollte. Im Hauſe der Arundell aber verkehrten die Vertreter Toscanas, des Kaiſers und des Königs von Spanien.

Am 9. April 1622 Abends wurde Foscarini, als er aus der Senatsſitzung kam, verhaftet und am 20. April dazu verurtheilt, im Kerker erdroſſelt zu werden. Das Urtheil wurde noch in derſelben Nacht vollſtreckt, und am nächſten Morgen erblickten die Venezianer mit Entſetzen ſeinen an einem Fuße auf dem Marcusplatze aufgehenkten Leichnam. Die Anklage beſagte, Foscarini habe häufig und im Geheimen mit den Geſandten auswärtiger Mächte in ihren Behauſungen und anderswo, in Venedig und außerhalb der Stadt verkehrt, ihnen die wichtigſten Staatsgeheimniſſe mitgetheilt und dafür Geld empfangen. Der Paſſus, daß Foscarini derartige Zuſammenkünfte auch außerhalb Venedigs gehabt habe, wird auf Padua, wo ja die Arundell auch eine Wohnung hatte, bezogen. Beſonders ſoll ihm die Unſicherheit in ſeinen Antworten geſchadet haben, ſobald er über Lady Arundell befragt wurde. Die Widerſprüche, in welche er ſich dabei verwickelte, wurden in der Stadt ſo gedeutet, daß er ein Liebesverhältniß mit ihr gehabt habe und dasſelbe zu verſchweigen bemüht geweſen ſei.

Lady Arundell war gerade nicht in Venedig anweſend. Der Senat hatte ſie im Zuſammenhang mit dem Ausgang des Proceſſes Foscarini aus der Stadt ausgewieſen. Um ihr die Schmach zu erſparen, das Ausweiſungsdekret vollſtreckt zu ſehen, wollte ſie der Sekretär des engliſchen Geſandten aufſuchen und traf ſie auf dem Wege nach der Stadt. Seine Vorſtellungen machten jedoch nicht den geringſten Eindruck, vielmehr begab ſie ſich ſogleich — obgleich es ſchon tief in der Nacht war — zu dem engliſchen Geſandten und verlangte, er ſolle ihr ſtehenden Fußes eine Audienz bei der erlauchten Signoria auswirken.

Am folgenden Tage wurde ſie wirklich vorgelaſſen und

betheuerte in der beredteſten Weiſe ihre Unſchuld. Die Folge war, daß ihr die Signoria alle nur denkbaren Ehrenerklärungen gab, ſie zu der demnächſt bevorſtehenden Vermählung des Dogen mit dem Meere und einem nach dieſer Feſtlichkeit von dem Dogen veranſtalteten Diner einlud, ja ſie auch noch mit Konfekt beſchenkte.

Nun wurde freilich nach einigen Monaten das Andenken Foscarinis wieder hergeſtellt und die Denuncianten hingerichtet, aber trotzdem hat Lady Arundell, wenn ſie feierlichſt verſicherte, Foscarini habe ſie überhaupt niemals beſucht, ohne Frage die Unwahrheit geſagt, was ihr auch weiter nicht übel zu nehmen iſt, da ſie ſich ja doch wohl manchmal ihres Gemahls erinnert haben wird, und an die Gerüchte denken mußte, welche ihm über das gute Beiſpiel zu Ohren kommen konnten, das ſie ihren Söhnen gab. Die Akten des Prozeſſes ſind nicht mehr vorhanden, aber da die Staatsinquiſitoren überall Spione hielten und beſonders die Nobili genau überwachten, ſo iſt es undenkbar, daß man Foscarini für ſchuldig erachtet hätte, wenn das Tribunal nicht wenigſtens dafür Beweiſe in den Händen hatte, daß der Senator im Palaſte Mocenigo in Wahrheit geſehen worden war.

Iſt aber ihre Betheuerung in dieſem Punkte hinfällig, ſo begreift man leicht, daß auch ihre Verſicherung, ſie habe mit fremden Geſandten in keinem eigentlichen Verkehr geſtanden, nicht den mindeſten Glauben verdient. War ſie alſo ſchon im Jahre 1618 in Venedig — das Datum ihrer Ankunft iſt nicht zu ermitteln —, ſo hatten die Inquiſitoren aller Wahrſcheinlichkeit nach, wenn auch zu ſpät, wirklich das Haus gefunden, in welchem ſich ein Spanier während der Zeit der Verfolgung ungefährdet aufhalten konnte, und vielleicht hat Quevedo auch in dieſer Beziehung „über die Ungeſchicklichkeit ſeiner Verfolger“ gelacht. —

Osunas Schiffe, welche die venezianische Herrschaft im adriatischen Meere bedrohten, führten seine eigene, nicht die spanische Flagge. Daß er Miene machte, sich seinem Nachfolger in dem neapolitanischen Vizekönigthum mit Gewalt zu widersetzen, ist bekannt. Was geworden wäre, wenn es ihm glückte, sich Venedigs zu bemächtigen, wußte vielleicht außer ihm nur Quevedo. Lord Byron träumte von einem Herrscherthum in Griechenland, auf einer Insel des Archipels oder in Südamerika; wenn Quevedo ähnlichen Gedankengängen folgte, war er seinem Ziele erheblich näher gekommen als der Engländer, freilich hat auch er einen hohen Preis für das gezahlt, was seinen Sinn beschäftigte, da er die Ungnade theilen mußte, in welche Osuna fiel.

Anmerkungen.

[1] A. a. O., S. 220.

[2] A. a. O., S. 219.

[3] Von Quevedos griechischen Kenntnissen wird man sich freilich eine falsche Vorstellung machen, wenn man dieselbe nach der ersten Veröffentlichung des Anakreon in Rivadeneyras Biblioteca de Autores Españoles, tomo III., p. 433 ff. beurtheilen will. Der Abdruck ist nach einem Original vorgenommen, welches Quevedo, wie dort mitgetheilt wird, einem Schreiber diktirt hat. Wahrscheinlich hat derselbe nach damaliger Gewohnheit in den griechischen Stellen die Accente weggelassen: der Herausgeber hat sie hinzugesetzt, aber wie! Es giebt keine größere literarische Schande als diese griechisch gesetzten Worte, von denen kein einziges richtig ist; erreicht wird sie nur durch das Motto, welches der Schwätzer Castelar einem unglaublich albernen Romane vorgesetzt hat; es besteht aus drei Homerischen Worten und enthält in jedem Worte einen groben Fehler.

[4] Dieser ausgezeichnete Kenner Quevedos hat seine Vorrede zu den beiden ersten Bänden der bei Rivadeneyra erschienenen Ausgabe Quevedos unterzeichnet 14. September 1852, während jetzt die Titelblätter die Jahreszahl 1876 tragen. Den dritten Theil hat Fernandez-Guerra nicht herausgegeben, weshalb wird nicht gesagt, ist aber nicht schwer zu errathen.

[5] Im Spaniſchen bedeutet querer ebenſowohl wollen als wünſchen.

[6] Schwagers Philipps III. von Spanien.

[7] Mundo caduco y desvarios de la edad en los años de 1613—1620.

[8] Im Originale galeones; Ranke ſpricht unter Anführung von Dokumenten immer von Galeeren. Schwerlich dürfte in jenen Archivalien von etwas anderem als Gallionen die Rede ſein.

[9] Mahonas nach türkiſcher Art getakelte Barken. Auch dieſes Wort giebt Ranke durch Galeeren wieder.

[10] Die Art, in welcher die beiden hingerichtet wurden, war bisher unbekannt (Ranke a. a. O., S. 214) und geht erſt aus dem Berichte Bedmars hervor.

[11] Pierre hatte den Türken als Korſar großen Schaden zugefügt. Das oben Erwähnte, von Ranke ſchlagend Widerlegte, glauben die Spanier, wie es ſcheint, noch heute.

(294) Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Die

Reblausgefahr.

Von

Dr. Otto Geiſe
in Kiel.

Mit einer Tafel.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Wenn die Menſchen früherer Zeiten gezwungen waren, ihre Kraft und Intelligenz daran zu ſetzen, um Daſein und Wohlſtand gegen die Thiere der Wildniß zu vertheidigen, ſo ſcheint es unſerem Geſchlechte vorbehalten, die gefährliche Macht des Kleinen zu würdigen, in den kleinſten und allerkleinſten Lebeweſen die bei weitem furchtbarſten Feinde der menſchlichen Intelligenz und des menſchlichen Beſitzſtandes zu erkennen und zu bekämpfen. Kein Jahr faſt geht vorüber, das uns nicht in neu entdeckten Pilzen, Bacillen und ähnlichen Organismen die Urheber des Erkrankens oder gar des Sterbens unſerer Kulturpflanzen, unſerer Hausthiere, ja der Menſchen ſelbſt konſtatiren läßt, zudem oft angeſichts einer Maſſenhaftigkeit des Verderbens, gegen welche alle Zerſtörungen, die jene anderen großen Feinde anrichten mochten, zum Verſchwinden kommen müſſen.

Zwar nicht von jener mikroſkopiſchen Kleinheit, wie die meiſten der erwähnten Organismen, aber doch dem bloßen Auge kaum ſichtbar, in ſeinen verderblichen Wirkungen jedenfalls den ſchlimmſten unter den Zerſtörern (hier ſpeziell des pflanzlichen Lebens) ähnlich, hat nun in den letzten Decennien in Europa überhaupt, ſeit einigen Jahren leider auch in Deutſchland insbeſondere, ein Weſen in einer Art von ſich reden gemacht, die es wohl angezeigt erſcheinen läßt, ſeinem Leben, ſeiner furchtbaren Wirkungsweiſe einige Zeilen zu widmen. Es iſt die Reblaus, die ſchreckliche Feindin des Weinbaues, von der wir ſprechen wollen, ein

Thier, das ſicherlich jedem der Leſer aus den in den letzten Monaten dieſes Jahres (1887) immer mehr ſich häufenden Zeitungsnotizen wenigſtens dem Namen nach bekannt iſt.

Was iſt nun aber, genauer betrachtet, die Reblaus? In welcher Weiſe tritt ſie ſchädigend auf? Seit wann und wo hat ſie ihre Zerſtörungen begonnen? Weswegen endlich erſt vor relativ ſo kurzer Zeit? — all dies ſind Fragen, die ſich Jedem aufdrängen, der nicht näher Beſcheid weiß, die ſich am beſten aber meines Erachtens an der Hand einer zunächſt hiſtoriſchen Darſtellung beantworten laſſen. Beginnen wir alſo mit einer Zeit, zu welcher die Reblaus noch zu den unbekannten „Größen" in Europa gehörte.

Es war gegen Anfang der ſechziger Jahre, als im Südoſten Frankreichs, an mehreren Orten faſt gleichzeitig, die Winzer auf eine eigenthümliche, bisher unbekannte Art des Erkrankens der Rebſtöcke aufmerkſam wurden. Anfangs war man, wie ſo oft, geneigt, der Sache keine weitere Bedeutung beizulegen, in dem Glauben, daß man es mit einer durch lokale Umſtände hervorgerufenen und mit der Zeit auch wohl wieder vorübergehenden Erſcheinung zu thun habe. Als ſich jedoch an jenen Orten des erſten Auftretens (es war dies in den Departements Bouches du Rhône und Vaucluſe) die Krankheit auf immer größere Beſtände von Reben verbreitete, als ſich bald hier, bald dort in der Umgebung jener Krankheitsherde, ja als ſich dann auch an weiter davon entfernt gelegenen Stellen neue ſich raſch vergrößernde Herde zeigten, da konnte man der traurigen Ueberzeugung ſich nicht mehr verſchließen, daß die Krankheitserſcheinungen nicht lediglich lokaler Natur ſeien, daß man vielmehr einer den Weinbau recht weſentlich bedrohenden Gefahr gegenüber ſtände. Wie groß freilich dieſe Gefahr war, wie groß das Verderben werden würde, das aus ihr ſich entwickeln ſollte, davon hatte man leider auch damals noch keine Ahnung.

Die Gefahr ſelbſt, wie geſagt, hatte man erkannt. Aber was half es? Man ſah die Seuche mit zunehmender Geſchwindigkeit ſich über immer größere Flächen ausbreiten und ſtand ihr rathlos gegenüber, denn die Urſache des Uebels zu ergründen, wollte nicht gelingen.

Das Krankheitsbild, welches die ergriffenen Stellen zeigten, war überall ein gleiches. Die Stöcke begannen zu kränkeln, die Triebe blieben kurz, das Laub fing frühzeitig an zu verdorren, die Ränder einzurollen und abzufallen, die Trauben wurden wäſſerig und gelangten nicht zur Reife. Während nun dieſe Erſcheinungen an den ergriffenen Stöcken von Jahr zu Jahr ſich ſteigerten und etwa im vierten oder fünften Jahre zum gänzlichen Abſterben der Reben führten, begannen zugleich die Nachbarſtöcke in derſelben Weiſe zu kränkeln und zurückzugehen, ſo daß eine allmähliche Anſteckung nicht zu verkennen war. Nach allen Seiten breitete ſich das Uebel ſtetig aus, im Jahre etwa zehn bis fünfzehn Meter fortſchreitend. Eine erkrankte Fläche bot alſo im weſentlichen zuerſt das Bild einer uhrglasförmigen Vertiefung in dem Beſtande der Reben dar, indem um die mittlere, abgeſtorbene oder dem Abſterben nahe Partie kleinwuchſiger Stöcke ſich Zonen von nach außen hin immer mehr dem Normalen in Ausſehen und Wachsthum ſich nähernden Reben ſchloſſen. Mit dem Wachſen dieſer mehr oder weniger kreisförmigen Erkrankungsſtellen kam es dann erklärlicherweiſe zu einem Zuſammenfließen und Verſchmelzen derſelben, wodurch das ſonſt regelmäßige Bild eine Aenderung erlitt.

Rodete man nun die abgeſtorbenen Rebſtöcke zum Zwecke der Erſetzung durch neue Setzlinge aus, ſo nahm man leicht wahr, daß die Wurzeln morſch und verfault waren: es lag nahe, die Urſache des Abſterbens des Stockes in der Zerſtörung der Wurzeln zu ſuchen, woher aber dieſe Zerſtörung der Wurzeln ſelbſt kam, wußte niemand. Die oben erwähnten Neuanpflanzungen

ſah man ſich übrigens auch bald gezwungen aufzugeben, denn was das Schlimmſte bei der Sache war, auch dieſe Neuanlagen auf dem verſeuchten Gebiete gingen baldigſt zu Grunde oder kamen überhaupt nicht auf.

Was war nun die Urſache der Krankheit? Sie zu finden, mußte man angeſichts der immer wachſenden Kalamität mit aller Anſtrengung bemüht ſein, war doch ohne Kenntniß derſelben an keine Abhülfe zu denken. So gelang es denn endlich einem Mitgliede einer zur Unterſuchung der Krankheitserſcheinungen abgeordneten Kommiſſion, der Sache auf den Grund zu kommen. Profeſſor Planchon nämlich ließ zahlreiche Stöcke, darunter auch ſolche, welche eben zu kränkeln begonnen, ausgraben, und ſo fand er denn, daß die Wurzeln zum Theil in großer Menge von winzigkleinen, unbekannten Inſekten bedeckt waren. Seine Vermuthung, daß eben dieſe Thiere die Urſache der Wurzelerkrankung wären, beſtätigte ſich bald. Ueberall, wo er die Wurzeln, vornehmlich der noch nicht völlig abgeſtorbenen Stöcke, unterſuchen ließ, fanden ſich auch die verdächtigen Inſekten, und es konnte keinem Zweifel mehr unterliegen, daß man die Urſache des ſich ausbreitenden Verderbens gefunden hatte. Wie leicht feſtzuſtellen war, gehörten die winzigen Inſekten den Rindenläuſen an, einer Gruppe alſo, welche den jedem Gartenfreunde wohl bekannten Blattläuſen nahe ſteht. Da man ſie nirgends beſchrieben fand, wurden ſie von Planchon mit dem neuen Spezies-namen der Phylloxera vastatrix benannt. Später freilich gelangte man zu der Erkenntniß, daß auch ſchon andere Forſcher in Amerika ſie beobachtet und benannt hatten, dennoch blieb Planchons Bezeichnung für das Thier ausſchließlich im Gebrauch.

Halten wir uns nun mit der Naturgeſchichte der Reblaus — denn ſo ward das Thier ſpäter im Deutſchen benannt — für jetzt nicht länger auf, wir werden ſpäter Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen; verfolgen wir lieber den Gang der

Ereigniſſe in Frankreich weiter. Den Feind alſo kannte man jetzt; warum aber, mußte man ſich fragen, hat er erſt jetzt begonnen, ſeine Verheerungen anzurichten? War er etwa nicht immer im Lande? und in dieſem Falle, woher war er gekommen? Es waren dies keineswegs müſſige Fragen, denn von der Antwort darauf hing ein großer Theil der Hoffnungen der betroffenen Weinbauern ab. War die Reblaus ein in Frankreich einheimiſches Thier, ſo mußten, da ſie ja früher ſich nicht bemerklich gemacht hatte, zeitliche Einflüſſe ihre enorme Entwickelung bedingt haben, und wie dieſe mit der Zeit zuwege gekommen war, ſo konnte ſie mit der Zeit auch wieder zurückgehen. Anders, wenn die Reblaus ein fremder Eindringling war, dem zu trotzen, wie es ſchien, die Rebe auf dem Boden Frankreichs nicht imſtande war: in dieſem Falle mußten ſich die Ausſichten nur allzu betrübend geſtalten. Und leider! die letztere Auffaſſung blieb im Recht. Es ließ ſich nachweiſen, daß überall da, wo das furchtbare Inſekt zuerſt ſich gezeigt, Wurzelreben aus Amerika zur Anpflanzung gelangt waren, und zwar wenige Jahre vorher! Nicht mehr zu bezweifeln konnte die Thatſache ſein, daß man es mit einem Gegner zu thun hatte, der nicht von der Gunſt des Ortes und der Zeit getragen, ſondern auf eigener Kraft fußend, einen unerhörten Vernichtungszug gegen die geſammte Weinkultur vorbereitete und leider nicht mehr nur vorbereitete! Denn während man nach ſeiner Urſache ſuchte, während man rathlos, vergebens auf Mittel zu ſeiner Bekämpfung ſann, hatte ſich das Verderben mit erſchreckender Schnelle über weit ausgedehnte Flächen verbreitet. In welcher Weiſe es aber um ſich griff, davon mögen einige Zahlen eine ungefähre Vorſtellung geben. In dem um das Jahr 1866 von der Seuche befallenen Departement Vaucluſe waren 1869 (alſo nach ca. drei Jahren!) 6000 ha Weinland abgeſtorben oder nahe daran, im Jahre 1874 von den 30000 ha

dieſes Departements 25000 vollkommen zerſtört. Im Jahre 1872 waren in Frankreich bereits 100000 ha, im Jahre 1877 circa 288000 ha zerſtört und 365000 ha inſizirt. Bis zum 1. Oktober 1882 endlich waren von den 2415986 ha, welche Frankreich überhaupt an Weinland beſitzt, nach amtlichen Angaben 763799 ha (alſo etwa ein Drittel) gänzlich zerſtört, angegriffen und theilweiſe vernichtet aber andere 642978 ha! Der Geſammtverluſt, welchen Frankreich durch die furchtbare Rebenfeindin ſchon bis zu jener Zeit erlitten, wird auf 5 Milliarden Franken berechnet. Und das Verderben ſteht keineswegs ſtill: ich vermag nicht zahlenmäßig anzugeben, da mir die amtlichen Feſtſtellungen der letzten Jahre nicht zur Hand ſind, wie hoch im Augenblicke die Hektarzahl der in Frankreich zerſtörten Weinberge ſich beläuft, ſicher iſt, daß ſie die Zahlen aus dem Jahre 1882 um ein Bedeutendes übertrifft. Wenn aber die Weinproduktion Frankreichs dennoch nicht in einer dieſen ungeheuren Vernichtungsziffern völlig entſprechenden Weiſe zurückgegangen iſt, ſo liegt dies vornehmlich daran, daß man in den bisher noch verſchonten Departements ſchon ſeit Jahren zu ausgedehnten Neuanlagen von Weinbergen geſchritten iſt: ein Mittel, die Weinproduktion zu heben, das freilich nur ſo lange vorhalten wird, ſo lange nicht die Reblaus ſelbſt ihr furchtbares Veto an Ort und Stelle einlegt.

Daß man jedoch in Frankreich, während ſolches Unglück über ſeine geſegneten Weingaue ſich verbreitete, mit Aufbietung aller Kräfte daran arbeitete, auch Mittel zu finden, welche die Reblaus wirklich vertilgten, iſt ſelbſtverſtändlich. Aber alle Verſuche erwieſen ſich als vergeblich. Vergebens ſetzte die franzöſiſche Regierung einen Preis von 300000 Franken für den glücklichen Entdecker ſolchen Mittels aus, vergebens erhöhte ſie ihn in den letzten Jahren auf eine halbe Million! Ueber tauſend Bewerbungen gingen ein, aber entweder taugten die Vorſchläge überhaupt nichts oder es ſtellte ſich heraus, daß bei Anwendung des

Mittels ſammt der Reblaus auch der Stock zu Grunde ging. Zu ſolchen letzten, verzweifelten Mitteln aber zu greifen — es ſind, wie geſagt, zur Stunde die einzigen, die uns gegen die Reblaus zur Verfügung ſtehen — war es in Frankreich, als man die Größe der Gefahr erkannt, als man die Urſachen derſelben entdeckt, als man eben dieſe erwähnten Mittel ſelbſt gefunden hatte, leider zu ſpät. Was im Anfang möglich geweſen wäre: die Beſchränkung der Seuche auf ihre erſten Urſprungsſtellen durch energiſche Vernichtung aller infizirten Weinpflanzungen, das ließ ſich bei der mittlerweile geſchehenen Ausbreitung der Krankheit über Tauſende von Hektaren ganz abgeſehen von den ungeheuren Koſten, mit auch nur einiger Ausſicht auf Erfolg nicht mehr bewerkſtelligen; man ſah ſich genöthigt — leider muß man es ſagen —, ohnmächtig zuzuſehen, wie ein Departement nach dem anderen der Vernichtung ſeines Rebbeſtandes durch die Reblaus zum Opfer fiel, denn die wenigen Verſuche, die von einigem Erfolg gekrönt waren, fallen gegen die allgemeine Ohnmacht nicht ins Gewicht. Wir werden ihnen ſpäter einige Worte widmen.

Aber, höre ich nun fragen, wie iſt ſo etwas, wie das Geſagte, überhaupt möglich? Wie vermag ein ſo kleiner Organismus, als welcher die Reblaus uns doch anfangs geſchildert ward, in ſo kurzer Zeit ſolch unerhörte Verheerungen anzurichten? Wie iſt es ferner möglich, daß alle Intelligenz, der Aufwand aller Energie nicht ſollten imſtande geweſen ſein, dem Verderben zu wehren? Nun, die Antwort auf dieſe Frage möge der Leſer aus der Darſtellung der Lebens- und Wirkungsweiſe der Reblaus ſelbſt entnehmen.

Die Reblaus, wie ſchon oben geſagt, den Blattläuſen nahe verwandt, alſo den Schnabelkerfen angehörig und ſomit eigentlich ein *wanzenähnliches* Thier, hat einen beſonders für den zoologiſchen Laien höchſt auffallenden und merkwürdigen Lebens- und Entwickelungsgang.

Ohne in der alten Streitfrage, wer älter ſei, die Henne oder das Ei, irgend Partei zu ergreifen, wollen wir uns aus praktiſchen Gründen auf den letztern Standpunkt ſtellen und mit dem Ei beginnen — denn aus einem Ei, wie jedes andere lebende Weſen, leitet auch die Reblaus ihren Urſprung her. Im Herbſte nun finden ſich unter der abblätternden Rinde des Rebſtockes, zuweilen auch in den Schollen des Bodens, kleine, hartſchalige, bräunliche, ihrer Farbe und Lage wegen ſchwer zu entdeckende Eier, welche den Winter überdauern. Schon im Vorfrühjahre ſchlüpfen aus ihnen kleine, gelbe Läuschen hervor, die ſich ſofort ſtammabwärts auf die Reiſe machen, um, den Verzweigungen der Wurzeln folgend, zuletzt auf die kleineren, zarten, eben hervorknoſpenden Wurzelſprößchen zu gelangen und hier unter mehrmaligen Häutungen zu den in Fig. 1* abgebildeten, etwa 0,7 bis höchſtens 1,1 Millimeter großen Thieren heranzuwachſen. Im Umriſſe eiförmig, weiſt das Thier eine gedrungene, die drei Hauptabſchnitte des Inſektenkörpers nicht ſcharf unterſcheidenlaſſende Körpergeſtalt auf. Bezeichnend für die im Frühjahr hellgelbe, im Sommer mehr und mehr ſich bräunende Laus ſind die dreigliedrigen, an der Spitze ſchräg abgeſtutzten und eine ſchwache Aushöhlung zeigenden Fühler, ebenſo wie die kurzen Beine, welche in eine Kralle endigen und mit (unter dem Mikroſkop deutlich wahrnehmbaren) geknopften Borſten verſehen ſind. Der Hinterleib, der ſich noch am beſten von dem Bruſtſtück abhebt, während dieſes und der Kopf ohne ſichtbare Grenze ineinander übergehen, beſteht aus ſieben Ringen. In unſerer Fig. 1, welche uns die Laus von der Unterſeite zeigt, ſehen wir aber ferner ein in der Mitte gelegenes, längliches Gebilde: es iſt der Stech- und Saugrüſſel des kleinen Schnabelkerfes. Mit Erwähnung dieſes Gebildes kommen wir zugleich auf die Art und Weiſe zu ſprechen, in welcher die Reblaus die

* Fig. 1 und Fig. 3—5 ſind frei nach Moritz.

Zerſtörung des von ihr angegriffenen Stockes bewerkſtelligt. Der viergliedrige, bewegliche Rüſſel ſtellt eine mit einem Längsſpalt verſehene Röhre dar, in welcher ſich vier ſteife Stechborſten auf und nieder bewegen können. · .In Fig. 2 iſt der ganze Apparat in ſchematiſchem Querſchnitte zu ſehen. Der breite äußere Ring iſt die Hauptmaſſe des Rüſſels, von ihm umſchloſſen erblicken wir die Querſchnitte der vier Borſten. Zwei von ihnen liegen, wie man ſieht, zu beiden Seiten der mittlern, welche ihrerſeits ſich durch eine eigenthümliche Einfalzung zu einer geſchloſſenen Doppelröhre vereinigen. Die obere Röhre ſteht nun (hier natürlich nicht ſichtbar) mit einem Saugapparate, die untere mit einem kleinen ſpritzenähnlichen Organe (der vom Verfaſſer a. a. O.* genauer behandelten, allen Schnabelkerfen gemeinſamen „Wanzenſpritze") im Kopfe des Thieres in Verbindung.

Wenn nun die junge Reblaus auf die zarten Wurzelſprößchen gelangt iſt, ſo ſticht ſie die Stechborſtenröhre in die weiche Wurzelmaſſe ein und indem ſie durch den Saugapparat vermittelſt der oberen Röhre die Nahrungsſäfte einſaugt, ſpritzt ſie zugleich durch die unteren ein ſtark wirkendes ſaures Sekret** in die Wurzel ein. Die Folgen dieſer Injektion machen ſich bald bemerkbar, denn ſtatt im normalen Wachsthum zu verharren, ſchwillt die alſo injicirte Wurzel zu einem gallenartigen Knötchen auf, um durch den in ihr vermehrten Säftezufluß der ſaugenden Laus reichlichere Nahrung zu gewähren. Wenn nun ſchon die Galle ſelbſt, welche man als „Nodoſität" zu bezeichnen pflegt, die normale Weiterleitung der durch die Wurzeln aufzuſaugenden Nahrungsſäfte der Pflanze nach den größern Wurzeln und

* Die Mundtheile der Rhynchoten, Bonn 1883.

** Es ſei übrigens hier darauf hingewieſen, daß es ſich wohl zuletzt verlohnen könnte, wenn man im Hinblick auf die ſaure Reaktion des Speichelgiftes der Laus von Verſuchen nicht abließe, durch alkaliſche Durchtränkung des Bodens mit ja in Auswahl dafür zu Gebote ſtehenden Mitteln die Säure des Giftes zu neutraliſiren und dadurch ihrer verderblichen Wirkung zu berauben.

ſchließlich zum Stocke hin empfindlich geſtört wird, ſo macht ſich doch die verderbliche Wirkung des Reblausſtiches noch bei weitem mehr im folgenden Spätherbſt geltend. Jene galligen Auftreibungen der Wurzelſpitzen und auch der größeren Wurzeln, an denen ſie ſpäter von den Läuſen gleichfalls erzeugt werden, fallen nämlich im Herbſt und Winter einer fauligen Zerſtörung anheim und die infizirten Wurzeltheile gehen ſomit für die Pflanze verloren. Bedenken wir nun, daß die Reblaus ſich binnen kurzer Zeit auf viele Hunderttauſende zu vermehren und ſich im Laufe des Jahres über das geſammte Wurzelſyſtem des Stockes auszubreiten imſtande iſt, ſo werden wir leicht begreifen, daß die nachtheiligſten Wirkungen auf den befallenen Stock nicht lange ausbleiben können. Denn abgeſehen davon, daß tauſende der kleinen, das eigentliche Aufſaugungsgeſchäft beſorgenden Wurzelſprößchen verloren gehen, werden eben, wie ſchon geſagt, im Laufe des Jahres auch an den ſtärkeren Wurzeln Anſchwellungen (wenn auch von etwas anderer Form und hier „Tuberoſitäten“ genannt) erzeugt, ein Umſtand, welcher die die Nahrungsſäfte ſammelnde Hauptwurzel ſchließlich einem Fluſſe ähnlich macht, deſſen einzelne Quellchen man verſtopft, deſſen Nebenflüſſe man abgedämmt hat, der dann aber am Ende keinen Fluß mehr, ſondern nur noch ein vertrocknetes Flußbett darſtellen wird. Fig. 6 zeigt uns das Bild einer reblauskranken Wurzel.

So lange nun wenige Läuſe nur die Wurzeln bedecken, iſt ſelbſtverſtändlich von einer ſchädigenden Wirkung kaum die Rede. Bei den wenigen aber bleibt es leider nicht lange: eine kurze Betrachtung der Vermehrungsweiſe der Reblaus mag dieſe Behauptung rechtfertigen. Jene in Fig. 1 abgebildete, an den Wurzeln lebende Laus iſt weiblichen Geſchlechtes, Männchen aber giebt es zu der Jahreszeit, von welcher wir ſprechen, noch nicht und im Boden überhaupt nie oder doch nur ganz ausnahmsweiſe. Trotzdem *vermehrt* ſich das wurzelbewohnende Weibchen,

ohne Zuthun eines Männchens alſo, und zwar ſehr ſtark. Dieſe Vermehrungsweiſe wird dem Laien überraſchend ſein, iſt aber dem Zoologen unter dem Namen der Parthenogeneſis oder jungfräulichen Zeugung auch bei anderen Thieren wohlbekannt. Dreißig bis vierzig Eier legt die Laus auf dieſe Weiſe und ſchon nach wenigen Tagen ſchlüpfen aus denſelben eben ſo viele junge Läuschen hervor, die ſich nun ſchnell über die Wurzeln verbreiten und an geeigneten Stellen feſtſaugen. Nach einigen Wochen aber, je nach der Witterung, ſind dieſe Jungen unter mehrmaligen Häutungen erwachſen und legen wiederum in derſelben Weiſe eine gleiche Anzahl Eier. Wenn man nun erfährt, daß im Laufe des Sommers acht bis neun Generationen in der geſchilderten Weiſe aufeinander folgen, ſo kann man ſich leicht die Rechnung machen: die Möglichkeit der Vermehrung geht bis in die Billionen hinein, und wenn auch die Wirklichkeit, wie natürlich, um ein Bedeutendes hinter dieſer Möglichkeit zurückſteht, ſo bleiben doch noch ſo ungeheure Zahlen übrig, daß die furchtbare Verbreitung des Ungeziefers innerhalb ſo weniger Jahre über ein ſo großes Gebiet viel von ihrer anfänglichen Unbegreiflichkeit verliert.

Aber gehen wir weiter. Sobald der Herbſt herannaht, ſehen wir plötzlich eine Veränderung in der Vermehrungsweiſe der Reblaus eintreten. Die jüngſten aus den Eiern ſchlüpfenden Läuschen zeigen nämlich eine etwas abweichende Geſtalt. Länglicher als die bisherige Form der Läuſe, von grünlichgelber Farbe, haben ſie ſchlankere Beinchen, längere Fühler, beſſer entwickelte Augen, was die Hauptſache aber iſt, an den Seiten zwei ſtummelartige Fortſätze. Fig. 3 zeigt uns ein ſolches Thier. Dieſe Generation nun, die ſogenannte „Nymphe“, entwickelt ſich bereits im Boden (wie von dem in Reblausangelegenheiten rühmlichſt thätigen Königlichen Garteninſpektor Ritter feſtgeſtellt worden iſt) oder erſt nachdem ſie am Stamme empor-

gewandert ist, unter mehrmaligen Häutungen zu einem vollkommener ausgebildeten, mit guten Augen, wohlgesondertem Kopfe, Bruststücke und Hinterleibe versehenen, geflügelten Insekte, dessen Flügel eben in jenen stummelförmigen Fortsätzen vorgebildet wurden. Die Auffindung dieser geflügelten Generation auch in Deutschland (ein Verdienst von Dr. Moritz und Ritter) hat denn auch gewissen Hoffnungen den Boden entzogen, welche aus dem bisherigen Fehlen derselben den Schluß ziehen wollten, daß die Reblaus bei uns in Deutschland nicht zu der verderblichen Bedeutung wie in anderen Ländern gelangen würde.

Die geflügelte Laus, deren Bild uns Fig. 4 vorführt, erhebt sich nun direkt vom Boden oder erst von den Stammestheilen aus selbständig in die Luft, um sich über die nächste Umgebung zu verbreiten, wird aber auch, was bei ihrer Kleinheit und Leichtigkeit nicht Wunder nehmen kann, vom Winde über weite Strecken fortgetragen. Gelingt es ihr, an einem Rebstocke sich niederzulassen, so legt das immer noch parthenogenetisch sich vermehrende Thier, gewöhnlich in den Winkeln der Blattrippen, drei bis vier verschieden große Eier ab, aus denen sich nun die lange vermißte geschlechtliche Generation entwickelt und zwar geben die größeren Eier wahren Weibchen, die kleineren den Männchen den Ursprung. Langes Leben freilich ist diesen Wesen nicht beschеert, weder Darm noch Mundwerkzeuge besitzen sie, Nahrungsaufnahme ist ihnen unmöglich, ihre einzige Funktion besteht in der Paarung, welche zur Auffrischung des Blutes, wie überall, so auch hier nothwendig erscheint, und deren Produkt ein einziges, den ganzen Leib des weiblichen Thieres (welches uns Fig. 5 darstellen soll) erfüllendes Ei ist. Dieses Ei, das unter die abblätternde Rinde des Stammes gelegt wird, das hartschalige, bräunliche, sogenannte Winterei aber entspricht wieder jenem Ei, von dem wir ausgingen: der Lebenscyklus der Reblaus beginnt von neuem. Zwar kompliziren sich die

Verhältniſſe bei der Fortpflanzung der Reblaus in Amerika und zum Theil auch in Frankreich noch dadurch, daß ein Theil der aus den Wintereiern hervorgegangenen Läuſe ſtatt in den Boden auf die Blätter wandert und in etwas modifizirter Geſtalt zur Bildung von Blattgallen Veranlaſſung giebt. Da aber dieſe Generationsform in Europa nur verhältnißmäßig ſelten auftritt, wollen wir ſie hier bei Seite laſſen.* Jedoch ſei noch erwähnt, daß zahlreiche Wurzelläuſe von der gewöhnlichen Form an den unterſten Wurzeln direkt den Winter überdauern, um im Frühjahr ihr Fortpflanzungsgeſchäft fortzuſetzen.

Es iſt einleuchtend, von welcher eminenten Bedeutung die geflügelte Form für die Verbreitung der Reblaus iſt, denn wenn ſchon die unterirdiſche Verbreitung des Thieres bei ſeiner ungeheueren Vermehrungsziffer von Wurzel zu Wurzel, von Stock zu Stock bei der ſtets wachſenden Peripherie des Erkrankungskreiſes verderblich genug iſt, ſo iſt doch durch die geflügelte Form für die Reblaus die Gelegenheit gegeben, an bisher ganz verſchonten, weit von den alten Infektionsgebieten gelegenen Stellen *neue*, ſich raſch ausbreitende Kolonien zu gründen und ſo die Zerſtörung der Weinkultur ins Ungemeſſene zu ſteigern.

Leider aber ſind auch hiermit die Verbreitungsmöglichkeiten für die Reblaus nicht erſchöpft; was die Natur nicht leiſtet, vollbringt der Menſch. Ohne ſeine Hülfe hätte die Reblaus nicht den Ozean überſchritten, ohne die unſelige Verſendung des Rebholzes durch zahlreiche Handelsgärtnereien und durch Private wären Europas Länder, wäre Deutſchland von dem verderbenbringenden Gaſte verſchont geblieben. Ueberall, wo Rebholz von einem Orte zum andern verſandt wird, iſt die Gelegenheit zur Verſchleppung der Laus gegeben, genügt doch ein einziges,

* Neuerdings will man ſogar gefunden haben, daß die die Blattgallen erzeugenden Läuſe überhaupt einer anderen Species, alſo nicht der Ph. vastatrix angehören.

winziges, an ſolchem Rebholze haftendes Ei unter Umſtänden, um unſäglichem Unheil den Urſprung zu geben. Und nicht einmal durch die Verſendung von Rebholz allein droht Gefahr, auch an anderen bewurzelten Gewächſen kann die Reblaus vorübergehend ſich aufhalten, fand doch Ritter an Brombeerwurzeln in der Nähe infizirter Stöcke die Laus! Die Erde auch, die an den Wurzeln der Gewächſe hängt, kann die Trägerin von Keimen ſein, wie denn in den infizirten Gebieten ſelbſt die Verſchleppung durch an den Geräthſchaften oder den Schuhen der Arbeiter haftende Erde nur zu oft vorgekommen iſt.

Wohl ſind im Anſchluſſe an die internationale Reblauskonvention von den einzelnen Staaten in der richtigen Würdigung der drohenden Gefahr ſtrenge Beſtimmungen über den Verkehr mit Rebholz und anderen bewurzelten Gewächſen erlaſſen worden, aber die betrübende Frage bleibt immer noch beſtehen, ob es nicht zu ſpät iſt, zu ſpät am Ende auch für Deutſchland. Denn daß auch in Deutſchland die Reblaus (von anderen Ländern, wie Spanien, Portugal, Oeſterreich-Ungarn, der Krim, Italien der Schweiz, u. ſ. w., wo ſie ſchon in mehr oder minder erſchreckender Weiſe hauſt, hier ganz zu ſchweigen) ihren Einzug gehalten hat, iſt oben ſchon angedeutet worden.

Schon im Jahre 1874 wurde das Vorkommen der Reblaus in dem Verſuchsgarten der Poppelsdorfer landwirthſchaftlichen Akademie auf dem Annaberg bei Bonn konſtatirt, wo 1867 aus Waſhington in Amerika bezogene Reben zur Anpflanzung gelangt waren. Die Auffindungen des verderblichen Thieres in Deutſchland mehrten ſich nun von Jahr zu Jahr, immer aber waren es nur Handelsgärtnereien oder Rebſchulen Privater, in welchen die Reblaus ſich vorfand. Leider jedoch gelang es im Kreiſe Ahrweiler im Jahre 1881, auch in den Weinbergen ſelbſt das Inſekt nachzuweiſen. Während ſich nun dort an der Ahr, trotz der ſofort von ſeiten der Regierung ergriffenen energiſchen

Gegenmaßregeln, die Zahl der aufgefundenen Reblausherde von Jahr zu Jahr mehrte, brachte das Jahr 1884 die Entdeckung der großen Reblausinfektionen bei Linz im Kreise Neuwied.

Auch hier, wie an der Ahr, war die Anpflanzung einzelner amerikanischer Reben die Ursache der Verschleppung gewesen.

Mit der Auffindung der Linzer Herde war die Reblausfrage für Deutschland in ein neues, ernsteres Stadium getreten, konnte doch kein Zweifel mehr bestehen, daß das gesegnetste Weinbaugebiet unseres Landes, der Rheingau, von seiner unteren Seite her schwer bedroht war. Mit Aufwendung großer Kosten wurde die Untersuchung des gesammten Weinbaugebietes des Rheins, der Mosel und Saar, wurde die Vernichtung der befallenen Rebbestände und die gründlichste Desinfizirung des Bodens angeordnet und durchgeführt. Zwar, was bei der Schwierigkeit solcher Untersuchungen und der Leichtigkeit der Verbreitung der Reblaus nicht zu verwundern war, brachte uns jedes Jahr die Entdeckung neuer, im Vorjahre wegen ihrer geringen Ausdehnung übersehener oder im Herbste desselben Jahres gar erst neu entstandener Herde bei Linz und an der Ahr, die Untersuchungen aber des Rheingaues selbst und des Weinbaugebietes der Mosel und Saar lieferten die günstigsten Resultate: nirgends wurde auch nur irgend etwas Verdächtiges gefunden. Man fing an, sich der Hoffnung hinzugeben, daß das Gebiet vom Kreise Neuwied rheinaufwärts reblausfrei sei. Die Hoffnung hat sich leider nicht erfüllt, der Rheingau ist auch auf seinem anderen Thore bedroht! In Biebrich, in Wiesbaden wurden im Spätsommer dieses Jahres* zahlreiche, wenn auch zum Glücke nur kleinere Reblausherde entdeckt. Und damit nicht genug! Von allen Seiten laufen jetzt, wohl infolge der durch die letzten Entdeckungen am Rhein vermehrten Anstrengungen, die Nachrichten über die Auffindung der Reblaus ein! In Gelnhausen bei Hanau war kurz

* 1887.

vorher die Reblaus gefunden, in Sachſen wurde ſie an mehreren Orten zugleich entdeckt, von Lothringen aus droht ſie dem Moſelgebiete mit Invaſion! Wie man ſieht, die Gefahr iſt groß, es gilt, alle Energie aufzubieten, wenn man des Feindes noch Herr werden, wenn man den herrlichen Weinbau Deutſchlands, einen ſo beträchtlichen Faktor des Nationalwohlſtandes, retten will. Deutſchland beſitzt ca. 150000 ha Rebland; 150000 Hektaren Rebland droht die Reblaus Zerſtörung. Daß es aber nicht leere Drohungen ſind, das hat die Verderberin bewieſen, da ſie, wie wir oben laſen, im Laufe von noch nicht zwei Decennien in Frankreich allein 763799 ha gänzlich zerſtört, 642978 ha außerdem aber noch angegriffen hat. Möge die Regierung in ihrem lobenswerthen Eifer für die Unterdrückung des Rebenfeindes nicht erlahmen, aber möge vor allem auch die Bevölkerung der weinbauenden Gegenden, die doch zunächſt dabei intereſſirt iſt, endlich aufhören, ſich in Sicherheit zu wiegen, wie dies ſo vielfach leider noch geſchieht, oder gar in leichtfertiger Ungläubigkeit mit der Behauptung, daß unſer Klima die Ausbreitung der Reblaus und ihre Vermehrung bis zu einer merklichen Schädigung des Weinbaues nicht erlaube, und mit der Forderung, daß man die ganze Sache ihrem natürlichen Laufe überlaſſen müſſe, ein Experiment zu verlangen, das zum mindeſten die Möglichkeit in ſich ſchließt, mit der Vernichtung des edelſten Zweiges unſerer Landwirthſchaft und der Exiſtenzbedingung zahlreicher Menſchen zu endigen! Noch iſt die Möglichkeit der Rettung aber vorhanden, trotz alledem; zögern wir daher nicht, es wäre unverantwortlich, dieſe Möglichkeit auszunutzen!

Was wir nun freilich im Intereſſe dieſer Rettung augenblicklich thun können, beſchränkt ſich auf die ſorgfältigſte Ueberwachung des Verkehrs mit Rebentheilen, zum Zwecke der Verhütung weiterer Einſchleppungen, auf die unermüdliche Unterſuchung und Beobachtung der Rebpflanzungen in Rückſicht auf

das Auftreten neuer Infektionen, auf die energiſche Vernichtung endlich aller ſolcher Infektionen und auf die durchgreifendſte Desinfizirung des Bodens, welche letztere zur Zeit, gewöhnlich und am beſten auch, vermittelſt Petroleums und Schwefelkohlenſtoffes vorgenommen wird. Wohl mag es zuweilen ſchmerzlich berühren, die noch blühenden Rebgelände, die im Schmucke reifender Trauben prangen, im Feuer aufgehen zu ſehen, aber wenn irgendwo, ſo heiligt hier der Zweck das Mittel! Noch iſt Deutſchland in der, wenn man ſo ſagen darf, glücklichen Lage, dieſes gewaltſame Mittel anwenden zu können, denn noch haben eben die Infektionen eine gewiſſe Grenze nicht überſchritten. Sollte dieſe Grenze überſchritten werden durch unſere Schuld oder trotz aller unſerer Bemühungen, ſo würde der Staat, der jetzt ja noch alle Koſten trägt, ſowohl die der Desinfizirung wie die der Entſchädigung der Beſitzer des vernichteten Beſtandes, ſich gezwungen ſehen, den Beſitzern ſelbſt die Sorge für die Rettung ihres Eigenthumes zu überlaſſen; dieſe aber würden, der alleroberflächlichſten Berechnung nach, nicht imſtande ſein, die entſtehenden Koſten, ohne noch größeren Schaden, aufzuwenden, der Weinbau würde unrentabel werden, die Sache würde ihren, ſo oft thörichterweiſe geforderten natürlichen Verlauf nehmen und mit größter Wahrſcheinlichkeit enden wie in Frankreich.

Das einzige Mittel zur gründlichen Vertilgung der Reblaus unter gleichzeitiger Schonung des Stockes, welches man in Frankreich in einzelnen Gegenden mit Erfolg zur Anwendung gebracht hat, iſt in Deutſchland bei der Lage unſerer Weinberge von vornherein unmöglich — es iſt das länger dauernde Unterwaſſerſetzen der Rebpflanzungen. Mittel freilich, welche Reblauſe tödten, ohne dem Stocke zu ſchaden, würden ſich leicht finden laſſen, leider nur nicht ſolche, welche alle Rebläuſe, die an einem Stocke ſitzen, zu vernichten imſtande wären, und darauf doch kommt es an. Es handelt ſich nämlich darum, ein Mittel

zu finden, welches den ganzen Boden bis in beträchtliche Tiefe, welches alle Riſſe und Spalten durchdringt, um hier alle Thiere und alle Eier zu tödten. Denn im Boden, in ſeinen feinen Zerklüftungen befinden ſich Läuſe in großer Menge, die auf der Wanderung begriffen ſind, oft ſogar, wie es der Verfaſſer geſehen, zu Hunderten in ein Klümpchen zuſammengedrängt. So wird denn auch der Schwefelkohlenſtoff bei den Vernichtungsarbeiten hauptſächlich deshalb angewandt, weil er ſeines leichten Verdampfens wegen vortrefflich den ganzen Boden durchzieht, leider nur, indem er zugleich mit der Laus auch den Rebſtock tödtet!

Daß endlich ein Mittel, welches man gegen die Reblaus mit Vortheil verwenden ſoll, zugleich einen gewiſſen Preis nicht überſchreiten darf, wird einleuchten, würde es ſonſt doch darauf hinauslaufen, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben.

Wir haben im Eingange der Abhandlung erfahren, daß die Reblaus bei uns urſprünglich nicht einheimiſch, vielmehr von Amerika aus nach Europa importirt ſei. Amerika alſo iſt das eigentliche Heimathsland des furchtbaren Rebfeindes. Wie kommt es nun, daß wir aus Amerika von einer verderblichen Wirkung des Thieres ſo gut wie nichts hören? Iſt, wie man doch annehmen muß, in Amerika die Rebe unempfindlicher gegen die Stiche der Laus? Und wenn dem ſo iſt, warum?

Daß in Amerika die Rebe der Reblaus allerdings widerſteht, wenigſtens zumeiſt und unter normalen Verhältniſſen, iſt ſicher, und nach dem Warum gefragt, könnte man, wenn man ſich auf Darwiniſtiſche Phantaſien einlaſſen wollte, bequemer Weiſe antworten, ſie habe ſich der Reblaus eben „angepaßt“. Schade nur, daß bei uns in Europa die „überlebende Varietät“ gar nicht anfangen will, ſich herauszuvariiren, den ſchönſten Kampf ums Daſein hätte ſie ja, es wäre jedenfalls bald Zeit. Laſſen wir aber lieber die „Anpaſſung“ beiſeite und beſchränken wir

uns auf die allgemeine Naturthatsache, daß jeder Parasit unter normalen Verhältnissen seinen Wirth am Leben lassen muß, wenn er nicht am Ende selber zu Grunde gehen will; fragen wir uns lieber, ob denn nicht in Europa anormale Verhältnisse platzgegriffen haben mögen, ganz abgesehen davon, daß unsere Rebe von der amerikanischen sehr verschieden ist. Da fällt denn ein Umstand sofort in die Augen, der sich möglicherweise als die Ursache des verschiedenen Verhaltens der Rebe hier und dort erweisen könnte.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache — jeder verständige Gärtner wird sie bestätigen —, daß (ganz einheimisches) Ungeziefer an zahlreichen Pflanzen in geringer Menge, ohne Störung zu verursachen, vorhanden ist, plötzlich aber zu einer ungeahnten Vermehrung und schnellsten Verbreitung gelangt, sobald die betroffene Pflanze durch eine andere Ursache, wie Trockenheit, Frost u. s. w., in ihrer Konstitution geschwächt wird, daß aber andererseits Beseitigung jener Ursachen auch wieder einen Rückgang des Ungeziefers zur normalen Menge herbeizuführen imstande ist. Es wirken also (wie auch bei vielen bacillären Erkrankungen) zwei Faktoren mit: Disposition und infizirender Organismus. Hier läge also die Sache so, daß das Ungeziefer ursprünglich in geringer Menge an vielleicht weniger widerstandsfähigen Stellen des Pflanzenleibes, die sich ja immer finden werden, sein ganz normales Dasein fristet, um dann nach einer allgemeineren Erkrankung des Trägers durch Erweiterung seiner Existenzbedingungen eine schnelle Vermehrung zu erfahren und zu vollenden, was jene bedingende Krankheit nur angebahnt hat — die Vernichtung der Pflanze. So also würde es sich mit der Reblaus auf der amerikanischen Rebe verhalten.

Fassen wir nun eine andere Beobachtung ins Auge. Die verderblichen Folgen allzunaher Inzucht bei Menschen und Thieren sind bekannt genug, um es begreiflich erscheinen zu

laſſen, wenn zahlreiche Erfahrungen auch von Gärtnern und Pflanzenzüchtern ſich dahin vernehmen laſſen, daß ebenſo im Pflanzenreiche dauernde Inzucht ſehr oft zerſtörend auf die Reſiſtenzkraft des Organismus gegenüber feindlichen Einflüſſen, auf die ganze Konſtitution desſelben wirke. Für zahlreiche Blumen- und Gemüſeſorten iſt es in den erwähnten Kreiſen längſt bekannt, daß ſie auf beſchränktem Terrain, in geringer Individuenzahl, unter Umſtänden alſo gezogen, welche eine ſtete Befruchtung nächſt verwandter Individuen zur Folge haben, verkümmern und verkümmerten Nachkommen den Urſprung geben; daß ſie aber von neuem aufleben, ſowie ſie verſetzt und mit fremden Elementen zur Befruchtung gebracht werden. Dieſen Beobachtungen ſcheint nun freilich die Thatſache entgegenzuſtehen, daß wir vornehmlich im Pflanzenreiche neben der geſchlechtlichen auch einer ungeſchlechtlichen, alſo ſcheinbar den höchſten Grad der Inzucht bedingenden Fortpflanzungsweiſe begegnen, derjenigen, welche wir durch Sprößlinge in freier Natur, durch Setzlinge aller Art in der Kultur erfolgen ſehen. Aber hier gerade iſt es, wo meine Gedanken über die möglichen Urſachen der Verbreitung der Reblaus in Europa ihren Anknüpfungspunkt haben. In der Natur nämlich begegnen wir jener Fortpflanzungsart durch Sprößlinge vornehmlich nur als einer ſekundären, gleichſam aushülfsweiſe auftretenden, während die geſchlechtliche Fortpflanzung daneben herläuft, ja die Hauptrolle behält. Bei der künſtlichen Zucht iſt dies vielfach anders: ich brauche nur an die Kartoffel zu erinnern, welche wir ausſchließlich durch Setzlinge fortzupflanzen pflegen.

Was aber nun ſind die Folgen einer ſolchen *einſeitig* ungeſchlechtlichen Fortpflanzungsart, die alſo offenbar mit der Natur im Widerſpruch ſteht? Zahlreiche Sorten der Kartoffel ſind völlig verloren gegangen, obwohl ſie zu den ſchmackhafteſten und geſuchteſten gehörten; ſie depravirten und ſtarben aus, den

Beweis dadurch liefernd, daß ſtetige Inzucht ſogar durch ſchließliches Erlöſchen der Varietät ſich rächen kann. Neu eintretende geſchlechtliche Vermehrung iſt aber auch hier imſtande, einerſeits freilich jene oft erwünſchten Einſeitigkeiten der Varietät aufzuheben, andererſeits aber durch Auffriſchung der Säfte neu belebend auf die in ihrer Konſtitution geſchwächte Pflanze zu wirken.

Die Schlußfolgerungen für unſern Fall liegen nun nahe; Amerika hat erſt ſeit etwa 200 Jahren die Reben zu bauen begonnen, d. h. erſt ſeit dieſer Zeit pflanzt man die dort einheimiſche wilde Rebe durch Stecklinge, alſo ungeſchlechtlich fort, in Europa geſchieht dies ſeit mehr denn 2000 Jahren! So iſt die Möglichkeit denn vorhanden, daß hierin die Urſache der andersartigen Dispoſition der europäiſchen Rebe liegt, die Reben Europas ſind durch die jahrtauſende lange Inzucht in irgend welcher Weiſe „konſtitutionsſchwach", wenn ich ſo ſagen darf, geworden und alſo, bei ſonſt ja recht wohl möglichem und thatſächlich auch vorhandenem kräftigen Ausſehen, für die anormale Ausbreitung der Reblaus auf ihnen „disponirt". Vielleicht wäre ja das oft angeführte ſchwächere Wurzelwachsthum der europäiſchen Rebe, durch welches ſie ſo viel leichter als jene unterliegt, vielleicht wäre die Neigung der Reblaus auf europäiſchen Reben viel lieber die verderblicheren Wurzelgallen, als die harmloſeren, oben andeutungsweiſe nur erwähnten Blattgallen zu bilden, die Folge der dauernden Inzucht.

Doch ſei dem, wie ihm wolle, ſei es urſprüngliche, ſei es erſt infolge der anderen Fortpflanzungsweiſe ſpäter entſtandene Verſchiedenheit, die amerikaniſche Rebe, das ſteht feſt, widerſteht der Reblaus auf Amerikas Boden, die europäiſche auch nicht dort! Alle ſchon vor Zeiten unternommenen Verſuche, die edleren Rebſorten Europas in Amerika anzupflanzen, ſind größtentheils mißlungen, eben, wie ſich jetzt herausſtellt, der Reblaus wegen. So hat man denn die Sache umgekehrt und verſucht,

die widerstandsfähigen Reben Amerikas auf europäischem Boden (vornehmlich in Frankreich) anzupflanzen, aber abgesehen von dem unserm Gaumen nicht so recht behagenden Produkte derselben, wie steht es nun? Widersteht die Amerikanerin der Reblaus auch auf dem Boden Europas? Das ist die Frage, und allen unseren obigen Ausführungen zum Trotze darf es nicht verschwiegen werden, daß die Frage noch nicht entschieden ist, ja, daß es in letzter Zeit den Anschein gewinnen will, als ob man sie in verneinendem Sinne beantworten müsse. Fast scheint es, als ob der Boden Europas abschwächend wirke auf die Resistenzkraft auch des amerikanischen Stockes und als ob die Hoffnungen, die man auf die Reben der neuen Welt und die Pfropfungen unserer edleren Sorten auf eben diese Reben gesetzt, wiederum sich als hinfällig erweisen sollten. Somit würde die Reblaus bestimmt sein, dereinst die unumschränkte Herrin der Weinberge Europas zu werden, um, wie ein pessimistischer Sachverständiger erst neulich sich ausgedrückt, nicht eher auszusterben, als mit der letzten Rebe selbst! Aber nein! mit dieser traurigen Aussicht wollen wir unsere Betrachtung der Reblaus und der von ihr drohenden Gefahr nicht schließen, noch sind Deutschlands Reben von der unterirdischen Verderberin unbezwungen, noch ist Deutschland vielleicht das einzige weinbauende Land, welches die Möglichkeit hat, sich ihrer kräftig und mit Erfolg zu erwehren und vielleicht, kraft deutscher Energie und — deutschen Glückes, wenn nirgends mehr im alten Europa weingefüllte Gläser klingen, blinkt noch im Römer, golden wie immer, am fröhlichen Rheine der deutsche Wein!

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(318)

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

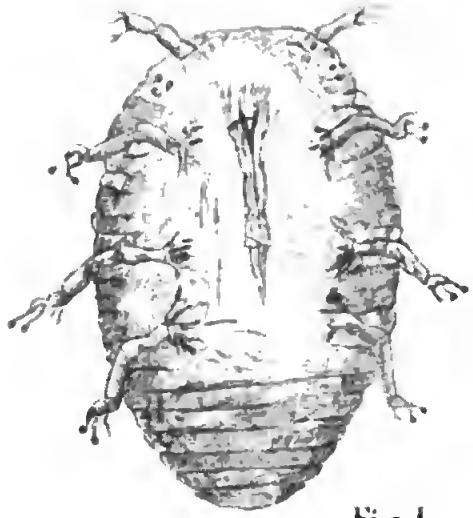

Fig. 1.

Fig. 5.

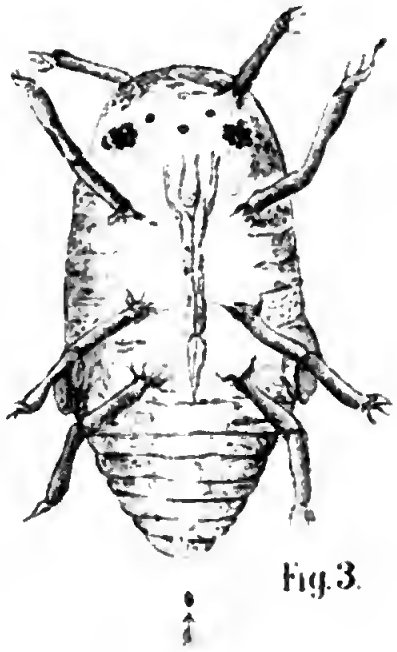

Fig. 3.

Fig. 4.

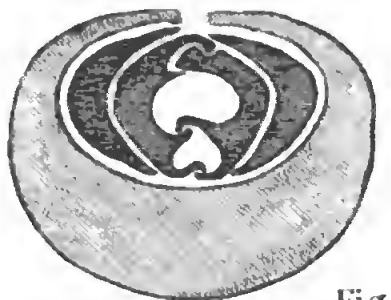

Fig. 2.

Fig. 6.

Fig. 1. Die wurzelbewohnende, ungeschlechtlich sich vermehrende Laus. Von unten.
„ 2. Querschnitt durch den Saugrüssel des Thieres.
„ 3. Die sogenannte „Nymphe“ mit den Flügelstummeln. Von naten.
„ 4. Das ausgebildete, geflügelte Insekt.
„ 5. Das ächte Weibchen (geschlechtliche Generation). Von unten.
„ 6. Eine reblauskranke Wurzel mit Nodositäten und Tuberositäten.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Auf der

Sierra Nevada de Mérida.

Von

Franz Engel
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Fern im palmigen Süden ſtand einſt die Wiege des Menſchengeſchlechts; unter dem wechſellos warmen Himmel nahm es aus der immer offenen Hand der gütigen Natur die erſten Mittel der Exiſtenz und baute auf dieſer und aus den empfangenen Eindrücken der Kräfte und Erſcheinungen ſeiner Umgebung die Anfänge ſeiner Geſittung auf, die es dann mit ſich nahm auf allen ſeinen Wanderungen und in allen ſeinen Wandelungen; und ſo weit es auch allgemach aus ſeiner Wiege herausgewachſen und hinausgewandert ſein mag, bis es ſich über das ganze Rund der Erde gelagert, ſich den verſchiedenſten Lebensbedingungen angepaßt und ſich ſelbſt in ſcharf entwickelten Eigenarten und Sonderheiten auseinandergeklüftet hat, — das Eine doch blieb zurück an ſeiner Wiegenſtätte: der volle warme Pulsſchlag des Lebens, der es ſelbſt erzeugt und der alle Lebensadern nur da durchſtrömt, wo der unvergänglich warme Odem der Natur, ihre immer offene Hand die Erde berührt.

Wo dieſer warme Odem nicht fluthet und die freigebige Hand ſich kalt und unwirſch ſchließt, da exiſtirt der Menſch und ſchafft ſich ein Leben, darin er traumartig eingeſponnen die Reihe ſeiner Tage durchläuft. Mancher glaubt wohl im Traume zu leben, und die in ſich eingeſponnene Menſchen- und Volksſeele mag ſich in hohen Thaten und Werken ergehen, — aber Traum iſt nicht das aus ſich ſelbſt herausquirlende und alles durchquirlende Leben ſelbſt, und die gewaltigſten

Kraftäußerungen der Natur, die in Blitz und Donner dem schwarzen Wolkenschoß entfahren, sind in aller Kraft und Gewalt doch nur ein Phänomen, während da unten auf der Erde die unscheinbare Knospe ihre zarten Hüllen sprengt, aber *lebt*, wirklich *ist* in ihrer unscheinbaren Gestalt.

Nur da, wo die einflußmächtigen Kräfte und Erscheinungen der Natur das ganze Sinnen- und Seelenleben des Menschen unmittelbar berühren und bestimmen, schlürft dieser das volle, aus sich selbst herausfluthende, aller Hast und Hüllen entkleidete Leben an sich; *schleppt* er doch andererseits gleichsam unter dem licht- und wärmeleeren Himmel in seinen gedrückten Mienen, seinem freudlosen Blicke, seinem gebeugten Haupte, seinem professionell verrenkten Gliedern, seinem müden Gange und den gezwungenen Bewegungen das Leben mit sich, und nur einer kleinen, den niederen Sorgen und Lasten enthobenen Minderzahl seiner Gattung gelingt es, Rythmus und Plastik der Seele und des Leibes zu bewahren. Wie anders der Mensch im palmigen Süden, wie ihn uns die namhaftesten Reisenden, z. B. aus Central-Afrika schildern! „Aus den großen, strahlenden Augen," — so heißt es dort, — „scheint die Fülle des südlichen Sonnenlichtes wieder zu leuchten, aus den schwellenden Muskeln, den elastischen Gliedern die Vollkraft und ewige Jugend der Natur, ihr sättigender Ueberfluß hervorzustrotzen, durch Gang, Bewegung, Antlitz und Mienen, Wort und Wesen, — alles nur ein Strahlen, ein Leuchten, — ein fluthend Meer von Lebensgefühlen sich zu ergießen!" — Aber auch die Gebilde der Menschenhand tragen einen helleren Schimmer und athmen ein wärmeres Leben wieder, wo der leuchtende Strahl des südlichen Lichtes auf sie fällt; Athen und Rom wären nicht Athen und Rom unter einem Himmel ohne Licht und Wärme, und ständen sie auch da in aller Glorie und unter dem Kunstzenithe der Tage des Perikles.

Zu den Erdenstätten nun, welche die Genußfreudigkeit des Daseins ganz und voll erschließen, gehören ganz besonders auch die Hochlande unter den Tropen, und zwar innerhalb jener Höhengürtel, welche, über das Niveau der heißen Thalsohle emporgehoben und den eisigen Luftschichten untergelagert, den ewigen Frühling oder gemilderten Sommer in sich tragen; da findet der Mensch alle Bedingungen zu einem leiblich und geistig gesunden Bestehen, zum freudigen Vollgenusse des Daseins gedämpft ist des Sommers Gluth und Verschmachtung, abgewehrt des Winters würgende Faust, aber wechsel- und wandellos schlingt der Frühling seine Kränze oder ein milder, heiterer Herbst seine Aehren um die Stirn des beglückten Sterblichen, der sorglos jene Lüfte athmet.

Den Kordilleren des tropischen Amerika wurden diese Vorzüge vielleicht in ganz besonderem Grade zugetheilt; lang hingestreckt dem Laufe der Küste folgend, genießen sie in ihrem ganzen Bereiche den mächtigen, segensreichen Einfluß und den hohen Vorzug der Meeres- und der Küstennähe; ob auch gewaltige Dimensionen einnehmend und bis über die Grenzen des ewigen Schnees aufgethürmt, sind sie doch in allen ihren Theilen zugänglich; kraft ihrer günstigen geographischen Lage empfangen und gewähren sie die größte Lebensmächtigkeit und Lebensmöglichkeit; im Verhältniß zu ihrer ungeheuren Längsstreckung schmal gegliedert, trennen sie nirgends das Hochland absolut vom Tieflande ab und setzen daher keine Region und Lebeschicht, keine klimatische Zone und Lebewelt außer Berührung mit der anderen; weder übermäßig zerklüftet und zerrissen, noch einer mannigfachen Gliederung durch Einsenkungen und Durchbrechungen entbehrend, gewähren sie dem Menschen und Thiere und der Pflanzenwelt überall bewohnbaren Boden und Unterhalt; keine unfruchtbaren steinernen Meere, saftlosen, schroffen Abstürze und spitzen Felsnadeln hier, noch zufluchtlos klaffende Schlünde und Gründe,

ſtarrende Zacken und wildes Felsgetrümmer dort; allmählich anſteigende Gelände, ſanfte Abdachungen, ebene oder gewellte Tafelflächen laden in allen Höhenregionen zum Aufbruche der fruchtbaren Ackererde ein; dem Straßenbaue ſetzen ſich keine unüberwindlichen Hinderniſſe entgegen; ſtufenweiſe Uebergänge führen vermittelnd von einer zur anderen übergelagerten Schicht; ein reiches Quellennetz bewäſſert Thal und Hügel und ſammelt ſeine ſilbernen Fäden zu Bächen und Flüſſen, die weder mit verheerender Gewalt in die Tiefen abſtürzen, noch in weitgedehnten, abzugloſen Felſenwüſten verſiegen; in ihrer ganzen Höhen- und Maſſengliederung von allen Lüften umſpült, mit ihrer Sohle hier in das Meer, dort in die grüne Laubfluth der heißen Waldniederungen tauchend und deren aufſteigenden, warmfeuchten Dünſten überall aufgethan, von ihren eigenen hoch anſteigenden Wäldern in einen triefenden Dunſtmantel eingehüllt, welcher den unerſättlichen Sonnenpfeilen und den abſchwemmenden Wolkengüſſen zugleich Trotz bietet, — ſo öffnen die Kordilleren unter den Tropen Amerikas, im vielfachen Gegenſatze zu dem Gebirgslande anderer Welttheile, dem raſtenden Fuße und der ſäenden Hand des Menſchen überall ihre Pforten; da aber, wo die phyſiſchen Kräfte aller Zonen ſich miſchen und vermählen zu einer zeugenden Kraft, alle Blumen blühen, alle Früchte reifen, alle Lüfte zuſammenfließen und einen einzigen unvergänglichen Frühlingstag auferwecken, da durchlebt auch der Menſch einen einzigen genußfrohen, ſonnigen Lebenstag.

Gar manchen Menſchenwohnſitz, bald vereinzelt, bald lockerer oder dichter zuſammengebaut, gäbe es dort zu preiſen und manchem einladenden Rufe: „hier laßt uns Hütten bauen!“ Folge zu leiſten; doch wir halten heute Raſt und Einkehr auf einer jener vielen bevorzugten Erdenſtätten, in dem ſchönen Mérida mit ſeiner majeſtätiſchen Sierra Nevada. Unter dem „ſchönen“ Mérida ſoll nicht die Stadt ſelber verſtanden ſein mit ihren

ſtillen, ſchmuckloſen, grasbewachſenen Straßen, die zum Theil noch die Lücken zeigen, welche jenes furchtbare Erdbeben in ihre Gebäude geriſſen, das im Jahre 1812 die ganze Andeskette erſchütterte, viele Ortſchaften in Trümmer legte, namentlich aber die Hauptſtadt Caracas faſt ganz verſchüttete und mehr denn 12000 Menſchen unter den Trümmern, meiſtens unter den Kirchengewölben begrub; jene Bezeichnung gilt vielmehr der herrlichen Lage der Stadt gegenüber dem erhabenen Gebirgsdome, der ſich mit ſeinen weißleuchtenden, ewigen Schneezinnen hoch über Wolken und Winde erhebt. Zu dem großartigen Rundbilde umher geſellen ſich das friſche, geſunde Klima, der heitere Himmel, leichte Lüfte, klare Wäſſer, ein ebenſo üppiger, wie anmuthiger Pflanzenwuchs, grüne Felder, Weiden und Wälder, der Erde lohnende, fruchtbare Kraft, ein biederes, fleißiges und fröhliches Volk und — ſchöne Frauen mit Wangen weiß und roth, dunklen, leuchtenden Augen, blutvollen, warmen Lippen, kräftigen, ſchlanken Gliedern, vollen Büſten und leichtem, elaſtiſchem Gange; ſelbſt ein nordiſches Blond und Blau ſpielt hier und da durch die ſüdliche Gluth und ſtreift mit leichtem Hauche Haar und Augen.

Strategiſchen, geſundheitlichen und kulturfördernden Zwecken gleich entſprechend, konnte Juan Rodrigo Suarez keine glücklichere Wahl zur Anlage ſeiner Stadt treffen, deren Gründung er im Jahre 1558 unter dem Namen „Santiago de los Caballéros de Mérida“ auf der Gebirgskette unternahm, welche der Küſtenkette von Venezuela landeinwärts, als Vormauer der ausgedehnten Llanos, parallel läuft. Ringsum von drei Flüſſen eingeſchloſſen, ſteht die Stadt, die gegenwärtig kurzhin den Namen „Mérida“ führt, auf einem abgeſtumpften Bergkegel, 5249 rh. Fuß oder 1649 Meter — nach Codazzi — über dem Meeresſpiegel; keilförmig in die Länge geſtreckt, fällt die Hochebene allſeitig ziemlich ſteil ab in die fließenden Wäſſer, welche ihr Geſtein umbranden;

zwiſchen der Stadt und der Sierra wälzt der wilde Rio Cháma — ſpr. Tſchámа — ſeine ſchäumenden Stromwellen durch eine breite, tief aufgeriſſene Schlucht und ſtürzt ſich weiter ungeſtüm von Fels zu Fels, bis er, von den herabprallenden Gießbächen der Sierra mehr und mehr geſpeiſt, ruhig durch das ebene, breite Bette fließt, das die ſchwülen Waldniederungen des Maracaiboſeebeckens durchfurcht. Unmittelbar aus ſeinem Felſenbette ſteigt jenſeit der Stadt jener mächtige Gebirgsſtock auf, der auf ſchroffem Granitſcheitel fünf nebeneinandergereihte wandelloſe Gletſcherkronen trägt, die kein Strahl der Sonne mehr zerſchmilzt und deren kalter, ſilberweißer Glanz über alle Gipfel der Berge weit hineinleuchtet in das heiße, am fernen Horizont verſchwimmende flache Land.

Von der inſelartig aus dem Thalkeſſel aufragenden Hochebene ſchweift der Blick nach allen Seiten über nah und fern fortſtreichende Bergketten, ſoweit das Auge die Streichungslinien und Umriſſe zu verfolgen vermag; nur der wilde Cháma wühlt ſich einen tiefen Durchbruch durch das vulkaniſche Geſtein und trägt ſeinen brandenden Giſcht durch die nahen warmen Thäler von Ejído — ſpr. Echído —, wo bereits wieder der dunkellaubige Kakaobaum und das lichtgrüne Blatt der Banane im Angeſichte des ewigen Schnees — ein eigenartig, mächtig ergreifender Gegenſatz — ſich im heißen Strahl der Tropenſonne baden; und weiter ſpringt der wilde Strom in brauſender Jugendluſt durch das maleriſche Alpenland von Bailadóres, durch die anmuthigen Gelände von La Grita und die fruchtbaren, bevölkerten Landſitze von Mucutíes. Den ganzen Stromlauf durch das Hochland begleitet eine Kette von Páramos (die hohen Gebirgseinöden, wo der Pflanzenwuchs aufhört und beſtändig kalte Winde herrſchen), denen ſich zu Füßen üppige Thalufer anlehnen mit einem reichen Wechſel von Einblicken und Auslugen in bald freundliche, bald ernſt erhabene Alpenlandſchaften, wo überall

die flüchtige Sohle des Wanderers zur wohligen Raſt ſich gefeſſelt fühlt.

Im Nordweſten, an der der Sierra entgegengeſetzten Seite der Stadt, ſteigt — ein anmuthiges Gegenbild zu jener — ſanft die Otra Vanda auf; hier hat der Ackerbau Méridas beſonders feſten Fuß gefaßt, und da, wo das Pflanzeiſen den Boden nicht berührt, umwebt ihn die Natur mit einem ununterbrochenen freundlichen Blumenkleide voll unvergänglicher Frühlingsfarben. Ziergeſträuche, kleine Waldbeſtände, Palmen- und Baumfarrengruppen ziehen ſich im maleriſchen Wechſel durch den Blumenteppich und die Pflanzenfelder den allmählich anſteigenden Hang hinan, bis endlich die freundlichen Alpengärten unter dem eiſigen Hauche der gegenüber liegenden Schneegletſcher verkümmern und nur noch einige Gräſer und Kräuter trübſelig und dürftig an den Páramo Conéjo — Conécho — ſich anlehnen.

Innerhalb dieſes Ringes anmuthiger und erhabener Naturanſichten liegt, von dem abgeplatteten Bergkegel emporgetragen, den brandenden Wellengiſcht zu Füßen, den glänzenden Gletſcherſchnee zu Häupten, Mérida, gleich einer Perle in das herrliche Alpenland eingefügt. Wenn der erſte Morgenſtrahl die Spitzen der Berge röthet, dann lüftet die Sierra allmählich das dunkle Schattentuch, darin die Nacht ſie eingehüllt, und wie ein irdiſch Morgenglühen leuchtet die roſige Gluth ihres gefrorenen Diadems zur himmliſchen Morgenröthe hinan; je höher das flammende Geſtirn des Tages zum Zenithe ſeiner Bahn hinanſteigt und mit ſeinen ſengenden Strahlen die leuchtende Farbengluth vom Himmel trinkt, deſto intenſiver fließt der kalte, blendende Gletſcherglanz wieder zurück in den heißen Sonnenglaſt, der zitternd auf der Erde liegt; und ſinkt der feurige Sonnenball hinter den Ringwällen der Berge wieder unter in das Abendroth, das in brennenden Farben den Himmel umlodert, dann zieht, wenn die niederſinkende Nacht alle Gluth ausgelöſcht, auch die Sierra wieder ihr Schattentuch

zu und tritt wie eine riesenhohe, schroffe, schwarze Mauer anscheinend unmittelbar an die Stadt heran, während der Schneeglanz blaß und geisterhaft über die schwarze Mauer niederrieselt und die großen nächtlichen Himmelsleuchten über das stumme, weiße Todtenfeld da oben aus unergründlichen dunklen Tiefen auf- und niedersteigen.

Ungestüm strebt der Menschengeist zu jenen geheimnißvollen Höhen hinan, und besonders mächtig macht sich der Zug der Sehnsucht, das emporwallende Verlangen geltend, wenn die Nacht schweigend über der Erde liegt und Mond und Sterne in feierlicher, ergreifender Ruhe und Klarheit niederleuchten auf die stille, schlummernde, von silbernen Schleiern leicht umwallte Schattenwelt!

Doch nicht so leicht gehen Wunsch und Verlangen ihrer Erfüllung entgegen, und das nirgends weniger, als in jenen Tropenländern; jedes Unternehmen, das nicht ausschließlich materiellen, greifbaren Zwecken dient, stößt auf Widerstand und findet kein Verständniß bei Menschen, deren ganzes Denken sich nur im Kreise alltäglicher und persönlicher Interessen bewegt, von Vorurtheilen und kleinlichen Vorstellungen beherrscht wird und welche jeder außergewöhnlichen, geistigen Kraftanstrengung abhold sind, namentlich, wenn nach ihrer Meinung etwas Unsinniges, unnütz Verwegenes oder gar Verrücktes verlangt wird, wie z. B. die Ersteigung eines Schneegebirges, weit noch über den unholden, gefürchteten Páramo hinauf, wo nichts ist — als der eisige Tod.

Glücklicherweise jedoch finden sich überall rühmliche Ausnahmen von der unrühmlichen Regel, und Beharrlichkeit, fester Wille, Geld und gute Worte führen endlich doch meistens zum Ziele. Auch wir finden und gewinnen schließlich den rechten Mann für unser „verwegenes, die Heiligen versuchendes Unternehmen," und mit ihm als Führer und mit dem Leibburschen wird die Besteigung der Sierra Nevada nach vielen fehlgeschlagenen Ver-

ſuchen endlich zur Ausführung gebracht. Früh am Morgen des anberaumten Tages ſetzt ſich der dreiköpfige Trupp in Bewegung, das Saumthier nimmt das nothwendigſte Gepäck auf ſeinem Rücken, und zunächſt auch trabt das kleine muthige Bergpferd noch eine Strecke Weges mit ſeinem Reiter über den ebenen Plan dahin. Gras und Blumen liegen in Thau gebadet, und die Gipfel der Kordillere ſchwimmen da oben im roſigen Morgenlichte, die große und kleine gefiederte Welt flattert vielgeſchäftig und geſchwätzig durch das Gebüſch, das die Ufer des ſchäumenden Chama umhegt, aus dem Walde ruft der Tukan ſeinen melodiſchen Morgengruß, und durch den hellen jungen Tag leuchtet bald auch die fünfzackige Schneekrone der Sierra in ihrem weißen Glanze weit hinaus über alle Bergesfirſten der morgenfriſchen Tropenalp.

Nichts kommt jenem Luſt- und Wonnegefühl gleich, als ſo mit friſchen, ausgeruhten Kräften, frei wie der Vogel, in den hellen, fröhlichen Morgen hineinzutreiben! Alles in uns und um uns athmet ſüße, trunkene Lebensfreude, und um ſo reiner und voller ſchöpfen wir den Wonnequell, wenn Manneskraft und friſchmuthige That von idealen Zielen und Zwecken getragen ſind!

Von den Straßen und Plätzen Méridas aus erſcheint die Sierra Neváda mit einigen Schritten erreichbar zu ſein; doch der Schein trügt, wie die meiſten Schätzungen dieſer Art irre führen; die Entfernung von dem Hauptplatze Meridas bis zum Anſtieg jenſeits der Chamaſchlucht beträgt immerhin noch eine gute Legua.[1] Zunächſt fällt der Weg von der Hochebene ſteil ab in den Chamafluß; am jenſeitigen Ufer windet er ſich über ſanft anſteigende Bodenwellen durch angebaute Felder, Weiden und kleine Baumpflanzungen, zwiſchen Wald, Geſtrüpp und Waſſerrinnſale hindurch, bis er endlich in eine dunkle Waldſchlucht einmündet nnd von nun ab in ſchmalen Schlangenwindungen

unter beträchtlichem Höhenwinkel anſteigt. Etwa auf halber Höhe zwiſchen der Thalſohle und den Schneelagen bleibt der Hochwald jäh zurück und tritt an ſeine Stelle der Buſch, alsdann die Savanne, darauf der Páramo, bis endlich der ewige Schnee um den nackten Stein ſeine weißen Decken breitet.

Selten nur dringt ein menſchlicher Fuß etwas tiefer in den herrlichen, aber wilden, dunklen Hochwald ein; von engen, dunklen Schluchten, Felsſpalten und abſtürzenden Gießbächen vielfach durchklüftet, reißen dieſe Bodenklüftungen doch keine lichten Lücken in das dicht geſchloſſene Laubdach da oben; reiche Schätze an heilkräftigen Rinden, werthvollen Harzen und Balſamen, Wurzeln, Früchten und anderen nutzbaren Gegenſtänden birgt der dichte Waldverſchluß, an welche die habgierige Hand des Menſchen kaum noch gerührt hat. Wolken köſtlicher Düfte haucht die Orchisblume in ihrer mannigfachen Geſtalt und Pracht durch das dunkle Laubgehänge; Baumfarren wiegen auf ſchwarzen oder röthlich-braunen, ſchlanken Stämmen, um welche ſich ein Kleid von weichem, wolligem Flaum oder ſeidenen Fäden ſpinnt, ihre glockenartig gewölbten Wedelkronen, die mit den zierlich und ſymmetriſch ausgezackten Blättern bei aller Größe und Umfänglichkeit doch ſo leicht und luftig-zart herabfließen, wie kein anderes Pflanzengebilde, auch die Palme nicht, einen gleich anmuthigen Kopfputz auf dem Scheitel trägt; prachtvolle blauviolette Blumen ſchmücken den Melaſtomenbaum, und ſeine dunkelrothen Blätter legen ſich wie große Blutstropfen auf das ſaftſtrotzende Blattflanzengrün. Höher hinauf, in der kühlen Luftzone, tritt der ſegensreiche Chinabaum mit röthlichem Blatt- und Rindenſchimmer in das Waldgehege ein und ſchüttet aus ſeinen hübſchen, von einem weichen, ſchneeweißen oder roſigen Seidenflaum verbrämten Blumen einen Strom würzigen Duftes aus; noch höher hinauf, an den Vorſtufen der Tierra fria — des Kaltlandes —, überzieht das graue Bartmoos, Tillandsia

usneoides, die zur Erde gebückten und gekrümmten Stämme und Aeſte des allmählich verkümmernden Hochwaldes mit ſeinen langen, ſilbergrauen Bartfäden und giebt den gebückten und gekrümmten Baumgeſtalten ein greiſenhaftes Ausſehen, um welche dann noch der naſſe, graue Nebel ſeine Trauerflore ſchlingt.

Auf der letzten gegen den Hochwald vorgeſchobenen Pflanzung wird mit freundlicher Erlaubniß des Eigenthümers das Sattelpferd bis zur Rückkehr von der hohen Alp eingeſtellt, während der kleine graue Laſtträger mit kummervollen Mienen und hängenden Ohren ſeinen Genoſſen hinter ſich läßt und noch weiter hinaufklimmen muß bis zur letzten Sennhütte, wo das Nachtlager und ein mehrtägiger Aufenthalt in Ausſicht genommen iſt. Wie auf der Schweizer und Tyroler Alp, ſteigt auch hier der Senner aus dem warmen Unterland zu den grasreichen Savannen des Oberlandes und ſelbſt bis zu den Einöden des Páramo hinan, wo er über weite Strecken rauhen Berglandes ſeine Herden weidet; nur iſt der Senner jener Tropenlande nicht gezwungen, mit ſeinem Geläute auf- und abzuziehen und ſeine halbwilden Rinder nach kurzer Sommerfriſche wieder in die Winterſtälle einzutreiben. Ob auch da oben die Páramoſtürme ſein winziges Strohdach herbſtlich rauh und kalt zerzauſen mögen, ſo verdrängt doch dieſen ewigen Herbſt kein Winter, der das Savannengras unter Eis und Schnee vergräbt; das ganze Jahr hindurch hauſt der Hirte da oben auf der einſamen Sturm- und Nebelhöhe, kümmerlich gebettet, genährt und gekleidet; durch die Fugen und Löcher der dünnen, mit Lehm beworfenen Hüttenwände bläſt der eiſige Páramowind unbehindert in ſeine Herdflamme, und kaum wachſen ihm an den geſchützten und ſonnigen Südhängen ſeiner Berge einige dürftige Feldfrüchte, die er zu ſeinem Käſe verſpeiſt und als Brod in die Milch oder Mazamorra — (Suppe aus Gerſtenmehl) — brockt.

Dennoch fühlt ſich der bedürfnißloſe, abgehärtete Hirte

wohl und zufrieden da oben in seinem kalten, einsamen Horste; die harte und entbehrungsreiche Lebensweise hat seinen Sinn auf rauhe Einfachheit und einsames Selbstgenüge gekehrt und im Verein mit der gesunden Höhenluft ihn an Leib und Geist abgehärtet gegen Mühsal und Beschwerde und den Muth gestählt durch gesundes Kraftgefühl; und wenn er einmal seinen Horst verlassen, sei es, daß ihm alle Nahrung ausgegangen oder der Sturm das Dach über den Kopf hinweggenommen, oder ein Fest, ein Geschäft ihn abgerufen, so jauchst er, wenn er wieder bergan steigt, seiner Alp entgegen und läßt von seinem Horste oben laute Jauchzer hinunterschallen in das Land, das unten tief im heißen Glast der Sonne liegt.

Um die Mittagsstunde ladet das frische Moospolster am Ufer eines silberklaren Baches im kühlen Waldschatten zur kurzen Frühstücksrast; der Bursche breitet die Vorräthe des Quersackes über ein Gedeck von Farrenblättern aus, deren frischer Wald- und Kräuterduft das einfache Mahl kräftig würzt; der frische, bedächtig geschlürfte Trunk aus dem krystallenen Quellbecken gießt neue Kraft und Frische in die angestrengten, erhitzten Glieder und Sinne; frohe Laune, gesunder Appetit, Wasser-, Luft- und Waldeswürze, die freie, frohe Wanderlust und freudige Erwartung und Spannung auf das lang erstrebte Ziel stimmen die Tafelrunde um das grüne Blattgedecke nicht minder froh und wohlgemuth, als rauschend Festgelag und üppig Prunkgemach.

Nun aber beginnt erst die wirkliche Bergsteigung; der von Menschenhand gebahnte Pfad findet hier ein Ende, seine Weiterführung ist von nun ab der bahnbrechenden Gewalt herabstürzender Regenfluthen allein überlassen; eine zur Zeit trockene oder vielmehr wasserfreie Rinne, kaum eine Elle breit und mehrere Ellen tief, führt im Zickzack weiter bergan. Weder Sonne noch Mond werfen je einen Lichtstrahl in diese hohle Gasse, so daß der schlüpfrige, weiche Lehm- oder Schlammgrund

nur durch den kalten Luftzug, der durch dieſe Röhrengänge, wie durch einen Schornſtein zieht, etwas aufgetrocknet wird. Dennoch flüchtet ſich nicht alles organiſche Leben aus dieſer Grubenluft; Mooſe und Flechten, an den lichteren Stellen auch einige bleichſüchtige Farren umſpinnen die Wände mit dünnen, blaßgrünen Fäden, und hin und wieder ſaugt ſich an den naſſen Thon auch eine Schnecke feſt. Zur Regenzeit, wenn die Wolkenſchleuſen geöffnet ſind, mag der Anſtieg durch dieſe Luftzüge nicht gerade zu den Annehmlichkeiten einer Bergfahrt gehören.

Gleichlaufend mit der Höhenſteigung ändert ſich das umgebende Pflanzen- und Landſchaftsbild; ſtufenweiſe treten andere Typen und Formen der Gewächſe auf, die Temperatur kühlt ſich ab, der Licht- und Farbenton in der Luft wird ein anderer, und wechſelt der geſammte Naturcharakter von Stufe zu Stufe bergauf, anfangs minder ſchroff, dann ſchroffer und ſchroffer, je mehr die Erhebung über die Thalſohle zunimmt. So drängt ſich unter dem äquatorialen Himmel bei ſenkrechter Aufſteigung die ganze Horizontalbreite eines halben Erddurchmeſſers mit ihren phyſiſchen Kräften und Erſcheinungen in einer kurzen Zeit- und Raumſpanne von wenigen Wegeſtunden zuſammen.

Faſt unvermittelt geht auf der Sierra Nevada der Hochwald in den Buſch- und Staudenwuchs über; dem gleich auch öffnet ſich die Umſicht und verbreitert ſich die Wegeſpur, und bald führt der wenig ausgetretene Pfad über ſumpfigen Moorboden, durch ſparriges Gebüſch und ſtruppiges Büſchelgras. In dieſen Bergſavannen finden die Herden eine reiche, doch hartblättrige und ſaftloſe Futterweide, der Ackerbau legt das Pflanzeiſen nieder und ſtatt ſeiner nimmt der Hirte Beſitz von der unaufgebrochenen Erde. Nur hin und wieder taucht eine einſame Menſchenhäufung aus dem einförmigen, meerartig auf- und abfluthenden Graugrün der Grasbüſchel auf, darüber Wolken und Nebel ihre phantaſtiſch durcheinander fließenden Segel ſpannen.

Meilenweit umher zerſtreuen ſich der breitgeſtirnten Rinder Herden; nur die Mutterkühe treibt der Vaquéro — der Rinderhirte — zum Melken und zur Aufzucht der Kälber in geſchloſſene Hürden ein und formt die mit Lab verſetzte, geronnene Milch zu kleinen Käſen, welche er auf Korbgeflechten in dem Herdrauche trocknet; auf ſeinen weiten Streifzügen durch die rauhe Hochalp erlegt er manches Raubzeug, das liſtig und verwegen ſeine Herde umſchleicht, richtet auch in den Schluchtenwäldern das Feuerrohr auf einen vorwitzigen Affen, den niedrig niſtenden Pfau und Faſan, welche Beute er an der Holzruthe über dem Kohlenfeuer zu einem ſaftigen, ſchmackhaften Braten röſtet. Nur die kleine wollene Carpéta (ein länglichviereckiger Ueberwurf mit einem Schlitz in der Mitte, durch welchen der Kopf hindurch geſteckt wird) oder ein gegerbtes Fell über die nackten Schultern geworfen, die kurzen weiten Beinkleider gleich Schwimmhoſen aufgeſtreift, um den Hals die Pulvertaſche aus Tiger- oder Affenfell an einer dünnen Schnur gehängt und darüber die große Steinſchloßflinte geſchultert, die langgeſtielte Lanze als Stab in der Hand oder über den Nacken gekreuzt und um den Kopf ein grobes Hutgeflecht oder ein rothgemuſtertes Tuch geſchlungen, — ſo durchſtreift er in Wolken und Nebeln ſeine einſame Welt da oben, ein Fleiſch- und Blutgebild aus Walter Scotts maleriſchen Geſtalten der ſchottiſchen Hochlandnebel.

Eine tiefe, reiche Stimmungswelt liegt in dieſer einſamen Hochlandnatur! Licht, Farbe, Beleuchtung, Wolken und Nebel fließen in beſtändigem Wechſel durcheinander; bald vom grellen Sonnenſchein umglänzt, bald auf- und wieder zugedeckt von den grauen Wolken- und Nebelſchleiern, ſchimmern die würzigen Blüthen und Früchte des klein- und hartblättrigen Alpengeſträuches und der ſchillernd umſponnenen Staudengewächſe in lebhaft leuchtenden Farben durch den einförmigen ernſten Farben-

ton des Savannengrundes; die unbegrenzte Fernsicht über das bergig gewellte Hochland in seinem starren, festen Gusse und doch beständig wechselnden Bilde nimmt Geist und Sinne immer neu und gleich gefangen; hier wölben sich mächtige Kuppen, dort fallen die Gehänge steil zu der unterliegenden Sohle ab, dann wieder rollt sich die weitgestreckte Hochebene in lang gedehnten Hebungen und Senkungen wie ein wellend Meer auf und stürzt in steinernen Fällen zu tief geklüfteten Schluchten ab; unsichtbar von dem feinen, dünnen Luftstrome bewegt, reiben die Farren und Kriechpalmen ihre straffen Blattwedel raschelnd aneinander, während die niedrigen Wolken und Nebel über sie hinkriechen, dicht zu Häuptern aber die ewigen Schneefirnen im blendenden Silberlicht erglänzen; niemals endet, noch ermüdet das bewegliche Wechselspiel der Dunstgebilde, wie sie bald dahin schweifen mit lang hinwallenden schleppenden Gewändern, bald wie trauernde Lemuren zusammengekauert in den Schluchtenspalten liegen oder trübselig über die Heide kriechen, mit grauen Fledermausflügeln auf- und abflattern, hier Meere zaubern, aus welchen sich schwimmende Inseln und aufsteigende Riffe erheben, dort weiche weiße Schneedecken über die Thalschlucht zu breiten scheinen; am Saume eines emporklimmenden Waldes oder hinter dem Vorsprunge eines Berges weidet hier und da ein einsam versprengtes Rind, oder stößt der Stier aus dampfenden Nüstern sein dumpfes Gebrülle durch die rauchenden Halden, und fernhin zieht das klanglose Geläute durch Bergesschweigen und Thalesruh; von seinen kläffenden Rüden umsprungen, gleitet der Hirte, schemen- und schattenhaft von dem Luftdunst getragen, durch das scharfe, nasse Riedgras, seine Herde musternd oder ein Raubthier stellend; aber bis zu den eisigen Höhen hinauf schwebt auf dem Sonnenstrahl das Juwel der Lüfte, der funkelnde Kolibri, und umschwirrt mit blitzschnellem Flügelschlage die würzreichen, leuchtenden Alpenblumen;

an Fels und Gehängen hinab rollt unter Blitz und Donner die schwarze Wolkennacht, während über der Wetterschlacht der blaue Himmelsdom im tief gesättigten Azur sich wölbt; wenn der Titanenkampf unten sich ausgetobt und die schwarze Nacht sich aufgelöst hat in stürzende Wasserfluth, schwingt sich über die blinkenden Kuppen und Matten von Berg zu Berg und Thal zu Thal der farbige Friedensbogen in wunderbarer Pracht und leuchtender Kraft und haucht auch um den gefrorenen Schneekrystall einen zarten, duftigen Farbenreif; und endlich, wenn die Nacht ihre dunklen Flügel über alles Wechselspiel der Tagerscheinungen breitet, geht schweigend die erhabene Pracht des Sternenhimmels auf, und aus der Berge tiefen Gründen schwimmt die große, glühende Purpurscheibe des Mondes herauf; aber es tobt auch wieder die wilde Wetterjagd des Páramo über die einsame Inselwelt der Bergesfirsten dahin und packt den kleinen, winzigen Menschenbau da oben mit grimmer Faust, daß er in allen Fugen knirscht und bebt. So hineingestellt als das einzige bewußt denkende und fühlende Wesen in diese von allem wahrnehmbaren Pulsschlage der Erde losgelöste, einsame Lebewelt, fühlt sich der Mensch mit seinem natürlichen Herzen und seinen nach innen gekehrten Sinnen dem Herzen der Gottheit wahrlich näher, als da unten in dem Schwall und Schall der lärmenden Menschenwelt!

Leicht hinwandernd über die sanft geneigte Busch- und Staudensavanne, läßt unser wackerer Führer Antonio, ein kraftvoller, aufgeweckter, dunkelbrauner Bursche, von Zeit zu Zeit seine gellenden Jauchzer und Jodler hören; aber lange noch währt es, ehe die Anrufe ferner eine schwache Antwort finden. Endlich wird der Hâto — der Viehhof — sichtbar, ein Rudel Hunde springt den Ankömmlingen mit wüthendem Gebelle entgegen, und das Wanderziel des Tages, die Sennhütte, ist erreicht.

Die liebenswürdige Tugend der Gaſtfreundſchaft findet in jenen Tropenländern überall noch eine freie Stätte; im angeſehenen Patrizierhauſe, wie in der beſcheidenſten Hütte, und gerade hier ohne alle Ausnahme und ungefragt nach Woher und Wohin, wird dem ſchlichten Wanderer, wie dem reiſenden Kavalier zuvorkommende und uneigennützige Aufnahme gewährt. Nachdem die gegenſeitige Vorſtellung vollzogen, genugſam, wie es die höfliche Sitte vorſchreibt, nach dem Befinden und Wohlergehen gefragt, nach Vater, Mutter, Brüdern, Schweſtern und allen kleinen und großen Familiengliedern die ſorgfältigſten Erkundigungen eingezogen, je nach der Lage der Dinge Glückwünſche oder Beileid ausgetauſcht, die gegenſeitige angeknüpfte Bekanntſchaft in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken geprieſen und ſo allen Begrüßungsfeierlichkeiten peinlichſt Genüge gethan iſt, erfolgt endlich der Aufſchluß über Zweck und Ziel der Reiſe mit der Bitte um Gewährung der Herberge; die Männer geben ſich alsbald einem zwangloſen, freimüthigen Verkehre hin, während die Frauen die mitgeführten Lebensmittel in Empfang nehmen und zubereiten, freiwillig aus dem eigenen Bedarfe ergänzend, was an der Mahlzeit fehlt, und wiederum dankbar in Austauſch nehmend, was der eigenen Küche abgehen mag.

Jahreszeit und Witterung ſind unſerer Bergſteigung beſonders günſtig; während ſonſt — und in der Regenzeit faſt täglich — alsbald nach den erſten heiteren Vormittagſtunden ſchwere Dunſt- und Wolkenmaſſen die Berge zu verhüllen pflegen, begleitet uns ein reiner blauer Himmel unausgeſetzt ſogar bis zur vorgerückten Tagesſtunde. Die durchſichtig-klare Luft erſchließt eine herrliche Fernſicht ringsumher, und auch die Stadt Márida liegt unten in der Tiefe offen vor den Augen da, zierlich wie ein in den Fels gemeißeltes Relief. Die Sonne ſteht mit uns in derſelben Horizontale, jedoch die ſchrägen Strahlen wirken noch warm und kräftig; immer tiefer geht ſie

über unſeren Scheitel nieder und die immer ſchräger einfallenden Strahlen treiben ein magiſches Spiel mit den leichten Wolken und den zarten, ſchwebenden Dunſtgebilden, ſie bald roſig anhauchend, bald in heißes Gold und wieder in mattes Silber tauchend; auch die hell beleuchteten Gipfel und Kuppen des langgeſtreckten Hochgebirges ſcheinen die ſtarre Unbeweglichkeit verloren zu haben, bald, von farbigen Wolken getragen, durch die tiefe Himmelsbläue zu ſchwimmen und bald wieder im feſtlichen Zuge der ſcheidenden Königin des Tages nachzuſchweben; aus der Tiefe athmet eine glühende Atmoſphäre herauf, aber von den Erhebungsſpitzen der Erde gleitet das Licht kälter und kälter ab; endlich verdeckt der ſchwere Rumpf des Gebirges den ſinkenden Feuerball und nur ein glimmender Farbenſtreif noch flattert auf und ab wie ein Abſchied winkend Tuch; noch lange aber nach dem Verſinken des Sonnenballes geht ein zauberiſches Weben und Duften durch die Abendluft, nimmer endet der anziehende Wechſel, das magiſche Spiel.

Bald jedoch macht ſich ein ſchnelles Sinken der Temperatur empfindlich bemerkbar, von den Schneegipfeln weht die Luft ſcharf und kalt herab, und ſo weit auch die Lungen ſich dehnen in dem leichten, flüſſigen Luftmeere, und Wohlgefühl alle Organe durchfüllt, ſo macht doch das Verlangen nach der ſchweren, wollenen Covija (dem großen wollenen Ueberwurfe von doppelter Tuchlage, außen blau, innen roth), ſich gebieteriſch geltend; das Thermometer ſinkt bald auf 10, 8, 6 und in der Nacht bis auf 5° C. und tiefer; die jährliche Durchſchnittswärme innerhalb eines Höhengürtels zwiſchen 3800 bis 4100 Meter über dem Seeſpiegel beträgt etwa 5,5° C. Die Abendkälte treibt die kleine Menſchengemeinde da oben, in der Zahl von ſechs Köpfen, bald unter Dach und Fach, einen kleinen Raum, der kaum fünf bis ſechs Ellen im Geviert betragen mag; davon geht noch ein beträchtlicher Theil für das Hausgeräth und die

Feuerſtelle ab, welcher letzteren die zweifache Aufgabe: zu erwärmen und zu erhellen, zufällt, während der Rauch ſich einen Abzug durch die Wand- und Dachfugen ſucht. Ob auch eng, ſo doch behaglich ſchließt ſich die kleine Runde munter plaudernd um das lodernde, gaſtlich vereinende Herdfeuer, das Waſſer ſiedet und brodelt im Topfe, ambroſiſche Düfte entſteigen den bläulich aufwirbelnden Dämpfen, und das belebende Arom des braunen arabiſchen Nektartrankes treibt das Blut alsbald warm und neu belebt durch die Adern.

Der Trieb der Geſelligkeit, der in der Abgeſchiedenheit von aller belebten Welt das Menſchenherz gar eigenartig berührt, ſowie das Gefühl der ſicheren Geborgenheit in der einſamen, grimmen Todesnähe der Natur knüpfen die Bande der Menſchengemeinſchaft feſter und ſtimmen das Gemüth rege und empfänglich für Austauſch und Mittheilſamkeit; läſſig nur läuft der Reibſtein durch die Hand der Mädchen und geſpannt und verwundert hängen die großen, dunklen Augen an dem mittheilenden Munde des fremden Mannes, und auch Vater Lukas kann nicht genug hören von der wunderbaren Welt jenſeit des großen Waſſers; zutraulich richten ſich die Fragen auf alle Dinge, welche die erregte Einbildungskraft beſchäftigen, und die ſchlichte Herzenseinfalt kann es nicht verſtehen, daß der weiße „delikate" Mann ſeine Familie, Mütterchen und Schweſterchen verlaſſen, unter die „dummen Indios" gegangen und ſeine zarte Sohle auf die wilde Erde geſetzt hat; wie fern liegt ihr die Vorſtellung, daß der Mann aus dem gefürſteten weißen Geſchlechte der Erde, der ſich noch die urſprüngliche, unverzärtelte Friſche und Kraft des Gemüthes bewahrt, wohl mehr Gefallen und reinere Freuden an dem „niederen" Volke und an den Blumen der „wilden" Erde, als an ſo manchen Treibhausblumen „delikater" Familien finden kann. Mit geſpannteſter Theilnahme wird jede Mittheilung, mit unverhohlener Freude und

Dankbarkeit die leutſelige Weiſe und der Gedankenaustauſch des weißen, vornehmen Gaſtes aufgenommen und mit gleicher Offenheit und Mittheilſamkeit vergolten, ſo daß die Aufſchließung und Hingabe ſeiner Perſönlichkeit an eine ſolche Herdrunde wahrlich keine ſchwere Aufgabe, weniger denn noch ein Opfer iſt. Später wohl, als gewöhnlich, wird das Nachtlager aufgeſucht und das zuſammenſinkende Feuer wiederholt aufgeſchürt, obwohl das Holz zu ſeiner Unterhaltung ſehr mühſam von den tieferen Abhängen heraufgeſchleppt werden muß, da unter den Páramoſtürmen da oben kein Baum noch Strauch mehr wächſt, nur hier und da noch in einem geſchützten Schlupfwinkel ein kümmerliches Geſtrüpp ſich erhält; und als nun die Rinderhäute über die Tenne geworfen und die Lagerſtätten zugerichtet werden, ſuchen die freundlich dienenden Veſtalinnen an Kiſſen und Decken zuſammen, ſoviel der kleine Schatz nur hergeben will, und entziehen ſich wohl ſelbſt der wärmenden Hüllen, um dem fernen Mütterchen und Schweſterchen zu Troſt und Liebe den weißen delikaten Sohn da oben in dem eiſigen Arkadien ſo warm und weich wie möglich zu betten.

Aber trotz Decken und Kiſſen und aller zärtlichen Fürſorge zittert der Mann aus dem Norden auf der hohen Alp unter der Aequatorſonne; der eiſig durch Dach und Wände über das Lager ſtreichende Zug, das Sturm- und Regengebrauſe, das Knirſchen und Aechzen der ſchwankenden Hütte, das Heulen und Winſeln der frierenden Hunde, welche unermüdliche und meiſtens vom Glück gekrönte Anſtrengungen machen, ſich durch die Spalten der bröckligen Wände hindurchzukratzen und den kalten, naſſen Pelz in der Herdaſche aufzuwärmen, dazu der Froſt in den eigenen Gliedern, — das alles gewährt nur einen kargen und unterbrochenen Schlaf und läßt den Morgen und des Herdes neu erwachende Gluth ſehnlichſt herbeiwünſchen.

Sobald der erſte Sonnenſtrahl aufblitzt und die Nebel und

Wolken zertheilt, die auf den Bergen lagern, wird zum Aufbruch nach dem Schneegipfel gerüſtet, der bergeshoch ſich aufs Gebirge thürmt; buchſtäblich ſo, denn unter den „Schneegipfeln" jener Breiten ſind nicht nur Decken oder Lagen dauernden Schnees zu verſtehen, ſondern wirkliche Berge von feſtem, den höchſten Erhebungsſpitzen aufgelagertem Schnee. Vater Lukas ſetzt zwar in die Möglichkeit des Gelingens den größten Zweifel und hält überhaupt das Unternehmen für ein verwegenes, die Heiligen verſuchendes Beginnen; endlich aber ſiegt die Neugierde über Furcht und Widerwille, er erbietet ſich ſogar aus freien Stücken zum Führer, ſoweit er glaubt, ſeiner Ortskenntniß vertrauen zu können, — nicht aber, ohne zuvor ſeine Seele ſeinem beſonderen Haus- und Schutzheiligen anempfohlen zu haben. Zur Vermeidung jeder ermüdenden Belaſtung wird nur das nothwendigſte Gepäck, gleichmäßig vertheilt, mitgeführt; dann nimmt der Zug, durch unſeren Wirth verſtärkt, zunächſt einen kleinen Waſſerlauf, der aus den unteren, abſchmelzenden Schneelagen entſpringt, als Wegeſpur auf.

An dem heutigen Ausgangspunkte, der Sennhütte des Vater Lukas, befinden wir uns in einer Höhe von etwa 3650 Meter über dem Meeresſpiegel und 2000 Meter über der Stadt Mérida; tauſend und einige hundert Meter etwa hoffen wir zuverſichtlich noch weiter aufzuſteigen und ſomit den Fuß auf der Sierra weißen Scheitel zu ſetzen.

Anfangs zieht ſich die Waſſerrinne in weiten Bogenwindungen allmählich bergan; bald aber reißt der rieſelnde Gletſcherquell immer ſteilere Furchen auf, ſo daß wir uns gezwungen ſehen, einen weniger ſteilen Aufſtieg zu nehmen. Dennoch wird unſer Weg ſchroffer und ungangbarer, lockeres Geröll löſt ſich unter den Füßen und gefährdet allmählich die Nachſteigenden. Trotz der kalten Luft, in welcher wir athmen, ſtellt ſich dann weiterhin ein peinigender Durſt ein, und ſo

zahlreich auch die Quellen ſprudeln und uns ihr eiſiges Waſſer über die Füße ſchütten, ſtillt der wiederholte Trunk aus hohler Hand doch nur auf wenige Augenblicke den Durſt; überdies zieht die eiſige Kälte des Waſſers den Schlund krampfhaft zuſammen und hemmt das Schlucken; nur in Abſätzen ſchlürfen wir das kalte Labſal. Die Sonne aber verliert trotz der Kälte der Luft und des Waſſers kaum etwas von ihrer Kraft und brennt heiß und blendend auf den beſchwerlichen Weg nieder; zu dem ungeſtillten Durſte und den brennenden Sonnenſtrahlen geſellt ſich bald auch Ermattung und Athembeſchwerde; das Bedürfniß, zu ruhen und tief Athem zu holen, ſowie die Zunge zu netzen, macht ſich immer ſtärker geltend, ohne daß die Gewährung deſſen Erleichterung ſchafft; die Mattigkeit nimmt zu, es ſtellt ſich Ohrenbrauſen ein, dunkelt vor den Augen, der geſteigerte Herzſchlag ruft Angſt und Beklemmung hervor, die Energie erlahmt, und mit der körperlichen Herabſtimmung geht die der ſeeliſchen Kräfte Hand in Hand.

Kein Wunder denn, daß in dem kleinen Steigertrupp Muth und Willenskraft bald zu erlahmen beginnen; nur der brave Antonio, der bald wieder die Führung übernommen, wehrt ſich bisher noch tapfer gegen alle ſchwachen Anwandelungen. Teléſphoro aber, der Leibburſche, befindet ſich bereits in dem Zuſtande eines flennenden Kindes, das nur aus Furcht vor der Ruthe mühſam das Weinen unterdrückt; von der Natur nicht zum Helden geſtempelt, legt er ſich wimmernd über den Stab und wendet das Geſicht trübſelig hinter ſich, gleichwie das Maulthier die Ohren hängen läßt und traurig nach der Ebene hinunterblickt, ſobald es unter den Einwirkungen der Höhenluft zu leiden beginnt. Auch Vater Lukas verräth in dem ſchlaffen Geſichtszügen keine Begeiſterung mehr; die ſeufzenden Töne, welche von Zeit zu Zeit der gepreßten Bruſt entfliehen, ſcheinen von Reue und Gewiſſensbiſſen zu zeugen und ſprechen deutlicher,

als ſein längſt verſtummter Mund, von der Seelenangſt, deren Folter er erduldet. Die beiden halbgebrochenen Geſtalten laſſen Zweifel und Beunruhigung über den glücklichen Fortgang der Sierrabeſteigung aufkommen; um eine ſchlimme Wendung und voreilige Fahnenflucht zu verhüten, werden ſie in die Mitte genommen und widerwillig weiter getrieben, ob auch Vater Lukas voll Reue über ſeine Verwegenheit und Ruchloſigkeit fortſeufzt und Telésphoro bei den Gebeinen ſeines Mütterchens ſchwört, daß es mit ſeinem koſtbaren Leben ſchnurſtracks zu Ende gehe.

Treu, geduldig und ergeben harrt der Indianer unter den Drangſalen und Entbehrungen einer beſchwerdevollen Wanderung aus; aber die Dehnbarkeit ſeiner leiblichen und geiſtigen Faſer iſt ſcharf begrenzt; ſobald dieſe Grenze der Dehnbarkeit nur um das Geringſte überſchritten iſt, bricht ſeine Ausdauer und Willenskraft zuſammen. So zähe und unverwüſtlich er handelnd und leidend unter den ſchwierigſten und niedrigſten Verrichtungen innerhalb ſeines Beharrung- und Bewegungvermögens ausdauert, ſo iſt doch ſeine handelnde und leidende Spannkraft auch ohne alle an ſie geſtellte Anforderungen wie mit einem Schlage vernichtet, ſobald ihm der gewohnte Lebensboden auch nur um eines Haares Breite entſchlüpft, gerade wie das Laſtthier der Wüſte ſich nicht durch Schläge und Mißhandlungen bewegen läßt, ſich von den Knieen zu erheben, ſobald die aufgelegte Laſt das gewohnte Gewicht und das Maß ſeiner Kraft nur um ein Weniges überſteigt. Der Indianer beſitzt das, was man Nerven nennt; geringfügig wechſelnde äußere Einflüſſe wirken ſofort verſtimmend auf ihn, und mehr noch auf die geiſtige, als auf die leibliche Energie; jedes geſtörte Gleichgewicht der täglichen Gewohnheiten und Eindrücke hebt ihn, wie aus ſeiner phyſiſchen Kraftſphäre, ſo auch aus dem ſeeliſchen Gleichgewichte; jedes unbehagliche Gefühl nährt ſeine abergläubiſchen Vorſtellungen.

So erfüllt, was dauernd oder vorübergehend ſein leibliches Wohlgefühl ſtört, auch ſeine Seele mit Schwermuth und Grauen, und ſolch ein Grauen erfaßt ihn auch da oben in jener Region, wo alles Leben erſtarrt und der ganze Organismus umgeſtimmt und aus den gewohnten Verrichtungen gehoben wird. Die natürlichen Kräfte, die da oben walten, werden für ihn zu einer überſinnlichen, geſpenſtiſchen Macht; vor dieſem ſtummen, öden, einſamen, blut- und lebloſen, unſichtbar-wirkſamen Weſen graut ihm und friert's ihn bis ans Herz hinan, ſo ſtumm und einſam in ſich brütend er ſelbſt auch über die Erde geht; ſein Auge verdüſtert ſich, ſeine Geſtalt kriecht in ſich zuſammen und Wahngebilde umſchatten ſeinen Geiſt; ſtumpfe Verzweiflung erfaßt ihn, er unterliegt willenlos, wenn er nicht mit fortgezogen wird oder eilends flieht aus dem Bereiche der dämoniſchen Gewalten.

Nach einiger Zeit ſtehen wir vor dem Eingange einer engen, dunklen Schluchtſpalte; der Grund iſt theilweiſe mit Schnee ausgefüllt, welcher von den oberen Schneelagen abgeruſcht, in den unteren Spalten und Schluchten oder auf abgeſchrägten Flächen liegen bleibt und an ſolchen, der Sonne unzugänglichen Stellen ſich lange gefroren hält; derartige abgerutſchte Schneelagen finden ſich zuweilen ziemlich tief hinabgerückt und liefern den Köchen und Bäckern in Mérida, welche an den Wochenmarkt- und Feſttagen gefrorene Speiſen und Näſchereien ausbieten, das Eis zum Gefrieren derſelben. Wir treten hinter den Felsrand zurück, um der kalten Strömung auszuweichen, während das Frühſtück hergerichtet wird, als plötzlich Schreck und Entſetzen unter uns fährt und alle Augen ſtarr auf die Schluchtſpalte gerichtet ſind. Das unholde, geſpenſtiſche Weſen des Páramo ſcheint plötzlich in die ſichtbare Erſcheinung getreten zu ſein; unter rauſchendem, knirſchendem Getöſe wälzt ſich von dem gegenüberliegenden Ende her eine

rieſenhafte, ſchimmernde und flimmernde Geſtalt in tauſendgliedriger Beweglichkeit, einen langen, ſchleppenden Mantel nach ſich ziehend, mit reißender Geſchwindigkeit auf uns zu; man meint, in ein blutloſes, geiſterbleiches Antlitz mit wilden, fliegenden Haaren und wallendem Schleier zu ſehen, deſſen Augen gleich gefrorenen Strahlen bald aus ſich heraus, bald in ſich hinein leuchten und blitzen; hier durchleuchtet, dort durchſchattet, jetzt verflüchtigt und nun wieder zu feſtem Körper verdichtet, — ſo rieſeln die beweglichen Glieder und Gewandesfalten wie gerinnendes Waſſer an uns heran, und endlich ſchlägt der ganze Spuk, wie eine brandende Welle, unter betäubendem Geraſſel und ſchneidendem Schmerzgefühl über uns zuſammen, während die weißen Decken über der Schlucht auseinanderzuſtäuben ſcheinen.

Es iſt klar, dieſe unholde Erſcheinung, halb Geiſt, halb Leib, iſt ein Geſpenſt, der Berggeiſt ſelber! Ein Bild des Jammers, zu einer Säule erſtarrt, ſteht Vater Lukas da, und als das grimme Geſpenſt in ſeiner Mark und Bein erſchütternden Fahrt ihn ſchneidig-eiſig ſtreift und ſein Blut gerinnen macht, ſinkt er, mit beiden Händen das Geſicht bedeckend, unter flehentlicher Anrufung der heiligen Barbara in die Knie, wie ein zuſammengeklapptes Taſchenmeſſer. Mit ſchrillem Angſtſchrei aber läuft Held Teléſphoro unaufhaltſam den Abhang nieder, welchen er eben unter Seufzen und Klagen hinangeſtiegen, verfolgt von einer Wolke feiner, ſchneidender Eiskryſtalle, in welche der Spuk auseinanderſtäubt, und die ihn alsbald unſeren Blicken entzogen haben.

Nachdem die erſte Beſtürzung vorüber und Keinem ein Schade geſchehen iſt, findet die räthſelhafte Erſcheinung alsbald ihre Erklärung; eine Wolke losgelöſten und von der heftigen Luftſtrömung durch die Schlucht getriebenen Schneeſtaubes, in deſſen aufgewirbelten, ſpiegelnden Eiskryſtallen Licht und Schatten

ein phantaſtiſches Spiel getrieben, rief dieſes Blendwerk, eine großartige Naturerſcheinung, hervor, wohl darnach angethan, die Einbildungskraft in hohem Grade zu erregen und abergläubiſche Gemüther in Schreck und Beſtürzung zu ſetzen.

Ein ſchneidendes Froſt- und Wehgefühl bleibt noch einige Zeit nach dem Schneeſtaubwirbel — Schneehoſe könnte man wohl bezeichnend ſagen — in den Gliedern zurück; dann aber wird ein herzhaftes Lachen hörbar, und an Stelle der Beſtürzung macht ſich Freude geltend über das Erlebniß und den Anblick eines ſeltenen, unvergeßlichen Naturſchauſpieles. Antonio erklärt ſich nach einiger Ueberredung bereit, den Aufſtieg weiter fortzuſetzen, obſchon auch er bereits mit ſchweren Bedenken zu kämpfen hat; nicht ſo aber der alte Lukas; eine klägliche, gebrochene Geſtalt, ſchwört er bei allem, was ihm heilig, keinen Schritt weiter zu thun; wir hindern ihn denn auch nicht an ſeinem Rückzuge, da er in ſeiner Verfaſſung nichts nützen, nur beſchwerlich fallen kann; überdies ſcheint es auch gerathen, daß ſich Jemand nach dem in blinder Angſt davon gelaufenen Flüchtling umthun möge, von welchem nichts mehr zu ſehen und zu hören iſt.

Nur mit dem Schürf- und Brecheiſen, der Machette — dem ſäbelartigen Schlagmeſſer, ohne welches Niemand aus dem Hauſe geht —, den Stricken aus Rinderhaut und einigen wenigen Erfriſchungsmitteln bewaffnet, nehmen die beiden Standhafteren den Weg über die ſteile, mit Schnee bedeckte Böſchung ohne Zeitverluſt wieder auf. Nach einiger Zeit mühſamen Steigens ebnen ſich die ſchroffen Geſchiebe ein wenig, und als der Schnee betreten wird, findet ſich ſeine Decke ſehr ungleich aufgeſchüttet, nicht über zwei bis drei Fuß dick; es ergiebt ſich, daß dieſelbe nur ein Abrutſch, auf ihrem Wege liegen geblieben iſt, aber hart und feſt genug, um ungehindert darüber wegſchreiten zu können. Mit dem Gange über den Schnee aber

mehren ſich die Beſchwerden und Ungemächlichkeiten; mit jedem Schritte aufwärts nimmt die allgemeine Herabſtimmung zu; ob auch Froſt und Eis ringsum, ſo wirkt die Tropenſonne dennoch mit großer Kraft; ihre Strahlen brennen und blenden zugleich, und der ſtarke Rückprall von der Schneedecke, ſowie die geſteigerte Trockenheit der Luft üben einen ſtarken, ſchmerzhaften Reiz auf die Haut aus; das um den Kopf geſchlungene Tuch fällt ſchattend auch über das Geſicht, um es möglichſt, als am meiſten ausgeſetzt, gegen die Rückſtrahlung zu ſchützen. Alle beſchleunigten Athemzüge wollen die Athemnoth nicht mindern, mehr und mehr zieht die Erſchöpfung zu Boden, und nach einigen neuen Schritten macht ſich das Bedürfniß nach Ruhe ſchon wieder geltend; der Kopf ſchmerzt unter dem Blutandrang, zunehmendes Herzklopfen führt Beängſtigung herbei, das Denkvermögen wird erſchwert, die Willenskraft geſchwächt. Der Klang der Stimme, der Schall überhaupt ſcheint gänzlich zu erſterben, das Wort bleibt unverſtändlich, auch wenn man ſich bemüht, es mit lauter Stimme herauszuſtoßen, das Sprechen ſelbſt ſtrengt bis zur Erſchöpfung an, — ſo ſchwach nur trägt die dünne Luft den Schall noch fort und erſchwert ſie den Gebrauch der Stimme; immer mehr nimmt der Widerwille gegen alle thätigen Verrichtungen zu, nur das eine Verlangen herrſcht vor: den Durſt zu löſchen, auszuruhen, zu ſchlafen; aber wehe dem Halbbetäubten, der dieſem Verlangen nachgiebt! Wirre Träume nehmen alsbald ſein Bewußtſein gefangen, er ſchließt die Augen, — um ſie nimmer wieder aufzuthun; lautlos weben die fallenden Flocken ſein Todtenhemd. Ein zuſammengetragenes Häuflein Steine bezeichnet die Stelle, wo der Páramoſchlaf einen müden, bethörten Wanderer in ſeine würgenden Arme ſchloß.

Auf ſchneefreien Berghöhen machen ſich alle dieſe Beſchwerden — die Höhenkrankheit — weit weniger, bei Manchen

nur in geringem Grade oder auch gar nicht fühlbar; bekannt aber ist allen kundigen Bergsteigern, daß jene Uebel viel heftiger und beschleunigter auftreten, wenn Schnee auf den Bergen liegt, und um so heftiger, je unbewegter die Luft, je ausgedehnter die Schneefläche und je kraftvoller das Sonnenlicht. Die Andesbewohner nennen die Einwirkungen, welche die Höhenkrankheit hervorrufen, Soroche (Sorotsche), ein Ausdruck, der den Minenarbeitern entnommen ist, welche damit die Einwirkungen der unterirdischen Ausdünstungen auf den Organismus bezeichen wollen, also eine Andeutung, daß beide Leiden verwandte Symptome und vielleicht auch ähnliche Ursachen zeigen. Mehr Berechtigung aber dürfte die Annahme haben, daß der Schnee unter den heißen Sonnenstrahlen bei verdünnter Atmosphäre eine der Athmung nachtheilige Luft entbindet.

Nun aber widersteht die indianische Faser in dem wackeren Antonio nicht länger mehr aller der wachsenden Unbill; ob auch voll strotzender Kraft und Gesundheit, zeigt er sich doch weniger zähe und widerstandsfähig angelegt, als sein weit schwächerer und zarter angelegter weißer Gefährte; mit düsterem, verstörtem Blicke schreitet er mechanisch neben diesem her, der selber nicht frei geblieben von Anfechtungen, doch den Kopf noch nicht hängen läßt. Bis dahin begünstigte ein vollkommen heiterer Himmel die Besteigung, und herrliche Umblicke und erhabene Eindrücke hielten die Sinne rege, so lange sie noch fähig geblieben zur Aufnahme; nun aber rauchen plötzlich schwarze Dunstmassen aus der Tiefe herauf, und alsbald liegt das ganze Gebirge in dichten Nebel gehüllt. Jede Bewegung in dem undurchsichtigen Dunstball ist aufgehoben; schweigend kauern die im Nebel vergrabenen Gesellen auf einen Steinblock nieder; Antonio schließt, von dumpfer Betäubung überwältigt, die Augen. Kaum mag es der Andere über sich gewinnen, seinem treuen Gefährten das Labsal des Schlafes zu rauben;

dann aber ergreift ihn ein namenlos banges Gefühl des Verloren- und Verlaſſenſeins; es iſt, als hauche der Odem des Todesengels über dieſe lautloſe, geiſterhaft berührende, dem irdiſchen Leben entrückte Welt da oben. „Antonio, mein Bruder, auf, auf!“ ruft der Geängſtete dem Betäubten ins Ohr und rüttelt ihn mit aller Kraft aus dem Scheinſchlafe auf; denn ein Scheinſchlaf iſt doch jener Zuſtand nur, ein bewußtloſes Hindämmern mit geſchloſſenen Augen, aus welchem der Erweckte ſo ſchwer und unerquickt, wie zuvor, die Augen öffnet. Der Ruf ſelbſt blieb freilich wirkungslos, aber das Schütteln und Rütteln riß den Hingeſunkenen aus ſeiner verhängnißvollen Lethargie empor, — Gott ſei Dank! Und ſchnell, wie ſie ſich geſchloſſen, zerreißt auch die dunkle Hülle, das Grabtuch, wieder, und ſtrahlend, wie die Sonne, kehrt das lichte Antlitz der Errettung zurück.

Lang hingeſtreckt dehnen ſich nun wieder in der klaren, durchſichtigen Ferne die ſchweren Maſſen, Hügel und Ketten des mächtigen Gebirges; zarte Licht- und Farbentöne umfließen die Umriſſe ſeines gewaltigen Rumpfes. Unten in fernen, geahnten Tiefen athmen die feurigen Tropenlüfte; der dunkle Hochwaldgürtel ſaugt ihren heißen Odem auf; blaſſer gleitet der warme Duft über das Savannengras, um endlich auszurinnen in den kalten, weißen Gletſcherglanz. Vom blendenden Sonnenſtrahl umfloſſen, ſtrahlen die weißen Zacken, Bänder, Streifen und Spitzen der wandelloſen Eiskrone gleich glitzernden, gefrorenen Gießbächen und Stromfällen über das dunkle Geſchiebe aus; geiſterhaft rieſelt der dünne, leichte Luftſtrom, ein Hauch aus überirdiſcher Welt, über die letzten Erhebungsſpitzen des Erdfeſten, durch ungemeſſene Fernen ſchweift das Auge, endlos dehnt ſich der Raum.

Noch ſucht das Auge nach einem weiteren Aufgange; doch keine Stufe, keine Sproſſe mehr zum Einſetzen von Händen

und Füßen! Vielleicht, daß unter harter Steigungsarbeit mit Eisen und Stricken noch einige Spannen weiteres Feld möchte zu erobern sein; aber die Arme sind nicht da, welche solche Kraft und Arbeit noch aufbieten könnten, und nur noch der halbe Mensch steht vor dem Werke, das einen ganzen, vollen Menschen und die Mitarbeit und gemeinsame Kraftanstrengung vieler geübter und unermüdeter Kletterhände erfordert.

Lange schon trat Antonio aus dem Zirkel seiner physischen und moralischen Spannkraft heraus: er ist nur noch eine willenlose Gliederpuppe; und als er überdies noch, von einem Schwindel- und Ohnmachtsanfalle erfaßt, an allen Gliedern zitternd, zusammenzubrechen droht und gegen den fragend aufwärts gerichteten Blick eine krampfhaft abwehrende Bewegung macht, da ist die Antwort gegeben; sie heißt: — schleunige Umkehr! In kurzer Zeit ist derselbe Weg, der so mühsam und beschwerdevoll hinangestiegen, bergab zurückgelegt. Neugierig und froh von den großen Augen der Wirthstöchterlein angestaunt, treten wir wieder unter das schützende Dach der gastlichen Hütte; wärmer als je pocht das behagliche Gefühl des Geborgenseins an das Herz; eine starke Brustwehr däucht das schwankende Strohdach, eine feste Burg der dürftig umhegte, wärmende Herd; helle Freude leuchtet aus allen Mienen. Auch Held Telésphoro sitzt wohlbehalten am Herdfeuer; alle Vorwürfe schmelzen dahin unter dem Sonnenschein allgemeinen Frohgefühls; Vater Lukas ersteht ebenfalls mit verbundenem Kopfe von seinem Schmerzenslager und in der warmen Temperatur ringsumher fallen alsbald auch die Hüllen von seinem befreiten Geiste und wiedergenesenem Kopfe. Nach kurzer Ruhe sind auch die Anstrengungen der Bergfahrt überwunden, wenn schon eine empfindliche Reizbarkeit und fieberhafte Erregtheit selbst am anderen Tage noch nicht weichen will; das Gesicht der beiden Steiger gleicht einem Reibeisen, die Lippen sind aufgerissen, Nase und Wangen wie mit Nadeln geritzt.

Mitleidig und vorwurfsvoll zugleich ruhen die großen, leuchtenden Augen des Schwesterpaares auf dem weißen Gaste, der, wie sie meinen, gegen sich und seinen Gott gefrevelt, und bald sieht er sich so fürsorglich gepflegt und gehegt, mit Talg und Oel betupft und unermüdlich bedient, als sei er von Samariterarmen geradenwegs vom Schlachtfelde aufgelesen; und als die Nacht gekommen und die Erzählungen am Herdfeuer schweigen, da weiß die sorgende Hand das Lager nicht weich und warm genug zu bereiten. So entfaltet sich da oben auf der Sierra Nevada das eigenthümliche Bild, daß die Töchter des Südens den Sohn des Nordens mit sorgender Hand gegen Frost und Kälte zu schützen suchen. Als aber Held Telésphoro auch für seine zitternden Glieder das Mitleid wachzurufen sucht, fliegen gar spitze Pfeile des Spottes gegen ihn ab, vor denen er sich ebenfalls nur durch eiligen Rückzug zu decken weiß, wie da oben vor den scharfen Streichen des Berggespenstes.

Noch einige Tage währt der Aufenthalt in der gastlichen Hütte auf der Hochalp der Sierra; kühne, anstrengende und oft waghalsige, doch vielfach belohnte Streifereien sind es, die da täglich nach allen Seiten hin unternommen werden; bald führen die Wege durch versteckte Moorwiesen, bald über schroffe Gefälle und durch wild verwachsene Schluchten, bald wieder über die menschenleere, stimmungvolle Savannenheide. Die feuchten Niederschläge und eiskalten Rinnsale, welche die Erdnarbe durchsickern, erwecken unter dem heißen Strahl der mittäglichen Sonne noch mannigfaltige Pflanzenkeime; in das schwammartig mit Feuchtigkeit durchtränkte Moos-, Flechten- und Farrnkrautpolster, welches die nackten Gesteinwände umkleidet, siedeln sich die Luftwurzler ein, und in den dichten Filz des durcheinandergewirrten grünen Gewebes setzt sich der Humus fest, darüber wuchernde Rhizome- und Knollengebilde ihre Brutlager ausbreiten; hoch in die rauhen Spaltenrisse steil abstürzender, grauer Felsmauern gräbt auch

die „Liebliche der Berge“ — la linda de los cerras —[2] ihre Wurzeln ein und läßt ihre langgebänderte, flaggenartige Orchisblume fröhlich im Wind und Sonnenschein flattern, unzugänglich jedem unbeschwingten, schweren Erdenkörper; jedoch in der festen Schlinge des Lederlazos gleitet Antonio verwegen an der Felswand nieder und entführt, zwischen Himmel und Erde schwebend, die spröde „Liebliche“ ihrem luftigen Felsenhorste. Durch die tieferen Thalmulden spannt der Zwergwaldwuchs ein undurchdringlich wirres Netz von kriechenden Zweigen und Wurzeln, gekrümmten Stämmen und Aesten und zieht mit seinen Schlingruthen, Luftwurzeln, Klettergräsern, schlingenden Farren und dem gesammten auf Stein und Rinden nistenden Pflanzenwuchse jähe Gehänge und tiefe Geklüfte in sein dichtes Wirrsal hinein; nach Weise der Eichhörnchen und Affen geht es hindurch und hinüber von Ast zu Ast, von Seil zu Seil, von einem Schlupfloche zum anderen, ohne mit Fuß und Hand je festen Grund und Boden zu fassen, mit dem Messer im Munde und der festgeschnürten Last auf dem Rücken. Nach gewaltsamem Durchhau thut sich mitten in einem häßlichen Dorn- und Stachelgehege plötzlich ein kleiner Lustgarten auf, welchen die Einbildungskraft mit aufgescheuchten, leise entschlüpfenden Nymphen, Sylphen und Amoretten bevölkern möchte, und wie ein Dornenröschen in seiner neidischen Umwährung zieht uns eine gar anmuthige Erscheinung an, — ein kleiner Melastomenbaum,[3] dessen runde, volle Laubkrone über und über mit entzückend schönen Blüthen überschüttet ist; brauner, weicher Sammt bekleidet die Unterfläche der Laubblätter, und die großen prachtvollen Blumen, deren reicher Flor darüber ausgebreitet liegt, öffnen anfangs einen purpurrothen Kelch und tauchen diesen nach und nach in tief gesättigt dunkelblaue Farben.

An den Rand dieser Schluchtenlabyrinthe lehnt sich wieder, hügelig gewellt, die weithin sich dehnende Savanne an; in reizen-

den Gruppen zieht ſich das blühende Geſträuch[4] mit ſeinen leuchtenden Blumenfarben durch die Hügelwellen, und zu ſeinen Füßen rollt ſich ein vielfarbiger Blumen- und ſchillernder Blatteppich[5] auf; darüber wölbt ſich der kurzſtämmige Kugelfarrn,[6] der allein von allen Farren mit baumartigen Stamme ſolche Höhen erſteigt; in der Mitte ſeiner dunklen, hartblätterigen Wedelkrone ſteht ein Schopf pfeilförmig ſchmaler, gebräunter Blätter, die den mikroſkopiſch kleinen, dicht zuſammengehäuften Samen tragen. Munter rieſeln die Quellwaſſer, klar und durchſichtig wie die ätherreine Luft ſelber, durch ein vielmaſchiges Netz von blinkenden Fäden, rauh und näſſelnd treiben die Nebel, vom Sturm gejagt, in wilder Flucht dahin, hinter ihrem phantaſtiſchen Fluge wieder blinken die grelläugigen Blumen, die ſpielenden Sonnenſtrahlen, die tiefe Bläue des Himmels auf, — und droben thront über allem Wechſel der Erſcheinung und allem Wandel der Zeit in hehrer, feſter, majeſtätiſcher Ruhe und feierlicher Erhabenheit, — feſter als die Götter ſelbſt, welche der flüchtig dahinwehende Menſch träumt und geträumt hat von Geſchlecht zu Geſchlecht, das von Glanz und Klarheit umfloſſene Haupt der Sierra Neváda de Mérida.

Unten wieder, auf einer der Vorſtufen der Sierra, zu Häupten der Straßen und Dächer der Stadt und des ſchäumenden Chama in der Tiefe, läßt Antonio aus voller Bruſt ſeine gellenden Jauchzer und Jodler erſchallen; aber ſiehe da, nicht nach unten, nach oben iſt ſein Antlitz gekehrt, und da liegt ſie — findbar für gute Augen — klein wie ein Steinchen auf dem Ameiſenhaufen, im blauen Aether ſchwebend, die Hütte der Sierra-Alp. Antonio aber — wie ſonderbar — grüßt ſeine Heimath da unten nicht; oben haftet ſein Auge, wie des Adlers Blick, der ſein Junges im hohen Horſte zurückgelaſſen: und

wenige Wochen vergehen, da tritt der braune Geſelle lachend über dieſelbe Schwelle, über welche er einſt die Beſteigung der Sierra leitete oder führte, und hält an der Hand die „Liebliche der Berge“ von der Sierra-Alp.

Wie Schmetterling und Kolibri flattert auch die Liebe noch um den Páramnſchnee; — und wäre es über alle Berge, Winde und Wolken hinaus und bis an der Welt Ende, der Menſch nimmt ſeine Qual, aber auch ſeine Liebe mit.

Anmerkungen.

[1] 15 geographiſche Meilen gleich 20 Leguas.

[2] Uropedium Lindenii.

[3] Calyptraria brachycera.

[4] Thibaudia, Gaultheria, Manettia, Porteria etc.

[5] Calceolaria, Macleania, Espelletia, Senecio, Castilleya, Viola, Lobelia etc.

[6] Blechnum Magellanicum.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

(354)

Leiden und Thaten der Frauen im Kriege.

Vortrag,
gehalten im Lette-Verein zu Berlin am 4. Januar 1888.

Von

H. Hetzel,
Prediger in Heinersdorf (Kreis Lebus).

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei (vorm. J. F. Richter).
1888.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Ein geſchichtlicher Ueberblick über die Leiden und Thaten der Frauen im Kriege zeigt uns unwiderſprechlich die beſonders in der zweiten Hälfte unſers Jahrhunderts ſo bedeutend fortgeſchrittene Humaniſirung des Krieges. Bis dahin war das weibliche Geſchlecht faſt nur den Leiden desſelben preisgegeben, und erſt neuerdings iſt es den Frauen gelungen, in rein menſchlichen, opferwilligen Thaten unmittelbar am Kriege theilzunehmen. Der Angriff im Kampfe war faſt überall ausſchließlich Sache der Männer, — Amazonen, d. h. geſchulte weibliche Kriegstruppen hat es nie gegeben, ſondern nur einige Soldatinnen —, aber bei der Vertheidigung leiſteten die Frauen, beſonders im Alterthum, häufig thätige Hülfe, und die Pflege der Verwundeten und Kranken fiel von jeher wenigſtens zum Theil dem weiblichen Geſchlechte zu.

I.

Im Alterthum waren die Beſiegten der Willkür des Siegers völlig preisgegeben. Bei der herrſchenden Barbarei hatten die Frauen die brutalſten Mißhandlungen zu erdulden: die jungen und kräftigen wurden in die Sklaverei geſchleppt, die alten und ſchwachen häufig getödtet, in der höchſten Noth auch wohl von den eigenen Landsleuten hingeopfert. Als Dareios das empörte Babylon beſtürmte, tödteten die Belagerten, damit die Lebensmittel länger reichten, alle Weiber außer den

Müttern und einer Frau, die in jedem Hauſe zur Speiſebereitung am Leben gelaſſen ward.

Die Israeliten führten die dreihundertjährige Eroberung von Kanaan mit der höchſten Grauſamkeit durch, indem die Ausrottung der Eingeborenen, ſoweit ſie möglich war, zuerſt als Kriegsſitte, ſpäter als göttliches Kriegsgeſetz ausgeführt ward. So wurde bei der Erſtürmung von Jericho alles Lebendige, Menſchen und Thiere, mit der Schärfe des Schwertes verbannt, d. h. umgebracht, und dasſelbe widerfuhr bei der Einnahme von Ai 12000 Männern und Weibern. Später ſollten nach dem ſogenannten zweiten Geſetz die Weiber und Kinder als Beute gelten, und die gefangenen Weiber, erſt nachdem ſie ihre Angehörigen einen Monat lang betrauert hatten, zu Kebsweibern genommen werden.

Die Perſer pflegten die kriegsgefangenen Weiber zu Sklavinnen, die ſchönſten Mädchen aber zu Nebenfrauen des Herrſchers zu machen. Als jedoch das von Xerxes abgefallene Olynthos erobert ward, wurde die geſammte Bevölkerung vor den Thoren niedergeſtoßen.

In den von den Hellenen meiſt mit ſchonungsloſer Erbitterung geführten einheimiſchen Stammeskämpfen ſowie in ihren auswärtigen Kriegen wurden die Frauen nebſt den Kindern von den Siegern gewöhnlich in die Sklaverei verkauft. So geſchah den Troerinnen nach der Eroberung von Ilios, im peloponneſiſchen Kriege den von Athen abgefallenen Mytilenaiern, und den Plataiern von ſeiten der Lakedaimonier, weil ſie ihnen während des Krieges nicht etwas Gutes erwieſen hätten.

Die großen helleniſchen Dichter beklagten vergeblich das harte Loos der kriegsgefangenen Frauen.

Sophokles ſang:

Mich überkam ein banges Mitgefühl
Zu ſehn, wie dieſe Armen in der Fremde

Verwaiſ't und heimathlos verſchlagen ſind.
Sie ſind gewiß die Töchter freier Männer
Und leben jetzt in Sklaverei.

Euripides rief in den „Troerinnen“ aus:

O ſieh, welch' Fackelleuchten ſtrahlt da drinnen auf?
Brennt man das Zelt an, oder was thun Troja's Frau'n,
Nun aus der Heimath ſie hinführen ſoll ihr Loos
Nach Argos? Selbſt weih'n ſie der Flamme Gluth den Leib,
Um Tod zu finden? — Ja, ein Sinn, der Freiheit liebt.
Beugt unter ſolch' ein Elend ſchwer den Nacken nur.

Aber auch die Barbaren zogen oft den Tod der Knechtſchaft vor. Als die 10000 Hellenen unter Xenophon auf ihrem Rückzuge die Ortſchaften der Kaukaſusvölker erſtürmten, ſtürzten ſich die Einwohner, auch Weiber und Kinder, voll Todesverachtung in die Abgründe.

Der Philoſoph Platon iſt der einzige, der die aktive Betheiligung der Frauen am Kriege im Staatsintereſſe fordert, indem der Vertheidigungskrieg von der Wehrmannſchaft mit Einſchluß ihrer Frauen geführt werden ſoll. Er ſagt in ſeiner idealen „Republik“ wörtlich: „Mögen auch immer die Frauen unſerer Hüter (der Wehrmänner) theilnehmen am Kriege und an der ſonſtigen Obhut über die Stadt! Sie werden gemeinſchaftlich ins Feld ziehen und auch die ſchon heranwachſenden Kinder mit ſich in den Krieg nehmen. Sie würden auch gegen die Feinde am beſten fechten, weil ſie ja einander am wenigſten im Stich laſſen könnten. Denn, wenn auch das weibliche Geſchlecht mit zu Felde zöge, ſei es nun in dasſelbe Glied geſtellt oder hinten, um den Feinden Furcht zu machen, und wenn irgendwo eine ſchleunige Hülfe nöthig wäre, ſo würden ſie durch dies alles unüberwindlich ſein.“ In den „Geſetzen“, wo Platon den Staat und auch das Kriegsweſen in ſeiner erreichbar beſten Geſtalt betrachtet, verlangt er: „Die Frauen ſollen, ſoweit ihre Dienſte zum Kriege nothwendig erachtet werden, dazu verpflichtet ſein

bis zum fünfzigsten Jahr; es soll ihnen aber in diesen Kriegen nichts aufgetragen werden, was über ihre Kräfte oder unpassend für sie wäre.“ Er fragt: „Sollen die Frauen von den Kriegsübungen gänzlich ausgeschlossen sein, so daß sie, auch wenn es etwa die Noth erforderte, für den Staat und die Kinder zu fechten, nicht imstande wären, weder gleich den Amazonen den Bogen zu gebrauchen, noch ein anderes Geschoß mit Kunst zu werfen, noch auch mit Schild und Speer ihrer Göttin (Minerva) nachzuahmen, und so der Verheerung ihrer Heimath tapfer zu widerstehen, und wenigstens Furcht, wenn nicht Schlimmeres, dem Feinde beizubringen, wenn er sie in guter Ordnung aufziehen sähe? Die Mädchen sollen jede Art von Tanz und Kampf in Waffen lernen, die Frauen in den Schwenkungen und Stellungen geübt werden, wäre es auch nur zu dem Ende, daß, falls etwa die ganze Mannschaft auf einen Feldzug ausrücken müßte, Jemand da wäre, der imstande wäre, die Kinder und die Stadt zu bewachen. Oder wir wollen den umgekehrten Fall setzen, daß uns von außen ein mächtiges feindliches Heer von Hellenen oder Barbaren mit Krieg überzöge und in die Nothwendigkeit versetzte, für unsere Stadt selbst zu kämpfen, — welche Schande wäre es unserer Verfassung, wenn unsere Frauen so schlecht erzogen wären, daß sie nicht einmal wie die Vögel, die sich gegen die allerstärksten Thiere für ihre Jungen zur Gegenwehr setzen, ihr Leben wagen und sich jeder Gefahr aussetzen wollten, und so die menschliche Art in den schmählichen Ruf brächten, daß sie an Muth jedem Thiere nachstände! Also bestimmen wir, daß sich die Frauen des Kriegswesens nicht entmüßigen, sondern die sämmtliche Bürgerschaft, Bürger und Bürgerinnen, dessen befleißigen sollen.“

Alexander der Große ließ auf seinen Kriegszügen nur selten großmüthige Regungen walten. Ehrerbietig und freigebig verfuhr er gegen die in der Schlacht bei Issos gefangene

Familie des Dareios, Mutter, Gattin und Kinder, obwohl er das gebotene königliche Löſegeld zurückwies. Den Geſandten des Großkönigs antwortete er nach Curtius: „Mit Gefangenen und Weibern pflege ich nicht Krieg zu führen; bewaffnet muß ſein, wen ich haſſen ſoll.“ Dagegen beſtrafte er Empörung der einmal Bezwungenen aufs Härteſte. Bei der Erſtürmung des abgefallenen Theben wurden gnadlos auch Weiber und Kinder hingemordet und die übriggebliebenen auf den Sklavenmarkt gebracht. Und die Weiber und Kinder der wieder unterworfenen Baktrer, Maſſageten und Saken ließ er unter ſeine Soldaten vertheilen.

Seine Nachfolger bekämpften einander in blutdürſtigen Kriegen. Aber gegen Demetrios den Städteeroberer vertheidigten ſich die patriotiſchen Rhodier erfolgreich, die Frauen trugen Steine herbei und flochten aus ihrem Haar Bogenſehnen.

Schonungslos war auch die Kriegführung Hannibals: die Weiber und Kinder in den von ihm zerſtörten ſiziliſchen Städten Selinus und Himera ließ er unter die Soldaten vertheilen.

Die Römer prägten die unbarmherzige Kriegsſitte zum harten, aber in ihrem Sinne gerechten Kriegsrecht aus, doch in der Behandlung der Frauen trat gar keine Milderung ein: ſie wurden aus ihrer unterjochten Heimath auf die Sklavenmärkte gebracht. Dagegen nahmen die römiſchen Frauen wenigſtens in den erſten Zeiten der Republik einen weſentlichen Antheil an der Wiederherſtellung der kranken und verwundeten Krieger; dieſe wurden während des Kampfes in die Lagerzelte gebracht und dann in den Städten, am liebſten in Rom, geheilt. So wurden während der zehnjährigen Belagerung von Veji auch die verwundeten Plebejer in den Häuſern der Patrizier aufs Beſte verpflegt, obwohl beide Volksklaſſen in bitterer politiſcher Feindſchaft lebten. In den Kriegen um die Mittelmeerſtaaten

und um die Weltherrschaft, 270—31, wurde die römische Kriegführung immer schonungsloser: der gefährliche Feind ward möglichst vernichtet, die Masse der Kriegsgefangenen mit Einschluß der Frauen zum Besten der Staatskasse als Sklaven versteigert. Es wurde z. B. von der Nation der Bojer nichts übrig gelassen, als Greise und Kinder. Fast noch schonungsloser verfuhren die Römer bei der Unterwerfung der außeritalischen Völker. In Epirus wurden an einem Tage die Einwohner von siebenzig Ortschaften, 150000 Menschen, als Sklaven verkauft. Und Scipio schenkte bei der endlichen Eroberung von Karthago zwar 25000 Frauen das nackte Leben — ihre Haare hatten sie bereits zu Stricken verwendet —, aber die Gefangenen wurden meist auf den Sklavenmarkt gebracht. Im zwanzigjährigen spanischen Kriege aber tödteten Kinder ihre Mütter, nur damit diese nicht gefangen würden, und eine Frau ihre Mitgefangenen.

Bald lernten die Römer nun auch die germanischen Frauen kennen. Die auf einem Zuge begriffenen siegreichen Völker der Cimbern und Teutonen hatten sich getheilt, und letztere griffen 102 bei Aquae Sextiae das treffliche Heer des Marius an. Als zuerst die Ambronen zurückgeworfen wurden, stürzten ihre Frauen in den Kampf und suchten den Römern Schild und Schwert zu entreißen. Am zweiten entscheidenden Schlachttage fielen 100—150000 Teutonen; und als Marius den gefangenen Frauen ihre Bitte, sie den Vestalinnen zu schenken, nicht gewährte, zerschmetterten sie ihre Kinder und tödteten darauf sich selbst mit Dolch und Strick. Im folgenden Jahre besiegte Marius in Oberitalien die Cimbern: die in ihre Wagenburg zurückgedrängten Streiter wurden hier von ihren Frauen erschlagen, und als diesen nach der tapfersten Gegenwehr sowohl freier Abzug als auch Aufnahme in den Priesterdienst verweigert ward, tödteten auch sie erst ihre Kinder und dann sich

Digitized by Google

ſelbſt. Der Geſchichtſchreiber Florus geſtand: „ihr Tod war ebenſo ſchön wie ihr Kampf", und lange blieben ſie als „der cimbriſche Schrecken" in furchtbarer Erinnerung.

Verſchieden war das Loos der Frauen in den ſiebenjährigen Kriegen Caeſar's in Gallien 58—51. Als die Nervier und ihre Bundesgenoſſen in der Schlacht an der Sabis faſt vernichtet waren, gewährte Caeſar ihren hinter Sümpfen in Sicherheit gebrachten Weibern, Kindern und Greiſen, als ſie um Gnade baten, ſeinen Schutz. Dagegen wurde die ganze Bevölkerung der verrätheriſchen Aduatuker, 530000 Seelen, in die Sklaverei verkauft. Und in dem ſchwer erſtürmten Avaricum ließ Caeſar alles Lebendige niederhauen, ſo daß von 40000 Menſchen kaum 800 ſich retteten. Als endlich Vercingetorix, mit faſt 100000 Mann in Aleſia eingeſchloſſen, durch Hunger gezwungen, die Frauen, Kinder und Kampfunfähigen auswies, wurden ſie von den Römern zurückgetrieben und ſtarben elend zwiſchen den Befeſtigungswerken. Auch der griechiſche Platoniker Onoſander, um 40 n. Chr., erklärte: „Wenn der Feldherr die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen gedenkt, ſo ſoll er die gefangenen Weiber, Kinder und Greiſe zurück in die Stadt ſchicken."

Als in dem zweiten Bürgerkriege die Pompejaner Illyrien unterwarfen, widerſtand nur Salona (49) erfolgreich. Die Frauen machten aus ihrem Haar Bogenſehnen; dann kleideten ſie ſich als Furien, drangen Nachts mit Fackeln in das feindliche Lager, ſteckten die Belagerungsmaſchinen in Brand und verbreiteten einen ſo paniſchen Schrecken, daß die ihnen folgenden Männer leicht den Sieg errangen.

Ueber den Antheil der Frauen an den ſeit Auguſtus in Germania geführten Kriegen berichten die Geſchichtſchreiber Folgendes: Die Frauen nebſt den Kindern folgten dem Heer nur ausnahmsweiſe, beſonders bei der Landesvertheidigung. Ihr Zuruf war im Kampfe oft von entſcheidender Bedeutung.

Während der Schlacht, in welcher nur einzelne von ihnen gerüstet mitkämpften, hatten sie ihren Platz bei der Wagenburg, von wo aus sie den Kämpfenden Speise zutrugen und wo sie die schon während des Kampfes fortgetragenen Verwundeten in Pflege nahmen. Hier fand auch bei einem unglücklichen Ausgange der letzte Verzweiflungskampf statt. Als z. B. in den Feldzügen des Drusus die Frauen einmal in der Wagenburg eingeschlossen wurden, zerschmetterten sie ihre Kinder und schleuderten die Leichen den Feinden ins Gesicht. Auf seinem ersten Rachezuge gegen die Marsen, 14 n. Chr., verschonte Germanicus kein Geschlecht noch Alter, und im Verheerungszuge gegen die Chatten führte er Armin's Gattin Thusnelda zum Triumphe gefangen mit sich, obwohl der Bezwinger des Varus die Germanen zum Manneskampfe aufgerufen hatte, denn „er führe den Krieg nicht mit Verrath und gegen schwangere Weiber, sondern öffentlich gegen Bewaffnete". Tacitus berichtet in seiner Germania: „Damit das Weib sich nicht frei wähne von den Zufällen des Kriegs, wird sie durch die vom Mann ihr geschenkten Ehegaben erinnert, daß sie dasselbige im Frieden und im Kriege zu leiden und zu unternehmen habe", und diese Ehegaben sind ein gezäumtes Roß, Schild, Spieß und Schwert; auch sie selbst bringt dem Manne etwas an Waffen zu. — In dem zweiten deutschen Kriege der Donauvölker kämpften besonders die Frauen der Markomannen mit ihren Männern aufs Tapferste, wenn auch vergeblich gegen die römischen Legionen.

Ihrer Politik gemäß bewältigten die Römer schonungslos den durch die Eiferer entfachten Aufruhr in Judäa, 66—72. In Cäsarea wurden 20000, im Theater von Damaskus 10000 Juden umgebracht. Dann erstürmte Vespasianus eine Stadt nach der andern. Bei der sechswöchentlichen Vertheidigung von Jotapata kamen 40000 Menschen um; in Gamala stürzten sich 5000 in die Abgründe, die Weiber, Kinder und Greise aber

wurden niedergemacht. Am entsetzlichsten war die fünfmonatliche Belagerung von Jerusalem. Alle, die nach der Eroberung der Neustadt der Hunger aus der Tempelstadt trieb, ließ Titus ans Kreuz schlagen, täglich an 500 Menschen; im Juli waren bereits 115880 Einwohner verhungert, und eine Mutter schlachtete und verzehrte sogar ihr eigenes Kind; am 10. August 70 ward der Tempelberg erstürmt, und 6000 Wehrlose kamen in der Vorhalle des niederbrennenden Tempels um; im September erfolgte endlich die Erstürmung der Altstadt: alle Waffenfähigen und alle zu Sklaven Untauglichen wurden niedergestoßen, die Kräftigen und Jungen für die Arena und den Sklavenmarkt fortgeschleppt; im ganzen erlitten in Jerusalem eine Million Juden den Tod und 97000 die Sklaverei. Ebenso ward in den Landstädten Judäas gewüthet: in Joppe z. B. sämmtliche Frauen und Kinder in die Knechtschaft verkauft; in Massada tödteten nach hartnäckigster Vertheidigung Alle sich selbst, 960 Leichen fanden die einziehenden Römer.

Ebenso entsetzlich war die dreijährige Belagerung von Byzanz durch Septimius Severus: die Frauen flochten aus ihren Haaren Seile und halfen Steinblöcke, eherne Bildsäulen und Pferde auf die Stürmenden stürzen; die Einwohner verzehrten zuletzt erweichtes Leder und endlich einander selbst.

Die Gothen wurden auf ihrem Raubzuge in den Donauländern von Claudius 269 bei Naissus völlig geschlagen, und aus der Beute erhielt jeder Soldat auch zwei oder drei Frauen. — Selbst der milde Aurelianus ließ das abgefallene Palmyra 274 ausmorden und zerstören und führte die gefangene Königin Zenobia nebst zehn als Amazonen gekleideten Frauen in seinem Triumphzuge auf. Dagegen wurden die im Perserkriege 298 gefangenen Frauen, Schwestern und Kinder des Großkönigs bis zum Frieden von Galerius ehrerbietig behandelt.

Während der Völkerwanderung konnte bei den steten

Raubzügen von einer Milderung des Looſes der Frauen keine Rede ſein, nahmen doch die Frauen der germaniſchen Wanderſtämme nach wie vor perſönlich Antheil an der Schlacht! — Für humane Behandlung der Frauen im Kriege hatten bereits auch nichtchriſtliche Schriftſteller geſtimmt. So läßt Juſtinus in der Mitte des zweiten Jahrhunderts den Gryphus ſagen: „von keinem ſeiner Vorfahren ſei je unter ſo vielen häuslichen und auswärtigen Kriegen nach dem Siege gegen die Weiber gewüthet worden, da ja ihr Geſchlecht ſie ſowohl von den Gefahren der Kriege als auch von der Schonungsloſigkeit gegen die Beſiegten ausnehme nach dem allgemeinen Recht der Kriegführenden.“ Und ein Jahrhundert ſpäter ſchrieb der griechiſche Rhetor Ailianos: „Als die Sikyonier Pellene genommen hatten, übten ſie an den Frauen und Töchtern derſelben Vergeltung. Das iſt das Wildeſte und nicht einmal bei Barbaren ſchön nach meiner Meinung.“

Das Chriſtenthum hatte zwar begonnen, auch dem weiblichen Geſchlecht ein menſchenwürdigeres Daſein zu ſchaffen, allein auf den Krieg, zumal auf die Behandlung der Frauen in demſelben hatte es in den vier letzten Jahrhunderten des Alterthums noch keinen weſentlichen Einfluß zu üben vermocht.

II.

Im Mittelalter beſſerte ſich die Lage der Frauen im Kriege wenigſtens in der Chriſtenheit: ſie wurden hier von den rohen Völkern oft genug noch barbariſch, manchmal aber auch ritterlich behandelt und höchſt ſelten als Sklavinnen verkauft.

Der humane Beliſar vermochte zwar in dem Vandalenkriege 533 nach dem Siege bei Trikameron in Nordafrika ſeine Truppen nicht davon abzuhalten, daß ſie die Frauen und Kinder im feindlichen Lager zu Sklaven machten, aber er ſicherte doch dem tapfern Könige Gelimer, als er ſich ergab, eine ehrenvolle

Behandlung: auf einem vom Kaiſer Juſtinian ihm geſchenkten Landgut in Galatien durfte er mit ſeiner Familie in Frieden leben. —

Die ſchärfſten Kontraſte zeigte der zwanzigjährige Gothenkrieg. Der Gothenkönig Vitiges eroberte 539 das verrätheriſche Mailand, ließ alle Männer, angeblich 300000, erſchlagen, die Frauen in die Knechtſchaft führen und die Stadt verbrennen. Trotzdem gewährte Juſtinian ihm nebſt ſeiner Familie, als ſie bald nachher gefangen genommen wurden, eine ehrenvolle Stellung in Aſien. Der edle Gothenkönig Totilas eroberte darauf ganz Campanien, entließ jedoch die vornehmen Frauen ungekränkt; einen hochgeſtellten Gothen, der in Neapel eine Jungfrau entehrt hatte, ließ er ſogar hinrichten und ſein Eigenthum dem Mädchen überweiſen. Und in dem endlich von ihm eroberten Rom durfte weder das Menſchenleben noch die Frauenehre angetaſtet werden. Dafür war er aber ein arianiſcher Ketzer! —

Dagegen wurde der Franke Chrammus in dem 560 gegen ſeinen Vater Clothar geführten Kriege gefangen und auf Befehl desſelben mit Frau und Töchtern in einer Hütte verbrannt.

Von den Türken gedrängt, hauſten die heidniſchen Avaren auf ihren Raubzügen um 600 ſchrecklich vom ſchwarzen Meer bis zur Elbe und Oder. Die Jungfrauen vertheilten ſie unter ſich, die Frauen und Kinder ſchleppten ſie in die Sklaverei.

Die Muhammedaner verfuhren auf ihren Eroberungszügen Anfangs den harten Koränge boten gemäß. Die erſten Unmenſchlichkeiten begingen Muhammeds Gegner: nach ihrem Siege bei Ohod 625 ſchnitt ſeine Hauptfeindin Hind mit ihren Gefährtinnen den Gefallenen Naſen und Ohren ab und trugen ſie als Halsketten und Armbänder, ja Hind verſuchte das Herz eines Hauptfeindes zu verzehren. Aber auch Muhammed war blutdürſtig: nach der vergeblichen Belagerung von Medina ließ er alle 700 Männer eines jüdiſchen Stammes, die ſich ihm

ergeben hatten, hinrichten und ihre Frauen und Kinder in die Sklaverei führen. Unter den Nachfolgern des Propheten wurden die zu Sklaven gemachten Kriegsgefangenen meist milde behandelt, namentlich Mutter und Kind nicht von einander getrennt. Beim Ausmarsch nach Syrien 632 sprach Abû-Bekr: Befleckt eure Waffen nicht mit dem Blute von Frauen, Kindern und Greisen! Unter dem kriegslustigen Omar, der auch den Frauen und Kindern Sold gab, wurden die Muslim in der Schlacht am Jarmuk 634 von dem kaiserlichen Heere dreimal zurückgeschlagen, aber ebenso oft von ihren Frauen wieder in den Kampf getrieben, und erfochten so endlich den Sieg. Bei ihren Eroberungen in Nordafrika und Ostindien zog nur zäher Widerstand harte Behandlung, für die Frauen und Kinder die Sklaverei, nach sich. Bei der Unterwerfung der Westgothen in Spanien, im Anfang des achten Jahrhunderts, ließen die Muslim noch mehr die Milde walten: die Frauen, Kinder, Mönche, Krüppel, Kranken, Bettler und Sklaven waren sogar von der Kopfsteuer befreit. Um so härter wurden die Ungläubigen, unter denen auch die Frauen sich hervorthaten, sodann von den Christen niedergekämpft. Als nach dem Tode des Cid 1099 König Bukar Valencia belagerte, zeichnete sich die Schützenkönigin mit einem Fähnlein weiblicher afrikanischer Krieger so aus, daß sie im Volksliede als Stern der Schützen verherrlicht ward:

Eine Maurin, äußerst tapfer,
Große Meisterin im Schießen
Mit den Pfeilen aus Aljava
Von den Bogen türk'scher Arbeit:
Himmelsstern ward sie genennet,
Weil Geschicklichkeit sie hatte
Im Verwunden ihrer Feinde.

Tortosa ward sogar mit Hülfe der bewaffneten Frauen der Ritter, Krieger und Bürger den Mauren 1148 entrissen, und zur Nacheiferung „der Orden der Damen von der Axt" gestiftet;

ihre Dekoration war eine blutrothe Axt auf Halstuch, Brust- und Rückenbekleidung.

An den Kämpfen und Räubereien der alten Skandinavier hatten auch von jeher die Weiber theilgenommen. Seit 800 verheerten die Normannen über zwei Jahrhunderte lang England, weder Weiber noch Kinder verschonend.

Noch ärger hausten die Dänen daselbst; das 1010 eroberte Canterbury z. B. wurde ausgemordet, die Weiber und Kinder aber in die Sklaverei geschleppt. Und in dem 1084 von den Normannen erstürmten und verbrannten Rom wurden die geschändeten Frauen, die Männer und Kinder öffentlich als Sklaven verkauft. — Die Magyaren vollends wütheten auf ihren Raubzügen unmenschlich und schleppten besonders aus Sachsen und Thüringen lange Züge von Gefangenen, meist Weiber und Kinder, die an den Haaren oder Armen zusammengebunden waren, mit sich fort.

Ueberaus traurig waren aber auch die inneren Kämpfe, besonders in Deutschland. Die herrschende Kriegslust theilte sich hier selbst den Frauen mit, brachte bei diesen aber auch edle Frucht. Als der polnische Lehnsfürst Mieczislaw 1015 Meißen bestürmte, trugen die Frauen den Vertheidigern Steine und Geschosse zu und löschten die Brände aus Wassermangel mit Meth. Und als Weinsberg 1140 sich an Kaiser Konrad III. ergeben mußte, befahl er die Männer zu tödten, erlaubte jedoch den Weibern mit ihrer besten Habe die Stadt zu verlassen; da — so wird erzählt — trug jede auf dem Rücken ihren Mann durch das Thor, der gerührte Kaiser aber begnadigte die Stadt. Die Gottesfriedensgebote, welche unter anderem die Schonung der Frauen, der Mönche und Geistlichen, Pilger und Kaufleute, Pflüger und Schäfer festsetzten, waren bei der herrschenden Kriegslust überall fast völlig vergeblich.

In den zweihundert Jahre dauernden Kreuzzügen herrschte unmenschliche Kriegführung, nur selten von ritterlicher Humanität

unterbrochen. Hochherzig und edelmüthig, beſonders gegen die Frauen und Töchter der Gefallenen, bewies ſich vor Allen 1187 der in Paläſtina ſiegreiche Salah-Eddin, während die Kreuzfahrer bei der Erſtürmung Konſtantinopels 1204 gerade die weibliche Bevölkerung, ſelbſt in den Klöſtern, entſetzlich mißhandelten. —

So greuelvoll wie dieſe heiligen, waren auch die in den drei letzten Jahrhunderten des Mittelalters geführten weltlichen europäiſchen Kriege.

In dem zehnjährigen deutſchen Königskriege wurden in Thüringen beſonders die Nonnenklöſter ſchrecklich heimgeſucht. Philipps Söldner beſtrichen einmal eine nackte Kloſterjungfrau mit Honig, wälzten ſie dann in Federn und ſetzten ſie ſo verkehrt auf ein Pferd; doch ließ Philipp die Miſſethäter in kochendem Waſſer erſäufen.

In Italien wurden die Parteikämpfe mit grauſamer Barbarei geführt. Alberich, der Bruder des teufliſchen Ezelino, mußte ſich 1260 dem Markgrafen von Eſte ergeben, und dieſer ließ ſein ganzes Geſchlecht, ſein Weib, ſeine ſechs Söhne und ſeine zwei ſchönen Töchter vor ſeinen Augen umbringen.

In den hartnäckigen Grenzkriegen der Engländer gegen die Schotten nahmen auch die Frauen der Angegriffenen patriotiſchen Antheil. So vertheidigten ſie ſich bei der Belagerung von Dunbar 1336 unter der Gräfin La Marche ſo tapfer, daß die Engländer endlich abziehen mußten.

Schauderhaft waren inſonderheit die hundertjährigen Kämpfe zwiſchen dem deutſchen Orden und den heidniſchen Litthauern; bei der Erſtürmung von Pillenen z. B. im Jahre 1336 erwürgten und verbrannten die Litthauer ihre Weiber und Kinder und ſtießen dann ſich ſelbſt gegenſeitig nieder. Noch ſchrecklicher faſt, auch für das weibliche Geſchlecht, war der Krieg zwiſchen dem Orden und den Polen im fünfzehnten Jahrhundert.

Die Kriege der Huſiten wurden dadurch noch blutiger,

daß auch ihre Weiber von den undurchdringlichen Wagenburgen aus mitkämpften. Als aber in der Soeſter Fehde 1444 der Erzbiſchof von Köln die böhmiſchen Mordbrennerbanden der Zebracken zu Hülfe rief, blieb Soeſt Sieger: die Weiber goſſen den Böhmen „ſiedendes Gebrodel" auf die Köpfe.

Grauſam führte Karl der Kühne, ſpäter der Schreckliche genannt, ſeine unabläſſigen Kriege. In dem am einem Sonntage 1468 eroberten Lüttich wurden die Frauen und Mädchen in den Häuſern und Kirchen entehrt und dann niedergeſtoßen, die Einwohner überall ſo maſſenhaft hingemordet, daß das Blut ſtromweiſe floß, Gefangene und Flüchtige ſchaarenweiſe in die Maas geſtürzt und endlich die Stadt angezündet.

Kriegsrechtlich wurde den Frauen zum erſtenmal in der Schweiz durch den ſogen. Sempacher Brief vom 10. Juli 1393 Schonung im Kriege zugeſichert. Dann wurde von Kaiſer Friedrich III. in der ſogen. Frankfurter Reformation von 1442 unter andern auch den Wöchnerinnen und Schwerkranken Schutz verheißen; — beides vergeblich. Auch kein Schriftſteller des ganzen Mittelalters erhob erfolgreich ſeine Stimme zu Gunſten der mißhandelten Frauen.

III.

Die Neuzeit erreichte ebenfalls noch lange keine wirkliche Schonung des weiblichen Geſchlechts im Kriege, vielmehr war die erſte Periode bis 1648 eine der unmenſchlichſten.

Schonungslos führten die Dänen 1500 den ſog. Fürſtenkrieg gegen die freie Bauernſchaft der Dithmarſchen; ihre einzige Stadt Meldorf ward von ihnen ausgeplündert und die in ihr zurückgebliebenen Weiber, Kinder und Greiſe niedergehauen. Dagegen vertheidigte Chriſtine, die Gemahlin des ſchwediſchen Reichsſtatthalters Sten Stuve, nach deſſen Tode 1520 Stockholm aufs Tapferſte gegen Chriſtian II. von Dänemark.

In Maximilians Kriegsgeſetzen von 1508 hieß es zwar:

„Die Landsknechte ſollen ſchweeren, die Kindbetterinnen, Wittiben und unerzogene kleine Kinder, die Prieſter und andere ehrbare Jungfrauen, junge Mägdlein und Hausmütter, unbeleydigt zu laſſen, bei Strafe des Lebens.“ Aber ſeine eigenen Landsknechte erſtickten zwei Jahre darauf durch Rauch in einer Höhle 6000 Bewohner des Paduaniſchen Gebiets, Männer, Frauen und Kinder. Von neuem nahm „Die deutſche Reuter- und Fußknechtsbeſtallung“ von 1570 in Artikel 149 Wöchnerinnen, Schwangere, Jungfrauen, Alte und Kirchendiener in Schutz, — freilich noch lange ohne ſichtliche Wirkung.

Mit beſtialiſcher oder vielmehr mit nur Menſchen möglicher Grauſamkeit wurde in Amerika gewüthet. Papſt Alexander VI. hatte in der Bulle vom 4. Mai 1493 ſämmtliche Entdeckungen durch eine Linie ſchiedsrichterlich zwiſchen den Königen von Portugal und Spanien getheilt, und Letzterer machte dieſe Schenkung den Bewohnern in folgender Urkunde bekannt: „Gott hat den Papſt zum Herrn des ganzen Menſchengeſchlechts gemacht. Der eine dieſer Oberprieſter hat als Herr der Welt die Inſeln und das Feſtland des Ozeans den Königen von Caſtilien abgetreten. Wenn ihr euch weigert, mir zu gehorchen, ſo werde ich mit Gottes Hülfe gegen euch den grauſamſten Krieg führen; ich werde euch eure Frauen und Kinder nehmen, um ſie zu Sklaven zu machen, und werde euch alles Uebel anthun als rebelliſchen Unterthanen.“ Und weit entſetzlicher noch als die Drohung war die Ausführung derſelben. Der nur von der ſpaniſchen Königin Iſabella gemißbilligte Raub und Verkauf der Indianer geſtaltete ſich bald zum empörendſten Sklavenhandel. Mit Gewalt und Liſt, mit Roß und Hund, mit Feuer und Schwert wurden die ohnmächtigen Eingebornen vertilgt. So z. B. ließ Balboa vierzig vornehme Gefangene, die Weiberſchürzen trugen, von Bluthunden zerreißen. Die Europäer hätten von den Wilden ſogar

eine gute Kriegssitte lernen können. Es durften nämlich bei manchen Indianerstämmen Nordamerikas bejahrte Frauen im Kriege behufs der Vermittelung Waffenstillstand beantragen und hießen deshalb Friedemacher; vermittelnde Männer hätten als Feiglinge gegolten. Und von den „äthiopischen Troglodyten" wird uns sogar schon aus vorchristlicher Zeit berichtet, daß, wenn sie um Weideplätze kämpften, die Weiber dazwischen traten und sie auch durch Bitten von einander trennten.

In Europa waren die Kämpfe nicht minder barbarisch. Die haarsträubendsten Gräuel vollführten die Türken bei ihren Eroberungen unter Suleiman II. seit 1520. Der passauer Offizial Kurz berichtet: „Es ist entsetzlich, barbarisch, teuflisch, wie diese Türkenhunde die armen Leute zerhackt und wie Kohl gesotten, den Weibern den Bauch aufgeschnitten, die Brüste mit Zangen weggerissen und die Köpfe der Kinder an deren Stelle genagelt, die geheimen Theile mit Pulver bestreut und angezündet haben."

Schonungslos führten die Spanier auch in Europa den Krieg. Unter Isabella wurden beim letzten maurischen Aufstande 1500 in Huejar die nicht gefallenen Einwohner in die Sklaverei geführt, und in Lanjaron mehrere Moscheen, in die sich Frauen und Kinder geflüchtet hatten, in die Luft gesprengt. Und als die mißhandelten Morisco's, die christlich gemachten Nachkommen der Mauren in Spanien, sich endlich empörten, ließ das Audienzgericht von Madrid 1570 alle gefangenen Weiber derselben auf dem Sklavenmarkt verkaufen.

In dem fanatischen Religionskriege gegen die abgefallenen Niederlande aber trieben die spanischen Soldtruppen 1576 bei dem Sturme auf Mastricht gefangene Frauen vor sich her, und in dem eroberten Antwerpen hausten sie drei Tage lang gräuelvoll mit Feuer, Raub, Mord und allen Schandthaten, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters als „die spanische Furie".

Im höchsten Grade barbarisch war vollends die Krieg-

führung der Russen. Als Iwan der Schreckliche 1552 Kasan eroberte, lagen die Leichen bis zur Höhe der Stadtmauer, und die Einwohner wurden als Sklaven über das ganze Reich vertheilt. Im livländischen Ordensstaat „bezeichneten große Haufen von gräulich verstümmelten Frauen und Kinderleichen ihre Straßen". Die Bauernschaft um Marienburg ward 1560 heerdenweise auf den Sklavenmarkt getrieben, und von den Juden in Polozk 1563 die willfährigen getauft, die widerspänstigen ertränkt.

Alle Gräuel, alle Barbarei, alle Bestialität häufte sich im dreißigjährigen Kriege. In Pforzheim wurden die Weiber von den Kaiserlichen geschändet, dann auf den Kopf gestellt und mit dem Säbel gespalten. Der katholische Gesandte und Minister Khevenhüller berichtete: „Die Soldaten fingen an, sehr wild und tyrannisch zu hausen. Zu Bösbeck (in Freundes Land!) haben etliche Kroaten einem Weibe ihr Kind aus dem Arm reißen wollen, um es lebendig zu braten; weil sie es aber festgehalten, haben sie ihr die Finger abgehauen." Nach Wallensteins Reiterrecht von 1617 sollte strenge Disziplin gehandhabt, auch nur Eheweiber zur Abwartung der Kranken und zu unsträflichen Dingen zugelassen werden." Aber in der Wirklichkeit ließ er aller Zuchtlosigkeit die Zügel schießen. Die von Gustav Adolf selbst verfaßten Kriegsartikel von 1621 dagegen straften an Leib und Leben namentlich jede Gewaltthat gegen Wehrlose, und der Schwedenkönig duldete auch keine liederlichen Weiber in seinem Heer. In dem 1631 erstürmten Magdeburg hauste Tilly entsetzlich mit Raub, Schändung und Mord; Isolani's Kroaten warfen Kinder in die Flammen, Pappenheims Wallonen spießten Säuglinge an die Brust der Mutter. „Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben," erklärte Tilly, als Offiziere ihm Vorstellungen über die Unmenschlichkeiten machten. Und Papst Urban VIII. schrieb glückwünschend in einem Breve vom 28. Juni an den Kaiser: „Die

Tausende und aber Tausende Derer, welche dem schimpflichen Tode verfielen (es waren an 30000), haben den Ketzern gezeigt, ein wie elend Loos es ist, in die Hände Gottes zu fallen. Die Gnade des Allmächtigen wollte den Erdkreis heilen, indem sie seine pestkranken Glieder abschnitt." — Hunger und Elend nahmen aller Orten überhand. Nördlingen ward von seinen Bürgern heldenmuthig vertheidigt; aber als sie einen genommenen Mauerthurm ausbrannten, fielen halbverhungerte Weiber über die halbgebratenen Leichname der Feinde her und trugen Stücke davon für ihre Kinder nach Hause. In einem Schreiben der niedersächsischen Landstände von 1637 wird geschildert: „wie die Kroaten und andere kaiserliche Truppen den Leuten die Zungen, Nasen und Ohren abgeschnitten, die Augen ausgestochen, Nägel in die Köpfe und Füße geschlagen, heiß Pech, Zinn, Blei und allerlei Unflath durch die Ohren, Nase und Mund in den Leib gegossen, das Weibervolk ohne Unterschied des Alters, ehelichen und ledigen Standes, geschändet, die Kinder gespießet und in den Backöfen gebraten haben". Und solche Scheußlichkeiten verübten schließlich alle, auch Franzosen und Schweden.

Ueberall in Europa war damals Schonungslosigkeit gegen Wehrlose im Kriege an der Tagesordnung. Nach der blutigen Unterdrückung des dreijährigen Aufstandes in Irland 1649 ließ selbst Cromwell eine große Zahl von Weibern und Kindern nach Westindien bringen und dort als Sklaven behandeln.

Einige Schriftsteller dieser Zeit wünschten in humanem Interesse platonisirend die Theilnahme der Frauen am Kriege. Der englische Kanzler Thomas Morus schilderte 1516 in seiner Utopia „den Krieg als eine völlig thierische Sache"; die Utopier führen ihn nur nothgedrungen, und zu ihm üben sich auch die Frauen. „Die Frauen, die ihre Männer in den Krieg begleiten wollen, stellen sich gleichfalls in der Schlachtreihe auf, dann umstehen Jeden seine Kinder, Angehörige, Verwandte."

Der Dominikaner Campanella ließ trotz seiner Hoffnung auf eine friedliche Universalmonarchie des Papstes in seinem „Sonnenstaat" von 1623 den Krieg noch fortbestehen: „Den Knaben wird gelehrt, den Feind zu treffen, Schwert, Lanze, Pfeile, Schleudern zu handhaben, durch Kunst dem Feind zuvorzukommen und zu siegen. Auch den Weibern werden diese Künste gelehrt, damit sie den Männern in einem nahen Kriege Hülfe bringen und die Mauern schützen können, wenn einmal ein gewaltiger Einfall plötzlich erfolgen sollte. Die Sonnenbürger führen also in den Krieg eine Schaar von bewaffneten Knaben mit und viele bewaffnete Weiber. Und nach der Schlacht schmeicheln die Weiber und Knaben den Kämpfern, heilen, bedienen und stärken sie."

Der lutherische Theologe Thummius forderte in seiner „Disputation über den Krieg" 1621 Barmherzigkeit gegen die Besiegten und Bittenden, besonders gegen Weiber und Kinder. Jedoch erklärt er: „Wenn Weiber, Mädchen und Knaben die Verrichtungen der Männer gethan haben, so erlaubt nicht nur das Vergeltungsrecht, sondern auch die h. Schrift selbst, bei den Angriffen, so lange sie widerstehen, feindlich mit ihnen zu verfahren. Wenn aber diese Ursachen nicht mehr vorhanden sind, derentwegen Alter und Geschlecht nicht geschont wird, so ist kein Grund, welcher erlaubt, gegen Weiber und Kinder zu wüthen."

Die zweite Periode der Neuzeit, bis zur französischen Revolution, bietet wenigstens hier und da Milderungen des Schicksals der Frauen im Kriege.

Die Türken freilich setzten ihre Eroberungszüge in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit der frühern Barbarei fort und riefen dadurch ähnliche Gräuel seitens der christlichen Vertheidiger hervor. Nach amtlichen Ermittelungen hatten sie damals aus Oesterreich und Ungarn 87000 Christen mit sich in die Sklaverei geschleppt, nämlich 6000 Greise, 11215

Weiber, 13888 Mädchen, 204 adlige Fräulein, 56093 Kinder. Der Major v. Bismarck berichtet über die endliche Erstürmung von Ofen 1686: „Alles mußte über die Klinge springen. Unsere Brandenburger waren die Einzigen, so noch auf ihre Offiziers hörten; wir hinderten sie, den alten Ruhm kurbrandenburgischer Waffen durch Gräuel zu beflecken. Am schlimmsten hausten die Völker aus dem Reich; beim Sturm waren sie die Letzten gewesen, bei der Schändung und Ermordung der Weiber waren sie die Ersten."

Gleichzeitig wüthete in Irland der Bürgerkrieg zwischen den katholischen Royalisten und den protestantischen Williamiten. Bei der Belagerung von Londonderry stellten die Jakobiten protestantische Männer, Weiber und Kinder auf die Wälle, um die Belagerten vom Schießen abzuhalten, ohne doch damit ihren Zweck zu erreichen. Zuletzt ward der Aufstand der königlich gesinnten Schotten durch die Niederlage Karl Stuarts bei Culloden 1746 grausam niedergeworfen: Verwundete und Gefangene massenhaft niedergestoßen, Frauen und Mädchen auf den Leichnamen ihrer Angehörigen entehrt und darauf das Land im fünfzigmeiligen Umkreise zur Wüste gemacht.

Im siebenjährigen Kriege erneuerten sich zum Theil die Barbareien des dreißigjährigen. In Westfalen entehrten 1757 die Franzosen die Frauen und Mädchen; in Ostpreußen thaten ihnen die Russen die gleiche Schmach an, verstümmelten sie, mordeten die Kinder vor ihren Augen und schleppten ganze Familien nach Rußland. Friedrich der Große verwandte gern Frauen zu humanen Zwecken im Kriege. So instruirte er im Dezember 1758 eigenhändig den Kommandanten von Cosel, „wie die Bürgerweiber die Blessirten mitwarten sollten". Und in dem zwischen Preußen und der nordamerikanischen Union 1785 geschlossenen Vertrage wurde unter Anderm über die Behandlung der Frauen und Kinder im Kriege festgesetzt: „sie sollen für ihre Person auf keine Art im Kriege gefährdet werden."

Bereits finden wir auch Mädchen und Frauen, die unerkannt und mit Ehren Kriegsdienste thaten. So kämpfte Maximiliane v. Leithorst, eine natürliche Tochter des bayerischen Kurfürsten Max Emanuel, im österreichischen Heere als Kornet gegen die Türken und starb 1747 als Lieutenant in Wien. Ebendaselbst diente Johanna Sophie Kattner 1738—44 als Gemeiner und dann als Korporal, erhielt von Maria Theresia eine Pension und starb 1801.

In den letzten hundert Jahren ist nur ganz allmälig die Lage der Frauen im Kriege eine wahrhaft würdige geworden.

Den polnischen Insurrektionskampf von 1794 beendete Suwarow mit der Erstürmung von Praga, bei welcher 12000 Wehrlose, Kinder, Weiber und Greise, theils erschlagen, theils ertränkt wurden. Und vergeblich vertheidigten bei dem neuen Aufstande 1831 die Einwohner, auch die Frauen und Dienstboten, Warschau.

Besonders waren es die napoleonischen Kriege, die auch die Frauen leidend und handelnd in die Kämpfe verflochten. Ueber die Erstürmung von Jaffa in Syrien 1799 berichtet der Kapitän Malus als Augenzeuge: „Die nach allen Seiten zerstreuten Soldaten ermordeten Männer, Frauen, Kinder, Greise, Christen, Türken; was nur eine menschliche Gestalt hatte, ward ein Opfer ihrer Wuth. Der Lärm des Gemetzels, das Geheul der Frauen, Töchter entehrt auf dem Leichnam der Mutter, das Stöhnen der Verwundeten, das Geschrei der Sieger, welche endlich, von Blut und Gold übersättigt, auf die Leichenhaufen fielen, — das war der Anblick, welchen die unglückliche Stadt bis zur Nacht darbot."

In Tyrol wütheten 1809 die Bayern so, daß ihr eigener General Wrede in einem Tagesbefehl erklärte: „Mit Thränen in den Augen sage ich euch, daß eure Gefühle in Grausamkeit ausgeartet sind. Ich fordere euch auf, von heute an wieder

Soldaten und Menſchen zu werden.“ Sie hatten z. B. bei Rottenburg und Schwatz über hundert unbewaffnete Menſchen an Bäumen aufgehenkt, Weiber und Kinder in Stücke gehauen und vierzehn Ortſchaften in Aſche gelegt. Dagegen ergriffen aber auch nicht ſelten die Tyrolerinnen den Stutzen gegen die Franzoſen und Bayern, und noch 1853 gab es in Fugen eine zum Andenken daran geſtiftete Frauen-Schützengeſellſchaft.

Auch in Spanien ward der Volkskrieg fünf Jahre lang gegen die Franzoſen mit Erbitterung geführt, und Zaragoſſa von der ganzen Bevölkerung, ſelbſt den Frauen, Kindern und Greiſen, zweimal aufs Tapferſte vertheidigt, das erſte Mal 1808 behauptet, das zweite Mal 1809 aber von den Franzoſen erſtürmt, wobei 40000 Menſchen umkamen.

Von napoleoniſchem Thatendrang wurden beſonders drei Frauenzimmer ergriffen. Frau Schellingk aus Gent machte als Soldat die Feldzüge in folgenden Ländern mit: 1792—94 in den Niederlanden, 1795 in Holland, 1796, 97 und 1800 in Italien, 1804 an der nordfranzöſiſchen Küſte, 1805 in Deutſchland, endlich als Lieutenant 1807 in Polen; vielfach verwundet, ward ſie 1808 penſionirt, erhielt aus der Hand Napoleons das Kreuz der Ehrenlegion und ſtarb 1840 im Alter von 83 Jahren. Die Mailänderin Franceska Scanagetta trat 1794 anſtatt ihres Bruders in die Kriegsakademie zu Wiener-Neuſtadt, ward 1797 Fähnrich, bei der Blokade von Genua 1800 Lieutenant, 1801 penſionirt, heirathete 1804 und ſtarb 1865 als Majorswittwe. Die Tochter des bayeriſchen Oberſt von Senkeiſen endlich, in ihrem vierzehnten Jahre vaterlos, trat alsbald unter ihrem Großvater in das Heer, machte, ſchnell avancirend, in franzöſiſchen Dienſten die Feldzüge in Deutſchland und Spanien mit, ward bei Waterloo ſchwer verwundet, kämpfte dann 1830 in Algier, ward mit 800 Francs

penſionirt, mit der Helena-Medaille dekorirt und kam 1867 in ein Hoſpital, wo man erſt ihr Geſchlecht entdeckte.

Als ſich Preußen 1813 gegen ſeinen Dränger erhob, legten Alle, vor Allen die Frauen und Jungfrauen opferfreudig auf den Altar des Vaterlandes nieder, was ſie nur irgend miſſen konnten an Geld und Gut. Tauſende von Trauringen wurden eingeſchmolzen und den Spendern Eiſenreifen mit der Inſchrift: Gold gab ich für Eiſen — eingehändigt. Fräulein Ferdinande von Schmettau aus Schleſien gab ihr prachtvolles Haar hin. Eine Anzahl junger Mädchen trat ſogar in das Heer ein und mehrere von ihnen dienten unerkannt mit Ehren ſelbſt bei der Kavallerie, z. B. in der Lützow'ſchen Freiſchaar Eleonore Prochaska und Anna Lühring als Jäger Renz und Kruſe. Zum erſten Mal bildeten ſich jetzt Frauenvereine, und in den Lazarethen leiſteten bald Frauen und Jungfrauen unſchätzbare Dienſte; insbeſondere waren ſie nach der Schlacht bei Leipzig, als Aerzte und Lazarethbedarf fehlten, die unentbehrlichſten und beſten Pflegerinnen. So pflegte Frau Magdalena Eckert von 1813—15 in Düſſeldorf unermüdlich Freund und Feind, was ſowohl Friedrich Wilhelm III. als Ludwig XVIII. durch Orden anerkannten. Wie klein erſchien dagegen der franzöſiſche Patriotismus, als die verbündeten Heere in Frankeindrangen! Der Moniteur vom 10. Februar 1814 forderte jede Franzöſin auf, „Einen Feind" im Kampfe zu tödten.

Unter entſetzlichen Gräueln wurde beſonders von den Türken der neunjährige Befreiungskampf in Griechenland geführt. Wie früher ſpießten und pfählten ſie und ſchleppten die Weiber und Kinder in Sklaverei. Aber auch die Griechen begingen genug Barbareien. In dem während der Unterhandlungen 1821 eroberten Tripolitſa wurde drei Tage lang von ihnen gemordet: ſo hoch lagen die Leichen, daß Kolokotroni's Pferd von den Mauern bis zu den Paläſten

nicht den Boden betrat, und bei dem Abzuge der übriggebliebenen Türken wurden ſelbſt die Weiber und Kinder noch niedergemetzelt. Auf dem Rachezuge der Türken gegen die ſchuldloſe Inſel Chios 1822 wurden alle männlichen Einwohner über zwölf, alle Weiber über vierzig, alle Kinder unter zwei Jahren abgeſchlachtet, — 23000 Menſchen, und 47000 als Sklaven verkauft; nur 5000 entrannen. Gleichzeitig hauſten die Türken in Makedonien erbarmungslos: Weiber wurden verbrannt und Schwangere gemartert, Kinder vor den Augen der Eltern geſchlachtet und aufgehenkt, ſo daß Frauen ſammt ihren Kindern ſich lieber im Schwarzwaſſerſumpf ertränkten; unter vielen andern wurden auch die Frauen zweier Anführer zu Tode gefoltert. Dagegen hieben die Griechen nach der Einnahme von Athen, trotz der Kapitulation, alle abziehenden Türken, auch die Weiber und Kinder nieder. Hinwider ließ der Führer der ägyptiſchen Truppen auf Kreta 400 oder 500 in die heilige Tropfſteinhöhle Geflüchtete, meiſt Weiber und Kinder, durch Feuer erſticken, und von 2000 Gefangenen alle Frauen verkaufen, alle Männer theils verbrennen, theils niederhauen.

Schonungslos ward auch die nationale Erhebung der Magyaren 1848 f., zumal von ſeiten der Slavonier, Kroaten, Grenzer und Serben, bewältigt, vor allem in Siebenbürgen, wo beſonders den Frauen und Mädchen von Magyaren und Romanen ſchmähliche Gewalt angethan ward, Kinder und Greiſe geſpießt und die Männer martervoll gemordet wurden.

Mit der höchſten Erbitterung auf beiden Seiten wurde der ſiebenjährige erſte Karliſtenkrieg in Spanien geführt, und beſonders waren es die Chriſtinos, die ſelbſt Kinder, Frauen und Greiſe der Karliſten nicht verſchonten. Als der karliſtiſche General Cabrera mehrere Alkalden als Verräther tödten ließ, ließ der chriſtiniſche General Mina die ſiebzigjährige Mutter desſelben erſchießen, wofür wiederum jener an 24 Frauen der

Chriſtinos dasſelbe Urtheil vollſtrecken ließ. Und das geſchah im Jahre 1836! In dem neuen Karliſtenkriege 1872—1876 hauſten beſonders die Banden Don Alfonſo's, des Bruders des Prätendenten, und ſeiner gleichgeſinnten Gemahlin Donna Maria, entſetzlich. In dem eroberten Cuenza z. B. verübten ſie Schandthaten und Mord auch am weiblichen Geſchlecht.

Ebenſo wurden im ruſſiſch-türkiſchen Kriege 1877 und 1878 auf beiden Seiten, beſonders aber von den türkiſchen Baſchibozuks ſchmähliche Unthaten und Barbareien an Frauen verübt.

Mit ſyſtematiſcher Schonungsloſigkeit verfuhren die Europäer in ihren Kämpfen auch gegen die eingeborene weibliche Bevölkerung in Aſien, Afrika, Nordamerika und Auſtralien.

Schonungslos war auch in dem Kriege der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen Mejico 1846 die Belagerung von Vera Cruz: es wurde vornämlich der unvertheidigte, von Frauen und Kindern beſetzte Theil der Stadt bombardirt, um durch dies noch immer kriegsgerechte Mittel die Feſtung zur Uebergabe zu nöthigen.

Und als der Diktator Solano Lopez von Paraguay in dem fünfjährigen Kriege gegen die Nachbarſtaaten ſeine ſtrenggeſchulten Guarani-Indianer auf die Vertheidigung beſchränkt ſah, preßte er ſeit dem Mai 1868 ſogar Tauſende von Frauen zu dem leidensvollen und todtbringenden Kriegsdienſt.

Wir wenden uns zum Schluß zu den ächten Großthaten der Frauen, durch die ſie ſich ſeit einem Menſchenalter eine ehrenvolle Stelle auch im Kriege erobert haben.

Bereits im Krimkriege 1854—1856 hatte Miß Nightingale und nach ihr Miß Stanley mit ihren barmherzigen Schweſtern, die der Sultan Engel des Friedens nannte, durch die aufopferndſte Lazareththätigkeit unendliche Leiden gelindert und die Sterblichkeit der Verbündeten, beſonders der Engländer, um ein Drittel vermindert.

Dann bildeten ſich beſonders in dem furchtbaren vierjährigen Sezeſſionskriege in Nordamerika großartige Verbindungen der freiwilligen weiblichen Krankenpflege. Zuerſt organiſirten 1861 in New-York hundert Damen die „Geſundheits-Kommiſſion", deren Thätigkeit ſich als Feldhygiene, Hoſpitalweſen und Hülfsdienſt gliederte. Durch ſie wurden viele Tauſende von Kranken und Verwundeten ohne Unterſchied der Partei und der Abſtammung gerettet. Während der dreitägigen blutigſten Schlacht von Gettysburg z. B. wurden 13050 Föderirte und 7260 Unioniſten von den Aerzten der Privat-Kommiſſion verbunden, und auf das Schlachtfeld ſandten die Hülfscomité's aus New-York nicht nur Verbandzeug und Erfriſchungen, ſondern ſogar große Maſſen von Eis. Später blieben die Verwundeten in keiner Schlacht ohne Hülfe.

Gleichzeitig ward in Europa ein großes internationales Werk der Humanität im Kriege vollbracht: die Genfer Konvention von 1864. Nach der Niederlage der Oeſterreicher bei Solferino war vornämlich in Brescia alles in Hoſpitäler verwandelt und beſonders das weibliche Geſchlecht bei der Pflege der Verwundeten und Kranken hülfreich. Aber alle freiwillige private Hülfe war, wie der humane Touriſt H. Dunant wohl erkannte, aus Mangel an Organiſation unzureichend, und ſo gab er durch ſein Buch „Andenken an Solferino" den erſten Anſtoß zur Bildung der Genfer Konvention, die immer ſegensreicher geſtaltet ward und bereits von allen europäiſchen Staaten angenommen iſt. Naturgemäß bildeten ſich alsbald unter dem rothen Kreuz zunächſt in Deutſchland auch Frauenvereine, von welchen der in Berlin 1866 gegründete „Verein zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger" und der aus ihm hervorgegangene „Vaterländiſche Frauenverein" auf dem Verbandtage zu Dresden 1878 ſich zu Einem innigen, ſegensreichen Frauenbunde zuſammenſchloſſen. Durch die deutſche Militär-

Kriegs-Sanitätsordnung vom 10. Januar 1878 war bereits die freiwillige Krankenpflege der militärischen Krankenpflege im Kriege organisch eingegliedert, und so sind nun auch die Frauen eine unentbehrliche Macht im Kriege geworden, bestimmt, nicht Wunden zu schlagen, sondern Wunden zu heilen.

Schon im österreichisch-deutschen Kriege von 1866 wurden wesentlich durch die Beihülfe der weiblichen Pflege 90 Prozent aller preußischen Verwundeten am Leben erhalten. Beim Ausbruch des gewaltigen deutsch-französischen Krieges hatte der Herzog v. Gramont erklärt: bei der Vernichtung Badens sollten auch die Frauen nicht geschont werden. Dagegen verfuhren die Deutschen in Frankreich mit einer selbst französischerseits anerkannten Rücksicht gegen das weibliche Geschlecht, keiner Französin geschah ein Leid; es wäre auch jede Gewaltthätigkeit mit dem Zuchthause oder dem Tode bestraft worden. Aber auch die als leichtfertig verschrieenen französischen Frauen und Mädchen hielten sich in patriotischer Zugeknöpftheit brav und tapfer. Nur einige Male nahmen sie selbst am Straßenkampfe theil; so während der Schlacht bei Sedan und Bazeilles. Die Hülfsleistungen der deutschen Frauen in der freiwilligen Krankenpflege, sowohl auf dem Kriegsschauplatze, als im Vaterlande, sind über alles Lob erhaben gewesen.

Nur durch solche Friedensarbeit werden die Frauen im Stande sein, das Kriegselend zu mildern und sich selbst immer erfolgreicher aus den Kriegsleiden zu wahrhaft humanen Kriegsthaten zu erheben.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(384)

Gediegene Geschenke für Frauen und Mädchen.

Der erste Preis. Erzählung für junge Mädchen von **A. v. d. Osten.** Elegant gebunden in Original-Einband, Preis Mk. 4.—.

Die **„Allgemeine Hausfrauen-Zeitung"** schreibt: „Der erste Preis" ist ein reizendes, liebenswürdiges Buch, das nicht allein von der Mädchenwelt, sondern auch von den Müttern mit größtem Interesse gelesen werden dürfte. Er hat den Sieg über eine Menge neuerer Jugendschriften davongetragen und wird binnen Kurzem als Lieblingsbuch der Jugend allgemein anerkannt und geschätzt sein. Das Buch ist recht geschmackvoll ausgestattet, so daß es auch äußerlich eine Zierde jedes Büchertisches bildet. Wir empfehlen dasselbe ganz besonders zu Festgeschenken in Familienkreisen auf das Angelegentlichste.

Nelly. Erzählung für junge Mädchen von **A. v. d. Osten.** Elegant gebunden in Original-Einband, Preis Mk. 4.—.

Nelly bildet gewissermaßen die Fortsetzung des „Ersten Preises", der mit so außerordentlich großem Beifall aufgenommen wurde, daß sich die Verfasserin zur Herausgabe dieser Erzählung veranlaßt sah. Das elegant ausgestattete Buch dürfte somit für jeden Backfisch eine hochwillkommene Festgabe sein.

Rothe Rosen. Neue Gedichte von **Harbert Harberts.** Kl. 8°, ff. Kupfer druckpapier, in feinstem Original-Einband mit Goldsch. Preis Mk. 6.—.

Die „Gegenwart" in Berlin schreibt u. a.: Der Eindruck, den die „Rothen Rosen" machen, ist ein durchaus wohlthuender; sie tragen ihren Namen mit Recht, denn sie sind echte Kinder des Lenzes; sie haben Farbe und Duft.

Ohne Familie. Roman von **Hektor Malot.** Aus dem Französischen von Mary Muchall. 2 Bände. 8°. 55 Bogen. Broschirt **nur** Mk. 3, gebunden Mk. 5.40.

Eine Familiengeschichte von wunderbarem Reiz, welche das höchste Interesse erregt für den Helden, einen elternlosen Knaben, der durch unsägliche Leiden auf seinem Lebenswege doch sein frisches Gemüth, sein ehrliches Herz bewahrt und dann zum Entzücken des Lesers in dem Wiederfinden der Mutter und durch Aufnahme in die bevorzugte Klasse der Menschen seinen wohlverdienten Lohn empfängt.

Zuletzt. Eine christliche Erzählung von Mrs. **Marshall.** Aus dem Englischen von Marie Morgenstern. Eleg. broschirt Mk. 3.60, hochfein gebunden Mk. 4.80.

Urtheile der Presse: In dieser Erzählung wird der erwärmende und sonnige Einfluß des Christenthums nicht blos innerhalb einer Familie, sondern auch in Betreff einer ganzen Gemeinde in feiner und anziehender Weise geschildert. Die verschiedenen handelnden Personen sind meisterhaft gezeichnet, und die Entwickelung des Ganzen eine stetige und klar begründete. Gebildete Leser werden das Buch am besten würdigen können.

Laien-Evangelium. Jamben von **Friedrich von Sallet.** 8°. Neunte Auflage, elegant broschirt, Preis Mk. 4.—, fein gebunden Mk. 5.—.

Urtheile der Presse: Leider sind Fr. von Sallet's Schriften in dem hochangeschwellten Strome der Literatur theilweise untergegangen und nur Einzelne erbauen sich noch an dieser geistes- und gedankenkräftigen Poesie. Nie aber ist die Lehre des reinen Humanismus in schöneren Worten und eindringlicher gepredigt worden als in dem „Laien-Evangelium", diesem echt poetischen Werke, das durch seine Formvollendung wie durch seinen Ideenreichthum alle derartigen Schriften in unserer Literatur weit überragt. Das Buch ist heute noch jedem christlichen Hausstande angelegentlichst zu empfehlen.

Robert Hamerling's

Sämmtliche Dichtungen.

Homunculus.

Modernes Epos in zehn Gesängen.

Gr. Oktav, eleg. broschirt Mk. 4.—, in prachtvollem Original-Einband Mk. 5.—.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. v. **E. A. Fischer-Cörlin.** Eleg. brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt..... Mk. 4.—

Prosa. Skizzen. Gedenkblätter und Studien. Mit dem Portrait des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. broschirt Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 11.40

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustr. v. **Herm. Dietrichs.** 3. Auflage. Eleg. brosch. Mk. 15.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 18.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen **14. Aufl.** Feine Ausg. m. farb. Orig.-Text-Einfass. Eleg. broich Mk. 6.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 7.50

— — **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit weit über 100 Illustrationen von **E. A. Fischer-Cörlin in Berlin.** Gr. Folio, auf feinstem Velin- u. Kupferdruckpapier, in doppelfarb. Kunstdruck und **prachtvollem**, nach altrömischen Motiven gezeichn. **Orignal-Einb.** mit Goldschnitt..... „ 50.—

Auch in 19 Lieferungen zu beziehen à..... „ 3.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. **2. Auflage.** Eleg. broschirt Mk. 5.—, in eleg. Original-Eindand mit Goldschnitt..... „ 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. brosch..... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt..... „ 4.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant broschirt Mk. 3.—, elegant gebunden mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Elegant broschirt „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 6.—

König von Sion. Epische Dichtung in 10 Gesängen. **8. Auflage.** Elegant broschirt „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **6. Auflage.** Eleg. brosch. Mk. 3.—, eleg. geb mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. brosch. Mk. 2.—, eleg geb. mit Goldschnitt ..... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. **3. Auflage.** Elegant brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. **4. Auflage.** Elegant broschirt Mk. 1.—, elegant gebunden mit Goldschnitt ..... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. **4. Auflage.** Elegant broschirt Mk. 1.50, eleg. gebunden mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **4. Auflage.** Eleg. broschirt Mk. 1.50, eleg. gebunden mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Entſtehung des Volkes Israel

und ſeiner

nationalen Organiſation.

Von

Carl Heinrich Cornill.
Profeſſor in Königsberg.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Wer über einen Gegenstand aus der Geschichte des Volkes Israel reden will, befindet sich in einer besonders günstigen Lage. Uns allen sind Abraham und Mose, Saul und David, und wie sie alle heißen, liebe alte Bekannte. Es sind mit die ersten Eindrücke, welche das empfängliche Gemüth des Kindes in sich aufnimmt, und der einzigartige Zauber religiöser Poesie, der auf diesen Geschichten ruht, gräbt sich tief und unvergeßlich in die jugendlichen Herzen ein; auch wer es längst verlernt hat, die Bibel mit den Augen des Glaubens zu betrachten, wird nicht im stande sein, diese Jugenderinnerungen gänzlich zu verwischen. Der Redende darf deshalb ein allgemeines Interesse und — wenigstens in den gröbsten Umrissen — eine allgemeine Bekanntschaft mit seinem Gegenstande voraussetzen. Andererseits ist aber diese Bekanntschaft doch auch wieder nicht eine so genaue, daß der Redende nicht hoffen dürfte, die altbekannten Gestalten in neuem Lichte zeigen, die allgemeinen Umrisse durch Ausführung der Einzelheiten und Aufzeigen des großen geschichtlichen Zusammenhanges zu farbensatten, lebenswahren Bildern herausarbeiten zu können. Und welch ein Reichthum und eine Mannigfaltigkeit von einzelnen Stoffen liegt hier vor! Denn die Geschichte des Volkes Israel theilt mit dem vollen Menschenleben die Eigenschaft, interessant zu sein, wo man sie anpackt. Mag man eine mehr der politischen Geschichte angehörende Persönlichkeit, einen Saul, David, Ahab, oder

einen Heroen des Geiſtes wie Moſe, Samuel, Elia; mag man den Untergang des Volkes als politiſche Nation durch die Babylonier, oder die Auferſtehung des Volkes als religiöſe Sekte durch Esra und Nehemia; mag man die idealen Heldengeſtalten der erſten Makkabäer, oder die auch in ihrer Decadence noch anziehenden ſpäteren entarteten Nachkommen derſelben; mag man die finſtere Größe eines Herodes, oder den furchtbaren Untergang des Volkes unter den römiſchen Schwertern — vielleicht die erſchütterndſte Tragödie, welche die Weltgeſchichte kennt — betrachten: ſtets zeigen ſich uns Erſcheinungen, die uns feſſeln, die unſer Intereſſe erregen. Wenn ich aus dieſer überreichen Auswahl von Stoffen gerade die Entſtehung des Volkes Israel und ſeiner nationalen Organiſation herausgegriffen habe, ſo geſchah dies, einmal weil es überhaupt im Zuge der gegenwärtigen Zeit und ihrer Wiſſenſchaft liegt, gerade dem Entſtehen der Organismen — und auch die Völker ſind Organismen — nachzugehen und dieſe geheimſten Vorgänge im Leben und Weben der Natur zu ergründen, dann aber vornehmlich, weil ich hoffen durfte, gerade hier am meiſten Neues bieten zu können: denn vielleicht für keinen Theil der Geſchichte des Volkes Israel hat ſeit dem epochemachenden großartigen Werke Heinrich Ewalds die Wiſſenſchaft ſo viel gethan, als gerade für die Urgeſchichte.

Es handelt ſich bei unſerem Thema populär ausgedrückt um die Zeit von Abraham bis auf David, wie ſie uns in den fünf Büchern Moſes, Joſua, Richter und Samuelis erzählt wird. Die gewöhnliche Darſtellung iſt, daß Abraham aus Haran nach Kanaan gezogen kam, um ſich daſelbſt anzuſiedeln. In der vierten Generation nach ihm wanderten ſeine Nachkommen nach Aegypten. Dort führten ſie lange Zeit ein ſtilles und friedliches Leben, bis harter Druck der Aegypter ſie aus dem Lande trieb. Ihr Führer Moſe, ein Hebräer, aber der ganzen ägyptiſchen

Digitized by Google

Bildung theilhaftig, führte ſie über die Sinaihalbinſel und durch die Wüſte nach dem Lande ihrer Väter zurück. Moſe eroberte das Land öſtlich vom Jordan, Joſua das Weſtjordanland, vertilgte bis auf geringe Ausnahmen die kanaanäiſche Bevölkerung und verlooſte das Land als herrenloſes Gut an die Israeliten. Hierauf bekleideten zwölf Richter, die ſich auf einander folgten, die oberſte Gewalt über das Volk, bis ſchließlich in der Perſon des Benjaminiten Saul das nationale Königthum erſtand, welches in ſeinem Nachfolger David auf den Stamm Juda überging. Und es läßt ſich nicht leugnen, daß dieſe Vorſtellung bereits in der Zeit des babyloniſchen Exils die herrſchende war, wo die geſchichtlichen Bücher des Alten Teſtaments zum erſten Male eine einheitliche Ueberarbeitung erfuhren: die Bücher Richter, Samuelis und Könige liegen uns noch heute im großen und ganzen in dieſer Geſtalt vor. Aber dieſe Anſchauung iſt eine verhältnißmäßig junge, entſtanden erſt zu einer Zeit, wo die lebendige geſchichtliche Ueberlieferung erloſchen war, vielfach nur auf Grund theoretiſcher Vorausſetzungen. Die zum Glück nur leiſe überarbeiteten und weſentlich erhaltenen älteſten Quellenſchriften, welche in jenes große Sammelwerk Aufnahme gefunden haben, geben uns ein gänzlich abweichendes Bild von der älteſten Geſchichte des Volkes Israel. Und dabei wirft ſich die gar nicht zu umgehende Frage auf, ob wir dieſe älteſten Ueberlieferungen des Volkes Israel überhaupt für Geſchichte im ſtrengen Sinne des Wortes halten dürfen.

Es kommt hier alles an auf Charakter und Beſchaffenheit unſerer Quellen. Von einer Geſchichte des Volkes Israel im ſtrengen Sinne kann erſt geredet werden mit dem Auszuge aus Aegypten; erſt durch dieſes Ereigniß wurde Israel zum Volke, erſt mit ihm beginnt ſeine Geſchichte. Was vor dieſem Zeitpunkte liegt, kann man als Vorgeſchichte oder Urgeſchichte bezeichnen. Kunde von dieſer Vor- oder Urgeſchichte bringt uns allein das

erſte Buch Moſes, die Geneſis. Dürften wir ſelbſt Moſe für den Verfaſſer der fünf nach ihm benannten Bücher anſehen, ſo wäre für dieſen Zeitraum, der durch eine Reihe von Jahrhunderten von ſeiner eigenen Zeit getrennt iſt, doch auch Moſe angewieſen geweſen auf die mündliche Erinnerung und Ueberlieferung, wenigſtens über dieſe Dinge konnte er unmöglich als Augenzeuge berichten. Aber es darf wohl als allgemein zugeſtanden betrachtet werden, daß Moſe unmöglich der Verfaſſer dieſer nach ihm benannten Bücher ſein kann. Dieſelben ſind vielmehr entſtanden aus Zuſammenarbeitung einer Reihe von einzelnen Quellenſchriften, deren älteſte nicht älter ſein kann als Salomo, aber auch nicht viel jünger, alſo etwa zwiſchen 900 und 850 geſchrieben — zwiſchen ihr und Moſe liegen auch noch Jahrhunderte. Nur ganz vereinzelte Abſchnitte in Richter und Samuelis und einige dichteriſche Stücke aus den fünf Büchern Moſes können älter ſein; ein zuſammenhängendes Geſchichtswerk früher als 900 läßt ſich nicht nachweiſen. Die Erinnerung an die Vergangenheit hat ſich alſo weſentlich durch das Medium der mündlichen Ueberlieferung fortgepflanzt: das israelitiſche Volk ſelbſt iſt der Autor dieſer Erzählungen, denen der bibliſche Erzähler mit der ſchriftlichen Fixirung nur die feinere pſychologiſche Motivirung und den ganzen Zauber ſeiner unübertroffenen Darſtellungskunſt geliehen hat. Der materielle Inhalt, das Stoffliche dieſer Erzählungen will betrachtet ſein vom Geſichtspunkte der volksthümlichen Ueberlieferung, der Sage. Was iſt Sage? Ihr Hauptcharakteriſtikum iſt die Volksthümlichkeit. Die Sage iſt ein Naturprodukt, ohne Tendenz, eine unbewußte Dichtung. Weiterhin iſt der Sage charakteriſtiſch, daß ſie nicht ihre Stoffe erdichtet, ſondern daß ſie die Ueberlieferung dichtend ausſchmückt: ſie iſt der Epheu, der ſich um die kahlen Thatſachen ſchlingt, ſie oft verſchlingt und überwuchert, aber doch nur an ihnen, von ihnen getragen, gedeihen kann. Sage und

Geſchichte ſind deshalb keine Gegenſätze, ſondern gehen in brüderlicher Eintracht neben einander her: die Sage ſetzt ihrem Weſen nach ein hiſtoriſches Subſtrat voraus. Eine Ausnahme hiervon bilden nur Ueberliefungen, die ſich an eine beſtimmte Oertlichkeit, ein beſtimmtes Denkmal, einen beſtimmten Namen heften: hier haften ſie an der Oertlichkeit, dem Denkmal, dem Namen, die ſie erklären wollen — ſie haben hier anſtatt eines hiſtoriſchen ein materielles Subſtrat, aber doch eben auch hier wieder ein Subſtrat: immer ſteht die Sage mit feſten markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde, nicht unſichrer Sohle die Sterne berührend als ein Spiel der Wellen und Winde. Und deshalb iſt es auch meiner Meinung nach durchaus ungerechtfertigt, der Sage mit übertriebener Skepſis gegenüberzutreten. Es verhält ſich mit der Sage, wie mit den Jugenderinnerungen des Menſchen. Das Kind wird nicht alles behalten, nur einzelne Erlebniſſe und vielleicht nicht immer die wichtigſten; aber was es behält, das behält es feſt. Und vor allem: das Kind wird ſich niemals über den Geſammtcharakter ſeiner Kindheit täuſchen. Ein Menſch, der eine trübe und freudloſe Jugend hinter ſich hat, wird niemals glauben, ein heiteres frohes Kind geweſen zu ſein; ein Menſch, welcher auf dem Dorfe oder im Hochgebirge herangewachſen iſt, wird niemals glauben, in einer großen Stadt oder in der Ebene geboren zu ſein. Nach dieſem Analogon wollen auch die Kindheitserinnerungen der Völker beurtheilt ſein. Die fertige, künſtleriſch abgeſchloſſene und abgerundete Geſtalt, welche dieſe Erinnerungen im Munde des Volkes, des größten Dichters, angenommen haben, iſt Sage und als ſolche das Ergebniß abſichtsloſer Dichtung; das hiſtoriſche Subſtrat dagegen und der Grundcharakter des Ganzen hat als richtige Ueberlieferung zu gelten. Und ſo laſſen Sie mich denn verſuchen, in kurzen Strichen zu ſkizziren, was wohl das hiſtoriſche Subſtrat der älteſten Ueberlieferungen des

Volkes Israel ist und wie sich auf Grund desselben der wirkliche Verlauf der Urgeschichte dieses merkwürdigen Volkes ergiebt.

Nach feststehender Ueberlieferung ist das Volk Israel in seiner späteren Heimath nicht eingeboren gewesen, sondern aus Nordosten, von Mesopotamien her, eingewandert: eine Ueberlieferung, um so auffallender, als die Sprache, welche das Volk Israel redet, nur in Kanaan selbst entstanden sein kann. Diese sprachliche Schwierigkeit hat man schon in biblischer Zeit gefühlt, wie der merkwürdige, offenbar einer späteren gelehrten Reflexion entstammende Vers 47 im 31. Kapitel des ersten Buches Mose bezeugt, wo „Laban der Aramäer" den von Jakob hebräisch Gilead* genannten Steinwall korrekt aramäisch Jegar Sehadutha nennt. Die Urheimath des hebräischen Volkes war nach seiner eigenen Ueberlieferung die Gebirgslandschaft zwischen dem linken Tigrisufer und dem Wansee, welche Mesopotamien von Armenien scheidet, von den griechischen Geographen Arrhapachitis genannt. (Arphachsad, Sohn Sems, ist Stammvater des hebräischen Volkes, 1. Mose 10, 22—25; 11, 10). Von dort stieg eine Völkerwanderung (Salah, Arphachsads Sohn, 1. Mose 10, 24; 11, 12 bedeutet „Auswanderung" „Entsendung") herab nach der fruchtbaren mesopotamischen Ebene. Sie überschritten (Eber, Salahs Sohn, 1. Mose 10, 24; 11, 14 ist „Ueberschreitung" „Durchzug") den Tigris und trennten sich dort (Peleg, Ebers Sohn, 1. Mose 10, 24; 11, 16 ist „Trennung" „Spaltung"); die Hauptmasse zog quer durch das Land, um schließlich in und bei Haran, dem Karrhae der Alten, im nordwestlichen Theile Mesopotamiens ansässig zu werden; ein kleinerer Theil, unter ihnen gerade die Vorfahren Israels, schlug den entgegengesetzten Weg nach dem äußersten Südosten ein und versuchte bei Ur in Südbabylonien (1. Moses 11, 28. 31) feste Wohnsitze zu

* Ich gebe alle hebräischen Worte und Namen genau nach der Schreibung der lutherischen Bibel.

erringen; doch zogen sie es schließlich vor, dem Gros ihrer Stammesgenossen nach Haran zu folgen (1. Moses 11, 31). Dort regte sich aufs neue die Wanderlust. Auf der uralten Straße des Weltverkehrs zwischen Aegypten und Babylonien zogen sie nach Südwesten weiter (1. Mose 12, 4. 5). Der Führer dieses Völkerzuges war Abraham. Die sorgfältigste und unparteiischste Abwägung aller Gegengründe und Schwierigkeiten hat mich bis jetzt nicht an der Geschichtlichkeit Abrahams irre machen können; ich halte Abraham für eine geschichtliche Persönlichkeit im vollsten und strengsten Sinne des Wortes, wie Alarich den Westgothenführer oder Rurik den Warägerfürsten. Vielleicht war Aegypten das ursprüngliche Reiseziel dieses abrahamitischen Zuges, Aegypten, welches von jeher eine magische Anziehungskraft auf die Semiten ausgeübt hat, und welches in den Jahrhunderten, in welche wir den Zug Abrahams setzen könnten, schon vielfach semitische Gäste und nicht immer willkommene auf seinem fruchtbaren Boden beherbergt hatte. Indeß ist die Erzählung, welche von einem Zuge Abrahams nach Aegypten zu berichten weiß (1. Mose 12, 10–20) ganz jung und eine fremde Wucherung am Stamm der ursprünglichen Ueberlieferung. Thatsächlich blieb der abrahamitische Zug in Kanaan. Ein Theil desselben, in Lot personifizirt, zog auf das Ostjordanufer (1. Moses 13, 7—12) um sich verhältnißmäßig früh als Moab und Ammon (1. Mose 19, 37—38) national und politisch zu konsolidiren; Abraham selbst siedelte im Westjordanlande, dem eigentlichen Kanaan (1. Mose 13, 12). Er und seine Volksgenossen waren Nomaden, wandernde Hirten, welche friedlich im Lande umherzogen, während die Urbewohner desselben schon der höheren städtischen Kultur theilhaftig waren. Von ihnen nahmen die Einwanderer die Sprache an, aber sie erhielten sich in der primitiven Reinheit ihres Hirtenlebens, und namentlich gegen die Religion der Kanaanäer empörte sich ihr gesunder unver-

dorbener Sinn. Die religiöſe Kanaanäerart zeigte ſich namentlich in zwei charakteriſtiſchen Aeußerungen: der religiöſen Unzucht und dem Kinderopfer; von beiden hielt Abraham ſich rein. Seine grundſätzliche Ablehnung des Kinderopfers hat die Ueberlieferung in der rührenden und tief poetiſchen Erzählung von der beabſichtigten Opferung Iſaaks, welcher ſchließlich durch einen Widder erſetzt wurde, zur Darſtellung gebracht (1. Moſe 22). Auch in dieſer Grundfarbe hat die Ueberlieferung das Richtige getroffen, wenn ſie Abraham als einen religiöſen Heros charakteriſirt; das Werk Moſes war nicht ein abſolut neues, es knüpft an an volksthümliche Anfänge, und wenn die Ueberlieferung Abraham auch in dieſer ſpezifiſchſten Aeußerung des israelitiſchen Volksgeiſtes zum Erzvater gemacht hat, ſo liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, wenn wir auch natürlich „den Glauben Abrahams“ nicht mehr im Einzelnen feſtſtellen und genau angeben können.

Die Nachkommen Abrahams blieben im Weſtjordanlande, dem Brauche und der Sitte ihrer Väter treu als wandernde Nomaden; da ſie jedoch der überlegenen kanaanäiſchen Macht kein Terrain abringen konnten, wandten ſie ihre Blicke nach Süden, wo auf dem Gebirge Seir die Urbewohnerſchaft der Horiter an Macht und Kultur tief unter den Kanaanäern ſtand. Der Haupttheil der Nachkommen Abrahams machte daher einen Vorſtoß nach Süden, unterwarf die Horiter und ſiedelte ſich als Edom dauernd auf dem Gebirge Seir an (1. Moſes 36, 1; 5. Moſe 2, 12—22) und es gelang ihm bald, ſich national und politiſch zu konſolidiren; er iſt im unbeſtrittenen Beſitze dieſes Gebietes geblieben. Die im Weſtjordanland zurückgebliebenen Reſte der Nachkommen Abrahams würden vielleicht von den Kanaanäern aufgeſogen worden ſein, oder hätten mit einem der Brudervölker Fühlung ſuchen müſſen, wenn ihnen nicht ein neuer mächtiger Zuzug aus der gemeinſamen Heimath Haran Hülfe und Verſtärkung gebracht hätte. Es iſt dies der jakobitiſche Zug, per-

ſonifizirt in der Geſtalt Jakobs. In Jakob mit genialem Scharfblick den „Nachſchub", den „Nachzügler" erkannt zu haben, iſt Ewalds Verdienſt. Jakob erſcheint als Vater von zwölf Söhnen; dies ſind die zwölf Stämme, in welche das Volk Israel in hiſtoriſcher Zeit ſich ſchied. Die zwölf Stämme zerfallen wiederum in vier Gruppen, von der Sage in vier Müttern, zwei Hauptfrauen und zwei Nebenfrauen des Patriarchen, perſonifizirt: eine Leagruppe, eine Rahelgruppe, eine Bilhagruppe und eine Silpagruppe; Lea und Rahel waren die bedeutenderen, Bilha und Silpa die geringeren. Unter allen ragte hervor durch Zahl und Bedeutung die Leagruppe, an welche ſich die Silpagruppe anſchloß; doch kaum geringer an Macht und Adel war die Rahelgruppe, mit welcher die Bilhagruppe enger verbunden war. Die Sage läßt Jakob die elf älteſten Söhne aus Haran mitbringen, nur der jüngſte, Benjamin, wird in Kanaan geboren. Dürfen wir auch hieraus hiſtoriſche Schlüſſe ziehen? Mit der Entſtehung und Bildung der Stämme befinden wir uns auf dem dunkelſten Punkte der Vorgeſchichte des Volkes Israel, über welchen wir wohl niemals zu völliger Klarheit gelangen werden. Nur inſofern hat die Ueberlieferung unbedingt recht, als ſie die Anfänge der Stammbildung bereits in die vorägyptiſche Zeit Israels verlegt: ſchwerwiegende Gründe beſtätigen die Wahrheit dieſer Thatſache; ebenſo wird es richtig ſein, daß der Stamm Benjamin ſich erſt verhältnißmäßig ſpät von Joſeph abgezweigt hat — Genaueres aber läßt ſich nicht ſagen. Ewald hat eine geniale Vermuthung ausgeſprochen, welche in der That einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit beſitzt. Er glaubt nämlich in der Leagruppe die in Kanaan gebliebenen Reſte des abrahamitiſchen Zuges, in der Rahelgruppe den Zuzug aus Haran, alſo den jakobitiſchen Zug erkennen zu dürfen — eine höchſt anſprechende Erklärung. Auf jeden Fall vereinigte ſich der jakobitiſche Zug mit den in Kanaan gebliebenen Reſten des abrahamitiſchen

Zuges und wird nun der Träger der geſchichtlichen Entwickelung. Aber nicht nur äußerlich, auch geiſtig trat er die Erbſchaft Abrahams an; der Glaube Abrahams ging auf Jakob über und pflanzte ſich in ihm fort als edelſtes Vermächtniß der Väter. Doch bald müſſen Uneinigkeiten zwiſchen den Bruderſtämmen entſtanden ſein. Joſeph, von welchem ſich damals wohl Benjamin noch nicht abgezweigt hatte, beanſpruchte, pochend auf ſeine Macht und ſeinen Adel, die Hegemonie, mußte aber einer Koalition der übrigen Stämme weichen und zog nach Aegypten, deſſen fruchtbare weidenreiche Grenzſtriche nach Aſien zu ſeit alten Zeiten ein Tummelplatz ſemitiſcher Nomaden waren. Die hierdurch ihres Rückhaltes beraubten Bilhaſtämme Dan und Naphtali ſcheinen die Leaſtämme in ihre Machtſphäre zu ziehen verſucht und namentlich Ruben ſcheint es auf eine Vergewaltigung derſelben abgeſehen zu haben (1. Moſe 35, 22); doch wußten die beiden kraftvollen und tüchtigen Unterſtämme ihre Selbſtſtändigkeit zu wahren, und Ruben ging aus dem Handel ſo ſchwer geſchädigt hervor, daß er ſeine „Erſtgeburt", ſeine alte Macht und ſein altes Anſehen für immer verlor (1. Moſes 49, 4). Später traten Ereigniſſe ein, welche die geſammten Stämme zur Auswanderung drängten; dieſe Ereigniſſe näher zu beſtimmen, iſt uns freilich gänzlich unmöglich. Nun nahm der Stamm Joſeph edle Rache; nicht eingedenk der alten Kränkung, nur eingedenk der alten Verwandtſchaft, nahm er die Brüder gaſtlich in dem von ihm bewohnten Landſtriche auf. So waren die Söhne Jakobs in Aegypten anſäſſig geworden. Anfangs ſcheint die ägyptiſche Regierung den Fremdlingen eine wohlwollende Neutralität entgegengebracht zu haben; aber bald wurde die Lage eine völlig veränderte. Der Pharao Ramſes II. wurde mit den Völkern und Reichen Vorderaſiens in ſchwere Kämpfe verwickelt, deren Schauplatz zum Theil Paläſtina war. Dieſe Kämpfe endeten für Aegypten zwar ohne Niederlage, aber auch ohne Sieg, und das Reſultat war

ein Friede, der doch nach keiner Seite hin völlige Sicherheit bot. Jetzt mußte Ramſes die ſtammesfremde Bevölkerung gerade an der Grenze ſeines Landes gegen Aſien mit Mißtrauen betrachten, zugleich brauchte er für ſeine zahlreichen Bauten Arbeitskräfte; ſo griff er zu der Maßregel, daß er die an der ägyptiſchen Grenze auf der Landenge von Sues angeſiedelten Semiten zu Staatsſklaven preßte und ſie unter ſtarker militäriſcher Aufſicht harte Frohnarbeit thun ließ. Beiläufig bemerkt: ich kenne die Gründe wohl, welche man namentlich in neueſter Zeit gegen die Annahme vorgebracht hat, daß Ramſes II., der Seſoſtris der Griechen, der Pharao des Drucks und ſein Sohn Merenptah der Pharao des Auszuges ſei, und dieſe Gründe ſiud der ernſteſten Erwägung würdig; trotzdem erſcheint mir die angegebene Identifikatiou immer noch die befriedigendſte.

So war Israel aus freien Nomaden ägyptiſche Frohnarbeiter geworden. So lange Ramſes, einer der kriegeriſchſten aller Pharaonen, mit ſtarker Hand ſein ehernes Scepter über Aegypten ſchwang, ſcheint man ſich nothgedrungen gefügt zu haben; aber Sklavenketten vermochten nicht, den trotzigen Unabhängigkeitsſinn dieſer ſtolzen Beduinen zu brechen. Als auf den gewaltigen Ramſes ein ſehr unähnlicher Sohn folgte, ſchöpfte man neuen Muth. Es fehlte nur an einem entſchloſſenen Führer, der die dumpfe Gährung zu einem beſtimmten Ziele leitete. Und dieſer fand ſich. Moſe, ein Hebräer aus dem Stamme Levi, hatte durch glückliche Fügung Aufnahme in die herrſchenden ägyptiſchen Kaſten gefunden und damit Gelegenheit, die ganze Kultur und Bildung Aegyptens ſich anzueignen. Aber der Zug ſeines Herzens trieb ihn zu ſeinem Volke; er wollte lieber der Bruder dieſer verachteten Knechte ſein, als im Genuſſe ägyptiſchen Glanzes und ägyptiſcher Pracht leben. Mit ſcharfem Blick erkannte er, daß die einzige Möglichkeit, ſein Volk aus der eiſernen Umklammerung der ägyptiſchen Feſtungen und Garniſonen zu retten, ein verzweifelter Weg ſei, durch das Meer nach der

Wüſte. Er verſchaffte ſich genaue Kunde von Orten und Verhältniſſen, knüpfte Verbindungen mit den ſtammverwandten Beduinen der arabiſchen Wüſte an; und als furchtbare Plagen und Heimſuchungen die Aegypter ſchreckten und lähmten, hielt er den Augenblick für gekommen: ſeine Volksgenoſſen, denen ſich manche ſtammverwandte Elemente anſchloſſen (2. Moſ. 12, 38; 4. Moſ. 11, 4), ſammelten ſich und brachen auf aus dem Lande der Knechtſchaft. Durch geſchickte Kreuz- und Querzüge gelang es, die ägyptiſchen Grenzwachen zu täuſchen, und ſchon lag die Meerenge von Sues vor ihnen, als ſie von einem ägyptiſchen Streifkorps eingeholt wurden. Vor ihnen die brandende See, hinter ihnen die racheſchnaubenden Verfolger: ein Moment der höchſten Noth! Aber, wo die Gefahr am größten, da iſt Gott am nächſten. Ein gewaltiger Nordoſtwind legte die ſeichte Meerenge trocken, und ſie zogen hindurch, auf Meeresboden in die Wüſte, in die Freiheit. Die verfolgenden Aegypter wurden von der zurückſchäumenden Fluth überraſcht: Israel war gerettet. Da der ganze Landweg nach Kanaan damals unbeſtritten ägyptiſcher Beſitz war und da die Aegypter mit den benachbarten Reichen Staatsverträge auf gegenſeitige Auslieferung von Ueberläufern geſchloſſen hatten, führte Moſe ſein Volk in die Schluchten des Sinai, wohin wohl ein Zug wandernder Nomaden, aber niemals ein größeres Heer vordringen konnte. Eine geraume Zeit verblieb Israel am Sinai, und hierhin, in dieſe gewaltige Hochgebirgsſcenerie, verlegt die Ueberlieferung die Hauptthat Moſes, ſeine religiöſe Reorganiſation des Volkes. Die geſammte Ueberlieferung iſt darin einig, Moſe als den Initiator, den Anbahner und Bringer des ſpezifiſchen Geiſtes zu betrachten, der dem Volke Israel eigen war, durch den es ſich von den ſonſt ihm ſprach- und ſtammverwandten Völkern aufs ſchärfſte ſchied. Dort auf dem Sinai gab er Israel ſeinen Nationalgott Jahve (dies die urſprüngliche und richtige Ausſprache für: Jehova) und

machte dadurch Israel als das Volk Jahves zur Nation. Und in der That ſcheint der Name Jahve, welcher ſich hebräiſch nicht erklären läßt, vom Sinai entlehnt zu ſein, wie ja auch die israelitiſche Ueberlieferung dem Moſe ſeinen Schwiegervater Jethro, den Prieſter vom Sinai, zum Berather und Gehülfen bei ſeinem Werke giebt (2. Moſ. 18). Worin eigentlich das Werk Moſes beſtanden hat, das beſtimmt und poſitiv anzugeben iſt unmöglich, da, ſo hart es uns auch ankommen mag, nicht einmal die zehn Gebote als authentiſch, von Moſe ſelbſt formulirt, ſich halten laſſen: wir haben hier nur den Rückſchluß von der Wirkung auf die Urſache. Israel iſt das einzige uns bekannte Volk, welches nie eine Mythologie gehabt, welches nicht einmal den ſo nahe liegenden Schritt gethan hat, dem höchſten göttlichen Weſen zu ſeiner Ergänzung eine weibliche Gottheit beizugeſellen; demnach muß der Gedanke von der Einzigartigkeit Jahves ein moſaiſcher ſein. Jahve allein iſt der Gott Israels, und dieſer Jahve iſt Quell und Hort alles göttlichen und menſchlichen Rechtes; das muß ein ſpezifiſch moſaiſcher Gedanke ſein. Eine hohe Vergeiſtigung des Gottesbegriffes und daraus ſich ergebend eine hohe Vergeiſtigung des Ethos, das haben wir als einen Hauptpunkt des moſaiſchen Jahveglaubens zu betrachten. Außerdem muß auf Moſe zurückgehen die Einrichtung eines allerdings nur einfachen Kultus: denn eine Religion ohne Kultus iſt bei Naturvölkern undenkbar. Auch die Ordnung eines Prieſterſtandes als berufsmäßigen Mittlers zwiſchen Jahve und Israel wird moſaiſch ſein; die Ueberlieferung, daß er ſeinen Bruder Aaron mit dieſem Amte betraut habe, findet ſich allerdings in den älteſten Quellen noch nicht.

Aber der Sinai war nur eine Station, nicht das Ziel des Zuges. Bald wanderten die Schaaren, geſtärkt durch die Raſt, weiter und zwar nach Kades Barnea in der Wüſte ſüdlich von Kanaan (4. Moſ. 13, 27; 20, 1. 14; 5. Moſ. 1, 19. 46;

Richt. 11, 16. 17). Dieſer Ort, für anſpruchsloſe Hirten zur dauernden Beſiedelung genügend, lag außerhalb des Bereiches der ägyptiſchen Waffen und doch an der Pforte des erſehnten Landes. Hier konnte man zunächſt ruhig die Entwickelung der Dinge abwarten. Und nach allen Spuren muß der Aufenthalt in Kades ein ziemlich langer geweſen ſein. Vermuthlich ſtarb auch Moſe daſelbſt; daß er nicht perſönlich das Land der Verheißung betreten habe, eben ſo wenig als irgend einer, der aus Aegypten Ausziehenden, iſt ein feſter Zug der Ueberlieferung, der um ſo ſchwerer wiegt, wenn man bedenkt, daß es ſich dabei um eine Entfernung handelt, die unter normalen Umſtänden in einem halben Monat bequem zurückgelegt werden kann. Es war ein äußeres Ereigniß, welches Israel an das Ziel ſeiner Wünſche brachte. Unter Führung eines Königs Sihon machten die Kanaanäer, hier „Amoriter" genannt, einen Vorſtoß auf das Oſtjordanufer, verdrängten die Moabiter und Ammoniter aus den fruchtbarſten Theilen ihres Gebietes und gründeten ein neues Amoriterreich mit der Hauptſtadt Hesbon (4. Moſ. 21, 26). Da erinnerte man ſich der Stammverwandten in der Wüſte Kades. Vielleicht von Moab und Ammon ſelbſt zu Hülfe gerufen, waren ſie auf jeden Fall willkommene Bundesgenoſſen, und der friſchen und unverbrauchten Naturkraft Israels gelang das Werk: das Reich des Sihon von Hesbon wurde zerſtört, aber Israel ſelbſt blieb in dem reichgeſegneten Lande wohnen und behielt den Preis des Kampfes und Sieges für ſich. Doch bald reichten die fruchtbaren Thäler und Gefilde nicht mehr aus für die ſtets ſich mehrenden Menſchen und Herden; es zog und trieb ſie über den Jordan hinüber. Und die Möglichkeit, ſich dort anſäſſig zu machen, ſchien gegeben. Die Kanaanäer waren nach allen Nachrichten in zahlreiche einzelne kleine Territorien ohne Zuſammenhang und Zuſammenhalt zerſplittert, dabei im Wohlleben erſchlafft und an Tapferkeit den ungeſtümen Wüſtenſöhnen

nicht gewachsen. Zuerst unternahm Juda einen Vorstoß (Richt. 1, 1—20; 1. Mos. 38, 1). Es ging über den Jordan und wandte sich nach Süden, wo das später von ihm den Namen tragende Gebirge Juda mit seiner fruchtbaren Niederung die Begehrlichkeit reizte. Es gelang Juda allerdings, hier festen Fuß zu fassen, aber nur unter schweren Verlusten, welche durch Amalgamirung kanaanäischer, edomitischer und arabischer Elemente ersetzt wurden; aber in langem, zähem Ringen wurde schließlich der „Eindringling" (Perez) des „Eingeborenen" (Serah) Herr (1. Mos. 38, 27—30): zur Zeit Davids, wo Juda in das helle Licht der Geschichte tritt, ist der israelitische Theil der Bevölkerung unbestrittener Herr des Landes, welches sich durchaus als ein israelitisches fühlt. Den zweiten gänzlich verunglückten Versuch machten die Stämme Simeon und Levi. Sie bemächtigten sich durch Verrath der kanaanäischen Stadt Sichem, welche das Gebirge Ephraim beherrscht; aber Israel wandte sich schaudernd von der Schandthat der beiden ab, und Simeon und Levi erlagen der Rache der Kanaanäer (1. Mos. 34, 25—30; 49, 5—7). Levi ging als Stamm völlig zu Grunde, um später in einer höchst merkwürdigen Metamorphose als Priesterkaste wieder aufzuleben; die Trümmer Simeons bargen sich bei dem stammverwandten Juda (Richt. 1, 3), in welchem sie aufgingen. Den dritten und erfolgreichsten Zug unternahm das Haus Joseph. Nur Ruben und Gad blieben im Ostjordanland wohnen; die übrigen sieben Stämme vereinigten sich unter Führung des Ephraimiten Josua zu einer gemeinsamen Unternehmung gegen Mittel- und Nordpalästina. In Gilgal jenseits des Jordans faßten sie festen Fuß (Jos. 4 und 5) und es gelang ihnen, von dortaus Jericho (Jos. 6), Ai (Jos. 8) und Bethel (Richt. 1, 22—25) zu erobern. Erst jetzt rafften sich die Kanaanäer zu gemeinsamem Widerstand auf, aber bei Gibeon wurden sie von Josua geschlagen (Jos. 10), und so war Israel Herr von Mittelpalästina. Im

Norden trat ihnen eine neue Koalition der Kanaanäer unter dem Könige Jabin von Hazor entgegen; doch auch dieſe ſchlug Joſua bei dem See Merom (Joſ. 11). Nun dürfen wir uns aber die Sache nicht etwa ſo denken, als ob hierdurch ganz Paläſtina mit einem Schlage den Israeliten als unbeſtrittener Beſitz zugefallen ſei; im erſten Kapitel des Richterbuches, einem der wichtigſten und werthvollſten geſchichtlichen Dokumente, wird uns ein genaues Verzeichniß aller der Kanaanäer gegeben, welche Israel „nicht vertrieb"; hieraus ergiebt ſich, daß mit die fruchtbarſten und beſten Theile des Landes und vor allem die Mehrzahl der Städte, deren ſtarke Befeſtigungen für die primitive Kriegskunſt der Israeliten unbezwinglich waren, im Beſitze der Kanaanäer verblieben; es waren nur die waldigen Gebirgszüge von Mittel- und Nordpaläſtina, welche in die Gewalt Israels kamen, und es bedurfte noch einer langen und zähen Arbeit, bis die kanaanäiſche Bevölkerung theils durch Gewalt unterworfen und zinsbar geworden, theils durch friedliche Eroberung von Israel aufgeſogen war. Wenn Israel die Kraft hatte, dies jahrhundertelange Ringen ſiegreich und zielbewußt durchzuführen, ſo verdankt es dies lediglich Moſe und ſeinem Werk. Moſe hatte dem Volke eine Nationalität und damit ein unverlierbares Palladium gegeben, welches, geläutert und gekräftigt durch die Macht der Religion, ſich nicht unterdrücken ließ, ſondern ſeinerſeits erobernd vor ſich ging; ihm iſt es zu danken, wenn in Kanaan nicht Israel zu Kanaanäern, ſondern umgekehrt die Kanaanäer zu Israel wurden. Und dieſer Ausgang des Ringens der beiden Völker und Nationalitäten war nach menſchlichem Ermeſſen keineswegs ſicher. In Kanaan ging Israel vom Nomadenleben zum Ackerbau über: eine ſo totale Veränderung des ganzen Lebens und ſeiner Bedingungen, wie leicht hätte ſie eine Umwandelung des Volkscharakters herbeiführen können? Und ganz abgeſehen von der überlegenen Kultur und Anzahl der Kanaanäer,

barg Israel in seinem eigenen Schoße den schlimmsten Feind und einen Keim der Zerrüttung: das war das stolze Unabhängigkeitsgefühl und der stark entwickelte Familiensinn des Nomaden, der mit dem Aufgeben des Nomadenlebens nicht aus dem Volkscharakter verschwand. Nachdem die gemeinschaftliche Anstrengung unter Josua eben nur den Grund gelegt, zersplitterte sich das Volk wieder in Geschlechter und Stämme, die nun jedes für sich, auf eigene Faust, ohne Fühlung mit den Nachbarn, ohne Disziplin, planlos, ziellos einen Ort zur Niederlassung suchten. Einzelne Züge aus dieser Stammes- und Geschlechtsgeschichte werden uns ausdrücklich überliefert. Ein Theil des Stammes Manasse, die Geschlechter Jair und Machir, eroberte die Strecke östlich vom galiläischen Meere (4. Mos. 32, 39—41; 5. Mos. 3, 14—15; Richt. 10, 3—5), eine That von hoher Wichtigkeit, weil hierdurch die Verbindung zwischen dem Westjordanlande und Gilead, wie die Israeliten das Ostjordanland nannten, hergestellt wurde; der Stamm Dan, dem es nicht gelang, gegen die mächtigen und kriegstüchtigen Philister sich in der fruchtbaren Ebene nach dem mittelländischen Meere zu feste Wohnsitze zu erringen, eroberte im äußersten Norden am Abhange des Hermongebirges die Stadt Lais, welche er nach seinem Namen Dan nannte (Richt. 17 und 18, vgl. auch 1, 34). Samir auf dem Gebirge Ephraim wurde von dem Geschlechte Thola des Stammes Issaschar besiedelt (Richt. 10, 1—2), Pirathon ebenda von dem Geschlechte Abdon (Richt. 12, 13—15), Ajalon von einem sebulonitischen Geschlechte Elon (Richt. 12, 11—12). Die Zersplitterung hätte eine unheilbare und heillose werden müssen, wenn sie alle über dem Geschlecht und über dem Stamme nicht ein Gemeinsames gehabt hätten: eben Jahve, den Gott Israels. Er war das einzige Nationale, das einzige Band, welches alle Israeliten umschlang: lediglich als Volk Jahves waren sie eine Nation. Eine Einigung zu erzielen, vermochte nur die äußerste Bedrängniß,

und selbst diese nicht allgemein und nur vorübergehend. Nach Josuas Siegen scheinen die Kanaanäer nur noch einen Versuch gemacht zu haben, durch Anspannung und Zusammenfassung aller Kräfte der Eindringlinge Herr zu werden. Unter der Führung eines Sisera kam eine gewaltige Koalition kanaanäischer Könige zustande, welche den Vernichtungskampf gegen Israel unternahm. Und derselbe schien zu gelingen; schon verkrochen sich die Israeliten in die Schlupfwinkel ihrer Wälder und Berge, bis endlich Jahve Hülfe schaffte. Ein gottbegeistertes Weib, die Prophetin Debora, entflammte die muthlosen Schaaren; unter Anführung eines Barak aus dem Stamme Issaschar sammelten sich aus den Stämmen Ephraim, Manasse, Benjamin, Sebulon, Issaschar und Naphtali 40000 Israeliten, und dem Ungestüm dieser für Jahve kämpfenden Schaaren hielt die Macht der Kanaanäer nicht stand; zu Thaanach am Flusse Kison wurden sie geschlagen und zersprengt, Sisera selbst auf der Flucht von einem Weibe getödtet (Richt. 4 und 5). Seit jener Schlacht hören wir von einem Widerstande der Kanaanäer nichts mehr.

Hatte Israel so vor den Kanaanäern Ruhe bekommen, so drohte jetzt ein anderer Feind. Die Israel stammverwandten Völker sahen mit Neid auf den Erfolg Israels und wollten nun auch einen Theil der kanaanäischen Beute für sich. So drang Moab bis über den Jordan vor und sein König Eglon empfing zu Jericho Huldigung und Tribut des Stammes Benjamin, bis der Benjaminit Ehud ihn erstach und sein Volk von der Fremdherrschaft befreite (Richt. 3, 12—30); so drang Ammon bis an den Jordan vor, und der hartbedrängte Stamm Gad wurde nur durch die Tapferkeit Jephtas gerettet (Richt. 11). Nachdem eben Israel in Kanaan zum Ackerbau übergangen war, hatte es selbst unter der Feindschaft und Plünderung der Wüstensöhne zu leiden: Amalekiter, Midjaniter, Ismaeliter, sie alle suchten sich auf Kosten des israelitischen Bauern zu bereichern

und ihm den Ertrag ſeines Schweißes zu rauben. Wie wehrlos Israel infolge ſeiner unſeligen Zerſplitterung dieſen räuberiſchen Wüſtenſöhnen gegenüberſtand, dafür iſt ein ſprechender Beweis, daß midjanitiſche Horden bis an den Berg Tabor, hoch im Norden in der Nähe des galiläiſchen Meeres im Weſtjordanlande gelegen, mordend und plündernd vordrangen. Uebrigens war dieſer Einbruch der Midjaniter von bedeutſamen Folgen. Aus reinem Uebermuth und Muthwillen hatten ſie einige gefangen genommene Angehörige des edlen manaſſitiſchen Geſchlechtes Abieſer am Tabor abgeſchlachtet; da griff das Haupt des Geſchlechtes, Gideon oder Jerubbaal, zum Schwerte, um Blutrache zu nehmen an den Mördern. Er bot die Angehörigen und Hinterſaſſen ſeines Geſchlechtes auf, zuſammen 300 Mann und jagte mit dieſen den abgezogenen Midjanitern nach. Weit jenſeits des Jordan holte er ſie ein; es gelang ihm, die Feinde zu zerſprengen und die beiden Könige Sebah und Zalmuna gefangen zu nehmen, welche nun zur Sühne für ſeine gemordeten Brüder von ihm niedergeſtoßen wurden. Hierauf züchtigte er die Bewohner von Sukkoth und Pnuel, welche ihm höhniſch Unterſtützung auf ſeinem Rachezuge verweigert hatten (Richt. 8). Der Schluß der Erzählung von Gideon iſt leider verſtümmelt; er muß berichtet haben, daß Gideon es zum Stammeskönigthum brachte, in ſeiner Vaterſtadt Ophra ein großes goldenes Jahvebild aufrichtete und einen förmlichen Hof mit zahlreichen Frauen hielt. So war der erſte Verſuch einer politiſchen Konzentration, die Gründung eines Stammkönigthums, vom Hauſe Joſeph ausgegangen, und vielleicht hätte ſich aus dieſem Stammeskönigthum ein Volkskönigthum entwickeln können, aber noch war die Zeit nicht gekommen. Gideon iſt bei Lebzeiten im unbeſtrittenen Beſitze der Herrſchaft über Joſeph geweſen; aber nach ſeinem Tode brachte die Haremswirthſchaft, der Fluch aller orientaliſchen Herrſcherhäuſer, ihm den Untergang. Abimelech,

der Sohn einer Adeligen aus der damals noch durchaus kanaanäiſchen Stadt Sichem, riß mit Unterſtützung ſeiner ſichemitiſchen Verwandtſchaft die Herrſchaft an ſich; er überfiel Ophra und tödtete daſelbſt alle ſeine Brüder — nach der Sage ſiebzig — auf einem Stein; nur der jüngſte entkam. Das war natürlich nicht die Art, das Königthum im Herzen des israelitiſchen Volkes Wurzel ſchlagen zu laſſen. Nur drei Jahre erfreute ſich Abimelech der angemaßten Herrſchaft. Da kam er mit den Sichemiten in Streit. Er kehrte auch Sichem gegenüber den israelitiſchen König heraus, was die ſtolzen kanaanäiſchen Adeligen ſich nicht gefallen laſſen wollten. Es kam zur offenen Empörung gegen ihn, infolgedeſſen er Sichem eroberte und von Grund aus zerſtörte. Doch vor der kanaanäiſchen Stadt Thebez, der er ein gleiches Schickſal bereiten wollte, ereilte ihn ſein Verhängniß. Als er im Begriff war, Feuer an den Thurm zu legen, in welchen die Bewohner von Thebez ſich geflüchtet hatten, warf ein Weib von der Zinne des Thurmes ihm einen Mühlſtein auf den Kopf, daß er ſtarb (Richt. 9). So endete in Mord und Brand der erſte Verſuch eines israelitiſchen Königthums. Es begann aufs neue die alte Anarchie und die alte Zerfahrenheit, welche das Richterbuch mit den Worten charakteriſirt: „Zu der Zeit war kein König in Israel, und ein Jeglicher that, was ihm Recht däuchte“ (Richt. 17, 6; 21, 25). Um dies beiläufig zu bemerken: Eine auch nur annähernde chronologiſche Fixirung und Anordnung der Ereigniſſe zwiſchen dem Auszuge aus Aegypten und dem Königthum Sauls iſt ſchlechterdings unmöglich: iſt Merenptah der Pharao des Auszuges, ſo hätten wir für ſie den Zeitraum von ca. 1300 bis ca. 1030; das Jahr 1017 als Todesjahr Sauls ſcheint ziemlich feſt zu ſtehen.

Das Königthum Gideons war zerflackert, wie ein Irrlicht; nach ihm ſchlägt völliges Dunkel über Israel zuſammen. Gelichtet wird dieſes Dunkel erſt durch die Ereigniſſe, welche die

feſte Gründung des nationalen Königthums herbeiführten. Es war eine abſolute Nothwendigkeit. Nur durch Zuſammenfaſſung all der zerſplitterten und in ihrer Zerſplitterung ohnmächtigen Kräfte in einer ſtarken Hand konnten geordnete Zuſtände angebahnt, konnte Volksthum und Nationalität erhalten werden. Die Anſchauung, als ſei die Errichtung eines menſchlichen Königthums ſchwere Sünde, weil Abfall von Jahve, dem alleinigen Könige Israels, iſt ſpätere theologiſche Schulmeinung, die ſich mit Sicherheit erſt bei dem Propheten Hoſea nachweiſen läßt: der alten Zeit iſt ſie völlig fremd, und die älteſten Quellen erzählen dieſe Vorgänge mit freudigem, dankerfüllten Herzen; ſie ſehen in der Entſtehung des nationalen Königthums mit Recht einen Beweis der Gnade Jahves, ſie iſt eine unmittelbare Fügung Jahves zur Errettung ſeines Volkes. Diesmal kam die Bedrängniß von einer anderen Seite und war ſchwerer, denn alle früheren. Südweſtlich vom Gebirge Ephraim nach dem Mittelmeere zu wohnte das kriegstüchtige und kampfesfrohe Volk der Philiſter, der Erbfeind Israels. Dieſe machten ſich die Schwäche Israels zu Nutzen und drangen gegen das Gebirge nach der fruchtbaren Ebene Jesreel vor. Der erſte Zuſammenſtoß bei Ebenhaezer verlief unglücklich für Israel. Da holte man, um des Beiſtandes Jahves ſicher zu ſein, das alte kriegeriſche Heiligthum des Hauſes Joſeph, die Bundeslade, aus dem Tempel zu Silo; aber die zweite Schlacht verlief noch unglücklicher: 30000 Israeliten bedeckten die Wahlſtatt, die Bundeslade ward erbeutet, die Kraft Joſephs gebrochen (1. Sam. 4). Die Philiſter ſchleppten die Bundeslade als Kriegsbeute in ihr Land, verbrannten und zerſtörten den Tempel zu Silo und unterwarfen das ganze Land Israel bis an den Jordan; das Volk wurde entwaffnet und durch philiſtäiſche Landvögte und Zwingburgen im Zaume gehalten: Dagon hatte über Jahve triumphirt. Aber Jahve hatte ſein Volk nicht verlaſſen; im Feuer dieſer äußerſten

Noth und Drangsal sollte es zusammengeschweißt werden zu einer einigen, starken Nation. Ein schon betagter Seher, Samuel, hatte in dem Benjaminiten Saul den Mann der Zeit erkannt und den zündenden Funken in dessen Heldenseele geworfen: als nun auch noch die Ammoniter Israel frech verhöhnten und die Stadt Jabes in Gilead bedrohten, da zerstückte Saul seine Rinder, schickte die blutigen Theile durch Israel und ließ sagen: Wer nicht ausziehet hinter Saul, deß Rindern geschieht also! Es sammelte sich eine todesmuthige Schaar um den kühnen Führer, die Feinde wurden überfallen und zersprengt. Froh des ersten Sieges nach langer Knechtschaft und Schmach führte das Volk den glücklichen Feldherrn im Triumph nach der altheiligen Stätte von Gilgal, um ihm dort das königliche Diadem aufs Haupt zu setzen (1. Sam. 9—11). Saul verdankt die Krone dem Schwerte und seine ganze Herrschaft ist ein ununterbrochener Kampf gewesen; denn erst galt es Herr zu werden im eigenen Land und dasselbe zu sichern gegen grimmige Feinde und übermüthige Nachbarn. Sofort machte sich Saul an die schwere und wichtigere Aufgabe, das Joch der Philister abzuschütteln. Sein Sohn Jonathan erschlug den philistäischen Landvogt, welcher zu Gibea Hof hielt, und auf dies Zeichen der Empörung wälzten sich die philistäischen Heeresmassen gegen das aufständische Land heran. Saul konnte nur 600 Mann, die bei ihm ausgeharrt hatten, dem Feinde entgegenstellen: aber das Bewußtsein, für Haus und Herd, für Freiheit und Ehre zu kämpfen, gab den israelitischen Männern Heldenmuth; vor allem Jonathan, des Königs Sohn, that Wunder von Tapferkeit, und der Sieg wurde nach heißem Ringen der todesmuthigen kleinen Schaar (1. Sam. 13—14). Aber dieser Erfolg war nur ein vorübergehender. Saul erkannte es vor allem als seine Aufgabe, die Streitkräfte des Volkes schlagfertig zu machen, und sammelte um sich 3000 der Tapfersten zu einem kleinen stehenden Heere. Hell und leuchtend war der

Stern Sauls aufgegangen, aber bald ſollten finſtere Wolken ihn verhüllen. Ein böſer Geiſt von Gott verdüſterte das Herz des Königs. Um ihn zu zerſtreuen, riefen ſeine Diener den Judäer David aus Bethlehem, einen Mann von erprobter Tapferkeit und des Saitenſpiels kundig, Ritter und Troubadour in einer Perſon, an den Hof, um durch ſeine Kunſt die Schwermuth des Königs zu bannen. Hiermit betritt der Mann den Schauplatz, welcher nach Moſe die größte Perſönlichkeit des alten Israels iſt; ihm war es vorbehalten, das Werk Moſes zu vollenden: was Saul angebahnt, David hat es ausgeführt, er hat Israel nach außen frei und unabhängig gemacht und nach innen geeint; die politiſche und nationale Konſolidirung des Volkes Israels iſt Davids Werk. David war eine jener gottbegnadeten Naturen, denen alle Herzen zufallen, der geborene Herrſcher, dem alle gern und willig ſich unterwerfen und dienen. Ausgezeichnet durch alle Vorzüge des Geiſtes und des Körpers, ſtrahlend an Jugend, Schönheit und Kraft, durch bezaubernde Liebenswürdigkeit alle zur Liebe zwingend, ſo erſcheint er vor dem Könige. Anfangs ging alles gut. Auch Saul konnte ſich dem Zauber dieſer Perſönlichkeit nicht entziehen; er machte ihn zu ſeinem Waffenträger, wir würden uns modern ausdrücken: zu ſeinem Adjutanten und gab dem durch innige Freundſchaft mit dem Sohne Verbundenen die Tochter zum Weibe. Aber nicht lange ſollte dies gute Einvernehmen dauern. Wieder brachen die Philiſter ins Land ein, und in dieſem Kriege zeichnete ſich David ſo aus, daß der König ſich ſelbſt in den Schatten geſtellt ſah. Damals war die Lage eine derartige, daß der König nothwendig zugleich auch der Tapferſte ſein mußte; ſo begreifen wir es, daß ein finſterer Argwohn ſich in das verdüſterte Herz des mißtrauiſchen Königs fraß. In einem Anfall von Schwermuth ſchleuderte er den Speer nach dem Schwiegerſohn und der entfloh. Damit war der gute Genius Sauls von ihm gewichen

und das Ende ſeiner Regierung zeigt ein gar trübes Bild von Bürgerkrieg und äußerer Bedrängniß. Trotz der kritiſchen Lage ſeines Reiches ſetzte er dem Flüchtigen mit Waffengewalt nach und drängte ihn ſchließlich zum Lande hinaus: der Gehetzte mußte bei dem Landesfeinde, den Philiſtern, eine Zuflucht ſuchen. Doch nur ein Jahr und vier Monate dauerte es, bis Saul von ſeinen Geſchicke ereilt wurde. Wieder ſammelten ſich die Philiſter gegen Israel: am Gebirge Gilboa kam es zur Entſcheidungsſchlacht, in welcher Israel gänzlich geſchlagen wurde; als Saul ſeine drei Söhne gefallen ſah, ſtürzte er ſich verzweifelnd in ſein eigenes Schwert. So endete der erſte König von Israel. Saul iſt eine wahrhaft tragiſche Geſtalt. Eine großartig und edel angelegte Natur, ritterlich und heldenhaft, von feurigem Eifer beſeelt, hat er ſchließlich doch nichts erreicht; bei ſeinem Tode war die Lage wieder gerade wie bei ſeinem Regierungsantritt, Israel zu Boden geworfen, die Macht der Philiſter größer und feſter, als je zuvor. Ich ſehe den Grund von Sauls Mißerfolgen zunächſt in ſeiner Perſönlichkeit. Er war mehr Soldat, als Herrſcher. Die dominirende Perſönlichkeit, die geborene Herrſchernatur Davids fehlte ihm, noch mehr aber fehlte ihm Davids ſtaatsmänniſche Genialität. Saul that wacker ſeine Pflicht und ſchlug, wenn er angegriffen wurde, weidlich drein, aber ſchöpferiſch, organiſatoriſch war er nicht. Und vor allem fehlte ihm das Senſorium für das wahre Weſen Israels. In dieſem Punkte hat die Ueberlieferung ſein Bild durchaus richtig gezeichnet. Saul war auf dem beſten Wege, Israel in einen weltlichen Militärſtaat zu verwandeln und dadurch ſeinem weltgeſchichtlichen Berufe zu entfremden: ein eroberndes Reich dieſer Welt hätte vielleicht eine kurze Zeit des Glanzes und der Blüthe gehabt, wäre aber dann eben ſo ſpurlos verſchwunden, wie Aegypten und Aſſyrien, Babylonien und Perſien, Medien und Lydien. Saul hat Anſpruch auf unſer tiefſtes Mitleid und unſere herzlichſte Sympathie,

aber für Israel war der Untergang seiner Herrschaft ein Glück.

Doch nicht ungerochen sollte Sauls Blut auf dem Berge Gilboa fließen; ein Rächer und der wahre Vollender seines Lebenswerkes erstand ihm in dem von ihm verfolgten und bekämpften Judäer. Zunächst allerdings mußte David sich ruhig verhalten. Mit seinen 600 Judäern einen Kampf gegen die Philister zu beginnen, wäre Wahnsinn gewesen; er suchte vor allem zu retten, was zu retten war und ließ sich unter philistäischer Oberhoheit zum Stammkönige von Juda salben, während Abner, Sauls Feldhauptmann, die Trümmer der Macht Sauls auf dem Ostjordanland sammelte, wo er in Mahanaim den einzigen überlebenden Sohn Sauls, den wohl noch unmündigen Isbaal, zum Könige einsetzte. Sieben Jahr saß David zu Hebron und Isbaal zu Mahanaim. Abner unternahm den Versuch, auch David dem Scepter Isbaals zu unterwerfen, ein Versuch, welcher an der Tapferkeit von Davids Judäern scheiterte. Als kurz darauf Abner, die einzige Stütze des Hauses Sauls, ermordet wurde und Isbaal der Blutrache zum Opfer fiel, trugen die nördlichen Stämme David auch die Herrschaft über die Länder Sauls an. Gleich der erste Schritt, den David als König von Gesammtisrael that, zeugt für sein eminentes staatsmännisches Genie. Die Stadt Jebus war noch in der Gewalt der Kanaanäer; sie eroberte David und machte sie zur Residenz des neuen Reiches. Diese Stadt von seltener natürlicher Festigkeit, ziemlich im Mittelpunkte des ganzen Landes gelegen und als keinem der Stämme gehörig über ihnen und ihrer Rivalität stehend, war hierfür geeignet, wie keine: Saul war, in charakteristischem Gegensatze, auch als König ruhig in seinem Geburtsdorfe wohnen geblieben. Die Gründung Jerusalems, diesen Namen gab ihr David, dieser recht eigentlichen „Davidsstadt", ist eine That von weltgeschichtlicher Bedeutung, wenn man erwägt, was Jerusalem

dem Volke Israel und durch das Volk Israel der Menschheit geworden ist. Jetzt gingen auch den Philistern die Augen auf über ihren bisherigen Vasallen und sie versuchten gleich im Beginne das Reich Davids zu ersticken — aber vergeblich: die Aufgabe, an welcher Saul gescheitert war, wurde von David gelöst und zwar gelöst für immer; er hat den Philistern das Wiederkommen auf alle Zeiten verleidet, hat sie aber in ihrem eigenen Lande nicht weiter behelligt: keinen Fuß breit ihres Landes, keinen Stein von ihren Festungen hat er ihnen abgenommen. Und damit beginnt die Reihe der Kriege Davids. David ist der größte Kriegsheld des alten Israel, stets blieb der Sieg ihm treu, er hat alle Nachbarvölker gedemüthigt oder unterworfen — aber es kann nicht nachdrücklich genug wiederholt werden: alle diese glänzenden Kriege hat David nur zur Abwehr muthwilliger Angriffe und zur Vertheidigung der vitalsten Interessen seines Volkes geführt; von keinem seiner Kriege können wir es nachweisen oder nur wahrscheinlich machen, daß er von ihm angefangen ist: ein gewöhnlicher Raufbold und Haudegen ist David nicht gewesen. Und all diese Heldenthaten sind noch nicht das größte; viel wichtiger ist, was er im Innern gethan hat. Vor allem hatte er ein Herz für die israelitische Volksseele; als echter Israelit war er ein treuer Diener und Verehrer Jahves, zu dessen Verherrlichung und mit dessen Hülfe er das Schwert führte. Er erkannte es, daß ein israelitischer König nicht bloß ein tapferer Krieger sein dürfe, daß in einem israelitischen Staate auch für Jahve Platz sein müsse. Und so trachtete er danach, seinem Reiche in dem politischen Centrum auch einen idealen Mittelpunkt zu geben. Während Saul charakteristischerweise das alte Volksheiligthum, die Bundeslade, hatte verkommen lassen, ohne sich um dasselbe zu kümmern, war es eine der ersten Sorgen Davids, es aus dem kleinen judäischen Landstädtchen, in welches es gerathen war, in die neue Haupt-

ſtadt überzuführen und ihm dort eine würdige Stätte zu bereiten, wie ja auch Gideon ſein Stammkönigthum durch Errichtung eines Heiligthums in ſeiner Stadt Ophra inaugurirt hatte. Keine wichtige Handlung unternahm David, ohne durch den Prieſter Jahve zu befragen. Wenn auch dem Bilde Davids die menſchlichen Züge im ſchlimmen Sinne nicht fehlen, welche die Bücher Samuelis in unerbittlicher Wahrheitsliebe nicht im geringſten vertuſcht oder beſchönigt haben, ſo bleibt es doch dabei, daß er die leuchtendſte Geſtalt und die genialſte Perſönlichkeit der israelitiſchen Geſchichte iſt, an Größe überragt nur von den Propheten vom Sinai, von Moſe „dem Mann Gottes“. Was David für Israel gethan hat, kann gar nicht zu hoch angeſchlagen werden; Israel als Volk, als Träger politiſchen Lebens, als eine konkrete Größe in dem weltgeſchichtlichen Prozeß, als Nation im vollſten Sinne, iſt ausſchließlich ſein Werk, und wenn das Reich, welches er in den Kämpfen und Mühen eines langen und reichgeſegneten Lebens aufgebaut hat, auch bald nachher in Trümmer ſank, wenn Israel ſelbſt ſich ſchon ein Menſchenalter nach ſeinem Tode wieder in zwei Hälften ſpaltete — die ideale Einheit überdauerte doch die reale Trennung; die vergangene davidiſche Herrlichkeit blieb der Zukunftstraum Israels, und es iſt kein Zufall, daß die Sehnſucht und der Troſt Israels erſcheint in der Geſtalt eines wiederkommenden idealen David, der alle Tugenden und Vorzüge des geſchichtlichen David in ſich vereinigt ohne ſeine Schwächen.

Mit David hat das Volk Israel ſeinen Höhepunkt erreicht ein für allemal; ſeines Gleichen iſt nach ihm nicht gekommen. Die Geſchichte des Volkes Israel nach David iſt eine fortgeſetzte Tragödie, recht dazu angethan, uns in anbetender Bewunderung zu beugen vor dem Worte des Apoſtels Paulus, daß dieſes Volkes Schade der Welt Reichthum geworden ſei.

Die Perle iſt eine Krankheit der Muſchel und tödtet ihren Erzeuger. So ſollte auch das köſtliche Gut, welches Israel der Welt gab, einer Thränenſaat entſprießen. Stück für Stück ging die weltliche Herrlichkeit Israels in Trümmer; aber je kleiner nach außen, deſto größer nach innen, je ärmer vor der Welt, deſto reicher in Gott. Im Untergange Israels triumphirte Jahve, auf den Trümmern Jeruſalems verkündigte Jeremia den neuen Bund. Israel ſtarb als politiſche Nation, um wieder zu erſtehen als religiöſe Sekte, als Gemeinſchaft der Frommen, die allein berufen und allein fähig war, aus ihrer Mitte den Heiland der Welt, den Erlöſer der Menſchheit hervorzubringen, den Sohn Davids nach dem Fleiſche und den Erfüller Moſes nach dem Geiſte, größer als David, größer auch als Moſe. Nachdem ſie der Welt die einzigartige Perle gegeben, ſtarb die Muſchel: Israel hatte ſeinen Beruf erfüllt.

Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(414)

Die

Anfänge der Sprache.

Von

Andreas Stengel.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die Sprache, dieſes wunderbare Inſtrument des Geiſtes, durch welches der Menſch Andere zwingt, ſeine Gedanken nachzudenken, durch welches er alle Regungen ſeiner Bruſt, die edelſten wie die niedrigſten, Muth, Begeiſterung und Liebe ebenſo wie Rache, Haß und ſinnliches Begehren zu erwecken vermag, die Sprache, dieſe vollendete Gußform, welche andererſeits ſeinem eigenen Denken Geſtalt, Verlauf und Verkettung aufzwingt, die Sprache, die Tochter des Gedankens und zugleich ſeine Mutter — woher ſtammt ſie? Von jeher hat dieſe Frage den Menſchen beſchäftigt. Iſt die Sprache doch ein Theil ſeines eigenen Selbſt, und heißt doch ihre Natur und ihren Urſprung erforſchen zugleich über ſeine eigene Natur und ſeinen eigenen Urſprung Kunde erlangen.

Zwei diametral entgegengeſetzte Antworten wurden ſeit den Tagen Demokrits und Heraklits auf unſere Frage gegeben. Theſis, Satzung, lautet das Feldgeſchrei in dem einen Lager, Phyſis, Natur in dem anderen. Die Wörter, ſagen die Einen, bedeuten das, was ſie bedeuten, infolge menſchlicher Uebereinkunft. Zwiſchen den Wörtern und ihrer Bedeutung, ſagen die Anderen, beſteht ein natürlicher Zuſammenhang. Für dieſelben Vorſtellungen exiſtiren in den verſchiedenen Sprachen verſchiedene Bezeichnungen, daher kann zwiſchen Wort und Bedeutung kein Naturzuſammenhang ſein, ſagen die Einen. Vor der Sprache war kein hinreichend vollkommenes Mittheilungsmittel vorhanden,

um ſich über die Bedeutung der neugeſchaffenen Wörter zu verſtändigen, daher kann die Sprache nicht auf Uebereinkommen beruhen, ſagen die Anderen. Und wir fügen bei: Konnte die primitive Menſchheit, wenn ein ſo vollkommenes Verſtändigungsmittel in ihrem Beſitze war, das Bedürfniß nach einem anderen empfinden? Dies zugegeben, konnte ſie auf den Gedanken kommen, gerade die Laute der eigenen Bruſt als ſolches zu verwenden, ohne die Erfahrung, daß dies Material ſo etwas überhaupt zu leiſten imſtande iſt? In unſerer Zeit freilich mag die künſtliche Zuſammenſetzung eines Volapük nach dem Muſter und aus den Beſtandtheilen vorhandener Sprachen gelingen, aber in jenen Urzeiten, wo die Sprache erſt entſtehen ſollte, wie da?

Mit der Theſis iſt es alſo nichts. Die entgegengeſetzte Anſicht ſcheint mehr für ſich zu haben, beſonders wenn der behauptete natürliche Zuſammenhang ein ſolcher iſt, daß die Verſchiedenheit der menſchlichen Sprachen und die Nothwendigkeit des Lernens dabei erklärlich bleibt. Das Vorhandenſein von Schallnachahmungen in der Sprache legt den Gedanken nahe, daß alle Wörter urſprünglich Nachahmungen waren, und zwar ſowohl wirkliche Nachahmungen des Schalles als auch und vorherrſchend ſymboliſche Nachahmungen der ſichtbaren Merkmale der Dinge durch den Schall der Stimme, wobei der Klang der Worte auf das Ohr einen Eindruck hervorbringt, ähnlich dem des Gegenſtandes auf die Seele. Die Anhänger dieſer Theorie legen in den Wörtern Stab, Stamm, ſtarr, ſtechen, ſtehen, ſteigen, Stein, ſtetig, Stock, Stumpf dem ſt den Eindruck des Feſten, Aufrechten, Harten, dagegen dem w in Wange, wanken, wälzen, weben, wehen, Welle, winden, wirren, Wege, Wolke, Wunſch, den Eindruck des Runden, Weichen, Schwankenden, Bewegten bei. Es iſt allerdings eine pſychologiſche Thatſache, daß die Laute einen onomatopoetiſchen Werth haben, und daß wir dieſen Werth heute noch fühlen; allein es wäre ein Irrthum,

wollten wir den onomatopoetiſchen Werth der Laute für urſprünglich halten. Das Wort und der durch das Wort bezeichnete Begriff verſchmelzen in unſerem Geiſte ſo eng miteinander, daß das eine unfehlbar das andere in der Erinnerung wachruft. Je öfter in uns durch das gehörte Wort der Begriff wach geworden iſt, deſto enger wird die Verbindung, deſto bezeichnender erſcheint uns das Wort, weil wir beim gehörten und geſprochenen Wort all das denken und fühlen gelernt haben, was der Gegenſtand ſelber uns zu denken und zu fühlen nöthigt. Wer empfände daher in Staub, ſtehlen, ſtieben, ſtöhnen, ſtolpern, ſtraucheln, ſtreichen, Streu, Strom, ſtülpen, ſtürzen etwas von dem Feſten, Aufrechten und Harten, das in ſt liegen ſoll? wer in wachen, wacker, Waffe, wahr, weh, wehren, Wetter, wild, Wolf, würgen etwas von dem Runden, Weichen, Schwankenden, Bewegten des w?

Doch man weiß ſich zu helfen. Verloren iſt eben das lebhaftere Gefühl für Lautſymbolik, das die Menſchheit früher beſaß, verloren der Inſtinkt des Geiſtes, welcher die Sprache ſchuf. Inſtinkt, was iſt das? Kein Menſch weiß es. Und ſo kann es ſchließlich nicht Wunder nehmen, wenn Renan in reiner Verzweiflung über die Erfolgloſigkeit der bisherigen Löſungsverſuche den Ausſpruch thut: „In der That, wenn man dem Thiere den Schrei als ihm urſprünglich eigenthümlich zuſchreibt, warum will man dem Menſchen die urſprüngliche Eigenthümlichkeit des Wortes abſtreiten?“ Da haben wir's: die Sprache gehört von Uranfang ſo zum Menſchen, wie Augen, Ohren und Naſe. Heißt das nicht, auf jede Erklärung tapfer Verzicht leiſten? Mit Staunen fragt man ſich da, wozu der Herr ſich die Mühe nahm, ein dickes Buch „De l'Origine du Langage“ zu ſchreiben. So ſteht alſo auch die Phyſis auf ſchwachen Füßen.

Den beiden beſprochenen Anſichten über den Urſprung der Sprache ſtellt ſich ſeit dem Aufblühen der Sprachwiſſenſchaft

und der modernen Naturwiſſenſchaft eine dritte zur Seite, deren Schlagwort „Entwickelung“ heißt. Dieſe Theorie betrachtet die menſchliche Sprache als das Produkt einer langſamen Entwickelung aus unbedeutenden Anfängen heraus. Sie ſetzt ein urſprüngliches Stadium der Menſchenſprache voraus, in welchem dieſelbe der Thierſprache weſentlich gleich war und ſtatt aus Worten aus lauter Naturlauten beſtand. Sie ſieht ihre Aufgabe darin, zu zeigen, welche Brücke von den Naturlauten herüber zu den Urwörtern führt. Tauſend fleißige Hände regen, fördern ſich in muntern Bund, um dieſe im Schutt ungezählter Jahrtauſende vergrabene Brücke bloszulegen; da und dort wird ſchon ein Stein, das Stück eines Bogens, eines Pfeilers ſichtbar; aber der eigentliche Fahrdamm will ſich noch nicht blicken laſſen. Lazarus Geiger betrachtet alle Worte als aus einer einzigen Grundform hervorgegangen, einem unſcheinbaren Keim, aus dem der ganze Reichthum aller Sprachen allmählich ſich entfaltet hat. Er ſucht nach dem Objekt, das dem Urlaut ſeine Bedeutung gab, und glaubt, es in dem menſchlichen Antlitz oder einer Bewegung des menſchlichen Mundes zu finden. Mit der ſichtbaren Miene oder Mundverzerrung kann, ja muß man nach Geiger auch einen thieriſchen Laut, ein Murren verbunden annehmen, ſo daß die den Sprachlaut vielleicht erzeugende Nachahmung in gewiſſem Sinne zugleich Schallnachahmung geweſen wäre. Da auf dieſe Weiſe „die Sprache mit ihrem Objekte zuſammenfiel, ſo wurde ſie verſtanden“. Das iſt gewiß geiſtreich. Allein, daß der ganze Reichthum der Sprache aus einem einzigen Urlaut ſich entfaltet habe, daß die Vervielfältigung und Differenzirung von Laut und Bedeutung des erſten Sprachlautes das eigentliche, innerſte Heiligthum der Sprache und des Geiſtes bilden, die Stätte, wo der heilige Funke der Menſchenvernunft aus ewigem Dunkel zuerſt entſprang (Geiger, Urſprung der Sprache, Stuttgart 1869, S. 167), iſt ſchön und herrlich geſagt, aber denken und vorſtellen

läßt ſich's nicht. Dadurch, daß Geiger von dem Erſten und Früheſten redet, was irgend eine Menſchenſprache ausdrückt, dem erſten Objekt ſprachlicher Bezeichnung, dem erſten Sprachlaut, dem erſten Sprachſchrei, der erſten Sprachbewegung, negirt er einen langſamen und unmerklichen Uebergang, bricht die Entwickelungsreihe gewaltſam ab und ſetzt ſich ſo mit ſeinem eigenen Standpunkt in Widerſpruch. Trotz der vielen fruchtbaren Gedanken und ſcharfſinnigen Bemerkungen iſt daher ſein Lehrgebäude ein in Fundament und Krönung verfehltes.

Max Müller (Vorleſungen über die Wiſſenſchaft der Sprache. Deutſch von Dr. K. Böttger. Leipzig. 2 Bde.) meint den Uebergang von den erſten natürlichen, noch nicht eigentlich menſchlichen Sprachäußerungen zu den wirklichen menſchlichen Worten durch die von den verſchiedenen Stämmen getroffene Ausleſe ſich erklären zu können. Er nimmt alſo an, daß urſprünglich zur malenden Wiedergabe eines Eindrucks verſchiedene Laute und Lautkomplexe zu Gebote ſtanden, und daß von dem Augenblicke an, da einer von ihnen die Oberhand über die anderen gewann, der Anſtoß zur Bildung von Wortfamilien und damit zur höheren Entwickelung und Vermenſchlichung der Sprache gegeben war. Eine ſolche Ausleſe findet wirklich ſtatt, wir ſehen im Laufe der Geſchichte nicht nur einzelne Wörter, ſondern ſogar ganze Wortfamilien ausſterben. Allein, daß eine ſolche Ausleſe zur Veredelung der Sprache nothwendig ſei, iſt mindeſtens zweifelhaft. In der indogermaniſchen Sprachfamilie haben wir für den Begriff ſehen außer mehreren anderen Urwörtern oder Wurzeln folgende fünf: skav, spak, ak, vid und var, und jede derſelben hat eine größere oder kleinere Wortfamilie erzeugt. Von skav kommt ſchauen und ſchön, lateiniſch caveo und cautus; — von spak kommt ſpähen, Specht, Spion, lateiniſch spicio, Speculum, specto, griechiſch sképtomai ich ſpähe, skopos der Späher, wovon Teleſkop und Mikroſkop, — von ak kommt Auge, latei-

niſch oculus, griechiſch opsis Geſicht, opsomai ſehe, óphthalmos das Auge; — von vid kommt lateiniſch video, griechiſch idein ſehen, idea (Idee), vida ich habe geſehen und ich weiß, deutſch wiſſen, altindiſch vēda das Wiſſen; — von var kommt gewahr, gewahren, wahrnehmen, (be)wahren, der Wart, die Warte, warten, lateiniſch vereor, revereor, wovon Reverenz, griechiſch horáo ſehe, horāma Anblick. Man wird nicht ſagen wollen, daß Griechiſch, Lateiniſch und Deutſch trotz der vielen Wurzeln für einen und denſelben Grundbegriff, nicht doch hochentwickelte Sprachen ſeien. Wir können alſo von den Naturlauten zu den Worten durch Ausleſe nicht gelangen. Uebrigens wird durch Ausleſe die Zahl der vorhandenen Elemente vermindert; nicht aber um Verminderung, ſondern um Vermehrung derſelben handelt es ſich. Andere Forſcher ſehen als das treibende Agens in der Entwickelung der Sprache aus ihrem thieriſchen Zuſtande heraus unbewußte und unwillkürliche Nachahmung der Mittheilungsweiſe der Stammeshäupter an. Dreierlei wird durch ſolche Nachahmung erreicht: erſtlich die Einheit der Sprache innerhalb einer Gemeinſchaft, zum zweiten die Möglichkeit des Fortſchritts, da nicht jede Generation gezwungen iſt, immer wieder von vorn anzufangen, endlich die Abſtreifung des Leidenſchaftlichen, welches urſprünglich im Naturlaut, im Schrei des Schmerzes, des Zorns, der Luſt liegt und in Stimmung und Stimme des Nachahmenden, von dieſen Affekten nicht ſelbſt Beherrſchten, ſondern dieſelben nur in der Erinnerung Vorſtellenden, nothwendig zurücktreten muß. Das iſt nun freilich etwas. Allein Nachahmung ſetzt das Vorhandenſein des Nachzuahmenden voraus; woher aber kam dies? Da ſich das Wort ſowohl dem Lautbeſtand als der innewohnenden Bedeutung nach vom Naturſchrei unterſcheidet, ſo iſt die Kardinalfrage die, wie die Erzeugung der neuen Laute zu erklären ſei, und welche Urſachen die neue Verbindung beſtimmter Laute mit beſtimmten Bedeu-

tungen hergestellt haben. Zur Lösung dieser Frage ist der Hinweis auf Nachahmung und Auslese völlig nutzlos; hier kann nur eine eingehende Betrachtung und beiderseitige Vergleichung der Menschen- und Thiersprache zum Ziele führen.

Wir werden zunächst den Entwickelungsgang der Sprache in raschen Schritten soweit rückwärts verfolgen, als dies an der Hand der Sprachwissenschaft möglich ist, und werden den frühesten Zustand der menschlichen Sprache kennen lernen, von dem die Sprachwissenschaft Kunde hat. Haben wir uns so dem Punkte, wo Naturlaut und Wort ineinander übergehen, von der einen Seite genähert, dann wird uns obliegen, von der entgegengesetzten Seite gegen denselben vorzudringen.

Mustern wir den Wortschatz der lebenden deutschen Sprache, so finden wir darin Wörter sehr verschiedenen Alters; neben der großen Zahl solcher, die Jahrhunderte schon in wesentlich gleicher Gestalt kursiren, finden sich auch solche von neuem und allerneuestem Gepräge. Absolut Neues zwar kommt nicht mehr auf. Alle Neubildungen, von Gas und Dampfschiff und Eisenbahn, vom Volksthum des alten ehrenfesten Gutsmuths an bis zu Johannes Scherrs l'empire-c'est-la-paix-Duseligkeit, alle Neubildungen sind Nachbildungen, sind aus lauter vorhandenen Materialien und nach vorhandenen Mustern gebildet. Die Muster selbst sind wieder Nachbildungen älterer Muster u. s. f.; die ersten Muster aber können keine Nachbildungen sein, sie müssen einen anderen Ursprung haben. Welchen? Dies lehren uns Zusammensetzungen, die ihr Dasein nicht dem menschlichen Willen verdanken. Lindenblatt wurde im dreizehnten Jahrhundert noch getrennt: ein linden blat, d. h. ein Blatt einer Linde, gesprochen und geschrieben; mit der Zeit flossen beide Wörter in eins zusammen. Je öfter die Aufeinanderfolge des nämlichen Wortpaares vorkommt, desto mehr tritt in unserem Bewußtsein die Bedeutung jedes einzelnen Wortes in den Hintergrund, beide

(423)

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

erhalten einen einheitlichen Wortton und werden als ein Wort empfunden. Zuweilen macht lautliche Entstellung die Zusammensetzung unkenntlich, wie in Schulz, Schultes aus Schultheiß, in Spessart aus Spechteshart, d. i. Spechtswald. In wieder anderen Fällen verliert nur der eine Theil, im Deutschen stets der zweite — das Grundwort — den Ton und damit seine Selbständigkeit als Wort und sinkt zur bloßen Endung herab; wir haben dann nicht Zusammensetzung, sondern Ableitung vor uns. Alle Ableitungssilben waren vor kürzerer oder längerer Zeit Wörter mit eigener Bedeutung: heit war gleichbedeutend mit Stand, Art, weshalb man noch mundartlich lediger Heit in der Bedeutung ledigen Standes hört; lich ist dasselbe Wort wie Leiche, und bedeutete ursprünglich wie dies Leib und Gestalt, abgeleitet davon ist ge-lich, unser gleich. Stand, Würde, Urtheil bedeutete das mit dem griechischen thema verwandte tuom, das zu thum verkürzt wurde. Das in Friedrich, Ulrich, Gänserich, Wütherich erscheinende rich, mit Reich verwandt, bedeutete Herrscher und ist mit lateinisch rex und indisch Rajah identisch.

Wie die Ableitungs-, so führen sich auch die Flexionsendungen auf selbständige Wörter zurück. Unser neuhochdeutsches „wir nährten" lautete im Althochdeutschen zur Zeit Karls des Großen: neritumês, in der einige Jahrhunderte älteren gothischen Bibel des Ulphilas: nasidêdum. Die gothische Form des Wortes ist im allgemeinen voller als die althochdeutsche, nur die Personalendung mês ist im Althochdeutschen der lateinischen ähnlicher und besser erhalten als im Gothischen, wo sie bis auf m geschwunden ist. Das gothische Wort zerlegt sich in folgende Bildungselemente nas-i-dêdu-m. Davon ist nas die die Bedeutung „genesen" tragende Wurzel, i der Rest der noch nicht aufgeklärten Silbe ja, womit faktitive Verba gebildet wurden, d. h. Verba, welche ein Verursachen oder Bewirken dessen ausdrücken, was das Stammwort besagt, wie tränken so viel wie

trinken machen, äßen eſſen machen bedeutet; dêdu iſt die doppelt geſetzte Wurzel des Zeitworts thun, doppelt geſetzt zum Ausdruck der Vergangenheit, m endlich der Reſt der beiden Fürwörter ma und si, d. h. ich und du.

Wenn nun auch nicht von allen Bildungselementen der Sprache der Urſprung nachweisbar iſt, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daß ſie durch den Verluſt des Tones und durch die lautliche Abnützung im Munde vieler Generationen zu ſehr entſtellt ſind. An der Wahrheit dürfen wir nicht zweifeln, daß ſie alle urſprünglich ſelbſtändige Wörter waren. Abgeſehen davon, daß nur ſo eine den Verſtand befriedigende Erklärung möglich iſt, giebt es Sprachen, deren Wörter heute noch keine anderen Beſtandtheile haben als lauter an und für ſich bedeutungsvolle und verſtändliche, und weder Ableitung noch Flexion, ſondern nur Zuſammenſetzung erfahren. Dies ſind die ſogenannten agglutinirenden, zu deutſch anleimenden Sprachen. Im Türkiſchen bedeutet dog ſchlagen, ur Einen, der eine Thätigkeit ausübt, um ich. Daher heißt dog-ur ſchlagend oder Schläger, und dog-ur-um ich ſchlage, wörtlich etwa: ſchlagen thuend ich. Daß aber die Zuſammenſetzung anfangs nichts anderes war als die Nebeneinanderſtellung von Wörtern, von denen eines den Sinn des andern zu erweitern oder zu verengern, überhaupt zu modifiziren hatte, lehrt die Betrachtung ſolcher Sprachen, die es nicht einmal bis zur Zuſammenſetzung gebracht haben, die ſogenannten iſolirenden oder einſilbigen Sprachen wie die chineſiſche.

Die chineſiſchen Wörter ſind genau das, was man gewöhnlich Wurzeln nennt. Ein chineſiſches Wort kann die Funktion eines Subſtantivs, Adjektivs oder Verbs verſehen, ohne die geringſte Veränderung an ſich zu erleiden; kao kann hoch, Höhe oder hoch ſein, ta kann groß, Größe, groß ſein, vergrößern und ſehr, hao kann lieben, liebend und Liebe heißen, *je nach der Wortſtellung*; das den Hauptbegriff ausdrückende Wort

ſteht nämlich nach dem den untergeordneten Begriff ausdrückenden. Kao schan heißt hoher Berg oder hohe Berge, schan kao dagegen berghoch, Berghöhe, der Berg iſt hoch oder die Berge ſind hoch; ta fu heißt großer Vater, fu ta des Vaters Größe oder der Vater iſt groß; mu hao heißt Mutterliebe oder die Mutter liebt, hao mu die liebevolle Mutter.

Wo in einſilbigen Sprachen ein ſolch ſtrenges Stellungsgeſetz wie im Chineſiſchen nicht waltet, wie z. B. im Siameſiſchen, Annameſiſchen und den malaio-polyneſiſchen Sprachen, fallen Attribut und Prädikat gänzlich zuſammen und damit fällt die Schranke zwiſchen Satz und Satztheil (v. d. Gabelentz, Ueber Sprache und Schriftthum der Chineſen. Abgedruckt in: Unſere Zeit 1884, 2, S. 632). Es giebt alſo Sprachen, die nicht einmal den Satz kennen, ſondern nur das Wort in ſeiner formloſen Erſcheinung, die Wurzel. Wie Flexion und Ableitung aus der Zuſammenſetzung, dieſe aus der Vorfügung entſtanden, ſo iſt letztere ſelbſt etwas Gewordenes, erſt nach dem Vorhandenſein der Urwörter allmählich Platzgreifendes. Alle Sprachen, auch die komplizirteſten und ausgebildetſten, ſetzen daher einen Urzuſtand voraus, wo es bildlich geſprochen noch keine Grammatik, ſondern nur ein Wörterbuch geben konnte. Dies Wörterbuch können wir uns für den Anfang nicht arm genug vorſtellen weder in Bezug auf die lautliche Geſtalt der Wörter noch im Bezug auf ihren Inhalt.

Ueber die lautliche Beſchaffenheit der Urwörter giebt die Betrachtung lebender Sprachen, beſonders der formell tiefſtehenden ſehr werthvolle Andeutungen. Wohl keine Sprache der Erde beſitzt alle Laute, die den menſchlichen Sprachorganen zu erzeugen möglich ſind; doch giebt es in dieſer Beziehung beſonders arme Sprachen. Die Indianer von Peru haben kein b, d, f, g, s, die von Port-aux-Français kein b, d, f, p, w und j (nach franz. Ausſprache). Den Huronen fehlen alle Lippenlaute, und ſie ſchließen daher den Mund während des Sprechens nicht.

Aber die ärmſte Sprache in Bezug auf die Artikulation iſt die der Neuſeeländer, deren Alphabet folgender 11 Konſonanten entbehrt: b, d, f, g, j, k, l, s, w und der franzöſiſchen j und z. Selbſt im Chineſiſchen giebt es kein b, d und r; man ſpricht deshalb Golanki ſtatt Holland, Fulanzu ſtatt France, Tschisukalaiss ſtatt Jesus Christ (nach engliſcher Ausſprache). Für die Unterſchiede der Artikulation hat das Chineſiſche wie manche andere Sprachen wenig Gehör, dagegen das feinſte für Tonunterſchiede. „Die Betonung, die bei uns nur rhetoriſchen Zwecken dient, haftet hier dem Silbenwort ein für allemal an.“ Die Lautgruppe schi z. B. ſo ausgeſprochen, daß die Stimme in gleicher Höhe bleibt, bedeutet Gedicht; ebenſo, aber in tieferer Tonlage geſprochen, Zeit. Mit ſteigendem Tone ausgeſprochen heißt dieſe Silbe Anfang, mit fallendem ſo, ſolcher, mit kurz abſchnappendem Tone eſſen, Stein, verfehlen oder zehn (G. von der Gabelentz, Ueber Sprache und Schriftthum der Chineſen.) „Dem chineſiſchen Ohre macht ein falſcher Accent das Wort unverſtändlicher, als wenn man einen falſchen Vokal oder Konſonanten ausſpräche. Wird ling oder lin, ning oder nin allein nur mit dem Accent phing ausgeſprochen, ſo verſteht es der Chineſe, ebenſo tschung, schung oder schün, bei gleichem Accent“ (Baſtian, Die Völker des öſtlichen Aſiens VI, S. 518, Fußnote).

Artikulation und Intonation zuſammengenommen reichen jedoch in manchen Sprachen noch nicht aus zur deutlichen Mittheilung; es muß ein drittes dazu kommen: die Geſtikulation. Nach Greenhill kann eine Nation öſtlich vom Cap Palmas (Zahnküſte) im Finſtern nicht verſtanden werden, da die Sprache der Geberden bedarf. Auch die Buſchmänner begleiten ihre Worte mit ſoviel ſichtbaren Zeichen, daß ſie, wenn ſie Nachts ſich unterhalten wollen, ſich um ihre Feuer verſammeln müſſen. Die Arapahos Nordamerikas beſitzen, nach Burton, ein ſo

mangelhaftes Vokabular, daß sie einander in der Dunkelheit kaum verstehen können; wenn sie mit einem Fremden sprechen wollten, mußten sie ans Lagerfeuer kommen. Nach Spix und Martius kommen die wilden Stämme Brasiliens der Unzulänglichkeit ihrer Phrasen unaufhörlich mit Gebärden zu Hülfe. Wenn sie sagen wollen, daß sie in den Wald gehen, so sprechen sie nur die Worte ihrer Sprache aus, welche heißen: „Wald gehen", und dazu strecken sie den Mund nach der Richtung hin, welche sie andeuten wollen. — Soweit über die lautliche Beschaffenheit der früheren Sprache.

Welches war die Beschaffenheit der Urwörter in begrifflicher Beziehung?

Die Entdeckung der indo-germanischen Sprachfamilie und das Aufkommen der Sprachwissenschaft haben eine Zeitlang einer irrthümlichen Beantwortung dieser Frage Vorschub geleistet. Nach dem Vorgange der indischen Grammatiker verlegte man den ganzen Reichthum der Bedeutungen, welcher innerhalb einer Wortfamilie steckt, in die Wurzel selbst und glaubte, sie enthalte die abstrakte Grundbedeutung für alle Wörter der Familie.

Hiergegen spricht die Thatsache des Bedeutungswandels, dem in den meisten Fällen Mißverständniß und Verwechselung zu Grunde liegt. Durch Verwechselung des Aehnlichen und eine beständige Wiederholung dieser Verwechselung erlangt ein Wort schließlich eine von seiner ursprünglichen Bedeutung fern abliegende und mit ihr in keinem Zusammenhang stehende neue. Die Wörter schlecht und kindisch haben bei Luther noch einen edleren Sinn, als in unserem Sprachgebrauche. Schalk heißt ursprünglich Knecht, dann knechtisch böser, ungetreuer Mensch, bei Luther Taugenichts, Böswicht, bei uns neckischer, lustiger Mensch. Marschalk, der Pferdeknecht, wurde in Frankreich zum Hufschmied, in Deutschland schwang er sich nach und nach

durch die Stellung als königlicher Stallmeiſter zur höchſten Würde im Heere und am Hofe auf. Der engliſche knight, lautlich identiſch mit dem deutſchen Knecht, iſt zum Vaſallen geworden, dann zu ritterlichem Anſehen gelangt. Umgekehrt ſank unſer unſchuldiger Knabe in ſeiner engliſchen Form knave zum böſen Buben, zum Schurken herunter. Auch das deutſche Wort Bube hat dieſelbe Degradation erlitten. Karl, der Mann iſt zum Kerl geworden. Und wer gedenkt nicht der Herabwürdigung eines der edelſten deutſchen Wörter, des Wortes Menſch?

Aber auch ohne Vergeſſen der erſten Bedeutung, ſehen wir Wörter gleichſam ſprungweiſe zu neuen Bedeutungen gelangen. Es genügt, wenn das eine oder andere gemeinſame Merkmal den Namen des einen Begriffes auf einen andern zu übertragen ermöglicht. Und wir finden meiſt, daß das gemeinſame Merkmal ein äußerliches, ſinnenfälliges iſt. Der Name des Horns trägt ſich über auf eine Beule an der Stirn, auf einen ſpitzen Bergkegel, auf ein metallenes gebogenes Blasinſtrument, auf den Stoff, aus dem Horn, Huſe, Klauen, Nägel und Haare beſtehen. Von der Bogenform kommt der Name Hornklee, vom tiefen Ton beim Fliegen der Name Horniſſe. Nach dem Flügel wird ein Theil des Rockes, der Seitentheil eines Heeres und ein Taſteninſtrument benannt. Das bekannte ſchwarze Angſtrohr auf dem Kopfe entlehnt ſeinen Namen vom Schlot, die Blüthen der Weide, Birke, Eiche, Haſelnuß u. ſ. f. von der Katze, desgleichen der Geldgurt und die neunfache Geißel. „In Tahiti ward der Begriff der Kuh nach dem des Schweines gebildet, bei den Amerikanern der des Pferdes nach dem Ochſen, oder in Weſtafrika nach der Kuh. Sieht der Auſtralier einen neuen Gegenſtand, ſo benennt er ihn nach der Aehnlichkeit eines bekannten.“ (Baſtian, Die Völker des öſtlichen Aſiens V, Vorwort S. XLVII). Als die Auſtralier die Bücher auf- und zumachen ſahen, gaben ſie ihnen den Namen von der Muſchel.

Weit entfernt davon, daß die Wurzeln eine abſtrakte Bedeutung gehabt hätten, geht der früheren Sprache vielmehr ein abſtrakter und geiſtiger Gehalt völlig ab. Alle Wörter, auch die, welche jetzt das Geiſtige bezeichnen, hatten urſprünglich eine ſinnliche Bedeutung. Bei faſſen, begreifen, einſehen, erwägen, überlegen u. dgl iſt dies ohne weiteres klar; aber es läßt ſich auch ſonſt ſehr häufig nachweiſen. Fromm heißt in früherer Zeit nur nützlich, brauchbar, tüchtig, und dieſen Sinn hat das Wort noch in dem bekannten Spruch: „Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!“ Im Gegenſatz hierzu iſt böſe ſoviel wie ſchadhaft, ſchädlich, untüchtig. Von König Artus' Hofe heißt es im Iwein: „Dô was ein boeser man von vil swachem werde,“ wo unter einem böſen Manne einer verſtanden iſt, der nicht zum Kampfe taugt. Unſer deutſches wiſſen muß wie das lat. videre ſehen bedeutet haben. Das franz. savoir (wiſſen) ſtammt vom lat. sapere (ſchmecken, riechen). Im Franzöſiſchen heißt penser denken, im Lateiniſchen aber heißt pensare nur wägen, abwägen. Animus, spiritus, pneuma meinen anfänglich den Hauch oder Athem, und erſt ſpäter daneben auch den Geiſt. Das deutſche Wort Geiſt hat eine noch unedlere Herkunft. Es kommt von einem Verbum, welches ſchlagen, ſchrecken bedeutete, und bezeichnete urſprünglich ein Schreckbild, ein Geſpenſt. Verwandt damit ſind Geißel und Ger (Wurfſpieß). Selbſt der Name Gottes, lat. Deus, ſanskritiſch Dyaus, bezeichnet ſeinen Träger in der älteſten Zeit nur als den Hellen, den Leuchtenden.

Auch jetzt noch haben manche Sprachen kein Ausdrucksvermögen für das Allgemeine und Geiſtige. Die rohen Jägerſtämme benennen den Biber Wolf und Bär, ſie haben aber keinen Namen für Thier. Den Sprachen der Auſtralier fehlen Ausdrücke für Baum, Fiſch und Vogel, wohl aber iſt an Bezeichnungen der einzelnen Arten kein Mangel. In der Tſchocta-

ſprache (Nordamerika) giebt es wohl Bezeichnungen für die Weiß-, Roth- und Schwarzeiche, aber keine für die Eichengattung. (Bei O. Peſchel, Völkerkunde, Leipzig 1876, S. 116). Die Tasmanier haben keine einfache Bezeichnung für rund, hart und hoch, ſie ſagen dafür wie ein Ball, oder wie der Mond, wie Stein, mit langen Beinen. Die Grebo in Oſtafrika haben keine Worte, um denken, vergeſſen, zornig, glücklich, gedenken, tadeln, zuſtimmen, Gatte, Gattin u. ſ. f. auszudrücken. (Bei Baſtian a. a. O. S. XLVI f.) Nach Spix und Martius beſitzen die braſilianiſchen Stämme Bezeichnungen für die verſchiedenen Körpertheile, die Thiere und die Pflanzen, aber Worte wie Farbe, Ton, Geſchlecht, Art, Geiſt ꝛc. fehlen ihnen vollſtändig. Dr. G. Fritſch berichtet, daß ein Miſſionär, der den Korana, einem Hottentottenſtamm, den fehlenden Begriff „Gewiſſen" beibringen wollte und deshalb auf das der Sünde folgende ſchmerzliche Unbehagen im Innern hinwies, als er ſpäter ſeine Katechumenen fragte, was ſie ſich unter Gewiſſen vorſtellten, die Antwort erhielt: Leibſchmerzen. (Die Eingebornen Südafrikas, Breslau 1872). Die Sprachwiſſenſchaft läßt uns einen Blick thun in eine graue Urzeit, wo das Wort noch ohne Bildungs- und Flexionselemente ſich uns darſtellt, wo noch keine Sätze von beſtimmter Form gebildet wurden, wo die Zahl der artikulirten Laute noch eine ſehr beſchränkte war, wo die Betonung und die begleitende Geberde ſo weſentlich zum Verſtändniß des Wortes waren wie die Artikulation, wo noch nichts Geiſtiges, ſondern nur Sinnenfälliges bezeichnet wurde. Welch ein Reihe von Entwickelungen aber muß dieſem Zuſtande vorausgegangen ſein? Hier iſt der Punkt, wo wir die Frage nach Weſen und Beſchaffenheit der Thierſprache aufwerfen müſſen.

Was allen menſchlichen Sprachen gemeinſam iſt, nämlich der Zweck: gegenſeitige Mittheilung, und das Mittel: die Laute

der Stimme, eben das hat auch die Sprache der Thiere mit ihnen gemein Je höher ein Thier geistig steht, desto mannigfaltiger und ausdrucksvoller sind im allgemeinen die Aeußerungen seiner Stimme, desto deutlicher tritt die Absicht der Mittheilung hervor. „Der Cebus Azarae in Paraguay giebt, wenn er aufgeregt wird, wenigstens sechs verschiedene Laute von sich, welche bei anderen Affen ähnliche Erregungen veranlassen . . . Bei den domestizierten Hunden haben wir das Bellen des Eifers wie auf der Jagd, das des Aergers, das heulende Bellen der Verzweiflung, z. B. wenn sie eingeschlossen sind, das der Freude, wenn sie z. B. mit ihrem Herrn spazieren gehen sollen, und das sehr bestimmte Bellen des Verlangens oder der Bitte, z. B. wenn sie wünschen, daß eine Thür oder ein Fenster geöffnet werde." (Darwin, Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Aus dem Englischen von Caras. Stuttgart 1871, I. Band, S. 45.)

Und doch wird von mancher Seite die Berechtigung bestritten, zum Zwecke der Erforschung der menschlichen Sprache die Sprache der Thiere vergleichend heranzuziehen. Die Unterschiede zwischen beiden seien wesentlicher Art, sowohl was den geistigen Gehalt, als was die sinnliche Außenseite anbelangt. Was die Thiere auszudrücken haben, heißt es, sind Empfindungen grob sinnlicher Art, der Mensch dagegen drückt abstrakte Begriffe aus. Dies ist der innere Unterschied. Ferner besitzt das Thier nur unartikulirte Laute, die Laute des Menschen dagegen sind artikulirt. Dies ist der äußerliche Unterschied.

Prüfen wir beide Behauptungen auf ihren Wahrheitsgehalt!

Wie es sich mit dem im Gegensatze zur Thiersprache behaupteten geistigen und abstrakten Inhalt der ursprünglichen Menschensprache verhalte, ist uns bekannt. Wir haben gefunden, daß die Urbedeutung der Wörter stets und überall eine sinnliche

Digitized by Google

war. Der Vorgang der Abſtraktion oder Begriffsbildung läßt ſich indeß beobachten.

Ich ſah z. B. geſtern eine Eiche, heute ſehe ich eine Buche, nun wird dieſer vor mir ſtehende aufwärts ſtrebende Stamm und die von ihm ausgehenden Aeſte das Gleiche meiner geſtrigen Wahrnehmung als Erinnerungsbild wachrufen. Sehe ich ſpäter eine Birke, ſo wiederholt ſich das nämliche: die Merkmale, welche der Eiche, Buche und Birke gemeinſam ſind, treten, da ſie wiederholt gegeben ſind, in meinem Bewußtſein mit entſchiedener Klarheit hervor, indeß die nur vereinzelt vorkommenden ungleichartigen Merkmale im Bewußtſein um ſo mehr verdunkelt werden, je mehr die gleichartigen vorherrſchen. So entſteht der Begriff „Baum“. Der Begriff iſt alſo von der Vorſtellung und die Begriffsbildung von der Erinnerung nicht weſentlich verſchieden. Wir haben auch durchaus keinen Anhaltspunkt dafür, daß der Mechanismus des Seelenlebens im Thiere ein anderer ſei als im Menſchen. Was dieſen letzteren auf eine höhere Stufe hebt, iſt, um mit Lazarus Geiger zu reden (Urſprung S. 185), ein geſteigertes Vermögen der Unterſcheidung, gegründet auf ein vielſeitigeres Intereſſe für die Dinge und Vorgänge der Außenwelt, und zwar, ſetzen wir hinzu, auch für ſolche, die ſeinem leiblichen Daſein weder nützlich noch ſchädlich ſind. Dieſer letztere Punkt ſcheint mir der wichtigſte. Der ganze Intereſſenkreis des Thieres läßt ſich in die klaſſiſchen Worte zuſammenfaſſen: „Hunger und Liebe“, und ſo erſchöpft ſich der ganze Reichthum der Thierſprache in Lock- und Warnungsrufen. Trotzdem iſt der Unterſchied zwiſchen der Sprache des Thieres und der des Menſchen, was den geiſtigen Gehalt betrifft, nur ein gradueller und kein weſentlicher. Denn wofür intereſſirt ſich der Auſtralneger? Und doch iſt noch Niemanden eingefallen, deswegen zwiſchen dem Geiſte eines Negers und dem Geiſte eines Goethe

einen andern Unterſchied als einen Unterſchied des Grades zu erblicken.

Die Laute der Thiere ſind unartikulirte, die des Menſchen artikulirte. Das iſt die zweite Behauptung, die wir zu prüfen haben.

Wir werden nicht ſagen wollen: artikulirt iſt, was man ſchreiben kann, unartikulirt, was nicht kann geſchrieben werden. Denn es giebt unartikulirte Laute, die wir ſchreiben können — man denke an die Notenſchrift, und es giebt artikulirte Laute, die wir mit unſeren Buchſtaben nicht ſchreiben können — man denke an die Schnalzlaute der Hottentotten. Wodurch werden die Laute artikulirt? Antwort: durch die Bewegungen der Sprachorgane, der Kiefern, der Lippen, der Zunge u. ſ. f. Durch dieſe Bewegungen wird der Weg für die Stimme entweder blos verengt oder völlig verſchloſſen, und auf dieſe Art entſtehen die verſchiedenen Vokale und Konſonanten.

Die Säugethiere beſitzen dieſelben Artikulationsorgane wie der Menſch; bei den Vögeln tritt an die Stelle der fehlenden Lippen der Schnabelrand. Daß Papageien, Staare, Elſtern ſprechen lernen, iſt bekannt. Aber auch ohne Unterricht machen die Thiere von ihren Artikulationswerkzeugen, wenn auch nur in äußerſt geringem Maß, Gebrauch. Deutlich kann man in Menagerien und Thiergärten ſehen, daß der Tiger ſein langgedehntes au genau ſo erzeugt, wie der Menſch, nämlich dadurch, daß er die anfangs weit geöffneten Lippen allmählich vorſchiebt und ſo die Oeffnung zurundet. Unſere Wiederkäuer laſſen die Stimme bei geſchloſſenen Lippen anfangen zu tönen und bilden m. Beim Rinde zeigt das geöffnete Maul eine rundliche Form, beim Schaf und der Ziege ſind die Lippenwinkel mehr zurückgezogen; dort gleicht der dem m folgende Vokal dem menſchlichen u, hier dem ä. Hühner, Enten und Gänſe, bei denen ſich erſt nach Oeffnung des Schnabels die

Zunge vom Gaumen entfernt, erzeugen dadurch einen Gaumenkonsonanten mit nachfolgendem a. Bei Singvögeln bemerkt man während des Gesanges die Bewegungen des Schnabels und der Zunge, durch welche konsonantische, den Gesang in Silben zertheilende Laute, entstehen, und welche diesen Silben einen bald a-ähnlichen, bald i-ähnlichen Klang verleihen.

In all diesen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, ist die Artikulation für die Mittheilung ohne Belang. Die wenigen Artikulationen, über welche ein Thier verfügt, werden bei jeder Gelegenheit, welche das Thier zur Aeußerung der Stimme veranlaßt, ohne Unterschied angewendet. Viel seltener sind die Fälle, wo die Artikulation Einfluß auf die Bedeutung hat. Katzen und Gänse bilden übereinstimmend, wenn sie in Wuth gerathen, bei weit aufgesperrten Kiefern durch den erhobenen hinteren Theil der Zunge eine Enge und lassen ein Geräusch hören, welches dem ch sehr ähnlich ist. Ueber die Natur des Zischens bei den Schlangen kann ich nicht Aufschluß geben. Dieser Laut wurde ursprünglich nicht mit Absicht erzeugt, er war vielmehr Folge theils von zweckmäßigen Bewegungen, theils von Reflexbewegungen: im Zorn riß das Thier die Kiefern zum Angriff auf und stieß den Athem heftig aus. Da es aber durch Erfahrung die abschreckende Wirkung seines Verhaltens auf andere Thiere kennen lernte, so heißt es der geistigen Fähigkeit der Katze nicht zuviel zugetraut, wenn man annimmt, daß sie später absichtlich von dem bewährten Drohungsmittel Gebrauch machte. Auf das dunkle Gebiet der Vererbung will ich mich hier nicht näher einlassen.

Von viel größerer Bedeutung als die Artikulation ist in der Sprache der Thiere die Intonation, eine Folge des größeren oder geringeren Athemaufwandes und der größern oder geringern Spannung der Stimmbänder. Im allgemeinen entspricht der lautere Schrei der heftigeren Erregung und umgekehrt. Welcher

Grad von Deutlichkeit des Ausdrucks durch Anwendung dieſer wenigen Ausdrucksmittel erreicht werden kann, ſollen nur ein paar Beiſpiele aus der Sprache der Hühner darthun. Der Warnungsruf iſt ein anderer, wenn ein Hund, eine Katze, ein Menſch oder ſonſt ein auf dem Erdboden wandelnder Feind ſich nähert, als wenn ein Raubvogel in der Luft ſich zeigt. Im erſteren Falle macht der Hahn oder ein aufmerkſam gewordenes Huhn die Entdeckung durch mehrere Silben bekannt, von denen die zweite die am ſtärkſten betonte und höchſtklingende iſt, und die folgenden immer ſchwächer und tiefer werden; im zweiten Falle ertönt ein gedehnter krähender, hoch anſchlagender Laut, der gegen den Schluß einigermaßen abwärts geſchliffen wird. Ohne Zögern ſuchen auf jeden dieſer beiden Rufe hin die Hühner eine dem Fall entſprechende Zuflucht. — Wenn der Hahn Futter gefunden hat, ſo ſtößt er kurz nach einander Laute von kurzer Dauer und hoher Tonlage aus und macht dabei die Bewegungen des Aufpickens. Die Hennen verſtehen die Einladung und folgen ihr mit überſtürzendem Wetteifer. Ich habe öfters geſehen, daß der Hahn ſeine Hennen nur belog, um ſie um ſich zu verſammeln. Hier iſt die Abſicht unverkennbar, einen durch die Erfahrung bewährten Laut unter ganz anderen Verhältniſſen als Mittel zur Erreichung eines gewünſchten Zieles anzuwenden. Die Hennen laſſen ſich nicht allzuoft täuſchen, bald lernen ſie unterſcheiden, ob der Lockton ſo zu ſagen recht aus aufrichtigem Herzen kommt oder nicht, und ſcharren im letzteren Falle ruhig weiter.

Die erſten Thierlaute entſtehen unfreiwillig. Jede Empfindung hat unwillkürliche Bewegungen verſchiedener Muskelpartien zur Folge. Je heftiger die Erregung iſt, deſto heftiger, ausgebreiteter und anhaltender pflegen dieſe Bewegungen zu ſein. Zuſammenziehungen der Muskeln des Bruſtkorbs und des Kehlkopfes verändern die Athmungsweiſe und bringen die

Stimme zum Tönen; die Bewegungen der Mundtheile artikuliren den Schall, die Bewegungen der übrigen Körpertheile, die auch theilweiſe willkürlich ſein können, bilden die Gebärde. Alle drei, Ton, Artikulation und Gebärde ſind faſt in jeder Aeußerung thieriſcher Empfindung beiſammen. Ton und Gebärde ſind mannigfaltiger als die Artikulation und in den meiſten Fällen für den Ausdruck allein entſcheidend.

Unwillkürliche Aeußerung der Empfindung iſt noch nicht Sprache; um Sprache zu werden, muß ſie von Andern verſtanden, muß ſie als Zeichen einer beſtimmten Empfindung aufgefaßt werden. Aeußerung der Empfindung und Verſtändniß der Aeußerung zuſammen vollenden erſt die Mittheilung. Die Aeußerung iſt anfänglich unwillkürlich und naturnothwendig; das Verſtändniß aber iſt nicht von der Natur gegeben, ſondern wird erſt durch Erfahrung erworben. Durch Erfahrung auch lernt das Thier, daß ſeine Aeußerung verſtanden worden iſt, und macht dann willkürlich und abſichtlich Gebrauch davon. Dies iſt der Urſprung der Thierſprache. Iſt's zugleich der Urſprung der Menſchenſprache? Ohne weitere Unterſuchung muß man es für ſehr wahrſcheinlich halten; aber die Wahrſcheinlichkeit ſteigert ſich zur Gewißheit, wenn man das Kinderlallen, die ſelbſtgeſchaffene Sprache der Kinder, beobachtet. Dieſe Beobachtungen ſind nicht leicht, weil es gilt zwei Fehler zu vermeiden. Man muß ſich hüten, die Deutung, welche die Mutter den Lauten des Kindes beilegt, ohne weiteres für das zu halten, was urſprünglich in dieſen Lauten zum Ausdruck kommt. Zum zweiten muß man den Antheil, welchen die beginnende Nachahmung an der Sprache der Kinder hat, von deren urſprünglichen Beſtandtheilen ſorgfältig abſondern. Alle anderen Aeußerungen, vom erſten Schrei des Neugeborenen an bis zum erſten Verſuch, ein Wort der Mutterſprache nachzulallen, ſind wichtige und willkommene Materialien zur Löſung

unſeres ſchwierigen Problems. Und gerade dieſes Feld iſt faſt unangebaut. So weit ich die einſchlägige Literatur kenne, hat einzig Profeſſor Preyer in ſeinem Buche „Die Seele des Kindes“ eine Silbe aufgezeichnet, die im Munde ſeines Kindes gegen Schluß des erſten Lebensjahres ungefähr ſoviel wie „Verſchwinden“ bedeutete, und geäußert wurde, wenn das Licht erloſch oder Jemand aus dem Zimmer ging. Ich ſelbſt habe vier verſchiedene bedeutungsvolle Silben meines älteſten Kindes aufzeichnen können, von denen ich ſicher bin, daß weder Nachahmung der Mutterſprache noch auch nachträgliche Hineindeutung durch Erwachſene im Spiele war. Doch ich will nicht vorgreifen. Zunächſt ſei erinnert an die Thatſache, daß das Weinen des Kindes nicht immer denſelben Klang hat, und nach der Verſchiedenheit des Tones von der Mutter und allen Erfahrenen verſtanden wird. Im Laufe des zweiten Vierteljahres, zuweilen erſt im dritten, kommen die erſten artikulirten Laute zum Vorſchein. Wie die Aermchen und Beinchen, ſo bewegen ſich auch die Athmungs-, Stimm- und Sprachorgane des Kindes, anfangs infolge von Reflexreizen, ſpäter auch in willkürlichem Spiele. So entſtehen die Silben ma, ba, da, na, la, dla u. ſ. w., bei dem einen Kinde dieſe, bei andern andere. Dieſe Silben miſchen ſich in das Weinen, ohne anfänglich deſſen Bedeutung zu verändern. Später wendet das Kind die erworbenen Silben an, wenn es etwas verlangt, einen Intereſſe einflößenden Gegenſtand wahrnimmt oder denſelben zeigen will. Dabei ſind entweder alle Laute gleichwerthig, oder es wird ein Laut vor den andern bevorzugt, der dann alles mögliche bedeuten und durch begleitende Blicke oder Geberden erſt näher beſtimmt werden muß.

Bei meinem erſten Kinde hatte anfänglich, wenn es etwas forderte, die Silbe ba den Vorzug. Im Weinen wurde ſie durch Verziehung des Mundes und Unmöglichkeit, ihn ganz zu

ſchließen, zu wawa. Die Silbe ma oder mam konnten wir gegen Ende ſeines erſten Lebensjahres jedesmal vernehmen, wenn es Nahrung begehrte, oder ſein Saugfläſchchen ſah. Kurz vor Vollendung des erſten Lebensjahres ſaß der Knabe in ſeinem Stühlchen mit Spielſachen beſchäftigt, als plötzlich ein Stück zerbrach. Sichtlich überraſcht rief er kurz abgebrochen ho, hatte in jeder Hand ein Stück und beſah bald das eine, bald das andere. Die Interjektion ho drückt bekanntlich im Lateiniſchen Staunen aus. Jedermann weiß ja, wie beim Erſtaunen die Lippen ſich runden und vorſchieben; erfolgen dabei Zuſammenziehungen der Athmungs- und Stimmmuskeln, ſo kann kein anderer Laut als ho zum Vorſchein kommen.

Als der Knabe ſchon begonnen hatte, einige Worte der Mutterſprache nachzuahmen, ertönte eines Tages unter unſerer Wohnung Klavierſpiel. Da hob er den Zeigefinger und ſagte in einem kurz abſchnappendem Tone ba! Dieſelbe Gebärde und derſelbe Laut wiederholten ſich noch öfter, wenn er ſingen oder muſiziren hörte.

Die angeführten Silben hatten nur ſehr unbeſtimmte Bedeutung. Nur annähernd könnte man das fordernde ba! mit ich will, oder gieb! jenes mam mit trinken oder Nahrung, ho! mit ſchau! ba! mit horch! überſetzen.

Die Sprache des einjährigen Kindes liegt mit ſeinem armen Vokabular noch faſt gänzlich in den Banden des Affekts. Dieſe Sprache iſt noch vielmehr Ausdruck des Willens und der Empfindung als der Vorſtellung oder gar des Gedankens. Und doch welch ein Unterſchied zwiſchen der Sprache des Thieres und der Sprache eines Kindes, die doch ſchon Staunen und Neugierde, und damit den Anfang des theoretiſchen Intereſſes ausdrückt! Welch eine ganz andere Beweglichkeit der Lippen und der Zunge ſpricht ſich in dem Beſitze einer Anzahl von Konſonanten aus!

Für die Verbindung beſtimmter Laute mit beſtimmten Bedeutungen lernen wir aus der Sprache des Kindes zweierlei. Erſtlich, daß im allgemeinen keine beſtimmten Urſachen für beſtimmte Verbindungen auffindbar ſind, ein Mangel, den wir uns gewöhnt haben, mit dem Namen Zufall zu verdecken. Durch Athmen, Blaſen, Eſſen, Trinken, Saugen, durch ſpielende Bewegungen werden die Sprachorgane geſchmeidig und zur Artikulation geſchickt gemacht. Macht ein Gegenſtand oder Vorgang der Außenwelt Eindruck auf die Seele, ſo erfolgt Bewegung und Aeußerung der Stimme. Derjenige Laut nun, der dabei hervorgebracht wird, geht in der Erinnerung eine Verbindung mit der Vorſtellung des betreffenden Gegenſtandes oder Vorganges ein und wird deswegen bei wiederholter Gelegenheit wiederholt hervorgebracht, zuerſt unwillkürlich, ſpäter wenn die Erfahrung gezeigt hat, daß er von Anderen verſtanden wurde, abſichtlich.

Fürs zweite finden wir doch daneben durch die Sprache des Kindes einen Gedanken Geigers beſtätigt, den dieſer geiſtvolle Forſcher nur flüchtig und an untergeordneter Stelle berührt, ohne ſeine eminente Bedeutung für unſer Problem einzuſehen. Geiger meint nämlich (Urſprung S. 251, Anm. 101 zu S. 172), daß die Geſtikulation der Geſichtsmuskeln von Anfang an von Einfluß auf den Laut geweſen ſei, wie denn in Benennung der Sprachorgane und ihrer Verrichtungen ein Konſonant des betreffenden Organs vorkomme, wie z. B. in blaſen, Naſe, nieſen, guttur, Kehle. Ich bin mit Geiger überzeugt, daß die Bewegung des menſchlichen Mundes der Ausgangspunkt der Sprachentwickelung iſt. Ich kann aber die Urſache hiervon nicht mit ihm in dem Intereſſe erkennen, mit welchem der Urmenſch dieſe Bewegung an ſeinesgleichen ſah, ſondern fühle mich zu der Anſicht genöthigt, daß der Schrei des Bedürfniſſes, verbunden mit den ihn modifizirenden Bewegungen des Mundes

und ſeiner Theile, bei der Nahrungsaufnahme den erſten artikulirten Lauten Urſprung und Bedeutung gab. Ich ſehe keinen Zufall, ſondern Nothwendigkeit darin, wenn ein Kind mit der Silbe ma oder mam die Mutter und zugleich die Saugflaſche bezeichnet.

Jetzt kommt es darauf an, an der wirklichen Sprache die Probe auf das Exempel zu machen. Dabei darf man nicht überſehen, daß die Sprache beſtändigen Veränderungen in Bezug auf Laut und Bedeutung unterworfen iſt. Wenn alſo auch nur wenige Wurzeln zu Gunſten unſerer Anſchauung ſprechen, und wenn dieſe wenigen die mannigfachſten Verbindungen und Verſchmelzungen mit fremden Beſtandtheilen eingegangen haben, ſo wird man doch geſtehen müſſen: die Probe ſtimmt.

Die Nachahmung der Bewegungen bei Aufnahme der Nahrung, alſo ein abwechſelndes Oeffnen und Schließen des Mundes erzeugt bei tönender Stimme die Silben pa und ma. Beides ſind indogermaniſche Wurzeln. Im Sanskrit bedeutet pa nähren, dann ſchützen. Der Lateiner hat pappa Brei, pasta Teig, panis Brod. Das griechiſche pálla, und das lat. papilla bezeichnen die nährende Mutterbruſt. Von der Aehnlichkeit mit dieſem nie verſiegenden Quell heißt im Lateiniſchen die Blatter papula. Von derſelben Wurzel ſtammen griechiſch patéomai eſſen, lat. pascor weiden, pastor der Hirt und das deutſche Wort Futter, ferner lat. potus und potio der Trank, poculum der Becher und bibo trinken, wahrſcheinlich auch das griechiſche pīsos die Wieſe als die Bewäſſerte, mit Beſtimmtheit aber der Name des Ernährers griech. patēr, lat. pater, deutſch Vater. Von da iſt nicht mehr weit zu griech. pósis Gatte, despótēs Herr, Despot, lat. potis mächtig, posse können, und böhmiſch pán Herr.

Die Wurzel ma hat ſich noch reicher entfaltet. Von ihr kommt zuallernächſt lat. mamma die Mutterbruſt, dann griech. maia Amme, Mütterchen und das deutſche Muhme, ferner der

Name der Ernährerin griech. mētēr, lat. mater, deutſch Mutter. Des nämlichen Urſprungs ſind die deutſchen Wörter: Mund, Maul, Magen, Mops, Maſt und Meſſer, wie die franzöſiſchen mufle und museau Schnauze, nicht minder franz. met, engl. meat das zum Eſſen zubereitete Fleiſch. Das griech. mastós heißt Mutterbruſt und in übertragener Bedeutung Hügel; mastax bezeichnet ſowohl die Mundhöhle wie den Biſſen. Das griechiſche máō bedeutet wie die lateiniſchen mando und mastico kauen, während lat. mordeo beißen heißt. Die Kinnlade als die Kauende bezeichnet der Lateiner mit mala und deſſen Deminutiv maxilla. Weiter von der Urbedeutung entfernt, weil nicht mehr die Zähne, ſondern die Hand oder ein Werkzeug als das Zermalmende erſcheint, haben ſich griech. mássō kneten, māza der Teig, das Brot, lat. molo, deutſch mahlen, lat. mollis, deutſch weich, mürbe, morſch, Mörſer, Mörtel, Moder, Mark, Moor, Marſch und Meer, lateiniſch marcus, marculus, martulus Hammer und — Mars der Zerſchmetterer. Durch lat. marceo welken angeknüpft ſind morbus Krankheit, morior ſterben und deutſch Mord.

Da das Saugen durch Vor- und Rückwärtsbewegen der Zunge geſchieht, ſo findet es ſeine natürliche Bezeichnung in einer Silbe mit t- oder d-Anlaut, und wirklich iſt die betreffende Wurzel dhā. Im Griechiſchen heißt títthos Mutterbruſt, thēlē dasſelbe, tēthē Amme und Großmutter, thēlamōn Säugling, thēnōn Milch, thēlys weiblich, tithēnē Amme, Pflegerin, tithēnéomai pflegen, liebkoſen, theios Oheim, tēthís Tante. Im Lateiniſchen tritt für th im Anlaut f ein; felare heißt ſaugen, femina Weib, filius Sohn (urſprünglich Säugling), filia Tochter. Im Deutſchen finden ſich Zitze und zullen.

Das Lecken, eine Thätigkeit der aus dem Munde vortretenden Zunge, wird naturgemäß durch eine mit l anlautende Silbe bezeichnet. Wir haben im Deutſchen lecken, im Latei-

niſchen lingo und lambo, im Griechiſchen leſchō und láptō. Der griechiſche Name des Zeigefingers lichanós kennzeichnet dieſen als den leckenden. Auch Lippe und Leſze, lat. labrum und labium, und zuletzt Löffel gehören hierher.

Beim Blaſen laſſen wir entweder die Luft zwiſchen den einander genäherten Lippen ausſtrömen, oder wir ſtoßen ſie durch die zuvor verſchloſſenen Lippen, oder endlich, wie bei Behandlung eines Blasinſtruments, an der zuerſt an das Zahnfleiſch gepreßten und hierauf raſch zurückgezogenen Zungenſpitze vorüber heraus. So ergeben ſich drei Wurzeln mit der Grundbedeutung blaſen. Das deutſche wehen ſtimmt genau mit dem ſanskritiſchen vā, Wind mit dem lateiniſchen ventus. Der charakteriſtiſche Anlaut kam den griechiſchen Wörtern abhanden: áō hauchen, aúra Hauch, aér Luft, Nebel, aázō athmen, ásthma ſchwerer Athem, aulós Flöte, aùlē Halle, Hof, aulón Schlucht.

Der zweiten Wurzel entſtammen die griechiſchen Wörter: physa Wind, Blaſebalg, physáō blaſen, wehen, ſchnauben, röcheln, physēma Hauch, Aufgeblaſenheit, Stolz, psychō hauchen, blaſen, abkühlen, psyché Hauch, Leben, Seele, psychos Kälte, psithyrízō flüſtern, pseúdō lügen, täuſchen, dann die lateiniſchen: pustula Bläschen, bulla Waſſerblaſe, bullire ſprudeln, kochen, bucca Backe, und die deutſchen: Backe, puſten, Bausbacke, Beule, Focke, anfachen, Fächer, fauchen, Fuchs.

Der dritten Wurzel ſtehen am nächſten das deutſche duten und das ſlawiſche duti blaſen. Im Griechiſchen heißt thyō brauſen, erregen, rauchen, räuchern, opfern, thyéeis duſtig, thymós Leidenſchaft, Muth, Gemüth, typhō brennen, typhos Rauch, Dünkel, Betäubung, typhón Wirbelwind. Das Lateiniſche weiſt fumus Rauch auf. Die deutſchen Ableitungen ſind toſen, Qualm (für Twalm), Dampf, dumpf, Dunſt, Duft, dunkel, Duſel, dumm, taub, Taumel, tummeln, toll, Thor, thöricht. Wie im Griechiſchen phu, ſo hat im Slawiſchen die

gleichwerthige Wurzel dhu durch die Bedeutung Athem hindurch ſich zum Ausdruck des Geiſtigen im Menſchen erhoben; dúma heißt dem Ruſſen Gedanke, dumat(i) denken, duch(u) Geiſt, duscha Seele.

Welch ein weiter Weg von phu bis psyché, von dhu bis duscha! Welch eine Entwickelungsreihe von den erſten nur in leidenſchaftlicher Erregung ausgeſtoßenen Lauten bis zum Ausdruck ruhigen Intereſſes für die Dinge und Ereigniſſe der Außenwelt! Welch ein Fortſchritt ferner von da an, wo man bereits vark als Namen eines reißenden Thiers und ka in der Bedeutung tönen hatte, bis dahin, wo man beide Vorſtellungen und Worte vereinigend ſagte: vark ka der Wolf heult! Welch eine Kluft endlich zwiſchen dieſer Stufe und der Sprache Goethes! Und doch iſt dieſe Kluft von der Sprachwiſſenſchaft als ausgefüllt nachgewieſen; wer dürfte alſo die vorangehende Entwickelung leugnen? Was bedarf es zu dieſer Entwickelung anders als der Zeit und der menſchlichen Fähigkeiten? Und beides iſt vorhanden. Jahrtauſende und aber Jahrtauſende ſtanden zu Gebote, um aus der urſprünglich der thieriſchen Sprache gleichen Menſchenſprache das zu machen, was der „göttliche Funke der Vernunft“ aus ihr gemacht hat.

Mit freudigem Stolze ſehen wir uns hoch über alles Lebende auf Erden geſtellt aus eigener Kraft durch unſeren Geiſt und unſere Sprache; aber dabei ziemt uns zugleich Demuth und Beſcheidenheit, denn auch das Herrlichſte, was wir uns erworben, das Mittel, wodurch wir uns auf dieſe Höhe gehoben haben, unſere Sprache, iſt in ihren Anfängen nichts anderes als ein Geſchenk der Natur.

Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(445)

Dr. Johannes Conrad Brunner.

Das Leben eines berühmten Schweizer Arztes
im ſiebenzehnten Jahrhundert.

Von

Dr. med. Conrad Brunner,
Sekundararzt der chirurgiſchen Klinik zu Zürich.

Vortrag, gehalten in der Geſellſchaft der Aerzte zu Zürich
am 15. Januar 1887.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

„Multum egerunt, qui ante nos fuerunt“. Mit dieſen Worten, meine Herren! beginnt Johannes Conrad Brunner, der Mann, deſſen verdienſtvolles Leben ich zu ſchildern mir zur Aufgabe mache, das Vorwort zu einer phyſiologiſchen Abhandlung, die, wie wir ſehen werden, für die ganze Entwickelung der Arzneikunſt von nicht geringer Bedeutung wurde. „Sie haben viel gearbeitet, die vor uns waren.“ Zu dieſer Ueberzeugung gelangt zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts unſer Fachgenoſſe, indem er ſtaunend hinblickt auf die reichen Schätze von Kenntniſſen, die aus grauer Vorzeit ſchon ſeinem Stande überliefert wurden; pietätvoll aber auch muß an die Wahrheit dieſer Worte glauben der Jünger des erleuchteten neunzehnten Jahrhunderts, der die Werke dieſes Arztes, die Früchte langjähriger Erfahrung aufmerkſam durchblättert hat und dabei zu der Erkenntniß gelangt iſt, daß alle Wiſſenſchaft der Gegenwart ſich aufbaut auf den Fleiß unſerer Vorfahren, auf die geiſtigen Errungenſchaften vergangener Zeiten.

Johannes Conrad Brunner lebte in einer bewegten Zeit, in einer Zeit, deren Geſchichte nur eine erfreuliche Seite darbietet, nämlich das glückliche Fortſchreiten der Kunſt und Wiſſenſchaft. In der Schweiz, dem Vaterlande unſeres Gelehrten, entwickelte ſich zu ſeinen Lebzeiten, nachdem durch den Weſtfäliſchen Frieden ihr Bund mit dem Deutſchen Reiche aufgelöſt worden war, die Herrſchaft der Ariſtokratie und des Patriziates. In den Städtekantonen

herrſchten die gnädigen Herren über das mit Abgaben ſchwer belaſtete Landvolk, und in den Unterthanenländern, ſo auch im Thurgau walteten und ſchalteten Landvögte; dabei wurden die Staatskaſſen erſchöpft durch Grenzbeſetzungen und Kriegsrüſtungen. Alles dies waren Momente, die jenen Kampf der Demokratie gegen die Oligarchie herbeiführten, der ſich hinzog bis zum Hereinbrechen der franzöſiſchen Revolution. Während dieſe politiſchen Ereigniſſe, die in der Heimat ſich zutrugen, auf den Lebensgang Brunners keinen beſtimmenden Einfluß ausübten, gingen andere welthiſtoriſche Begebenheiten nicht ſpurlos an ihm vorüber. Ihn führte das Schickſal und der Ruhm ſeiner Kunſt in die weite Welt hinaus, von einem Land ins andere in eben jener Zeit, wo Ludwig XIV. in einem fünfzigjährigen Kriege Europa mit ſeinen Raubzügen verheerte. Brunners Lebensgeſchichte iſt, wie ich zeigen werde, eng verflochten mit der Geſchichte jener Univerſität, die vor kurzem ihr fünfhundertjähriges Jubiläum glänzend gefeiert hat; ſie iſt eng verflochten auch mit dem Schickſal jener deutſchen Fürſten, unter denen Heidelbergs Hochſchule, die, im Wirrſal verheerender Kriege darniederliegend, dem ſicheren Untergange geweiht ſchien, zu neuem Leben ſich wieder emporſchwang.

Zu Dießenhofen, einem kleinen in fruchtbarer Gegend am Rhein gelegenen Städtchen, woſelbſt ſein Vater Schultheiß war, erblickte Brunner am 16. Januar des Jahres 1653 das Licht der Welt. Er ſtammte, ſo ſchreibt vor jetzt gerade hundert Jahren Dr. med. Melchior Aepli in einer trefflichen Biographie,[1] von geſunden und ſtarken Eltern und erhielt die glückliche Anlage zu einem großen ſchönen Manne. Als Knabe ſoll er nur ungern in die Schule gegangen ſein, und es widerſetzte ſich ſeine Natur jedem Zwang; gleichwohl blieben ſeine Fähigkeiten den klugen Eltern nicht verborgen. Schon in ſeinem zehnten Jahre wurde er zu einem wiſſenſchaftlichen Berufe beſtimmt und von einem in der

damaligen Zeiten in weiteren Kreiſen bekannten Sprachgelehrten, dem Pfarrer Denzler zu Baſadingen, unterrichtet, mit welchem er bis zu ſeinem Tode in vertrauteſter Freundſchaft lebte. Zum Studium der Arzneikunſt wurde Brunner vor allem mächtig hingezogen durch das Beiſpiel des ebenfalls aus Dießenhofen ſtammenden, berühmten Arztes Johann Jakob Wepfer, der in ihm die Vorliebe für die Zergliederungskunſt wachrief und ſeinem ganzen Studiengang den richtigen Weg zeigte. Mit ſechzehn Jahren beſuchte er die vorzügliche mediziniſche Schule zu Straßburg. Er wohnte daſelbſt im Hauſe des Profeſſor Albert Sebizius, beſuchte Vorleſungen und Spitäler, betheiligte ſich öffentlich und privatim an Disputationen und ſtudierte mit unermüdlichem Eifer vier Jahre lang Anatomie, Botanik und Chemie. In einem Examen, welchem er ſich in ſeinem zwanzigſten Jahre unterzog, wurde er von den Profeſſoren Salzmann, Sebizius und Mappo theoretiſch über die Verſchiedenheiten der Krankheiten (de morbis eorumque differentiis), praktiſch über Naſenbluten (de haemorrhagia narium) geprüft; ferner hatte er eine Diſſertation über eine zweiköpfige Mißgeburt (de foetu monstroso et bicipite) öffentlich zu vertheidigen, bei welchem Anlaſſe über folgende intereſſante Theſen disputirt wurde: „Das Herz iſt die Quelle des Lebens. Wo nur ein Herz und zwei Köpfe ſind, da iſt nur ein Leben und alſo auch nur eine Seele. Wo zwei Herzen ſind, da ſind zwei Leben und alſo zwei Seelen.“

Im Jahre 1672 finden wir Brunner in Paris. Hier wurde er mit den größten Gelehrten Frankreichs bekannt. Er beſuchte die Spitäler, wohnte den anatomiſchen und chirurgiſchen Operationen bei und zog durch ſeine neuen phyſiologiſchen Experimente, die er an Hunden anſtellte, die Aufmerkſamkeit des hervorragenden Anatomen du Verney auf ſich. Dieſer erkannte bald das Genie ſeines Schülers und ſchloß einen engen

Freundſchaftsbund mit ihm. „Tag und Nacht," ſagt Brunner ſelbſt, „arbeiteten wir in dem Zergliederungsſaal, öffneten die Leichname, und meine verſchiedenen mühſamen anatomiſchen neuen Verſuche mit Ausſpritzungen der Gefäße gefielen ihm ſehr wohl."

Durch Boles, einen reichen engliſchen Arzt veranlaßt, reiſt Brunner nach zweijährigem Aufenthalte zu Paris nach London, woſelbſt er mit den zu jener Zeit berühmten Männern Oldenburg, Williſius und Lower Bekanntſchaft machte. Nach kurzem Aufenthalte zu Oxford trat er die Rückreiſe nach Holland an, beſuchte in Leyden die Vorleſungen und lernte zu Amſterdam den Anatomen Ruyſch ſowie auch Swammerdam kennen. Nachdem er zu Straßburg (1675) den Doktortitel ſich erworben hatte, kehrte er zurück nach Dießenhofen und Schaffhauſen zu ſeinem großen Freund und Gönner Wepfer. Er blieb nun für einige Zeit in ſeinem kleinen Geburtsorte, widmete ſich in ſtiller Zurückgezogenheit den Kranken und verſäumte dabei keine Gelegenheit, ſeine anatomiſchen Unterſuchungen fortzuſetzen; ſo ſtammen aus dieſer Zeit unter anderem ſeine neuen Verſuche über die Funktion des Pankreas (ſ. S. 23). Mit Wepfer ſtand er ſtets in freundſchaftlichem und regem wiſſenſchaftlichen Verkehr, und er erwarb ſich durch ſeinen Fleiß und ſeine Geſchicklichkeit den Beifall und die Achtung dieſes berühmten Arztes in ſo hohem Maße, daß er deſſen jüngſte Tochter zur Gattin erhielt. 49 Jahre lang lebte er mit dieſer in glücklichſter Ehe; er hielt ſie und ſeine mit ihr erzeugten zehn Kinder für das größte Gut in dieſem Leben und bedauerte nur, daß er ſeine Familie, durch die mit ſeinem Berufe unvermeidlichen weiten und oft gefährlichen Reiſen ſo oft miſſen mußte. — Weit und breit ſchon, unter dem gemeinen Volke, ſowie in Klöſtern und beim benachbarten Adel hatte ſich unterdeſſen ſein Ruf als vorzüglicher Arzt verbreitet, und ſchon in ſeinem 27. Lebensjahre fing ſein Ruhm an vor den Ohren der Fürſten zu erſchallen.

Im Jahre 1680 wurde er von dem damaligen Fürſtbiſchof zu Konſtanz zum Leibarzt gewählt; im darauf folgenden Jahre ertheilte er der Fürſtin von Schwarzenberg in Wien ſchriftlich ärztlichen Rath, und am 17. März 1685 wurde er als Nachfolger des großen Wepfer an den Hof Karls, Kurfürſten von der Pfalz, gerufen, der gefährlich krank darniederlag. Er erſchien daſelbſt, als der alte Wepfer noch gegenwärtig war und erwarb ſich während der fatalen Krankheit des Kurfürſten durch ſorgfältige und geſchickte Behandlung viel Ruhm und Lob. Im November desſelben Jahres wurde er durch ein eigenhändiges Schreiben der Kurfürſtin nach Heidelberg berufen, um ihr gegen die anfangende Waſſerſucht Beiſtand zu leiſten.

Mit dem Jahre 1686 beginnt Brunner die akademiſche Laufbahn, indem Kurfürſt Philipp Wilhelm ihn als dritten Lehrer der Medizin nach Heidelberg beruft. Er zauderte anfangs dem Rufe Folge zu leiſten und machte Bedenklichkeiten wegen des zu befürchtenden Krieges und wegen der in der Pfalz herrſchenden Intoleranz, ſagte aber ſchließlich doch zu.

Am 18. Oktober 1686 feierte Heidelberg das dreihundertjährige Jubiläum ſeiner Univerſität, und auf dieſen Anlaß fand ſich der neugewählte Profeſſor ein, um den wichtigen Lehrſtuhl der Anatomie und Phyſiologie zu beziehen.

Um Brunner in ſeiner akademiſchen Thätigkeit folgen und ſeine Verdienſte um die Hochſchule würdigen zu können, iſt es nothwendig, in Kürze einige hiſtoriſche Bemerkungen hier einzuflechten, die uns einen Begriff vom damaligen Stand der Heidelberger Univerſität geben ſollen.

Mit dem Tode Karls (1685), dem Nachfolger Karl Ludwigs, dem letzten Kurfürſten aus dem Hauſe Simmern, ſchließt in der Geſchichte von Heidelbergs Hochſchule eine Periode, während welcher die Anſtalt zu hoher Blüthe ſich emporgeſchwungen hatte. Unter ihren Lehrern zählte ſie die größten Berühmtheiten der

damaligen Zeit, und die Zahl der Studenten, die aus allen Ländern herbeiſtrömten, war eine ſehr große. Karl Ludwig hatte nach dem Weſtfäliſchen Frieden die Univerſität neu begründet und durch neue Geſetze geordnet; er führte in ihrer Lehrverfaſſung den Grundſatz der Toleranz ein und ſchuf ihr durch weiſe und ſparſame Regierung glänzende Finanzverhältniſſe. Unter Karls Regierung noch blieb die Anſtalt in dieſem blühenden Zuſtande; bald nach ſeinem Tode aber ging ſie einem raſchen Verfall entgegen, und in dieſer Periode des Rückganges war es Brunner beſchieden, ſeine Lehrthätigkeit beginnen zu dürfen. Ein dem reformirten Glauben abtrünniges und von Jeſuiten erzogenes Fürſtengeſchlecht — ſo ſagt Kuno Fiſcher in ſeiner Feſtrede zum letzten Jubiläum — die Pfalzgrafen von Neuburg hatten die kurpfälziſchen Staaten geerbt, und unter dem ſiebenzigjährigen Philipp Wilhelm, dem erſten Fürſten aus dieſem Hauſe, feiert die Hochſchule ihre dreihundertjährige Jubelfeier. Unter dieſen Neuburgern waren die Lehrzuſtände der Univerſität zum Theil ſehr mißliche; an Stelle der Lehrvorträge traten Diktirſtunden, und ſtatt eines geordneten Lehrganges wurden die Fächer planlos durcheinander geleſen, und oft mehrere Semeſter hindurch ward derſelbe Gegenſtand diktirt.

Am 2. Oktober 1686 wurde Brunner zugleich mit Profeſſor Lukas (ſ. S. 11) nach geleiſtetem Eide in den Senat aufgenommen, und acht Tage nachher hielt er vor zahlreichem Auditorium ſeine Inaugural-Rede, in welcher er ſeine Zuhörer über die Pflichten des Lehrers unterhielt. Sein Hauptgrundſatz, dem er ſein Leben lang treu blieb, hieß:

„Freund ſeye mir Hippokrates und Ariſtoteles und Carteſius und jeder andere; aber die Wahrheit ſeye mir über Alles, und dieſe geſtattet niemalen, daß wir auf die Sprüche irgend eines Orakels ſchwören. Wir dürfen auch niemals einem Lehrer ſo hartnäckig anhängen, daß wir von ihm

glauben, er seye voll Weisheit und es könne ihm nichts Menschliches widerfahren. Aber jede Wahrheit müssen wir ergreifen', sie komme her, woher sie wolle, von den Alten oder den Jungen, von Freund oder Nichtfreund."

Seine erste Bemühung war, den Lehrstuhl der Anatomie und Physiologie, der in elenden Umständen sich befand, zu verbessern und den Zergliederungssaal mit Kadavern zu versehen. In diesem Bestreben wurde er, wie aus der Vorrede zu einer seiner anatomischen Dissertationen hervorgeht, von dem Kurfürsten auf das bereitwilligste unterstützt. „Ich habe mir," schreibt er daselbst,[2] „jeden Stein aus dem Wege geschafft, damit mir nebst häufiger Zergliederung von Thieren auch die Gelegenheit und die Mittel geboten werden, menschliche Leichname inspiziren zu können. Das Glück war meinem Vorhaben günstig. Als nämlich seine Durchlaucht, der Kurfürst, unser allergnädigster Herr in seiner Gerechtigkeit und Fürsorge gewahr wurde, daß andere Länder uns überflügelt haben und sich glücklich schätzen wegen der Freigebigkeit und außerordentlichen Huld, mit welcher Kaiser, Könige und Fürsten der Kunst und Wissenschaft sich annehmen, da wollte er selbst, der weiseste Fürsorger unserer Universität, auch auf diesem Gebiete des Studiums nicht zurückbleiben. Ja sogar, damit die Leichname seiner verstorbenen Soldaten eher zur Rettung der Ueberlebenden dienten, als daß sie den Würmern und der Fäulniß anheim fielen, gestattete er, daß diejenigen, welche im Leben dies nicht gekonnt, so doch nach ihrem Tode zum Schutze des Lebens ihrer Mitmenschen beitrügen."

Es geschah demnächst, fährt Brunner fort, daß zwei Soldaten starben, dahingerafft von Siechthum und langwieriger Krankheit, und diese gaben uns Material zu weitläufigem Vortrage. — Die Leichname dieser Soldaten öffnete Brunner vor seinem Auditorium; dabei stellte er verschiedene Experimente an,

wodurch er großen Ruhm sich erwarb, und diese anatomischen Uebungen setzte er in den folgenden Jahren zum Nutzen und Frommen seiner Schüler mit unermüdlichem Eifer fort.

Mit seiner Thätigkeit im Präparirsaal fing er zugleich in fließendem Latein seine Vorlesungen an. Als ein trefflicher Lehrer nicht nur in den medizinischen Fächern sondern auch in philosophischen Dingen (in rebus philosophicis artequo medica vere nobilis vir), verdrängte er Aristoteles vom Lehrstuhle der Philosophie und erklärte das neue medizinische System nach den Grundsätzen des Cartesius, welche sich aufbauten auf chemische und anatomische Erfahrungen. Dabei ermahnte er seine Schüler, die beiden Hauptstützen der Arzneikunst stets fest zu halten: Die Vernunft und die Erfahrung. „Die Erfahrung an sich," sagte er, „kann nicht trügen", und wenn da ein Betrug vorfällt, so ist es unsere Schuld, entweder weil wir nicht aufmerksam genug waren oder falsch von der Sache geurtheilt haben. Die Vernunft, das edelste Geschenk Gottes, laßt uns frey aber richtig gebrauchen, denn durch sie allein gelangen wir zur Wahrheit."

Auch als vorzüglicher Pflanzenkenner war Brunner an der Hochschule bekannt; Professor Frank, sein Kollege, empfiehlt ihn deshalb seinen Schülern als ein leuchtendes Beispiel in einem Einladungsschreiben, worin er diese auffordert, auf einen bestimmten Tag sich zu versammeln, um eine gemeinsame botanische Exkursion zu unternehmen.[3]

„Unser Führer, den wir, so wie ihm gebührt, die Fackel vorantragen lassen, soll sein der hochberühmte, ausgezeichnete und vielerfahrene Joh. Conrad Brunner, Doktor der Medizin und Professor, unser Gönner, Kollege und längst ersehnter Freund, der nicht nur die umgekehrte Pflanze, wie Plato den Menschen nennt, mit dem anatomischen Messer kunstgerecht zu zergliedern weiß, wie wir dies vor wenigen Tagen in der

Schwüle der Hundstage am Kadaver eines Erhängten zu sehen und zu bewundern Gelegenheit hatten, sondern der auch in genauer Untersuchung der aufrecht stehenden Pflanze äußerst geschickt sich zeigt. So folgen wir denn als thätige Verehrer der Zergliederungskunst unserem getreuesten Führer, begleiten wir den hochberühmten Priester der Ceres und der Flora!"

Brunner war, wie Aepli von ihm sagt, ein edelmüthiger, friedliebender Mann, der mit der Gelehrsamkeit nicht prahlte, nicht den Charlatan spielte und jeder Niederträchtigkeit unfähig war. Mit seinen Kollegen lebte er im besten Einverständniß. An den Senatssitzungen nahmen laut der Protokolle des Jahres 1686 mit ihm theil: an der medizinischen Fakultät die Professoren Frank und Lucas; unter den Theologen nenne ich vor Allen den gelehrten Fabricius, Professor des neuen Testaments, der in treuer Anhänglichkeit sein Leben der Kirche und der Universität der Pfalz widmete. Die juristische Fakultät war vertreten durch die drei berühmten Männer Textor, Spina und Coccejus. Mit Frank und Fabricius war Brunner eng befreundet und er stand mit ihnen nach seinem Weggang von Heidelberg in lebhaftem Briefwechsel.

Von Heidelberg aus besorgte Brunner auf wiederholtes Ansuchen des Hofes in Wien die kaiserliche Militärgarnison zu Philippsburg; dadurch vernachlässigte er seinen Lehrstuhl keineswegs, sondern er behandelte die ihm übertragenen Fächer mit ungewöhnlicher Einsicht und Sachkenntniß, gewöhnte die Studirenden an freies Forschen und genaues Beobachten und übte auf die ganze Schule einen fördernden Einfluß aus, so daß von dieser Zeit an die Arzneikunst zu blühen begann und treffliche Schüler aus seinem Unterrichte hervorgingen.[4]

Doch es blieb Brunner nicht lange vergönnt, seiner segensreichen Wirksamkeit ungestört sich hingeben zu können. Aus seiner wissenschaftlichen Thätigkeit wurde er jäh empor-

geſchreckt durch den Lärm des Krieges, der mit dem Jahre 1689 furchtbar verheerend über das arme Heidelberg hereinbrach. Ludwig XIV. forderte für die Gemahlin ſeines Bruders, des Herzogs von Orléans, der Schweſter des ohne männliche Erben verſtorbenen Kurfürſten Karl deſſen Hinterlaſſenſchaft an Land und beweglicher Habe als Erbtheil und unternahm im ſogenannten Orléansſchen Krieg ſeinen dritten Raubzug nach der Pfalz. — Am 2. März 1689 ward Heidelberg ein Raub der Flammen. — Frühzeitig bewahrte Brunner ſich und die Seinigen vor dem kommenden Sturm. Er ſchickte ſeine Familie nach ſeiner Vaterſtadt Dießenhofen zurück, und er ſelbſt war von dieſer Zeit an ein Pilger auf dieſer Erde, der bald da, bald dort war und dennoch Profeſſor zu Heidelberg und Garniſonsarzt zu Philippsburg blieb. „So verließ ich denn," ſagt er in der Vorrede zu ſeiner Abhandlung über die Glandulae duodeni. (ſ. S. 26) „Heidelberg, den lieblichen Hort der Muſen, der in ein von Waffen ſtarrendes Lager umgewandelt war, und unſtät durchreiſte ich nun die Schweiz, Elſaß, das Deutſche Reich, bald in Heſſen, Düſſeldorf oder Berlin mich aufhaltend, indem ich die verſchiedenſten Höfe, kranker Fürſten, Grafen oder Könige wegen, beſuchte, und damit ich dem Vortheil Anderer dienen konnte, ward ich gezwungen von den Meinigen und den Muſen Abſchied zu nehmen. Ein Jahr verging, während welchem ich kaum einen Monat mit meiner Familie zuſammen ſein konnte."

In den Jahren 1689—1691 war die Univerſität Heidelberg faktiſch aufgehoben und ihre Hülfsmittel, ſowie die wiſſenſchaftlichen Vertreter waren überallhin zerſtreut. Der traurige Zuſtand, in dem die Hochſchule zu dieſer Zeit ſich befand, geht aus Briefen hervor, welche Brunner von ſeinen Kollegen erhielt. So wird ihm unter anderem mitgetheilt, daß die feindlichen Truppen auch die Univerſität mit ſtarken Auflagen belegt und ſehr bedroht haben. Alle Gefälle ſeien eingezogen;

der Fiskus leer und folglich müsse jeder Lehrer aus seinem Beutel beitragen, und diesmal treffe es jeden 36 Gulden. Brunner bezahlte seinen Antheil mit Früchten, die er noch zu Heidelberg liegen hatte. Professor Frank schreibt an ihn nach Dießenhofen in einer drolligen Epistel über die Flucht der Professoren; „Wi isch? Wi gots Herri? By Gott Bluot schlächt! So müssen wir arme Heidelbergische Universitaets Fixsternen nunmehr zu Planeten werden und bey diesem elenden Winter in dem römischen Reich herumrollen."

Fabrizius, der wegen fernerer Unterhaltung von Kirche und Schulen kaum mehr Rath wußte, da Pfarrer und Schulmeister nicht mehr besoldet werden konnten, schickt im Oktober 1689 folgenden Brief an Brunner:

„Ist noch einige Hofnung übrig, daß Sie die vorigen Wohnungen zu Heidelberg, welche nunmehr mit verwundeten Bayern belegt sind, besehen wollen? Der berühmte Franck hat uns auch verlassen, und ist von dem Churfürsten in Sachsen und der Universität Wittenberg angezogen worden. Von Ihnen sagt man, daß Sie sich dem Landgrafen von Cassel, und der Schule Marburg ergeben hätten. Wir verlieren also alle Lehrer. Mich haben die Hollaender wollen. Aber ich verlasse den Posten nicht, den mir die Vorsehung angewiesen hat, so lange ich etwas nutzen kann. Doch kann ich hier den Winter nicht zubringen; sondern gehe nach Frankfurt, ausgenommen Sie, als für das künftige Jahr zu erwählender Rector magnificus kommen hieher. Schreiben Sie uns, ob wir diesen Trost haben können."

Für das Jahr 1690 wurde Brunner zum Rektor gewählt; er verbat sich jedoch für diesmal die Ehre, da seine konsultative Praxis ihn zu sehr in Anspruch nahm. Er hielt sich zu dieser Zeit meist am Hofe des Landgrafen zu Kassel auf und begleitete diesen Fürsten zur Armee.

Während im Jahre 1693 Heidelberg abermals durch die

französischen Horden verwüstet und die Universität den Flammen preisgegeben wurde, reiste Brunner von einem deutschen Hofe zum andern. Er besuchte den Kurfürsten zu Düsseldorf, ging nach Wien zum Grafen von Staremberg und kehrte dann wieder zurück nach Dießenhofen, von wo aus er weit und breit seine medizinischen Gutachten hinschickte.

Kurfürst Johann Wilhelm, der Nachfolger Philipp Wilhelms, ernannte ihn im Jahre 1695 zum Geheimen Rath, Leibarzt und zum ersten Professor an der Universität. Die außergewöhnliche Gunst, die ihm von seiten dieses Fürsten zutheil wurde, mißbrauchte Brunner nie zu seinem eigenen Vortheile, sondern in uneigennützigster Weise war er stets darauf bedacht, dieselbe zu verwerthen für das Gedeihen der Hochschule, bei deren Wiederherstellung er seinen Herrn mit Kraft und unermüdlichem Eifer unterstützte. Als er durch den berühmten Theologen Spannheim einen ehrenvollen Ruf als Professor nach Leyden erhielt, nahm er denselben nicht an wegen seiner großen Zuneigung für die Schule zu Heidelberg und seine Glaubensgenossen in der Pfalz. Aus denselben Gründen hatte er früher schon die vom Markgrafen zu Kassel ihm angebotene Stellung als Professor zu Marburg ausgeschlagen. Auf den abschlägigen Brief, den er nach Leyden geschickt, erhielt er durch Schmettau im September 1698 folgende Antwort: „Desselben beliebtes vom 29. Augstm. habe wohl erhalten, und daraus die Ursachen ersehen, warum Mnhr. Rath die zu Leyden offerirte Professionem medicam primariam jetziger Zeit exkusirt. Ich begreife dieselben, und kann Nichts sagen, sowohl gegen das Attachement an einen so gnädigen Herrn, als auch an die Kurpfalz und ex cineribus wieder hervorkommende Heidelbergischen Universität, die solcher Patronen und Vorsprecher der reformirten Religion zugleich mit dem gesammten Kirchenwesen in der Pfalz sehr nöthig hat Gott wolle Mnhrn. in so löblichen Vorhaben segnen."

Als im Jahre 1698 eine kleine Zahl der geflüchteten Heidelberger Professoren sich zu Weinheim wieder versammelt hatten, um wenigstens den Namen der Universität fort zu erhalten, da führte Brunner zum ersten Male als Rector magnificus im Senate der wenigen Getreuen den Vorsitz. Zum zweiten Male ward er Rektor im Jahre 1702, als zu Heidelberg wiederum mit vier Lehrern die Hochschule ihre Wirksamkeit begann; zum dritten Male endlich bekleidete er diese Würde von 1704—1705, und zu dieser Zeit, wo die Obhut der Schule in seinen Händen ruhte, stand er, obgleich er meist fern von seinem Lehrstuhl am Krankenbette von Fürsten und Königen verweilen mußte, stets mit klugem Rathe seinen Amtsgenossen im Senate bei. Er sorgte für Zuzug guter Lehrkräfte und berief unter anderen den berühmten Professor Schweizer aus Zürich an die erste Stelle der theologischen Fakultät; auch hatte die Universität ihm zu verdanken, daß die werthvolle Grävianische Bibliothek vom Kurfürsten für sie angekauft wurde. Im Sommer 1699 hielt sich Brunner meist bei der Landgräfin von Hessen zu Kassel auf; im Frühjahr 1700 finden wir ihn bei dem Kurfürsten zu Köln und im Jahre 1705 begab er sich nach Braunschweig, um daselbst im Auftrage der Kaiserin-Mutter und des Kurfürsten eine Prinzessin zu physiognomisiren, die der Kaiser heirathen wollte. Ueber das Resultat dieser Mission giebt er, nachdem er am Hofe zum Souper eingeladen worden und die Prinzessin möglichst genau betrachtet hatte, an den Kurfürsten folgenden Bericht:

„Die gesuchte Princessin ist weiß von Angesicht und Haaren, mit einer leichten, angenehmen Röthe mehr und weniger durchströmt. Die Nase und der Mund wol gestaltet, mit schönen rothen Lippen, hübschen Zähnen; das Angesicht mehr länglicht als rund, ohne Pockennarben; die Augen ohne allen Mangel, und blond; ist wohl gewachsen nach ihrem Alter, mehr mager als fett, die Ohrenläppchen und

Fingerſpitzen ſind ſchön roth; ſonſt aber alſo geſtaltet, daß man ſagen kann, ſie ſeye eine ſchöne Princeſſin; doch kann aus dem Anſehen ein Phyſiognomiſt erkennen, daß ſie noch nicht menſtruirt ſeye. Ihre Aufführung iſt artig, ſittſam; redete mit der Princeſſin von Zerbſt mit Anſtand, hernach mit ihrer Hofmeiſterin. Sie aß dabey recht; trank Bier, hernach etwas Wein mit Waſſer gemiſcht; und ſo viel ich urtheilen konnte, iſt ſie von einer guten Geſundheit — —. Nun werde ich ſuchen mit dem Arzte zu ſprechen, um in eine noch genauere Kenntniß zu kommen, und mich ſo zu verſichern, daß man auf mein Urtheil zählen kann."

Immer höher ſtieg der Ruhm Brunners, und ich würde, meine Herrn, ihre Geduld allzuſehr auf die Probe ſtellen, wenn ich Ihnen zumuthen würde, dieſen gefeierten Arzt auf all' ſeinen Reiſen zu hohen und höchſtfürſtlichen Herrſchaften auch nur mit den Gedanken zu begleiten. — Im Jahre 1708 ließ ihn der Kaiſer Joſeph I. nach Wien kommen, woſelbſt er deſſen kranke Mutter, die Kaiſerin Eleonore, zu behandeln hatte; zugleich wurde ihm aufgetragen, für die Erzherzogin Maria Anna, die zukünftige Königin von Portugal, einen rechtſchaffenen und geſchickten Leibarzt zu verſchaffen. Im folgenden Jahre berief ihn König Friedrich von Preußen zu einer Konſultation nach Berlin. Es litt derſelbe an bedenklichen Bruſtanfällen, behandelte aber ſeine Geſundheit mit größter Gleichgültigkeit, und kaum durfte Jemand ſich getrauen, einige Sorge dafür blicken zu laſſen. Er bekam endlich Zutrauen zu dem pfälzichen Leibarzt Brunner und ſchrieb am 22. April 1709 an den Kurfürſten:

„Euer Churfürſtl. Durchlaucht iſt ohne Zweifel bekannt, was für beſchwerliche Zufälle Ich eine Zeither an meiner Geſundheit gehabt, und daß die dabey gebrauchten Geneſungsmittel nicht alſo, wie es wol zu wünſchen geweſen wäre,

anſchlagen wollen. Gleichwie mir aber vorgekommen, was für einen erfahrnen, durch viele große Curen überall berühmten Medicum, den Dr. Brunner, Euer Churfürſtl. Durchlaucht bey ſich haben; ſo würde mir wol ein ſonderbarer Gefallen geſchehen, wenn Eu — demſelben erlauben wollten, auf eine kurze Zeit zu mir auher zu kommen, meinen Zuſtand zu ſehen, und ſeinen guten Rath mir mitzutheilen u. ſ. w.

Cölln an der Spree. Fried. R.

Für die bevorſtehende Reiſe Brunner's nach Berlin wurde von der preußiſchen Hofkammer aus an alle königlichen Beamten der Befehl ertheilt, bei Tag und bei Nacht acht Vorſpannpferde ohne Entgelt und ohne jeden Aufenthalt bei Vermeidung Seiner Königlichen Majeſtät höchſter Ungnade und Ahndung herzugeben und abfolgen zu laſſen. Derſelbe Befehl wurde bei der Rückreiſe Brunner's wiederholt, und der König dankte dem Kurfürſten für die große Gefälligkeit, die er ihm durch ſeinen Leibarzt, der ihm „ſonderbare Satisfaktion" geleiſtet, erwieſen habe.

Auch dem König Georg von England, der an hypochondriſchen Zufällen und Fehlern in der Verrichtung des Magens und der Leber litt, ſowie dem berühmten Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen mußte Brunner mit ſeinem Rathe Beiſtand leiſten; dem erſteren empfahl er das Waſſer von Pyrmont, verordnete genaue Diät und Stahlpillen, wodurch deſſen Befinden ſich weſentlich beſſerte. Prinz Eugen ſchickte an ſeinen Bevollmächtigten von Mandaggar nach Brüſſel eine Beſchreibung von der Krankheit des Sohnes ſeines Intendanten mit dem Befehl, dieſelbe dem berühmteſten Arzt in dieſen Landen, dem Don Louis, vorzulegen und ſeinen Rath darüber zu verlangen. Dieſer erklärte ſchriftlich, er könne nichts Weiteres rathen, noch vorſchlagen, als den Fall dem Geheim-

rath Brunner zu überſenden, den er für den größten Medicum in der ganzen Welt halte.

Als Brunner auf einer ſeiner weiten Reiſen wieder einmal durch ſein Vaterſtädtchen Dießenhofen reiſte, ſuchten die Magiſtraten daſelbſt ihn zu bereden, er möchte doch bei ihnen ſich niederlaſſen, ſie würden ihn zum Schultheißen machen. „Da wäre ich ein ganzer Hans, wenn ich das würde," antwortete er ihnen mit ſeiner gewöhnlichen, freundlichen Miene. Wie wohlgeſinnt er übrigens ſeinem Geburtsorte blieb und wie wohlthätig er gegen denſelben ſich zeigte, das beweiſt ein Legat, welches unter den Dokumenten der Armenlade zu Dießenhofen ſich vorfindet, laut welchem er den Armen des Städtchens 1000 Gulden ſchenkt.

Die Stadt Schaffhauſen, welcher er viele wichtige Dienſte geleiſtet, ſchenkte ihm und ſeiner ganzen Nachkommenſchaft das Bürgerrecht.

Im Jahre 1711 wurde Brunner durch den Kurfürſten Johann Wilhelm, als dieſer nach dem Tode des Kaiſers Joſeph das Reichsvikariat verſah, in den Adelſtand erhoben und mit der Herrſchaft Hammerſtein im Bergiſchen beſchenkt; er hieß von dieſer Zeit an nicht mehr Brunner, ſondern Freiherr von Brunn von Hammerſtein.

Nachdem Johann Wilhelm, dem Kunſt und Wiſſenſchaft in der Pfalz vieles zu verdanken hatten, geſtorben war, folgte ihm in der Regierung Karl Philipp, der mehr für das Kriegshandwerk als für Gelehrſamkeit begeiſtert war. Dieſer neue Kurfürſt beſtätigte Brunner als erſten Leibarzt und Geheimen Rath und berief ihn zu ſich nach Innsbruck, ſeiner damaligen Reſidenz. Zu Heidelberg, der alten Reſidenzſtadt, die faſt ein Menſchenalter verödet geſtanden, hielt Karl Philipp im Jahre 1718 ſeinen Einzug, wobei das Pfälzer Volk ihm freudig entgegenjauchzte. Bei dieſem Einzug mußte auch Brunner ihn

begleiten, der in der Folge zu seinem großen Leidwesen erfahren mußte, daß an der Universität unter dem Einflusse der Jesuiten die Cartesische Philosophie, die auf seine Veranlassung ein, geführt worden war, durch die Scholastik nach und nach wieder verdrängt wurde, so daß die besten Kräfte auf unfruchtbare und abgeschmackte Untersuchungen verwendet wurden. — Schon am 14. April 1720 verließ der Kurfürst mit seinem ganzen Hofstaate Heidelberg, den Sitz der Rheinischen Pfalzgrafen für immer, um nach Mannheim seine Residenz hin zu verlegen, und zu Mannheim schlug nun auch Brunner für den Rest seines Lebens den Wohnsitz auf.

Am 3. Mai des Jahres 1723 erging von Kopenhagen an Brunner die Nachricht, daß der König und die Königin von Dänemark ihn durchaus mündlich zu sprechen verlangen. Dem Greise von siebzig Jahren konnte nicht wohl zugemuthet werden, die beschwerliche Seereise zu unternehmen, und so entschlossen sich die Majestäten, dem großen Arzte entgegen zu gehen. Zu Aachen erwartete ihn der dänische Hof, und das Verlangen, den alten Mann daselbst zu sehen, war groß. Lange konnte er seine Entlassung nicht erhalten, bis endlich wiederholte Mahnungen des Kurfürsten den König nöthigten, ihn ziehen zu lassen.

Die letzte große Reise unternahm Brunner am Abend seines Lebens, als der Kurfürst Maximilian von Bayern ihn zu sich berief; da legte der 74jährige Mann den beschwerlichen Weg von Mannheim nach München mitten im Winter bei der strengsten Kälte in zwei Tagen und zwei Nächten zurück und beehrte auf seiner Rückreise sein Vaterstädtchen Dießenhofen zum letzten Male mit seiner Gegenwart. Ein anhaltendes Fieber hemmte seinen Lauf; ruhig und gelassen sah er seine letzte Stunde kommen und sein Tod war der heitere Abschied des echten Weisen von dieser Welt; am 2. Oktober 1727 be-

ſchloß er, betrauert von vielen Tauſenden, die ihm Leben und Geſundheit zu verdanken hatten, ſein Daſein, das er in raſtloſer Thätigkeit der leidenden Menſchheit und der Wiſſenſchaft geopfert hatte. Sein Leichnam ward begraben in der reformirten Kirche zu Mannheim, woſelbſt auf einer Pyramide von ſchwarzem Marmor ſein Angedenken durch eine einfache Inſchrift geehrt wird, die mit den lateiniſchen Worten überſchrieben iſt:

Vivit post funera virtus.

Meine Herren! Ich darf wohl annehmen, daß das Lebensbild, welches ich vor Ihnen entrollt habe, die Ueberzeugung in Ihnen wachgerufen hat, daß wir in Brunner einen hervorragenden Arzt vor uns haben, der als einer der größten Praktiker ſeiner Zeit ſich verdient gemacht hat. Wenn ich im Folgenden es verſuche, die Bedeutung dieſes Mannes für die mediziniſche Wiſſenſchaft und ſeine Thätigkeit als Schriftſteller zu beleuchten, ſo wird mir dies dadurch erleichtert werden, daß ich in Kürze einen Ueberblick über den Stand der ärztlichen Wiſſenſchaft in der erſten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts vorausſchicke.

Die Entwickelung der Heilkunſt iſt eng gebunden an die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften, und der mächtige Aufſchwung, den dieſe letzteren im ſechzehnten Jahrhundert genommen hatten, ſteigerte ſich in der uns beſchäftigenden Periode zu einer gewaltigen Höhe. Die Aſtronomie und Phyſik vor allem wurden durch die epochemachenden Entdeckungen Keplers, Galileis und Newtons umgeſtaltet; auch die Chemie, gefördert namentlich durch Boyle, machte nicht geringe Fortſchritte und fand zu Anfang des Jahrhunderts Aufnahme in den Kreis der akademiſchen Disziplinen, ſo daß an den meiſten Hochſchulen Lehrſtühle für dieſelbe eingerichtet wurden. Nachhaltigen und mächtigen Einfluß aber auf die ganze Geſtaltung der Naturwiſſenſchaften und der Medizin

übte zu dieſer Zeit die Philoſophie aus, und am meiſten erwarb ſich die faſt allgemeine Zuſtimmung der Naturforſcher jenes für ſich vollſtändig abgeſchloſſene philoſophiſche Syſtem, welches darauf ausging, die Geſetze der Natur und des Denkens ſelbſt darzulegeu; ich meine das Syſtem des Carteſius, von deſſen Grundſätzeu, wie wir geſehen, auch unſer Brunner durchdrungen war. Carteſius beſaß eine umfaſſende Kenntniß der Naturwiſſenſchaften und zog auch die Anatomie, Phyſiologie und Pathologie in den Kreis ſeiner Beobachtungeu. Er befeſtigte die Methode der exakten Forſchung und rief durch ſeine Ideen einen Sturm der Entrüſtung unter den Pfaffen hervor, die ſeine Lehre als Irrlehre verketzerten.

Halten wir Umſchau auf dem Gebiete der Anatomie und Phyſiologie, dem Felde, auf welchem Brunner hauptſächlich ſich bethätigte, ſo hält eine gewaltige Entdeckung vor allem unſeren Geiſt gefaugen, die in der mediziniſchen Wiſſenſchaft eine ungeheure Umwälzung hervorrief. Im Jahre 1628 trat William Harvey mit ſeiner anatomiſchen Abhandlung von der Bewegung des Herzens und des Blutes in den Thieren an die Oeffentlichkeit (Exercitatio anatomica de motu cordis et sanguinis in animalibus), und zur Zeit, da Brunner ſeine anatomiſchen Studien begann, wurde die Lehre vom Kreislauf, die anfangs belächelt oder verketzert worden war, vom ganzen Europa anerkannt.

An dieſe große Entdeckung reihten ſich bald andere an: Im Jahre 1647 wurde durch den Franzoſen Jean Pecquet der ductus thoracicus aufgefunden; der Schwede Olaus Rudbeck entdeckte 1651 die Lymphgefäße, und vier Jahre nach Harveys Tod (1657) beobachtete Malpighi das Schauſpiel des kapillären Blutlaufes an der Lunge und der Harnblaſe des Froſches.

In der nun mit der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts beginnenden Periode, in welcher dank der ſegensreichen

Entdeckung Harveys ein mächtiger Aufſchwung in der ganzen mediziniſchen Wiſſenſchaft und insbeſondere auf dem Gebiete der Anatomie und Phyſiologie ſich geltend machte, thaten ſich folgende verdiente Schweizer Aerzte durch gediegene Unterſuchungen hervor: Ueber den Verlauf der Carotis und ihrer Aeſte wurde die erſte richtige Beſchreibung durch Johann Jakob Wepfer gegeben in ſeinem klaſſiſchen Werke über den Schlagfluß (Historiae apoplecticorum observationibus et scholiis anatomico medicis illustratae. Scaphus 1658), in welchem auch zuerſt die Möglichkeit der Vernarbung apoplektiſcher Herde nachgewieſen wird. Um die Toxikologie hat derſelbe ausgezeichnete Arzt ſich verdient gemacht durch eine vorzügliche Schrift über den Waſſer-Schierling (Cicutae aquaticae historia et noxae), worin er die Reſultate zahlreicher, mit dieſem Gifte an Thieren angeſtellter Experimente zuſammenſtellt. Wepfer war, wie Albrecht von Haller von ihm ſagt, ein fleißiger Anatom, ein äußerſt ſorgfältiger Experimentator, ein trefflicher Kliniker und eine der ſchönſten Zierden ſeines Jahrhunderts. — Durch die Entdeckung und Beſchreibung der nach ihm benannten Drüſen im Dünndarm (exercitatio anatomica de glandulis intestinorum) hat ferner Johann Konrad Peyer (1653 bis 1712), derſelbe Schaffhauſer Arzt, der zuerſt in Deutſchland die Chinarinde empfahl, in der Geſchichte der Medizin ſich ein bleibendes Denkmal geſetzt. Peyer war ebenfalls ein Schüler du Verneys und bekleidete in ſeiner Vaterſtadt die Stelle eines professoris eloquentiae, logicae et physicae am dortigen Collegium humanitatis; daneben praktizirte er, ſo ſchreibt das Baſeler hiſtoriſche Lexikon von ihm, um ſo viel glücklicher, als er die Kunſt, ſich bei den Patienten zu inſinuiren, als ein Meiſter verſtanden; wie denn auch ſein Umgang außer Maßen angenehm und ſeine zierliche Fertigkeit mit Mund und Feder im Deutſchen, Latein und Franzöſiſchen ausnehmend leicht geweſen.

Mit Peyer ſtand in intimem, freundſchaftlichem und wiſſenſchaftlichem Verkehr J. Jakob Harder, Profeſſor zu Baſel, bekannt in der Geſchichte der Medizin durch ſeine Schrift: Thesauri observationum medicorum rariorum. Beide Autoren zuſammen zeigten durch gemeinſam ausgeführte Experimente, daß das abgeſtorbene Herz von friſch getödteten Thieren und Gehängten durch Einblaſen von Luft in den ductus thoracicus und den rechten Vorhof von neuem in Bewegung geſetzt werden kann.

Einen ausgezeichneten Chirurgen beſaß die Schweiz zu dieſer Zeit in Johannes von Muralt, der in den Jahren 1665—1733 als Chorherr, Profeſſor der Phyſik und Arzt in Zürich wirkte. Es war ein Mann von praktiſchem Genie und unermüdlicher Thatkraft, der vor allem durch die Einführung eines geordneten anatomiſchen Unterrichtes ſich verdient machte. Von ſeinen hinterlaſſenen Schriften haben am meiſten Bedeutung ſein Collegium anatomicum, ſowie ſeine Experimenta anatomica.

Ein Zeitgenoſſe aller dieſer trefflichen Männer war unſer Brunner, auf deſſen wiſſenſchaftliche Leiſtungen im Folgenden etwas genauer einzutreten ich mir erlaube.

Brunner ſchrieb wenig, aber Ausgezeichnetes, ſo urtheilt über ſeine litterariſche Thätigkeit Albrecht von Haller, der große Gelehrte des achtzehnten Jahrhunderts, deſſen Stern am Firmamente der Wiſſenſchaft zu glänzen begann, als Brunner die letzten Jahre ſeines Lebens vollendete. Die erſte und bedeutendſte Schrift, mit welcher im Jahre 1683 Brunner an die Oeffentlichkeit trat, enthält ſeine, dem großen Wepfer gewidmeten, neuen Unterſuchungen über das Pankreas und deſſen phyſiologiſche Bedeutung. (Experimenta nova circa pankreas, accedit diatribe de lympha et genuino pankreatis usu. Amsterdam 1683.)

In der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts theilte

ſich das Heer der Aerzte in zwei große Lager; in ſolche, die den thieriſchen Organismus als einen Komplex mechaniſcher, insbeſondere hydrauliſcher Vorrichtungen betrachteten, die ſogenannten Iatrophyſiker, und ſolche, welche die normalen Lebensfunktionen, ſowie auch die Entſtehung der Krankheiten auf chemiſchem Wege zu erklären ſuchten, die Iatrochemiker. Mächtigen Anhang hatte zur Zeit, da Brunner die obige Abhandlung der Gelehrtenwelt unterbreitete, die Chemiatrie gewonnen unter ihrem Begründer, dem Niederländer Franz de le Boe, genannt Sylvius.

Es würde mich zu weit führen, meine Herren, wenn ich Ihnen das mediziniſche Syſtem, das Lehrgebäude dieſes verdienſtvollen Mannes, das einer großen Popularität ſich erfreute, auch nur in ſeinen nackten Umriſſen aufbauen wollte; ich beſchränke mich darauf, Ihnen von deſſen Anſichten über die Phyſiologie der Verdauung das Weſentliche, für das Verſtändniß der Brunner'ſchen Arbeit Nothwendige zu referiren, mich dabei ganz an die Darſtellung, wie Haeſer in ſeiner Geſchichte der Medizin ſie giebt, haltend.

Nach Sylvius beſteht die Verdauung in einer Gährung Die Bildung des Chymus erfolgt durch Fermentation, d. h. durch unmerkliche chemiſche Umſetzung. Die Umſetzung der Speiſen im Magen erfolgt hauptſächlich durch den Mundſpeichel. Die Trennung des Chymus in Chylus und Faeces wird durch den für die Verdauung und das Leben äußerſt wichtigen succus pankreaticus und durch die Galle bewirkt. Die letztere betrachtet er als eine alkaliſche Flüſſigkeit, während der Pankreasſaft ſauer reagire. Der Chylus beſteht aus Salz, Oel, Spiritus acidus und dem Spiritus volatilis der Nahrungsmittel, und wird durch die periſtaltiſche Bewegung in die Anfänge der Chylusgefäße hineingepreßt.

Als ein gewichtiger Gegner dieſer Lehre des Sylvius

tritt nun Brunner auf, indem er durch ſorgfältig und gewiſſenhaft ausgeführte Experimente, deren Reſultate in genannter Abhandlung zuſammengeſtellt ſind, darthut, daß vom Pankreasſaft keineswegs der Werth des Lebens abhänge, daß dieſes Organ nicht jene große Wichtigkeit beſitze, welche die Sylvianer ihm beilegten. Er exſtirpirte die Drüſe bei Hunden oder unterband ihren Ausführungsgang und ſah dabei, daß die meiſten Thiere am Leben blieben. Im Pankreasſafte fand er keine Säure; er ſah auch, daß der Verdauungsakt nicht mit Gährung einhergehe, ſondern daß eine Auflöſung durch die Magenſäfte dabei die Hauptrolle ſpiele.

In ſeinen Elementen der Phyſiologie (Bd. VII., p. 31) kommt Haller auf dieſe Verſuche zu ſprechen, indem er ſchreibt: „Experimenta difficillima, juvenis tunc quidam, deunde celeberrimus archiater Joh. Conradus Brunnerus sectae Sylvianae opposuit."

Brunner arbeitete zu der Zeit da er dieſe Unterſuchungen unternahm oft mit Wepfer und Peyer zuſammen, und es trafen ſich dieſe drei hervorragenden Aerzte bald zu Dießenhofen, bald zu Schaffhauſen. Ich kann es mir nicht verſagen, Ihnen, meine Herren, an dieſer Stelle folgenden Paſſus, den Dr. Aepli über dieſe wiſſenſchaftlichen Zuſammenkünfte in ſeiner Biographie ſchreibt, wörtlich mitzutheilen: „Wenn unſere Bürger (nämlich die Bürger von Dießenhofen und Schaffhauſen) ihre Bacchanalien, ihre Nominalien oder andere Jahrestage feierten, ſo traten dieſe Aerzte brüderlich zuſammen und zeigeten einander ihre neuen Experimente und Beobachtungen; freilich größtentheils auf Unkoſten der unſchuldigen Thiere, denn oft mußten ſich bei einer ſolchen Zuſammenkunft Hunde, Katzen, Schafe lebendig ihre Leiber aufſchneiden, zerſtümmeln, oder ſich mit Gift oder mit Einblaſen der Luft, oder auf andere Art hinrichten laſſen. Unſere heutigen Aerzte — ſagt er weiter — ſind

menſchlicher geworden. Sie laſſen die Todten ruhen und das unſchuldige Vieh in Frieden — aber dafür martern ſie ſich ſelbſt unter einander mit giftigen Rezenſionen, und tröſten ſich bei dem Tode ihrer Patienten mit der Unheilbarkeit der Krankheit."

Um die Anatomie hat Brunner ſich verdient gemacht durch die Auffindung der nach ihm benannten Drüſen im Zwölffingerdarm. Es war die erſte akademiſche Arbeit, betitelt: De glandulis in duodeno intestino hominis detectis, in welcher er im Jahre 1687 dieſe Entdeckung als Profeſſor zu Heidelberg publizirte. Er legte darin ſeine Abneigung gegen alles ſchulmäßige Räſonniren und Philoſophiren an den Tag und zeigte, wie nothwendig es ſei, ſich mit der Natur ſelbſt bekannt zu machen und ihre Geheimniſſe nicht nur bei Ariſtoteles und Galenus, ſondern in fleißiger Unterſuchung der Leichname zu ſuchen. Dieſe Schrift, die von Georg Frank, dem Sohne des früher genannten Profeſſors Frank, öffentlich vertheidigt wurde, fand ſo raſch unter allen Aerzten Verbreitung, daß bald das letzte Exemplar vergriffen war.

Als Johann Conrad Peyer, zehn Jahre bevor dieſe Brunner'ſche Abhandlung erſchien (1677), ſeine Glandulae agminatae in der früher genannten Arbeit beſchrieb, hatte er das Loos aller Schriftſteller zu theilen, die Neues zu produziren ſich unterfangen, d. h. er mußte ſeine Entdeckung gegen neidiſche Tadler ſowohl, wie auch gegen objektive Kritiker vertheidigen. Während die Leute erſtgenannter Sorte behaupteten, dieſe Drüſen ſeien bereits bekannt, Peſchlin habe ſie früher ſchon beſchrieben, hielt Johannes von Muralt, der Züricher Chirurge, dafür, daß hier nicht Drüſen, ſondern einfach Durchtrittsſtellen von Milchgefäßen vorliegen. Ueber die nun von Brunner publizirte Entdeckung machte niemand anders als ſein Freund Peyer ſich her, der, von Eiferſucht getrieben, das

Verdienſt ſeines Kollegen zu ſchmälern ſuchte, indem er klarzulegen ſich bemühte, daß die vermeintlichen Drüſen nichts anderes als Nervenknötchen ſeien. Es entſpann ſich infolgedeſſen zwiſchen den beiden Autoren ein heftiger Streit, welcher dann erſt beigelegt und zu Gunſten Brunners entſchieden wurde, als dem berühmten Malpighi die Streitſache zur Entſcheidung vorgelegt ward. Brunner vertheidigte ſich gegen Peyers Angriffe ſpäter in einer neuen Abhandlung, betitelt: Glandulae duodeni seu pankreas secundarium (1715). Er giebt darin von ſeinen Drüſen Abbildungen in Kupfertafeln, betont, daß ſie ſich von den Peyer'ſchen dadurch unterſcheiden, daß ſie vereinzelt ſtehen und bemüht ſich durch Verſuche ihre Funktion und Bedeutung feſtſtellen zu können.

Von ſeiner Beobachtungsgabe legt Brunner als pathologiſcher Anatom in vielen Sektionsberichten Zeugniß ab, die uns von ihm erhalten ſind und die uns zeigen, wie muſterhaft genau und treffend man damals ſchon patholgiſche Zuſtände zu ſchildern vermochte.[5] Auch Publikationen chirurgiſchen Inhaltes hat er, wenn auch in kleiner Zahl, hinterlaſſen. Sie finden ſich aufgezeichnet in Haller's Bibliotheca chirurgica, T. II., p. 494. Ich will nur einer ſolchen Mittheilung hier erwähnen, die ich vorfand in dem trefflichen Buche Wepfers über „Die äußern und innern Krankheiten des Kopfes". Sie iſt daſelbſt mit dem Titel überſchrieben: Capitis vulnus lethale, und wir erſehen daraus, wie rationell auch auf dem Gebiete der Wundbehandlung Brunners therapeutiſches Vorgehen war.[6]

Alle Schriften Brunners zeugen von der Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe und von einem großen Reichthum an Erfahrungen. Er war ein ebenſo trefflicher Empiriker wie Theoretiker und war der Anſicht, daß es für jede Krankheit ein Specificum gebe. Bei den ſogenannten periodiſchen Krankheiten gab er die Chinarinde, die er wie Peyer ſo viel als möglich

empfahl und gegen alle Angriffe vertheidigte. Gegen die Ruhr verordnete er Ipecacuanha, gegen Lues Queckſilber. Seine Therapie der Nephritis und des Podagras beſpricht er an der Hand ſeiner eigenen Krankengeſchichte in einem intereſſanten Aufſatze, betitelt: Experimentum circa Podagram cum Nephritide in semet ipso expertus.[7] Die meiſten ſeiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten, ſo auch die zuletzt hier angeführte Abhandlung, theilte er dem berühmteſten mediziniſchen Publikationsorgan der damaligen Zeit, den Akten der Kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher mit (Acta physico-medica academiae caesareae naturae curiosorum, enthaltend Beobachtungen und Experimente der berühmteſten Männer des In- und Auslandes). Er war ein ebenſo berühmtes wie thätiges Mitglied dieſer Geſellſchaft, von welcher er im Mai 1685 das Diplom erhielt und mit dem Namen „Herophilus" getauft wurde. — „Der bedarf der Lobrede des wortreichſten Redners nicht, den Thaten ſelbſt in der Welt verherrlichen;" ſo ſchreibt in eben dieſen Akten der Akademie der bekannte Züricher Gelehrte Johann Jakob Scheuchzer in einem warmen Nachruf, den er ſeinem Landsmann widmet, und auch dieſer Schriftſteller, ſowie Alle, die von Brunner uns Nachricht überliefern, ſie ſtimmen mit Aepli darin überein, daß dieſes Mannes Ruhm nicht auf Tand und Prahlerei, noch auf den Wahn leerer Köpfe ſich gründet, ſondern auf ſeltenes Verdienſt und auf die Wiſſenſchaft.

Verzeichniß der benutzten Litteratur.

1. Archiv gemeinnütziger phyſiſcher und mediciniſcher Kenntniſſe zum Beſten des Zürcheriſchen Seminarium geſchickter Landwundärzte herausgegeben von Dr. Joh. Heinrich Rahn, Canonicus, Prof. der Phyſ. und Mathematik an dem Zürcheriſchen Carolinum. Bd. I., 2. Abtheilung.

2. Baſeler allgemeines hiſtoriſches Lexikon. 1. Theil.

3. Leonhard Meiſter. Schweizer Biographien.

4. J. J. Leu Helvetiſches Lexikon IX., p. 363—67.

5. Joh. Jakob Scheuchzer, Bibliotheca helvetica. Pars I., p. 154—163.

6. Joecher Gelehrten-Lexikon I. 1424.

7. Hautz, Geſchichte der Univerſität Heidelberg; Häuſſer, Geſchichte der Pfalz.

8. Acta sacrorum secularium cum anno MDCCLXXXVI a die VI. novembris festum seculare quartum pio solemnique ritu celebravit academia Heidelbergensis.

9. Kuno Fiſcher, Feſtrede zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Hochſchule zu Heidelberg, 4. Auguſt 1886.

10. Heinze, Heidelberger Univerſitätsjubiläen. Akademiſche Rede zum Geburtsfeſt des höchſtſeligen Großherzogs Karl Friedrich.

11. Hintzelmann, Almanach der Univerſität Heidelberg für das Jubiläumsjahr 1886.

12. Albrecht von Haller, Bibliotheca anatomica, Bd. I., 596—98.
Bibliotheca chirurgica, Bd. I.,
Bibliotheca practica, Bd. III.,
Elementa Physiologiae.

13. Manget, Bibliotheca medico-practica.

14. Hermann v. Meyer, Wilhelm Harvey. Virchow und Holzendorff, S. XV. Heft 337.

15. Haeſer, Geſchichte der Medizin, Bd. II.

16. Ephemerides naturae curiosorum. 1737, Bd. 4.

Anmerkungen.

[1] Rahn, Archiv gemeinnütziger phyſiſcher und mediziniſcher Kenntniſſe.

[2] Der lateiniſche Text lautet: „Omnem movi lapidem, ut praeter dissectiones animalium frequentes, cadavera quoque humana inspiciendi copia mihi fieret atque facultas. Sors annuit vota. Etenim cum Serenissimus Princeps Elector Dominus noster pro sua, qua est aequitate atque prudentia, perspiceret, alias nobis superbire gentes, sibique de Imperatorum, Regum atque Principum Clementia gratulari et singulari, qua erga literas bonasque artes feruntur, gratia, Almae nostrae Instaurator sapientissimus in hoc quoque studii genere nobis deesse noluit; quin ut defunctorum suorum militum cadavera servandorum superstitum usui potius, quam vermium escae adderent atque putori, gratiosissime concessit, ut qui vivi non poterant, vel post mortem facerent ad tuendam subditorum atque commilitonum vitam. Fuit et, pergit Brunnerus, ut brevi abhinc morerentur duo, quos diuturni morbi et languor oppresserant quique nobis materiam fusius disserendi dederunt copiosam.

[3] S.: Acta sacrorum secularium p. 257. Rede über das Leben und die Verdienſte der ordentlichen Profeſſoren der Medizin, die zwiſchen der dritten und vierten Jubelfeier an der Univerſität Heidelberg wirkten, gehalten von Daniel Wilhelm Nebel in lateiniſcher Sprache. Die citirte Stelle lautet im Text:

„Choragus erit, cui hoc vice lampada meritissimo suo tradimus Vir Nobilissimus Excellentissimus atque Experimentissimus Dr. Joh. Conr. Brunnerus M. D. et Prof. Celeberimus. Fautor, Collega et Amicus longe exoptatissimus, qui non solum peringeniosus est in planta inversa (sic Plato hominem vocavit) effebre cultro anatomico dissecanda, quod proxime elapsit abhinc diebus et vidimus et admirati: sumus, in cadavere suspensi, quantum per aestum Canicnlae licuit, sed in planta erecta multimoda accurate cognoscenda. Sequimini ergo Artis Paeoniae cultores strenni Ducem fidelissimum! Comitamini Florae Cererisque Daductum clarissimum!“

[4] Unrichtig iſt die Bemerkung in Hautz, Geſchichte der Univerſität Heidelberg, Bd. II., p. 230, laut welcher Brunner der erſte angeſtellte katholiſche Profeſſor unter Philipp Wilhelm war. Brunner gehörte der reformirten Konfeſſion an.

[5] Als Probe hiervon theile ich in deutſcher Ueberſetzung folgenden Auszug aus einem Sektionsprotokoll mit, welches dem Werke Wepfers:

„De affectibus capitis internis et externis," p. 58 entnommen iſt. Es handelt ſich in dem betreffenden Falle um ein neugeborenes Kind, welches mit Spina bifida behaftet war und bald nach der Geburt unter den Erſcheinungen eines hochgradigen Hydrokephalus zu Grunde ging. Brunner nahm in Abweſenheit Wepfers die Autopſie vor und konſtatirte folgenden Befund: „Bei Wegnahme des Schädeldaches zeigte ſich, daß Pericranium und dura mater gänzlich verſchmolzen waren, während der Schädelknochen zu einem dünnen, membranartigen Gebilde umgewandelt war. Beide Hemiſphären waren hügelförmig zugeſpitzt und die Oberfläche des Gehirns war durchſichtig gleich einer mit Waſſer gefüllten Blaſe. Aus einem am oberſten Theil des Gehirns in der dura mater gemachten Einſchnitt wurde die Subſtanz des Gehirnes durch den Druck des Waſſers papierdünn vorgewölbt, und nach einem zweiten Einſchnitt floß mit Gewalt die kryſtallhelle Flüſſigkeit hervor; nun fielen die beiden Hirnkugeln alsbald zuſammen, und ſo leer erſchien jetzt der Inhalt des Schädels, daß man einen Kopf ohne Gehirn vor ſich zu haben glaubte. Ich erweiterte nun die Wunde und öffnete die Ventrikel, die mächtig weit waren, platte Wandungen beſaßen, die mit Blutgefäßen ausgekleidet waren. Der processus falciformis hatte das Gehirn tief eingefurcht, das corpus callosum war glänzend weiß, zierlich und ſtark geſpannt, doch nirgends war eine Zerreißung von dieſen zarten Theilen zu bemerken. Auch der processus transversus, der die beiden Schenkel des verlängerten Markes vereinigt, war durch die Gewalt des Waſſers weit auseinander gezogen. Die corpora striata ragten nicht hervor, ſondern waren eingedrückt und abgeflacht. Die glandula pinealis war klein und zerfloß wie Schleim unter den Fingern. Thalamus opticus und die protuberantiae orbiculares waren regelrecht geformt. An den plexus chorioides hing ein Knötchen von der Größe eines ovulum, und rings herum befanden ſich kleine Waſſerbläschen. Die processus mamillares waren ſchmal; an den n. n. optici, ſowie an den a. a. carotides war kein Fehler zu entdecken, außer, daß ſie im Waſſer ſchwammen. Das kleine Gehirn war ſchlapp, der vierte Ventrikel weit, das Rückenmark in ſeiner Mitte durchbohrt, ſo daß die Sonde eine Handbreit eindringen konnte.

[8] „Am 19. November 1683, ſchreibt er, beſuchte ich einen Joh. Geiger zu Schlatt am Randen, der am Kopfe ſchwer verwundet war. Anfangs ging alles gut, da fing der Kranke in der Nacht, bevor ich kam, zu deliriren, an und ich traf denſelben ſtertorös athmend, aphoniſch, auf der einen Seite gelähmt, elendiglich zu Bette liegend, als ob eine ſchwere Apoplexie ihn getroffen hätte. Ich unterſuchte die roh behandelte, nicht mit dem einfachſten Pflaſter bedeckte Wunde, die auf der Seite des Kopfes ſich befand. Die Ränder derſelben waren bereits in Verweſung begriffen und rochen ſtark nach Oleum Juniperi, welches Mittel ein Chirurgus auf die

Wunde geträufelt hatte, der Schädel und die Meningen waren durchlöchert, und leicht war eine schwere Zerquetschung der Gehirnsubstanz zu ersehen. Ich zog hierauf einen spitzen Knochensplitter, der aus Nachlässigkeit zurückgelassen worden, heraus, reinigte die Wunde sorgfältig, füllte sie mit trockener Charpie und bedeckte sie mit einem Pflaster, welches ich gerade bei mir trug. Der Kranke starb bald darauf, und die Obduktion, zu deren Vornahme ich die Erlaubniß hatte, mußte wegen Anhäufung von Geschäften unterbleiben."

[7] Er sagt daselbst: „Ich bin ein siebenzigjähriger Arzt, geboren von einem Vater, der mit dem Podagra und von einer Mutter, die mit Nierenschmerzen geplagt war. Ich habe wenig oder keine Ausschweifungen begangen, bin fleißig dem Studiren obgelegen und von Jugend an gesund gewesen. Ohne Beschwerden vollführte ich meine akademischen Reisen durch Deutschland, Frankreich, England, Holland. In meinem 44. Jahre empfand ich zum ersten Mal Nierenschmerzen, wobei viel gelblichter, anfangs zärterer, hernach gröberer Sand durch den Urin von mir ging, besonders wenn ich gegohrne Getränke genoß. Nach meinem 50. Jahre empfand ich auch Anfälle von Podagra zuerst an der Wurzel der großen Zehe, darauf in den Händen, Ellbogen, Schultern und verschonten keinen Theil an meinem Leibe. Ich habe Verschiedenes versucht und meist ohne Erfolg. Endlich aus Furcht vor einem größeren Uebel kam mir der Sinn an die Milch, als das gemeine Kräftungsmittel der Podagristen, so ihren Mund nicht verzärtelt haben. Nach vielen Schwierigkeiten, die in unserem Jahrhundert unüberwindlich scheinen, überwand endlich die Liebe zu meiner eigenen und meines Nächsten Gesundheit, da ich es für einen Arzt unwürdig hielt, Niemand zu nützen und ein unnützes Erdengewicht zu sein. Ich fing die Milchkur im April 1723 an und setzte sie bis zum 25. Oktober, da ich dies schreibe, ununterbrochen mit einem solchen Erfolge fort, daß ich von dieser Zeit an weder podagrische, noch Nierenschmerzen empfand. Jetzt habe ich Lust zu essen, verdaue ohne Beschwerden und was mich am meisten wundert, sehe ich von dieser Zeit an keine Spur von Sand mehr; ich schlafe wohl, mein geschwinder Puls ist langsamer geworden und voll und stark. Ich nehme an Leib und Kräften zu. Alles dies habe ich nächst Gott der Milch zu verdanken."

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(476)

Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen.

Von

Dr. Heinrich v. Wlislocki
in Mühlbach.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die Karpathen mit ihren Spitzen voll Schnee, den kein Strahl der Hochsommersonne vom Felsen trennt, mit ihren waldigen Berghalden voll Blättern und Blumen, voll kriechenden und fliegenden Gethiers, mit ihren rauschenden Quellen und Bächen, ihren träumerischen Thälern voll zauberhaften Schattens, umgeben und durchziehen die Heimath eines deutschen Volksstammes, der unter dem Namen der Siebenbürger Sachsen bekannt ist. Ungehemmt und fernhinleuchtend im Glanze des Morgens und des Abends gleiten die Wogen und Wellen des Marosch- und Altflusses nach Osten und Süden, tauchen auf und leuchten herüber aus den Ebenen, um dann in traumhafter Ferne zu verschwinden. Hier fanden die ersten deutschen Einwanderer vor mehr als siebenhundert Jahren ein Stück der alten Heimath wieder und gründeten sich für lange Zeiten einen Sitz des Friedens, der Ruhe, des seligsten Glückes überhaupt So mancher Sturm zwar brauste zerstörend über diese stillen Sitze deutscher Kultur, die zumeist ferne vom trübseligen Staube ausgetretener Heerstraßen lagen, aber stets kam eine Zeit, wo auch dieser vom deutschen Mutterstamme losgerissene Zweig des Sachsenvolkes den Einfluß eines Wiedererwachens fühlte, wo ein neues Leben, eine neue Energie, eine neue Kultur ihn beseelte. In den Sitten und Gebräuchen dieses Volkes spricht sich nicht nur sein ureigenthümliches deutsches Denken und Fühlen, sein Charakter auf eine eigenthümliche Weise aus, die Natur

ſelbſt, in der dies Volk athmet, ſpiegelt ſich getreu darin ab, der Charakter des Landes, in dem es lebt, die Farbe des Himmels, der auf ſein Wirken und Walten, ſein Leben, ſein Lieben und Leiden herniederſchaut, die Beſchaffenheit des Klimas, das auf die menſchliche Natur ſtets einen gewiſſen Einfluß ausübt, der oft genug zur Herrſchaft wird; dies alles drückt dem Volksleben der Siebenbürger Sachſen einen eigenthümlichen Stempel auf. Denn die Natur mit ihrer ewigen Wahrheit iſt ewig und unverwüſtlich, und weil in Sitte und Brauch die wahre Gefühlsweiſe einer Nation ohne Schminke und Firlefanz, in ihrer echten Natürlichkeit zum Ausdruck gelangt, bleiben ſie dem Volke als ein Theil ſeines Weſens lieb, unveräußerlich und vergehen nicht, das Volk müßte denn ſelbſt ſpurlos vergehen.

Freilich immer tiefer verſinkt die Vergangenheit und ihre Erinnerung auf den Grund des raſcher ſtets und reißender daherfluthenden Stromes der Gegenwart mit ſeinem täglich immermehr gaukelnden Wellenſpiel, — und nur hie und da ragt noch herauf aus dem Wirbel eine Erinnerung des verſunkenen Lebens früherer Zeiten und Generationen, — bald ernſt und finſter, wie wettergrauer Fels, — bald wie ein Eiland mit rauſchenden Bäumen und duftigen Blumen. Raſch vorbeigetrieben im Strudel des Lebens blicken die Menſchen ſtaunend und neugierig auf dieſe Reſte einer anderen fremden Zeit hin, und nur Wenige treten forſchend näher zu dieſen Denkmälern der Vergangenheit. Die es aber thun, raſtend vom fliegenden Treiben der heutigen Tage, zu denen ſteigt der Geiſt der Zeiten herauf aus der Tiefe der Jahrhunderte und ſpricht zu ihnen von der markig ernſten, ſtarren Kraft der verſunkenen Geſchlechter und von den lieblich zarten Blüthen reiner Poeſie, zeigt ihnen das Leben fröhlich guter Menſchen, die ebene, unveränderlich treue Menſchennatur, den traulichen Kinderſinn jener langverſchollenen Zeiten. Doch nicht nur der Reiz eines Spiels

phantaſtiſcher Erinnerung ſollte uns hinziehen zu ſolchen Ueberbleibſeln aus alten Tagen im Leben und in den Sitten des Volkes, — tiefer und bedeutungsvoller Ernſt ſpricht aus ihnen, und gewiß iſt es eine nationale Aufgabe, alle ſolche Denkmäler in Sitten und Gebräuchen ebenſo zu ſtudiren, wie die ſteinernen Bauten und die alten Pergamente, „denn nur das tiefe, warme und lebendige Verſtändniß der Vergangenheit läßt die Gegenwart mit voller bewußter Kraft und Klarheit erfaſſen und mit freier Sicherheit den Blick in die Zukunft richten". Wie die erſten Eindrücke der frühen Kindheit feſt und unauslöſchlich in der Menſchenſeele haften, — wie des Kindes Fühlen und Denken immer wieder zum Ausdruck kommt in dem Ringen der männlichen Kraft, ſo taucht auch im Leben der Nationen immer wieder und wieder hervor, was das Denken und Streben der vergangenen Generationen erfüllte; die Formen zerbrechen und erneuern ſich, — aber der Geiſt der Völker wie der Geiſt des einzelnen Menſchen ſchreitet vor als ein untheilbares und unzerſtörbares Ganzes in zuſammenhängender Entwickelung. Und wie der einzelne Menſch die Erinnerung ſeiner Jugend heilig hält, ſo ſollen auch die Nationen ſich verſenken in das Verſtändniß der vor ihnen ſtrebenden und ringenden Generationen, in die Erinnerung an das Wachſen und Werden des Volkslebens, beſonders da ſie in unſeren Tagen herabſinkt auf zerbröckelnden Fundamenten, um bald vielleicht ganz in der Tiefe zu verſchwinden.

Auf dem Boden des transſilvaniſchen Hochlands hat deutſche Sitte und Brauch eine Heimſtätte gefunden, wo ſie, umfluthet von ſprachlich geſonderten Völkern, ſich doch jahrhundertelang durch liebevolle Pflege aufrecht erhalten hat, und wenn auch der Zuſammenhang der heutigen Gebräuche mit denen des Mutterlandes ſich auf wenige Berührungspunkte beſchränken mag, ſo wird man doch, abgeſehen von den wichtigeren ethnologiſchen

Gründen, ſchon um jenes Zuſammenhangs willen, einen kleinen Beitrag zur Kenntniß dieſer Sitten und Gebräuche, wie wir ihn hier bieten wollen, vielleicht wünſchenswerth finden; gleichen ſie doch auch einem wilden Waldſtrauß, wie wir ihn, friſche Freude, Feſttagsgefühle und Wanderluſt im Herzen, befreit von der treibhausluftſchluckeriſchen Kultur unſerer Städte, draußen im Grünen zu brechen pflegen. Auch das Volk, deſſen Gebräuchen und Sitten wir einige Zeilen widmen wollen, das Volk der Siebenbürger Sachſen wohnt nicht an der großen, ausgetretenen Heerſtraße, die über Klauſenburg nach Hermannſtadt und Kronſtadt führt, es wohnt nicht an den Eiſenbahnen, an dieſen lernen wir nur den „Bürger" kennen, — das wohnt droben auf dem Berg, drinnen im weltfernen, einſamen Thal und in den Weingärten, im blühenden Gartenlande des Kokelfluſſes ſowohl, wie da, wo aus dem ſteinigen Boden der Karpathenabhänge die Feldfrucht nur kümmerlich hervorſprießt. Sei hier das Klima noch ſo rauh, der Boden noch ſo unfruchtbar, ſo iſt dieſe bergige Heimath den Siebenbürger Sachſen lieb und theuer. Ihr wenn auch beſchränktes Leben im Elternhauſe bringt ihnen doch das unſchätzbare Glück der Empfindung der Heimathlichkeit, „der trauten Kindertreue recht ſicher geworden zu ſein", und dieſer Herzenszug hält durch ihr ganzes Leben aus. Selten verläßt daher der ſächſiſche Bauer ſein Heimathsdorf, um in der Fremde ſein Fortkommen zu ſuchen. Nur, wenn Umſtände, die zu ändern nicht in ſeiner Macht ſtehen, ihn zwingen, den Wanderſtab zu ergreifen, dann verläßt er den heimathlichen Gau, um im benachbarten ſein Fortkommen zu ſuchen. Das Brot in der Fremde iſt für ihn ſtets nur ein bitteres Brod. Sinnig heißt es in einem ſächſiſchen Volksliede:

Und als ich ging vor des Fremden Thür,
Da ſchoben ſie bald den Riegel dafür;
Ich wandte mich um und ſchaute zurück:
„Ihr lieben Freunde, theilt mein Geſchick!"

Und als ich kam zu der Fremden Herd,
Da war ich den Fremden ſo gar unwerth;
Ich wandte mich um und ſchaute zurück:
„Ihr lieben Freunde, theilt mein Geſchick!“

Und als ich kam zu der Fremden Tiſch,
Da rückten ſie das Brot vom Tiſch;
Ich wandte mich um und ſchaute zurück:
„Ihr lieben Freunde, theilt mein Geſchick!“[1]

Freude am eigenen Herd, am eigenen Beſitz hat der ſächſiſche Bauer von ſeinen Vorfahren geerbt. Dies drückt er auch in den meiſten Inſchriften, mit denen er die Giebelwand ſeines Hauſes ſchmückt, ſinnig aus:

Das eigne Haus, der eigne Herd,
Iſt mehr als Gold und Silber werth.

Oder:

Eigner Herd
Iſt Goldes werth,
Iſt er ſchon arm,
Iſt er doch warm.

Dieſer Heimathsliebe im engeren Sinne iſt es auch zuzuſchreiben, daß in früheren Zeiten wenigſtens höchſt ſelten ein Sachſe eine „Fremde“, nicht in ſeinem Heimathsdorfe geborene Maid als Gattin heimführte. Und in dieſer regen Heimathsliebe, die das Andenken an die Jugendzeit, Vater-, Mutter- und Geſchwiſterliebe, Kameradſchaft und Freundestreue ſelbſt in der Fremde nicht verblühen läßt, wurzelt der rege Eifer der Siebenbürger Sachſen, mit welchem ſie die Intereſſen ihrer Nationalität fremden Einflüſſen gegenüber vertheidigen und ſich jahrhundertelang, zwiſchen fremde, gar oft feindlich geſinnte Völkerſchaften eingekeilt, ohne Schädigung des ihnen eigenen, nationalen Gepräges aufrecht erhalten konnten. Dieſe Liebe zum eigenen Heim und zur engeren Heimath findet ihren Entſtehungsgrund in der Erziehung der Kinder, und bezeichnend wird daher im

Siebenbürgiſch-Sächſiſchen das Heimweh, jene tiefe Sehnſucht nach dem väterlichen Hof und Haus, „Mutterkrankheit“ genannt. Die Frau des Hauſes, die liebevolle Mutter der Kinder, iſt der Brennpunkt des ſächſiſchen Heimweſens. Es iſt die germaniſche Mutter, die im Haus und Hof waltet und ſchaltet, die Kinder lehrt und pflegt, für das größte, wie für das kleinſte Bedürfniß der Erwachſenen ſowohl wie der Kleinen, des Herrn (Wirthen) wie des Geſindes ſorgt. Und die Stätte, wo ſie gewaltet, iſt dem erwachſenen Manne ſein Leben lang heilig und lieb, und wenn die Mutterhände, die ihn bei ſeiner Konfirmation feierlich geſegnet, ſich längſt ſchon zum letzten Gebet gefaltet haben, da zieht noch gar oft beim Anblicke der eigenen Kinder die Erinnerung an „ſie“ wehmüthig durch die Bruſt des Sohnes, der mitten in der harten Arbeit des Lebens, doch hier am „Hofe“ ſeiner Ahnen noch immer ein Stück von dem verlorenen Paradies der Kindheit, vom goldenen Märchenreich der Jugend vor ſich ſieht. Und wie hangen dieſe Mütter der Arbeit und des Fleißes an ihren Kleinen! Bevor noch der junge Erdenbürger das Licht der Welt erblickt, wird für ihn geſorgt. Die Mutter darf am Samstag nicht ſpinnen, ſonſt wird das Kind vor der Zeit glatzköpfig, ſie darf nicht kauend über die Schwelle gehen, ſonſt wird es an häufigen Zahnſchmerzen leiden, ſie darf keine Hülſenfrüchte in der Schürze tragen, ſonſt bekommt das Kind einen unheilbaren Hautausſchlag. Treten dann die Geburtswehen ein, ſo iſt es gut, wenn der Ehemann die Deichſel vom Wagen losſtreunt, denn dadurch werden die Schmerzen der Gattin gelindert. Sollte die Geburt gar ſchwer vor ſich gehen, ſo iſt es gut, wenn die Kranke mit den Federn einer ſchwarzen Henne, unter die man auch Schweinsborſten miſcht, „geräuchert“ wird. Kommt das Kind auf die Welt, ſo müſſen Thür und Fenſter, ſelbſt das Kaminloch geſchloſſen werden, bis daß der Säugling gebadet worden iſt, damit die böſen Hexen (Truden)

ihn nicht „anblaſen“ (anhauchen) können. Mit dem Waſſer des erſten Bades werden die Brüſte der Mutter befeuchtet, damit ſie „Milch erhalte“, der Reſt aber wird unter einen Baum geſchüttet in dem Glauben, daß dadurch der Säugling „erſtarke“. An das reichverzierte Häubchen des Kindes wird mitten über der Stirne von der Hebamme („Amtfrau“) ſchnell eine durchlöcherte Silbermünze oder ein rothes Bändchen mit den Worten genäht:

De bis ougen	Die böſen Augen,
solen senj bedrougen,	Sollen ſein betrogen,
Won se det hej fandjen,	Wenn ſie dies da finden,
Sole se erblandjen,	Sollen ſie erblinden.

In die noch vom Urgroßvater „angeſtorbene“ (ererbte) Wiege wird ein Meſſer oder ein hölzerner Löffel gelegt, um den jungen „Erdenbürger“ vor den Beläſtigungen des Alp zu ſchützen. In den erſten drei Tagen des Säugens iſt es gut, wenn die junge Mutter, bevor ſie dem Kinde die Bruſt giebt, einige Tropfen Milch auf einen Hollunderzweig mit den Worten ſpritzt:

Dem hontert gan ech et,	Dem Hollunder gönn' ich es,
Dem iwel nedj,	Dem Uebel nicht,
Wat krecht uch flecht,	Was kriecht und fliegt,
Dem gan ech et,	Dem gönn' ich es,
Wat henkt, dem nedj.	Was hinkt (Hexen), dem nicht.

Dieſer Hollunderzweig wird am Tage der Taufe verbrannt und die übriggebliebenen Kohlen ſammt der Aſche in einem Säckchen ſorgſam aufbewahrt. Iſt nämlich das Kind „berufen“ (beſchrieen, bezaubert) durch bewunderndes Anſchauen eines Fremden oder durch ſcharfes Anſehen ſolcher Menſchen, die einen „böſen Blick“ haben, ſo wird ihm ein Theil der Nabelſchnur mit dieſen Kohlen vermiſcht in Geſtalt eines Pulverchens eingegeben. Hilft dieſes Mittel nicht und giebt das Kind die „Krankheit“ durch unzeitiges Schreien und Weinen kund, ſo

wird ihm ein sogenanntes „Aeſcherchen“ auf folgende Weiſe gemacht: In ein Töpfchen kochenden Waſſers, welches nicht gegen, ſondern dem Fluſſe nach geſchöpft worden iſt, werden gegeben neun Glieder von Strohhalmen, welche beim Abpflücken in umgekehrter Ordnung von neun bis eins gezählt wurden; dann werden aus dem Zimmer, in welchem das Kind gewöhnlich liegt, etliche Stückchen Holz abgeſchabt und zwar vom Herd- und Tiſchfuß, von der Thürſchwelle, von der Wiege und jeder Ecke des Fußbodens; dieſe Stückchen werden ebenfalls in umgekehrter Ordnung gezählt und dann ins ſiedende Waſſer geworfen. Darauf werden neun Meſſerſpitzen voll Aſche, welche gleichfalls in umgekehrter Ordnung von neun bis eins zu zählen ſind, in das Waſſer geworfen. Iſt alles dieſes aufgekocht, ſo wird es in eine Schüſſel geleert und das heiße Töpfchen darauf geſtülpt. Zieht ſich das Waſſer aus der Schüſſel ins Töpfchen hinauf (was nach phyſikaliſchen Geſetzen immer der Fall iſt), ſo iſt das ein Beweis dafür, daß das Kind berufen war. Mit dem in dieſes Waſſer getauchten Finger wird die Stirne des Kindes dreimal übers Kreuz beſtrichen, wobei die Worte gebraucht werden: Esi wae sich det wáser änen zecht, esi säl der och det berofän fergón. Äm nume Gottes etc. (So wie ſich dies Waſſer hineinzieht, ſo ſoll dir auch das Berufen vergehen. Im Namen Gottes u. ſ. w.) Die Formel wird dreimal wiederholt, darauf giebt man dem Kinde neun in verkehrter Ordnung gezählte Tropfen von dem Waſſer zu trinken.[2] —

Unter allen Umſtänden iſt es gut, ſobald wie nur möglich „das junge Ehezweiglein in das Buch des Lebens einzutragen und aus dem Heiden einen Chriſten zu machen“. Der Vater begiebt ſich daher ſchon einige Tage nach der Geburt ſeines „Stammhalters“, „angethan“ in dem vom Vater oder Großvater ererbten Feſtkleid, dem „Kirchenpelz“ zum hochwürdigen

Herrn Pfarrer und theilt ihm in langer, feierlicher Rede mit, „die Urſach' und Gelegenheit, was ſich mit ihm zugetragen hat in ſeinem heiligen Eheſtand; daß ihn Gott geſegnet hat nicht nur mit vergänglichen und zeitlichen Gütern, ſondern auch mit Leibeserben, mit lieben Kindern, einem lieben Ehezweiglein; der Herr „Vater" wolle es nun aus einem Heiden in einen Chriſten machen". Auf dem Heimwege bittet er noch vier Taufzeugen, „das junge Ehezweiglein zur heiligen Taufe befördern zu helfen". In jedem Hauſe, in dem er „vorgeſprochen" (eingekehrt), hat es einen „Ehrentrunk" gegeben und überall muß er ein wenig ſitzen, „um den Schlaf nicht mit fort zu tragen". Spät Abends kehrt er heim, angeſtrengt von den Mühen der vielen „feſtlichen Reden", die er hat „machen" müſſen, und trifft nun Vorkehrungen zur kommenden Taufe ſeines „Ehezweigleins." [3]

Kaum ſind am nächſten Sonntagnachmittag die Vesperglockentöne verklungen, ſo erſcheinen in Feſttagskleidern die beiden „Goden" (Taufmütter) im Hauſe des Täuflings und die Jüngere grüßt das Kind alſo:

Bedinkt, bedinkt,	Bedenkt, bedenkt,
Wat gót ás schinkt,	Was Gott uns ſchenkt,
Et ász än anjel feny.	Es iſt ein Engel fein,
Dem soln mer hedy goude seny.	Dem ſollen wir heute Goden ſein.
En hídem nén mer mád,	Einen Heiden nehmen wir mit,
En krásten wáln mer bráujn,	Einen Chriſten wollen wir bringen,
Bleivt ás gesángd bás dór.	Bleibt uns geſund bis dahin."

Nach vollzogener Taufe kehren die weiblichen Taufzeugen aus der Kirche, wo ſie von den männlichen Taufzeugen erwartet wurden, nach Hauſe zurück, und nun legt die Ältere derſelben das Kind zuerſt auf den Tiſch und ſpricht:

Hae légen'ech dech af den dásch,	Hier lege ich dich auf den Tiſch,
Te solt wósse, wae en fásch.	Du ſollſt wachſen wie ein Fiſch.

dann auf den Herd, wobei ſie ſpricht:

Hae légen ech dech af den härd,	Hier lege ich dich auf den Herd,
Te solt wósse denyem vóter	Du ſollſt wachſen deinem Vater
Och denyer móter wärt.	Und deiner Mutter werth;

dann legt ſie es auf das Bett und ſpricht:

Hae légen ech dech af't bét,	Hier lege ich dich auf das Bett,
Te solt schwege bäs deny	Du ſollſt ſchweigen bis deine
Móter wéscht och béckt.	Mutter wäſcht und bäckt.

Hierauf rufen beide Goden:

Pátchen liaw, wóss, blej,	Patchen lieb, wachſ' und blüh',
Allet ágläck vun dir flej!	Alles Unglück von dir flieh'!
Gótes gist, gnód, hil och ségen	Gottes Geiſt, Gnad', Heil und Segen
Soj mád dir af alle wégen!	Sei mit dir auf allen Wegen!

Und nun geht es an den „Kaimes", den Taufſchmaus, an welchem die nächſten Anverwandten und Freunde theilnehmen. Unter heiteren Geſprächen, Scherz und Spiel verläuft der Taufſchmaus, bei welcher Gelegenheit der ſogenannte „Spießtanz" nicht leicht fehlen darf. Zuerſt tanzen ihn die Großväter des Täuflings, dann Vater und Taufpathen. Der Tanz wird derart aufgeführt, daß zwei Spieße in Kreuzesform auf den Fußboden gelegt werden, worauf Tänzer und Tänzerin immer aus einem Spießwinkel in den andern ſpringt.[4] Spät in der Nacht hebt der älteſte Taufpathe mit einem „Heilsgruß" auf den „neuen Chriſten" die Tafel auf. Es iſt Brauch, daß vor dem Austritt aus dem Hauſe die Taufzeugen noch einige Geldſtücke in den Trog, in welchem das Kind gebadet wird, mit den Worten werfen: „Amtfrau" (Hebamme) gebt Acht, daß ihr unſeren Pathen nicht verbrennt!"

Die auf die Geburt folgenden Wochen des „Einſitzens" ſind für die arbeitſame Bauernfrau eine lange, bange Zeit, denn ſie muß das Zimmer hüten und darf nicht einmal die Thürſchwelle überſchreiten. Erſt nach Ablauf dieſer Zeit erlaubt

ihr der Herr „Vater“ (Pfarrer) den erſten Kirchgang, den ſie, von der eigenen Mutter oder der „Amtfrau“ begleitet, thut und eine Wachskerze, einen Groſchen und ein Brot auf den Altar legt. Nun iſt der Bann von ihr genommen und bald trägt ſie ihr Kind hinaus auf das Feld, wo es unter Korngarben den jungen Blick ſchon auf die „lohngekrönte Arbeit“ ſeines künftigen, mühevollen Lebensberufes richten mag. Draußen auf dem Felde iſt an einer Querſtange, die auf zwei ſich kreuzenden zuſammenlegbaren Beinpaaren ruht, eine kleine Hängematte (Schúk) befeſtigt, die den Kleinen aufnimmt, während die Mutter hülfreiche Hand bei den Feldarbeiten leiſtet oder ihren „Blasengel“ (Blószánjel) mit den Worten in den Schlaf lullt:

Schlóf, Hanzi, schlóf!	Schlaf, Hänschen, ſchlaf!
De fijel säinjen äm hóf,	Die Vögel ſingen im Hof,
De kaze spänen af 'm hiert,	Die Katzen ſpinnen unter'm Herd,
De raze knäspern än der iert,	Die Ratten knuspern in der Erd',
Te bäszt mer tousent gälde wiert,	Du biſt mir tauſend Gulden werth,
Schlóf, Hanzi, schlóf![5]	Schlaf', Hänschen, ſchlaf!

Und hört ſie den erſten Donner, da legt ſie ihren „Engel“ auf die Erde, damit er dadurch ſtark werde. Kehrt dann die friedliche Familie im Dämmerſcheine auf den „Hof“ zurück, da nimmt das „liebe Ehezweiglein“ der Vater aufs Knie und ſingt ihm, während die Mutter das Abendeſſen bereitet, allerlei Lieder zur Kurzweil:

Ich lász mer a részken wol beschló,	Ich laß mir ein Rößchen wohl beſchlagen,
Ech lász et än der sailgasz gó,	Ich laß es in die Seilgaſſ' gehn.
Dó et kom for't Hanzi sai dir,	Da kam es vor Hänschens Thür,
Dó wór en gälden bräk,	Da war eine goldene Brück',
Dó wór och mai gläck.[6]	Da war auch mein Glück.

oder:

Drá nane' kun äm rúr eraf	Drei Nane (Nornen) kommen aus dem Rohr herfür,
Se bränjen e käinjt gefangen;	Sie bringen ein Kind gefangen,

Se löchten et äu en trigeltchen,	Sie legten es in ein Trögelchen,
Et schléft wä e rêne fijeltchen.	Es ſchläft wie ein Regenvögelchen.

Dabei denkt ſich der geplagte Mann: Ech gäv en gisz dräm, wón't gi kènt" [(Ich gäbe eine Ziege darum, wenn es gehen könnte).[7] Auch die Zeit trifft bald ein, und der Kleine trappelt in ſeinen Kutschkern (Filzſchuhe) allein in der Stube herum, und „eh' man ſich verſieht", iſt er ſchon ſo groß, daß er ſich auf der Gaſſe herumtreibt, und wenn die Eltern ihn mit dem „Bisákesz" ſchrecken, der die Kinder „von der Gaſſe wegſtiehlt", da zwiſchert er zur Antwort das Liedchen, das er von ſeinen Spielgenoſſen gelernt hat:

Bisákesz	Biſakeß,
Drách hülz en't bakesz!	Trag' Holz in den Backofen!
Kam zeräck,	Komm' zurück,
Fal af de räk,	Fall' auf den Rücken,
Bräinj mer e stäck	Bring' mir ein Stück
Mär hibesz mät!	Weichen Kuchen mit!

Im Winter, da iſt der Junge auf die Stube angewieſen und guckt ſchon um Martini durch die eisüberzogene Straße, ob er nicht vielleicht den „Pelzmartin" erblickt, der um dieſe Zeit herumgeht und ſich die „guten Kinder merkt", denen der „Kräsztmän" (Chriſtmann) zu Weihnachten Geſchenke bringen ſoll. Er hat dies alles von ſeinen ältern Kameraden gehört und kennt auch ſchon den Spruch:

Der Mierte gid äm hóf eräm,	Der Martin geht im Hof herum
En hót en weisze kózen äm.	Und hat einen weißen Kotzen um.

Und kommt die „Chriſtwoche", da getraut er ſich nicht einmal an die Thüre zu greifen, denn draußen geht dann die eiſerne „Adventkräm" (Adventfau) herum, die alle böſen Kinder auffrißt. Endlich rückt auch der langerſehnte Weihnachtsabend heran. Die Mutter hat die Kerzchen am ſchmuckloſen Tannenbaum angezündet, und da erſcheint der „Kräsztmän" mit

ſeinen Gaben,' die in „goldenen“ Nüſſen, Aepfeln und Spielzeug beſtehen. An manchen Orten ſtellt man ihn wirklich dar. Ein alter Backtrog wird umgekehrt, mit vier Füßen und einem Kopf verſehen nnd weiß überzogen, daß er die Geſtalt eines Pferdes erhält. Darauf ſitzt der „Kräsztmän“, der in ſeinem Mantel die Gaben zur Vertheilung an die Kinder hat.[8]

Einſam und öde ſind die Gaſſen des Dorfes zur Winterszeit, wenn aber das Eis geſchmolzen iſt, das den Bach, der mitten durchs Dorf fließt, monatelang bedeckt hat, da ſieht man die Knaben auf irgend einem freien Platze mit dem ſogenannten Kapra-Spiel beſchäftigt. Ein Klotz wird mit drei Füßen verſehen und heißt Kapra (rumäniſch: Ziege). Darauf werfen dann die Buben mit der Abſicht, die Ziege umzuſchlagen.[9] Indeſſen ſpielen die Mädchen „Branefrá“ (Brunnenfrau). Ein Mädchen ſitzt bei dieſem Spiel auf dem Boden oder einem Fußſchemel; es ſtellt die Brunnenfrau vor; die andern umwandeln es und ſingen:

Branefrá, Branefrá,	Brunnenfrau, Brunnenfrau,
Zech mich än de branen!	Zieh' mich in den Brunnen!

Kann nun das Sitzende eines der umwandelnden Kinder erfaſſen und zu ſich ziehen, ſo muß dieſes Brunnenfrau ſein. Das Spiel gründet ſich auf den Aberglauben, daß die Kinder aus Frau Holda's Brunnen kommen und — nach der heutigen Anſchauung wenigſtens, wenn ſie ungetauft ſterben — wieder dahin gehen. — Am erſten Mai pflegen in einigen Ortſchaften die Kinder aus ihrem Kreiſe das „Mémädchen“ zu wählen, welches mit Bändern geſchmückt und mit jungem Laube ſo überkleidet wird, daß es nicht ſehen kann und geführt werden muß. Sie führen es bei den Ortsbewohnern herum und erhalten Eier als Geſchenk, die ſie dann gemeinſchaftlich verzehren.[10] Am Himmelfahrtstage erfreut in einigen Ortſchaften das „Todaustragen“ die Kinder. Nach dem Vormittagsgottesdienſte machen

die Mädchen den „Tod", der aber als weibliche Perſon dargeſtellt wird. Eine ausgedroſchene Korngarbe, an welcher der obere Theil zuſammengebrochen und unterbunden den Kopf bildet, wird hierzu verwendet. Der Kopf wird mit einer rothen Haube aufgeputzt; die Stelle der Augen vertreten zwei große, ſchwarzknöpfige Stecknadeln, die Arme bildet ein durch den Strohſchaub geſteckter Stecken, Nachmittags beginnt der Umzug. Zwei Mädchen faſſen den Tod unter den Armen und ſchreiten voran; paarweiſe folgen die andern. Die ausgeſchloſſenen Knaben begaffen den „ſchönen Tod". Iſt der Umzug durch die Gaſſen unter Abſingung eines Kirchenliedes vollendet, ſo begeben ſich die Mädchen in ein Haus, entkleiden den Tod und der nackte Strohſchaub wird den Knaben beim Fenſter hinaus übergeben. Dieſe ſtürmen damit zum nächſten Bach und werfen ihn in das Waſſer. Mit dem dem „Tode" entnommenen Schmuck wird nun ein Mädchen als „Königin" bekleidet und durch alle Gaſſen geführt. Dann begeben ſich Alle in das elterliche Haus der „Königin", wo zuſammengetragene Eßwaaren verſchmauſt werden.[11] — Der zweite Oſtertag vereinigt wieder die Kinder zu allgemeiner Freude. An dieſem Tag begießen die Knaben Mädchen und Frauen, wofür ſie von dieſen rothe Eier zum Geſchenk erhalten. Ueberall iſt es Brauch, daß die Kinder in dieſer Zeit gefärbte Eier gegeneinanderſtoßen; weſſen Ei dabei unverſehrt bleibt, gewinnt das Ei des Gegners . . . .

„Wier nichen käinj huot, wisz net woräm e lieft" (Wer keine Kinder hat, weiß nicht warum er lebt), ſagt das Sprichwort, und ſo getröſtet ſieht der Vater ſeine „Ehezweiglein", eines nach dem andern heranwachſen; kaum hat eins die Dorfſchule „mitgemacht", ſo muß er ſchon daran denken, daß der „Junge" ein „ordentliches Feſtgewand" zur bevorſtehenden Konfirmation bekomme. Sie ſollen nur „gut gerathen" ſein, dann wird ſchon Gott „alles gut fügen", ſo denkend, läßt er

ſeinen „Aelteſten“ unter die Konfirmanden aufnehmen und freut ſich im Herzen, daß er nun auch einen „großen“ Sohn habe, der zwar „mehr zur Mutter zieht“, aber ihm doch „wie aus dem Bein geſchnitten“ ähnlich ausſieht. Am Konfirmationstage kann er dem hochwürdigen Herrn „Vater“ mit gutem Gewiſſen ſagen, daß er ſeinen Sohn „ſchön“ erzogen habe und gar oft das Sprichwort: „De rát wiert de galjen uof“ (Die Ruthe wehrt den Galgen ab) beobachtet habe. —

Wenn der Junge ſein fünfzehntes Lebensjahr erreicht hat und konfirmirt worden iſt, ſo muß er in die „Bruderſchaft“ eintreten, die alle konfirmirten Jünglinge („Knechte“) bis zur Verheirathung zu einem Bruderbund vereinigt, „mit genau begrenzter, ſelbſtändiger Gerichtsbarkeit unter freigewählten Beamten, dem ſogenannten Altknecht, Wortknecht und Schaffner, die das geſammte Leben der Brüder außer dem Hauſe beaufſichtigen und entweder nach althergebrachtem Gewohnheitsrecht, oder nach beſtimmt formulirten Geſetzen (Bruderſchafts-Artikeln) an feſtgeſetzten Gerichtstagen („Zugang“ genannt) Streite ſchlichten, Recht ſprechen und ſtrafen.“ Die Aufnahme in die Bruderſchaft geſchieht an einem „Zugangstag“, bei welcher Gelegenheit an Seilen befeſtigte mächtige Steine, Geſchirrſtücke, Balken an den Hals der jungen Brüder gehängt werden, bis ſie von der Laſt zu Boden ſinken. Die ſinnbildliche Bedeutung dieſes ſeltſamen Brauches iſt wohl darin zu ſuchen, daß ſich „der neue Bruder in unwandelbarem Gehorſam in die Pflichten und Laſten des neuen Lebenskreiſes zu fügen habe“.[12] — Von der Zeit an, wo der Jüngling in die Bruderſchaft aufgenommen worden iſt, hat er das Recht, auf dem „Tanzboden“ zu erſcheinen und an den Luſtbarkeiten der Brüder und Schweſtern, der konfirmirten Jungfrauen, theilzunehmen. Und an althergebrachten Luſtbarkeiten fehlt es nicht. Im Sommer iſt es der Tanz, im Winter die Spinnſtube, wo ſich die Jugend verſammelt. Unter Scherz,

Geſang und Spiel vergeht die Zeit in der Spinnſtube. Die Mädchen ſitzen im enggeſchloſſenen Kreis, während die Burſchen außerhalb des Kreiſes Platz nehmen und bei Strafe weder in den Spinnkreis treten, noch rauchen, noch aber „die Mädchen beunruhigen“ dürfen. Da ertönen die Lieder von den jugendfriſchen Lippen und manche Liebeserklärung findet im Geſang ihren Ausdruck. Wie oft ſingt in der Spinnſtube der Burſche ſeiner Geliebten vor:

Und alle weißen Blumen,
Die blühn auch weiß, —
Ich hab' ein inniges Schätzchen,
Das iſt auch ſchneeweiß.

Und alle blauen Blumen,
Die blühn auch blau, —
Ich hab' ein inniges Schätzchen,
Das ich gerne ſchau.

Und alle rothen Blumen,
Die blühn auch roth, —
Ich hab' ein inniges Schätzchen,
Das Liebe mir bot.

Und alle grünen Blumen,
Die blühn auch grün, —
Ich hab' ein inniges Schätzchen
Das lohnt mein Bemühn.

Und alle gelben Blumen,
Müſſen gelb auch ſein, —
Ich hab' ein inniges Schätzchen,
Das will ich mir frei'n![13]

Und kommt dann gar der ſogenannte „Gainzelniúwend“ (Rocken-Abend) heran, ſo erreicht die Unterhaltung in der Spinnſtube ihren Höhepunkt. Am Freitag vor Chriſttag zerbrechen und verbrennen die Knechte den Mägden vor Mitternacht die mitgebrachten Rocken (Gainzelróken) ſammt dem Hanfbund (Kotj). Darum nehmen die Mägde an dieſem Abend nur Stecken und ſchlechtes Werg in die Spinnſtube mit. Nach dem Verbrennen der Rocken folgt gemeinſame Unterhaltung bei Trank und Schmaus und Scherz. Es herrſcht nämlich der Glaube unter den Sachſen, daß man die drei Tage vor Weihnachten nicht ſpinnen, noch kauend über die Schwelle gehen darf, ſonſt bekommt das Vieh Maden, gegen die dann ſelbſt die „erprobte“ Formel:

Gáden morjen, brainaszel!	Guten Morgen, Brenneſſel!
Onser ká huot muaden;	Unſre Kuh hat Maden;
Sai se wais oder rút.	Seien ſie weiß oder roth.
Bäsz morn sen se dút!	Bis morgen ſeien ſie todt;

die man vor einer Brennneſſel herzuſagen hat, nichts hilft. —

In der Chriſtnacht entzündet die Burſchenſchaft auf einer nahen Anhöhe ein Freudenfeuer, in das die Mädchen des Dorfes ausgedroſchene Garben unter Abſingung eines Kirchenliedes werfen. Unter Lärm und Jauchzen kehrt dann die Jugend in ein Haus des Dorfes ein, um die Nacht beim brennenden Kräsztgrumpesz (Chriſtholzblock, der ans Feuer gelegt wird) zu „durchmeſſen“ d. h. zu durchwachen, wobei die Mädchen für den nächtlichen Frühgottesdienſt des erſten Chriſttages Sterne, Kreuze oder Kränze aus Wintergrün um die Wachskerzen flechten.

Iſt der Winter aus dem Lande gezogen und beginnt das Grün auf den Berghalden ſcheu hervorzuſprießen, da vereinigt bis tief in den Herbſt hinein nur noch der Tanz am Sonntagsnachmittag die Dorfjugend nach der Vesper zum Vergnügen. Größere Luſtbarkeiten giebt es wohl auch im Sommer, wenn die Bruderſchaft gegen die bevorſtehenden Feldarbeiten die Feldbrunnen gereinigt und dem Pfarrer und der „Gemeinde“ kleinere Dienſte erwieſen hat; dann vereinigt zu Oſtern und zu Pfingſten der Tanz um den Maſt und das Rad wieder die Dorfjugend zu allgemeiner Luſtbarkeit. Auf einem freien Platze wird ein hoher Maſt aufgeſtellt, auf deſſen Spitze ein Wagenrad nebſt einer Weinflaſche angebunden iſt; an den Speichen des Rades hängen Kränze und Kronen herab, welche die Mägde aus Garten- und Feldblumen gebunden haben. Wer Muth und Geſchicklichkeit hat, erklettert den Maſt und leert die Flaſche, indem er eine reiche Zahl von „Geſundheiten“ ausbringt, während die Mägde das Lied ſingen:

Es flog ein kleines Vögelein,	Es zieht mich zum Geliebten hin,
:,: Nach [Zeiden] flog es aus :,:	:,: Weil ich geneigt ihm bin :,:

Es kam ein loſer Bauersknecht,
:,: Von ferne kam er her :,:
Wollt' ſich die Roſen brechen
:,: Die längſt des Weges ſteh'n :,:

Laß ſtehn, laß die Roſen,
:,: Die Roſen, die ſind mein :,:
Brich ab dir die Brenneſſeln,
:,: Bind' dir ein Kränzlein draus:,:

worauf der Chor der Knechte antwortet:

Wir können ſie nicht abbrechen,
:,: Sie brennen allzuſehr :,:
Gut Eſſen und gut Trinken
:,: Dazu ſind wir bereit :,:[14]

Nach Beendigung des Geſanges werden die Kränze herabgeſchüttelt und alles tummelt ſich, einen zu erhaſchen. Tanz und Schmaus beſchließen dieſe Feſtlichkeiten.

Doch gar bald nimmt für den Burſchen dies Leben „voll Luſt und Herrlichkeit" ein Ende. Er muß ſich zur Stellung begeben und wird Soldat, „wird unter das kaiſerliche Volk eingereiht". Da folgt eine dreijährige, gar trübe Zeit für den Jüngling! Von der Bruderſchaft begleitet, nimmt er Abſchied von Freunden und Bekannten, von der Maid, die ſein „Herz gewonnen", von Vater und Mutter — ſo wie es im Liede heißt:

Scheiden, ach! Scheiden, wer hat dich erdacht,
Daß du mein Herz haſt in Trauer gebracht?
Ich zieh' in die Ferne, Gott gebe euch Glück!
Er weiß es allein, ob ich kehre zurück!

Ich ſetzte meinem Vater ein Röslein auf den Tiſch;
Mein herziger Vater, bleib geſund und friſch!
Ich zieh' in die Ferne u. ſ. w.

Ich ſetzte meiner Mutter ein Röslein in Ehren:
O goldige Mutter, wie lang wird es währen?
Ich zieh' in die Ferne u. ſ. w.

Ich ſetzte meinem Schätzchen ein Roslein an die Wand:
O du Geliebte, reich' mir die Hand?
Ich zieh' in die Ferne u. ſ. w. u. ſ. w.

Ach Scheiden, ach Scheiden, wann thuſt du nicht weh?
Wann auf dem Birnbaum weiße Roſen ich ſeh'!
Auf dem Birnbaum blühen wohl Roſen nie;
Im Scheiden und Meiden ich bald verblüh'.[15]

Von den Kameraden und der weinenden Mutter begleitet, begiebt er ſich in die nächſte Stadt, um „des Kaiſers Rock anzuziehen“. An der Grenzgemarkung blickt er noch einmal zurück auf das geliebte Thaldorf, das ſein ganzes Sinnen und Minnen umſchließt, und wehmüthig durchzittert der letzte Abſchiedsgeſang die herbſtlich-rauhe Luft:

Viel ſind wir miteinander gegangen,
Ach, inniges Herzchen mein!
Wir ſind uns am Halſe gehangen, —
Geſchieden doch muß es ſein!
Ach, inniges Herzchen mein!

Viel ſind wir bei einander geſeſſen,
Ach, inniges Herzchen mein!
Haben gar oft auf den Schlaf vergeſſen, —
Geſchieden doch muß es ſein!
Ach, inniges Herzchen mein!

Nun zieh' ich allein meine einſame Straßen,
Ach, inniges Herzchen mein!
Und wirſt du mich einmal vergeſſen, verlaſſen,
Mag Gott dir ein Helfer ſein!
Ach, inniges Herzchen mein! . . .

„De zedj vergít, ám wéch se näst stírt“ (Die Zeit vergeht, im Weg ſie nichts ſtört), ſagt das Sprichwort, und auch des Burſchen Dienſtzeit „draußen unter dem kaiſerlichen Volk“ iſt abgelaufen und heim kehrt er nun als ſtrammer „Reſerviſt.“ Da giebt es nun „Gaſtereien“ und Schmäuſe, die im Anfang des „Heimgekehrten“ Zeit ganz in Anſpruch nehmen. Langſam kehrt er „ins alte Geleiſe“ zurück, arbeitet „auf ſeines Vaters Hof“, bis daß er endlich daran denkt, ſich zu verheirathen und einen eigenen Herd zu gründen. Iſt ihm ſeine Jugendgeliebte „in Treuen verblieben“, ſo iſt die Wahl gar leicht getroffen, wenn aber nicht, dann geht es ihm ſchwer und bedächtig neigt er ſich bald zur Einen, bald zur Anderen, denn es heißt: „Ousz der wuol, de kwuol“ (Aus der Wahl die Qual). Glaubt er

„die Richtige“ gefunden zu haben, dann iſt das „Uebrige“ gar bald „beſtellt.“ —

Die Hochzeiten werden gewöhnlich nach beendeter Feldarbeit, im Herbſte abgehalten. Der erſte Schritt dazu wird durch die Werbung oder das „Heiſchen“, Verlangen gethan.[16] Der Burſche begiebt ſich in Begleitung eines nahen Verwandten als Brautwerber („Wortmann“) zu den Eltern ſeiner Geliebten, bei welchen dieſer in feierlicher Rede um die Hand des Mädchens anhält. Gewöhnlich werden in dieſer Beziehung wenig Bedenken getragen, denn der Sachſe hält ſich an ſein Sprichwort: „Das Mädchen iſt eine Waare, gieb ſie hin! je länger man ſie hält, deſto weniger ſie gefällt!“ (Det metchen äs en wór, gäf se dór! ä läinjer em se hält, ä weniger se gefält!) Sind die Eltern des Mädchens mit dem Wunſche des Brautwerbers einverſtanden, ſo beſiegelt ein frohes Mahl, das ſogenannte „Brautvertrinken“, die Wichtigkeit des Tages, wobei freilich die „Mitgift“ das Hauptgeſpräch bildet, denn der ſächſiſche Burſche befolgt, wo eben nur möglich, den Rath ſeiner Altvordern: „Sieh nur mit einem Aug' auf die Maid, mit dem andern auf das, was ſie hat!“ (Säch nor mäd énem ûg af't métche, mäd genem af dat, wad et huot).

Vier Wochen nach dem „Vertrinken“ folgt der Ringwechſel, das „Freien“ oder „Eigenmachen“, das im Pfarrhauſe in Gegenwart der beiden Verlobungszeugen vollzogen wird. Dieſen pfarramtlichen Akt beſchließt ein Familienfeſt, an welchem ſich nur die zwei neuen „Freundſchaften“ (Verwandtſchaften) betheiligen. Von nun an gilt die Verbindung der Brautleute für geſichert und werden nun Zurüſtungen zur „Hochzeitswoche“ getroffen. Den Sonntag vor der „Hochzeitswoche“ ſchickt der „Altknecht“ ſechs „Brüder“ in jedes Haus des Dorfes, die, die Hausthüre öffnend, den Ruf erſchallen laſſen: „Bringt Rahm!“ Dieſer Ruf enthält eine tiefe Bedeutung, denn er gilt für eine

Aufforderung, ins Hochzeitshaus irgend eine freundliche Gabe zu ſchicken. Nun beeilt ſich auch Jeder, vor deſſen Gaſſenthüre der Ruf erſchollen iſt, ins Hochzeitshaus Milch, Rahm, Butter, Mehl, Speck, Eier, Fleiſch u. dergl., ſeinen Vermögensverhältniſſen angemeſſen, zu liefern, wofür er ſich dann gleichſam das Recht erwirbt, an den Feſtlichkeiten der Hochzeitswoche theilzunehmen. Den Abend vor der Hochzeit verſammeln ſich die Anverwandten des Bräutigams im Hauſe des Bräutigams, die der Braut im Hauſe der Braut zu einem Mahle, bei welchem ein altſächſiſches Gericht, die „Balekächen“ (Gedärmſuppe), die Hauptrolle ſpielt und dem Vorabend des Hochzeitstages den Namen „Balenowend“ giebt. Nach aufgehobener Tafel geht aus dem Hauſe des Bräutigams ein Abgeſandter ins Haus der Braut, trägt zum Zeichen der beendeten Mahlzeit Knochen und andere Speiſereſte an einer langen Gabel mit und ladet „die neuen Freunde“ auf einen Trunk Wein und einen Tanz ein.

Bricht endlich der langerſehnte Trauungstag („Ehrentag“) heran, ſo begeben ſich die dazu beſtimmten beiden Freunde des Bräutigams, die ſogenannten „Lader“, im Sonntagsſchmuck und verſehen mit einem buntbemalten Stock, dem „Laderſtöckchen“ zu allen Verwandten des Bräutigams und der Braut, um ſie nochmals zum Hochzeitsſchmaus einzuladen. Iſt die Trauung vollzogen, ſo gehen beide „Freundſchaften“ unter Vorantritt eines guten Sängers und unter Abſingung eines Kirchenliedes ins Haus des Bräutigams. Bei dieſem Einzug in des Mannes Haus findet die Braut im offenen Thore vor einem umgeſchlagenen Bottich, der als Pult dient, eine vermummte Geſtalt mit langem, weißem Bart, die ihr und ihrem Gefolge ſo lange den Eingang zu verwehren ſucht, bis nicht die „Köchin“ des Hochzeitsſchmauſes einen Aſchentopf vor den Bottich geworfen hat. Im Hofe beginnt nun Beſchenkung des jungen Paares von ſeiten aller Hochzeitsgäſte, das ſogenannte „Gaben“, wobei der

Vater der Braut ſeinem Schwiegerſohne einen blanken Pflug als Symbol ſeines Standes überreicht. Sind die empfangenen Gaben „verordnet“, d. h. an den ihnen beſtimmten Ort gebracht, ſo nimmt das Mahl, der Tanz und die Unterhaltung überhaupt ihren Anfang.

Um kein anderes Feſt hat ſich ſo viel des älteſten heidniſchen Rechtes, Glaubens und Kultus gelagert, wie um die Hochzeitfeier. „Wie bei allen ſächſiſchen Volksfeierlichkeiten, ſo fehlt es noch weniger hier, von Anfang bis Ende an allerlei ſymboliſchen Handlnngen;“ beſonders giebt es vielerlei Mummereien mit ſtehenden Typen, mimiſche und dramatiſche Vorſtellungen. Hierbei ſind die alten germaniſchen Ehegottheiten gleichmäßig bedacht; Wodan durch die ſogenannte Hochzeitspredigt, das Gänſerennen, der Donnergott durch den Rößchentanz, Freia durch das Rockenlied und Hel durch verſchiedene andere Darſtellungen, lauter Reſte heidniſcher Feſtvorſtellungen, wie ſich glücklicherweiſe noch bei mehreren nachweiſen läßt.

Wir wollen im Folgenden einige dieſer auf heidniſcher Reminiscenz beruhenden Hochzeitsgebräuche betrachten.

Der Hochzeitsprediger reitet mit langem grauen Barte, in ein langes, weißes Gewand gehüllt, auf den Schultern eines Knechtes unter die Hochzeitsgäſte und hält, der äußeren Form nach, eine Predigt, in welcher er, voll komiſcher Einfälle, die Gegenſtände der Mitgift beſpricht. „Dieſer Hochzeitsprediger mit dem langen Gewande iſt kein anderer als Wodan, und der Knecht, auf dem er hereinreitet, ſtellt das Roß Wodans dar.“ Auch eine andere Hochzeitsfeierlichkeit, das ſogenannte Gänſerennen, weiſt auf den alten Wodankultus hin. An zwei aufgerichteten Balken wird nämlich ein Seil quer aufgeſpannt und daran eine Gans oder eine ſchwarze Henne an den Füßen aufgehängt, ſo daß ein in den Steigbügeln aufgerichteter Reiter nur mit Mühe ihren herabhängenden Kopf erreichen und faſſen kann. Junge Burſche reiten in wildem Rennen unter dem Seile durch,

erheben ſich ſoweit nur möglich im Sattel und ſuchen der Gans oder der Henne den Kopf abzureißen, der dann dem Sieger vom Bräutigam ausgelöſt werden muß. An manchen Orten wird dieſe Gans oder ſchwarze Henne von den „Ladern" in geheimnißvoll verdecktem Zuber der Braut geſchenkt. — Bisweilen wird bei Hochzeiten auch das ſogenannte „Königslied", eine dramatiſche Darſtellung, aufgeführt, die, wenn auch kein eigentlicher Todtentanz, ſo doch die Bedeutung eines ſolchen hat und den Triumph des Todes darſtellt. Die Perſonen ſind ein Engel, ein König, der Tod, der „auf einem freien Markt dem König thut nachſchleichen" und, da dieſer ſich trotzig geberdet, ihn mit tödtlichem Pfeil trifft. „Man ſieht, der Inhalt des Stückes paßt wenig zur Aufführung bei einer Hochzeit. Aber das Königslied wie die Todtentänze ſind aus älteren heidniſchen Feſtſpielen allmählich erwachſen und jenes könnte leicht an die Stelle eines ſolchen heidniſchen Spieles getreten ſein, das einſt zu Ehren der Todesgöttin, die auch die Lebens- und Ehegöttin war, auf Hochzeiten aufgeführt werden mochte." [17]

Eine gewiß uralte dramatiſche Darſtellung iſt der ſogenannte Rößchentanz, in welchem ſieben Perſonen auftreten. An der Spitze ſteht ein „Oberſt", dem ein „Unteroberſt" gehorcht. Im Gefolge erſcheinen zwei Walachen, der eine heißt Szurdule und ſtellt einen Tauben dar, der andere, der „luſtige Kráwák" genannt, iſt der Spaßmacher. Die beiden Walachen führen eine Ziege mit, die durch eine, in ein weißes Leintuch gehüllte Mannsperſon dargeſtellt wird. Der Zweck der Darſtellung iſt, zwei Rößchen zur Beluſtigung der Hochzeitsgäſte tanzen zu laſſen. Dieſe treten in weißen Strümpfen mit farbigen Tüchern und Bändern behangen auf und tanzen nach einer eigenthümlichen, nach dem $^2/_4$-Takt gemeſſenen Muſik den ſogenannten Rößchentanz. Der Inhalt der Handlung iſt folgender: Zuerſt tritt, vom Oberſten geſchickt, der luſtige Kráwák

ein und bittet in walachiſchen Reimen um Quartier, da ihn ein großer, großer Herr geſchickt habe, bleibt aber dann beim „guten Leben“, ohne dem Oberſten Antwort zu bringen. Da ſchickt dieſer den Unteroberſten hinein. Dieſer grüßt die Verſammlung und fragt im Namen des Oberſten an, ob er mit ſeinem Gefolge hereinſpazieren dürfe; er habe auch zwei ſchöne, geſchickte Pferde,

Schön geziert,
Hoch gemandirt,
Wie es ſich auf Hochzeiten gebührt.

Sobald die Erlaubniß zum Eintritt gegeben iſt, kommt der Oberſt mit dem Tauben, der Ziege und den Roſſen herein und ſpricht: „Laßt euch nicht wundern, daß ich bin hereingekommen mit meinem ganzen Corps:

Ich bin kommen von weitem,
Durch Land und Leute;
Ich bin gekommen mit meinem Corps
Wie ein Rohr.
Doch ſteht mir kein Feind nicht vor.
Als aber in dieſem Ehrenhaus
Beim wohlſchmeckenden Hochzeitsſchmaus
Meine Röſſel die Saiten hörten klingen,
Wollten ſie mit Gewalt hereinſpringen.“

Der Oberſt erbietet ſich nun

Seine Röſſel vorzuführen
Und rechtſchaffen zu probiren.

Nachdem hierauf ein Platz zum Tanz für die Rößchen und die Muſik zur Verfügung geſtellt worden iſt, ſpricht der Oberſt zu den Rößchen:

Kommt nur, kommt, ihr lieben Röſſel,
Fürcht' euch nicht, ich ſteh' für euch,
Tretet zu und halt' euch recht,
Wir ſind echte Bauernknecht',

Heute ſind wir ſchöne Herrn,
Schöne Mädchen haben wir gern,
Schöne Weiber wollen wir kriegen
Und ihnen auch die Kinder wiegen.
Wir ſind kommen in dies Haus,
Müſſen aber bald hinaus;
Wir ſind kommen in dem Mai,
Unſre Roſſe freſſen doch kein Heu;
Wir ſind kommen über die Gaſſen,
Unſre Pferde ſaufen doch kein Waſſer;
Wir ſind kommen weite Straßen,
Haben Vater und Mutter verlaſſen;
Wir ſind kommen bis hieher,
Unſere Pferde gehn doch nicht ſchwer;
Wir ſind kommen im Auguſt,
Unſere Pferde haben doch noch Luſt;
Wir ſind kommen im Oktober,
Unſere Pferd' freſſen doch kein Hower. —
Jetzt wendet euch zu eurem Unterherrn,
Der wird euch was andres lehren.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Morgen, wenn wir haben geſſen,
Gehn wir in die Scheune dreſchen,
Heute ſind wir große Herrn,
Morgen fahren wir um „Därn".
Tret' nur zu und halt' euch feſt,
Ihr werdet jetzt gar bald erlöſt;
Tretet ſcharf zu, halt' euch fein,
Als ging't ihr in den Keller hinein
Zu dem alten kühlen Wein,
Da wollen wir dann luſtig ſein.

Dann wird der Rößchentanz aufgeführt. Während des Tanzes hat der Luſtigmacher Gelegenheit, ſeine Poſſen anzubringen. Nach einem Zwiſchenakt poſſenhafter Natur folgt die eigentliche Handlung. Der Hochzeitsvater will dem Oberſten die Ziege abkaufen, verlangt aber als Zugabe entweder den Kráwák oder den Szurdule. Keiner will aus des Oberſten Dienſt treten und beide preiſen ihre Bedeutung und Wichtigkeit für den Oberſten.

Zuletzt vereinigen ſich beide, die Ziege, nachdem ſie mit ihr in die Wette getanzt, todt zu ſchlagen. Der Oberſt wird darüber zornig. Da nehmen die Walachen ihre Knittel und blaſen der Ziege damit einen „lebendigen Odem" ein, ſo daß ſie wieder tanzt. Zuletzt wird nochmals ein Rößchentanz aufgeführt.[18] —

Am zweiten Hochzeitstag oder „Jungfrauentag" verſammeln ſich die Gäſte im Hauſe der Braut, wo Vermummte die junge Braut erwarten und ihrem Gatten ſtehlen, der ſie dann im Kampfe zurückerobern muß. Unter Scherz und Spiel, Schmauſerei und Tanz vergeht die Hochzeitswoche, an deren letztem Tage, dem ſogenannten „Ausſchenktag", ſich die Gäſte auf das „Uebriggebliebene" verſammeln. Am Morgen dieſes „Ausſchenktages" gehen junge Knechte und Mägde in aller Frühe nach der Wohnung des jungen Ehepaares, wecken dasſelbe auf und reichen ihnen einen „Hanklich" (Kuchen), in welchen Kuh- oder Schweinshaare, Federn und Eierſchalen eingebacken ſind. Die jungen Eheleute müſſen vom Gebäck wenigſtens einen Biſſen verzehren, ſonſt haben ſie in ihrem wirthſchaftlichen Leben mit den Hausthieren kein Glück. An manchen Orten müſſen die jungen Eheleute eine ſogenannte „Heuſuppe" — über Heublumen wird heißes Waſſer gegoſſen und ſodann abgeſeiht — miteinander eſſen, ſonſt gedeiht das Vieh nicht. — Abends wird das ſogenannte „Rockenlied", ein dramatiſches Spiel, aufgeführt. Die Geſpielinnen der jungen Frau bringen ins Hochzeitshaus einen Spinnrocken, mit Hanf überzogen, an dem Eierſchalen, Blumen, Aepfel und Nüſſe hängen. Im Hausflur ſingen ſie das „Rockenlied", das alſo beginnt:

Mer wäle gón
Mer wäle stón,
Mer wäle er janger Frá en róken drón.
Ai! wat dró mir är än't housz?
Fil ir uch gläck u. s. w.

Wir wollen gehn,
Wir wollen ſtehn,
Wir wollen der jungen Frau einen Rocken tragen.
Ei was tragen wir ihr ins Haus?
Viel Ehr' und Glück u. ſ. w.

Nun folgt eine Reihe guter Wünſche und ſittlicher Ermahnungen. Mit den Worten des Schluſſes:

Nid en! zebrëcht en!	Nehmt ihn! zerbrecht ihn!
Känd er en ned zerbréchen,	Könnt ihr ihn nicht zerbrechen,
Se sterſt ij ir jang man	So ſtirbt euch euer junger Mann
Äm alerirste jór,	Im allererſten Jahr,

faſſen alle im Zimmer Anweſenden den Spinnrocken und ziehen daran; die Bringerinnen leiſten Widerſtand, indem ſie den Schluß fortwährend wiederholen. Endlich ſiegt die Partei im Zimmer, der Rocken wird hineingezogen und der junge Mann zerbricht ihn über dem Knie. Es herrſcht dabei der Glaube, daß, wenn der Mann den Rocken nicht ſogleich mit eigener Hand zerbrechen kann, er ſchon im erſten Ehejahr ſtirbt. Die Eierſchalen, Aepfel und Nüſſe, womit der Rocken behangen iſt, weiſen als Symbole des Lebens und der Fruchtbarkeit auf einen alten mythiſchen Brauch zurück, der ſeine Alterthümlichkeit bereits ſtark verloren hat, aber noch immer die ehemalige Beſtimmung errathen läßt.

Nach der Trauung ſcheiden Mann und Frau aus der Bruderſchaft und Schweſterſchaft und treten in den Verband der „Nachbarſchaft“ über, einer neuen Gemeinſchaft, die alle ſelbſtſtändigen Hauswirthe der Gemeinde umfaßt und ihnen zur Erreichung beſtimmter Zwecke des bürgerlichen und geſelligen Lebens Gelegenheit bietet. „Nach dem Grundſatz, daß ſich die Nächſtſtehenden (Nachbarn) auch am nächſten und häufigſten berühren, mithin auch am meiſten unterſtützen und genaueſten überwachen können“, iſt jede ſächſiſche Gemeinde in mehrere, meiſt vier Abtheilungen (Nachbarſchaften) getheilt, denen alle Gaſſen und Häuſer der Gemeinde zugeſchlagen ſind. Zweck dieſer Nachbarſchaften, an deren Spitze der freigewählte „Nachbarvater“ ſteht, iſt: Hülfeleiſtung der ganzen Nachbarſchaft in Freud' und Leid ihrer Genoſſen und Emporhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Als Mitglieder ſolcher Nachbarſchaft, beginnt für das

junge Ehepaar gar bald die ſchwere, vielbewegte Thätigkeit, die wahrlich im Schweiße des Angeſichts das tägliche Brot ſchafft und ißt. Beſonders iſt der Winter eine gar ſchwere Zeit für den ſiebenbürgiſchen Landmann. Langſam ſchleicht in den einſamen, von der Heerſtraße weit abſeits liegenden Dörfern die lange Winterszeit dahin, wenn die Berghalden ringsum, meiſt in Halbdunkel gehüllt, unter Schnee und Eis erſtarren. Dann ſitzen die Leute Abends beiſammen, und während die Hausfrau mit Spinnen beſchäftigt iſt, erzählt der Eine oder der Andere Geſchichten aus weitentrückter Vergangenheit oder Märchen von den Fahrten der Hexen (Truden), die in der Thomasnacht ihre Verſammlung abhalten, wobei der Erzähler es nie unterläßt, ſeine Märe mit den Worten: „Arbes än de íren, de Trude selen esz net híren“ (Erbſen in die Ohren, die Truden ſollen uns nicht hören) einzuleiten, um ſich und ſeine Zuhörer „vor Schaden“ zu ſichern. Zuweilen gehen die jungen Eheleute auch in die „freie“, allgemeine Spinnſtube, um an der Unterhaltung der Jugend theilzunehmen; ſagt doch das Sprichwort: „Ug e fármán, dier némi plátsche kán, hírt det plátsche gárn“ (Auch ein Fuhrmann, der nicht mehr knallen kann, hört das Knallen gern). Die Arbeit zur Winterszeit nimmt ohnehin einen gar kleinen Theil des Tages in Anſpruch. Die Felder ſind mit der Winterfrucht ſchon längſt „beſtellt“; die Ausſaat des Weizens iſt vor oder in der Woche nach Sct. Michaelstag geſchehen, wobei man den alten Brauch ja nicht vergeſſen hat, die erſte Handvoll Samens rückwärts über den Kopf zu werfen und während des Säens kein Wort zu ſprechen, ſonſt würden die Vögel die Frucht verzehren. Ja, wenn im vergangenen Sommer das Korn nicht recht gediehen iſt, ſo hat man auch Nachts 12 Uhr von einem friſchen Grabe Erde geholt und dieſelbe auf den Acker geſtreut oder kleine Kuchen aus Weizenmehl und der Milch einer Frau, deren Kind vor kurzem geſtorben iſt, gebacken und

dies Gebäck bei der Aussaat auf den Acker gestreut, damit die nackte Frau, die zur Sommerszeit im Korn sitzt, die Aehren nicht abschneide. Und kommt dann endlich mit dem Sct. Georgstag der langersehnte Lenz heran und steht dann um diese Zeit das Korn so hoch, daß sich der Rabe darin verstecken kann, oder wo der Wolf um Georgi „ins Korn zieht", giebt es gute Ernte. Hat die „Jungfer Sonne" auch den letzten Schnee „verschlungen" — wie es im Kinderräthsel heißt:

Af dem birebum óne bläder	Auf dem Birnbaum ohne Blätter
Sász e fijel óne fadern,	Sitzt ein Vogel ohne Federn,
Kid en jángfer óne mel,	Kommt eine Jungfrau ohne Mund,
Fräszt de fijel óne fädern	Frißt die Vögel ohne Federn
Fun dem birebúm óne bläder,	Von dem Birnbaum ohne Blätter,

da hängt an allen Bäumen und Büschen Lust und Liebe, und da singt es und klingt es alsbald auf der Au und im Walde jubelnd in die weite Welt hinein. Draußen auf dem Felde und daheim auf dem Hofe herrscht frischfreudiges Zugreifen. In der frischen Lenzluft, am Rande des tausendjährigen Hochwaldes mit seinem Blätterrauschen, Quellengemurmel und Vogelgesang arbeitet die ganze Familie von früh Morgens bis spät Abends voll Lust und Freude und in der Hoffnung auf „gesegnetes Gedeihen" der Arbeit. Hat ja doch die Familie des alten Brauches nicht vergessen, beim ersten Austreiben des Viehes im Frühjahr, beim ersten Ausfahren zur Feldarbeit eine Pflugschar oder ein Messer in das Gassenthor zu legen, so daß das Vieh darüber schreiten muß, wodurch es von vielen Krankheiten geschützt bleibt und der „Erntesegen" die Scheuern füllen wird. Gegen den Vogelfraß und das „Verwehen" (durch den Wind) der Körner haben die Frauen des Hauses mit herabhängenden Haaren den Feldzauber gesprochen:

Ech biden dech Satan, te wilt mer gien,	Ich bitte dich, Satan, du wolleſt mir geben,
Dat des hemels reiw uofspräinj;	Daß des Himmels Reif aufſpringe;

Die wäl ij afhiewen	Den will ich aufheben
Und iwer me lánt schiden,	Und über mein Land ſchütten,
Dat alc härzkegder des ... hatterts	Daß alle Herz- (Keim) körner des ... Hatterts
Mir zákun af me lánt,	Mir zukommen auf mein Land
Unt me lánt iwerfläszich sá.	Und mein Land überfließend werde.

Iſt das „Jahr“ gut und das Korn gereift, da ziehen ſchon im Morgengrauen die Familien hinaus auf das Feld; die Männer tragen die Sicheln, die Frauen und Mägde ein Körbchen am Arm und Körbe, mit Mundvorräthen gefüllt, auf dem Kopfe. Bis die Sonne den Horizont überſteigt, liegen ſchon viele tauſend thaufeuchte Aehren, von der flinken Sichel der Schnitterinnen gefällt, am Boden, während die Männer in fröhlichem Geſpräch begriffen, die ſchwerfälligen Wagen mit dem „Gottesſegen“ beladen. Singend und ſchwatzend, ganz der Freude hingegeben nach der mühſeligen Arbeit des Tages, ziehen die größeren und kleineren Trupps im Dämmern in die Dörfer zurück. Dies ſind die ſonnigen Tage der Wonne, wo das Herz des armen Volkes voll und ganz in Luſt und Fröhlichkeit austönt, „wo es auf den Adlerflügeln der Poeſie durch die ſtaubige Wüſte des Lebens“, hoch über Hunger und Kummer hinweg, nach den ſonnigen Höhen ſeines Daſeins getragen wird, umrankt vom Immergrün der Hoffnung, nimmerſatt von einer beſſern Zukunft träumt. Und fällt dann auch der letzte Garbenbund unter der Sichel, ſo werden die ſchönſten Aehren zu einem Kranze gebunden, welchen eine junge Schnitterin bei der Heimkehr dem Hausherrn oder Grundbeſitzer mit einem Spruch übergiebt. Wer ihr begegnet und Waſſer bei der Hand hat, eilt herbei, ſie zu begießen, ſonſt müſſen im folgenden Jahr die Früchte an Dürre zu Grunde gehen.

Während der Arbeit draußen im Felde ſitzen die „alten Eltern“ des Gutsherrn daheim und bewachen den Hof und die kleinen Kinder, die an den Arbeiten der Erwachſenen noch keinen Antheil nehmen können. Sie haben das Hinterſtübchen des

Hauſes bezogen, während im vordern die „Jungen“ ſchalten und walten und die Betreibung der Wirthſchaft in ihre Hände genommen haben. Das fällt dem alten Sachſen im Anfang gar ſchwer; aber er tröſtet ſich gar bald mit dem Sprichwort: „De jángen äm schwísz, de álden de häinjd äm schísz“ (Die Jungen im Schweiß, die Alten die Hände im Schoß) oder „De álden häinjderm íwen, d'jángen häinjderm plách“ (Die Alten hinterm Ofen, die Jungen hinterm Pflug); es ſoll nur die „Wirthſchaft“ gedeihen und das „Elend draußen auf der Straße bleiben“, dann hat er ſchon auch ſeine ſtillen Freuden am Gedeihen der Kinder und Enkel, beſonders wenn keine verfehlte Ehe unter ihnen herrſcht, ſondern das Sprichwort ſich auch an ihnen bewahrheitet, daß „ſtánd äsz krín mat huench“ (Eheſtand iſt Kreu mit Honig). Und hält endlich der unerbittliche Tod ſeinen Einzug ins friedliche Haus, um „den Alten abzuführen dahin, woher Niemand mehr heimkehrt“, da ſtirbt er in dem Bewußtſein, daß er von ſeinen Nachkommen „in Ehre und Sitte“ begraben wird, daß er ſelbſt oben auf der Berglehne, wo ſich „der Garten des Friedens“ ausdehnt und die blanken Grabſteine ſeiner Ahnen herab ins ſtille Thaldorf ſchimmern, noch immer zur geliebten „Gemeinde“ gehört, nachdem er ja in der Heimath, nicht aber wie ein Eingewanderter („Hergelaufener“) in fremder Erde, ſeine letzte Ruhſtatt gefunden.

In zäher, ernſter Arbeit hat er ſein Leben zugebracht, wirthſchaftlich und ſparſam, im ganzen ſehr mäßig gelebt; kein Wunder alſo, daß er noch mit ſiebzig Jahren manchmal als „Aushülfe“ hinter dem Pflug geſchritten iſt und noch auf der Hochzeit der Enkelbraut munter getanzt hat. Aber unverſehens kamen die Tage der „Gebrechlichkeit!“ Da flogen die Raben krächzend über dem Hauſe hinweg und vor dem Thore hatte ſich ein Pferd im Staube gewälzt. Nun wußten es die Nachbarn, daß der Alte „andjern häg“ (unter den Hag, Hecke) komme. In einer

herbſtlich-trüben Nacht heulte noch obendrein ein ſchwarzer Hund vor dem Hauſe. Die Hausleute ſuchten ihn zu beſchwichtigen, indem ſie ihm Speck hinauswarfen, der an den Füßen des Kranken gerieben wurde; aber der Hund verſchmähte den fetten Biſſen, und als die Sonne über die zackigen Felskanten der nahen Berghalden ſtieg, hatte der Alte das „Zeitliche geſegnet". Man hatte ihm ein Polſter mit Erbſenſtroh unter den Kopf gelegt und ſo ſeinen „letzten Kampf" erleichtert. Die Fenſter der Stube ſind geöffnet, damit die Seele hinausfliegen könne, und da liegt nun der Greis, angethan im Bräutigamshemd, das ſeine Gattin zu dieſem Zwecke viele, viele Jahre lang aufbewahrt hat; ſie haben ihm den neuen Bruſtpelz und auch den Ledergürtel angelegt, die blauen „Sonntagshoſen" und die neuen, langröhrigen Stiefel angezogen. So liegt er im einfachen Sarg, ſein bleiches Geſicht umſpielt von den neugierigen Strahlen der Sonne, die durch die Löcher des Fenſtervorhangs hereinguckt; Friede und Ergebung ſchwebt um die ſtramme, reckenhafte Geſtalt des biedern „Alten". Draußen im Hausflur, in Küche und Keller herrſcht indeſſen reges Leben. Der Nachbarvater hat beim Pfarrer die „Leiche beſtellt" nnd die Hausgenoſſen treffen Vorkehrungen zum morgigen „Todtenmahl".

Kaum ertönen am nächſten Tage die dumpfen Töne des „Seelenpulſes" (Todtenglocken) vom ſchlanken Thurme herab, da begleitet ſchon das ganze Dorf den Sarg, den ſechs Männer der Nachbarſchaft tragen, — hinauf auf den Bergfriedhof, um ihn „ehrenvoll unter den Raſen zu ſchaffen". Nach dem einfachen Leichenbegängniß verſammelt ſich die „Freundſchaft" (Verwandtchaft) zur „Leichencoquin" (Todtenmahl), wobei die Gäſte „zum Andenken des Seligen" mit reichen Gaben von Trank und Speiſe „geehrt" werden. Der nächſte Tag nimmt ſchon wieder die „Wirthſchaft" mit ihren Mühen und Plagen, das ganze Sinnen und Treiben der „Hinterbliebenen" in An-

ſpruch, und während auf dem Grabe des Verſtorbenen Gräſer und Feldblumen ſprießen, blühen und vergehen, wandelt das Volk dort unten im einſamen Thaldorfe denſelben Weg in ſeinem Thun und Laſſen, den ſeine „Altvordern“ in Ehren bereits zurückgelegt haben.

Dies wäre denn in flüchtiger Skizze dargeſtellt das Leben und Treiben, die Anſchauungen, die Sitten und Gebräuche der Siebenbürger Sachſen, dieſes gutmüthigen, biedern Volksſtammes, der jahrhundertelang an der äußerſten Grenze weſteuropäiſcher Kultur eine „hohe Warte“ für deutſches Weſen, Sinnen und Streben geblieben iſt. Wenn auch das Einzelne in Sitte und Brauch dieſes Volkes im Laufe der Jahrhunderte Verwandlungen erlitten hat: die ſubjektive Wirklichkeit, auf die es allein ankommt, iſt in den Grundzügen ſicher erhalten, und es wird ſich vielmehr Jeder, der für die Kultur eines Volkes überhaupt Intereſſe hat, bemühen, mit ihrer Hülfe den innerſten Kern zu erfaſſen, die erſte Urſache derſelben zu ergründen und auszuforſchen, und es wird ſich ihm ſicher als Entgelt für ſeine Mühe ein Körnlein goldener Weisheit offenbaren. Sind doch die Anſichten und Gebräuche eines jeden Volkes für den Kulturhiſtoriker von höchſtem Intereſſe, beſonders wenn ſie als Wegweiſer zu ihren älteren Vorgängern dienen und uns helfen in das Leben und Denken, Fühlen und Streben längſtentſchwundener Geſchlechter einzudringen, uns das Verſtändniß derſelben zu erſchließen. Ureigenes deutſches Denken und Fühlen offenbart ſich in Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachſen; freilich Dampfmaſchinen und Eiſenbahnſchienen vertreiben auch in Siebenbürgen gar bald die Waldeinſamkeit, die Einfachheit und das treuherzige Feſthalten an althergebrachten Sitten und Gebräuchen; was Wunder, wenn auch dieſe im allgemeinen Amalgamirungsprozeß ſich auflöſen, zu Grunde gehen. Dieſer Richtung läßt ſich nichts anhaben. Unaufhaltſam geht das Rad vorwärts, und das Einzige, was wir thun können, iſt, daß wir

ſo viel wie möglich von den ſchwimmenden Blüthen aus dem eilenden Strome zu retten ſuchen, bevor das zermalmende Rad ſie vernichtet. Sinnigkeit und Poeſie, mögen ſie aber weben und ſchweben fort und fort um den Herd unſeres Volkes wie gute Lichtgeiſter und uns helfen, die Drangſale des Lebens zu überſtehen, ja dieſelben zu verſchönern.

Anmerkungen.

[1] Originaltext in Haltrich-Wolff's trefflichem Werke: „Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachſen", Wien 1885. S. 239.

[2] Haltrich-Wolff a. a. O. S. 261.

[3] Vgl. Fr. Fr. Fronius, Bilder aus dem ſächſiſchen Bauernleben in Siebenbürgen, Wien 1879. S. 16 ff.

[4] S. Fr. W. Schuſter, Deutſche Mythen aus ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Quellen (im Archiv des Vereines für ſiebenbürgiſche Geſchichte Bd. IX und X. Kronſtadt 1870). S. 276.

[5] Fr. W. Schuſter, Siebenbürgiſch-ſächſiſche Volkslieder. Hermannſtadt 1865. S. 322.

[6] Vgl. E. L. Rochholz, Alemaniſches Kinderlied und Kinderſpiel, Leipzig 1857. S. 139 ff. („Die drei Mareien").

[7] Die mythiſche Deutung dieſer Redensart ſ. bei Schuſter a. a. O. S. 430.

[8] Vgl. Schuſter, Deutſche Mythen S. 248.

[9] Die Deutung dieſes Spieles bei Schuſter, Deutſche Mythen S. 413.

[10] Schuſter a. a. O. S. 467. Das Mémädchen hat ſeinen Namen von mé, womit das junge Laub des Waldes bezeichnet wird.

[11] Schuſter a. a. O. S. 468.

[12] Fronius a. a. O. S. 54.

[13] Den Originaltext ſ. bei Schuſter a. a. O. S. 104.

[14] Den Originaltext ſ. bei Schuſter a. a. O. S. 92.

[15] Den Originaltext ſ. bei Schuſter a. a. O. S. 29.

[16] S. Fronius a. a. O. S. 72 ff.

[17] S. Schuſter, Deutſche Mythen u. ſ. w. S. 311.

[18] S. die myſtiſche Deutung bei Schuſter, Deutſche Mythen S. 413, Fronius a. a. O. S. 87 und Joh. Maetz, Die ſiebenbürgiſch-ſächſiſche Bauernhochzeit Schäßburger Gymnaſialprogramm pro 1859/60) S. 85.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(512)

Cavour.

Von

A. Bernardi
in San Remo.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter)
1888.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die Biographen großer Künſtler und Dichter beſchäftigen ſich gemeinhin eingehender mit der Perſönlichkeit ihres Helden, als die Biographen der Staatsmänner, in deren Laufbahn die Thätigkeit und ihre Erfolge den Mittelpunkt bilden.

Ueber Cavours Gemüthsart, ſeine Neigungen und Schwächen als Privatmann finden wir die treueſten Mittheilungen in dem Buche ſeines Vetters, Wilhelm de la Rive: Le Comte Cavour, Récits et souvenirs, und in einer neuerdings in Turin erſchienenen Sammlung biographiſcher Skizzen, welche Cavours intimer Freund, der Abgeordnete im italieniſchen Parlamente, Rechtsanwalt Michelangelo Caſtelli der Nachwelt hinterlaſſen hat.

Camillo von Cavour, Sohn des Marquis Michel Benſo von Cavour, wurde am 10. Auguſt 1810 in Turin geboren. Seine Mutter, Adele Suſanne de Sellon d'Allamann, war die zweite Tochter einer nach dem Widerruf des Edikts von Nantes nach der Schweiz ausgewanderten Adelsfamilie. Von mütterlicher wie väterlicher Seite entſtammte er jener alten, echten, ſtarken Ariſtokratie, welche, obgleich fern von Servilismus, das Königthum höher ſtellte, als alle beſtehenden Inſtitutionen der Geſellſchaft und ſich am Schluſſe des verfloſſenen Jahrhunderts um die in ihren Grundfeſten erſchütterten Throne ſchaarte, um ſie zu ſtützen. Ein Kind jener hohen Klaſſe war er, in welcher ritterlicher Sinn, Edelmuth, Hochherzigkeit und

Frömmigkeit ſich paarten mit Reſten mittelalterlich-feudaliſtiſcher Geſinnungen und unwürdiger Verachtung der Volksklaſſen.

Selbſtverſtändlich wurde der Knabe ſtreng ariſtokratiſchen Prinzipien gemäß erzogen und mit allen ſeiner Kaſte anhaftenden Vorurtheilen getränkt. Nichtsdeſtoweniger tritt ſchon in früheſter Kindheit der Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit in ihm zutage, der ihn ſein ganzes Leben hindurch beherrſchte und ſo mächtig war, daß er ihm auch bei Andern, ſogar bei ſeinen Gegnern, Rechnung trug. Trotz der feinſten weltmänniſchen Sitten, war er ein Feind der Förmlichkeiten und ſteifen Etikette und ſcheute jeden Zwang. In ſpäteren Jahren, wenn die Laſt der politiſchen Geſchäfte und Sorgen ihn zu erdrücken drohte, er der Erholung bedurfte, zog er dem Aufenthalte auf dem herrlichen Familienſchloſſe Santena denjenigen in Leri vor, einem in unſchöner Gegend, zwiſchen Reisfeldern und Bauernhütten gelegenen Gehöft, wo er in ungenirter Junggeſellenwirthſchaft lebte. Dort, in dem ſchmuckloſen Wohnhauſe, beruhigte ſich ſein Unmuth über die Kleinlichkeit der Menſchen, die durch Unvernunft, Neid und Verleumdung ſeinem erhabenen Streben Hinderniſſe in den Weg legten; dort erfriſchte er ſeinen Geiſt im Verkehr mit den einfachen aber verſtändigen Bauern, die, wie jeder, der in ſeiner unmittelbaren Nähe lebte, mit größter Liebe und Verehrung an ihm hingen, und oft verſicherte er, der Anblick einer grünſaftigen Wieſe, eines wogenden Kornfeldes, das er, ſo zu ſagen, ſelbſt gepflügt und beſäet, das Spiel der vor ſeinen Augen geborenen Kälber und Lämmer, gewähre ihm größere Freude, als der von Mißgunſt und Haß begleitete Beifall im Parlament. Handelte es ſich aber darum einen großen Schmerz zu überwinden, einen unvorhergeſehenen, ſeine Pläne kreuzenden Zwiſchenfall, dann trieb es ihn hinaus in die Schweiz, in die Alpen, dort „ſuchte und fand er Troſt und vergaß die Erbärmlichkeit der Menſchen am Anblick der Natur".

Es ist begreiflich, mit wie starkem Widerwillen dieses unter jedem Zwang leidende Kind den Willen seines Vaters Folge leistete, der ihn aus Ehrgeiz und auch der großen Vortheile halber, welche der Pagendienst bei der künftigen Militärcarrière sicherte, im Alter von vierzehn Jahren als Pagen in den Hofstaat des Prinzen Carignano eintreten ließ. Obgleich der aufgeweckte, frische Knabe bald ein Liebling der Hofgesellschaft wurde, blieb diese Periode eine wunde Stelle seines Lebens. Als einmal dreißig Jahre später, in einem Freundeskreise die Rede davon war und einer der Anwesenden ihn fragte, wie er denn als Page gekleidet gewesen sei, antwortete er unmuthig: „Wie wollen Sie, daß wir gekleidet waren: wie Lakaien, die wir auch waren; ich erröthe noch heute, wenn ich daran denke".

Servilismus, kriechende Heuchelei waren vielleicht die Schwächen, welche Cavour in seinem Nebenmenschen am meisten verachtete und am schonungslosesten verurtheilte, während er sich gegen Dünkel und Ueberhebung gern des Spottes als Waffe bediente.

Ein anderer Charakterzug, der sich gleichfalls in früher Kindheit kundgab und gleichsam die Richtschnur seiner politischen Laufbahn wie seines Privatlebens bildete, war ein bis auf die Spitze getriebenes Rechtlichkeitsgefühl. In seinem sechsten Jahre nahmen ihn die Eltern auf einer Reise nach Genf mit, wo sie Verwandte, die Familie de la Rive, besuchten. Kaum hatte man sich bewillkommnet, erzählt der kleine Camillo in großer Aufregung, der Postmeister der letzten Station habe ihnen ganz entsetzliche Pferde gegeben, und verlangt von seinem Onkel, er solle ihn deshalb seines Amtes entsetzen. Auf die Versicherung des Onkels, daß er nicht befugt sei, den Postmeister abzusetzen, ruft der kleine Starrkopf erzürnt: „Ich will es aber! Dann muß ich beim Obersyndikus vorgelassen werden." Spaßes halber schickte man ihn wirklich am nächsten Tage zum Ober-

ſyndikus, mit dem die Familie befreundet war. Der kleine Cavour wird mit aller Ceremonie empfangen, macht drei tiefe Verbeugungen und trägt unerſchrocken ſein Anliegen vor. Nach Hauſe zurückgekehrt, ruft er ſeinem Onkel ſchon von weitem entgegen: „Siehſt du Onkel, er wird abgeſetzt!“

Im Jahre 1860 erwiderte er einer ihm befreundeten Engländerin in Neapel auf ihre Bitte um Begünſtigung eines neapolitaniſchen Offiziers:

„Geehrte Lady!

Wenn die Konſtitution in Gefahr ſteht, weil ich mit einem jungen Manne, der ſeinen Abſchied fordert und zu Hauſe bleibt, während ſeine Kameraden kämpfen, keine Ausnahme machen und ihn nicht in die Marine aufnehmen will, dann freilich ſteht die Konſtitution auf ſchwachen Füßen und wird kaum drei Monate dauern. Wiſſen Sie, weshalb Neapel ſo tief geſunken iſt? Weil, wenn es ſich um einen Grauſignore, um einen Günſtling des Königs, der Prinzen, um deren Schmeichler und Anhänger handelt, die Geſetze und Verordnungen unbeobachtet bleiben ..... Ich für meine Perſon halte es für meine Pflicht, ſtreng zu ſein und die Nachſicht meinen Unterbeamten zu überlaſſen.“

Neben dieſer Strenge beſaß Cavour ein warmes, leicht erregbares, empfängliches Herz, das ſich indeß nicht durch oberflächliche Gutmüthigkeit kundgab. Geldunterſtützungen gewährte er nur da, wo die äußerſte Noth ſie erheiſchte oder ſegensreiche Erfolge vorausſichtlich waren; ebenſo verhinderte er aus allen Kräften jede unverdiente, durch Intriguen und Kamorra errungene Begünſtigung. Von den vielen Bitten und Anliegen, die ihm bei ſeiner hohen Stellung zugingen, blieb keines unerwidert. Handelte es ſich um talentvolle, ſtrebſame Männer, denen die Mittel fehlten, verſchaffte er ihnen dieſelben oder gab ſie häufig ſelbſt, und hierbei begünſtigte er induſtrielle Unter-

nehmungen und Erfindungen. Politisch Verfolgten stand er mit Rath und That zur Seite und scheute nicht die Weitläufigkeiten und Schreibereien, die ihm oft dadurch veranlaßt wurden.

Fern von jeder religiösen Schwärmerei oder Bigotterie, war er bis zum äußersten Grade tolerant, achtete jede Konfession und jede persönliche Ansicht und räumte selbst dem Aberglauben der Massen gewisse Rechte ein. Seinem maßvollen Vorgehen bei Erörterung der Gesetze für Abschaffung der Privilegien des Klerus lag nicht nur politische Klugheit zu Grunde und die Vorsicht, in einem Momente großer Umgestaltungen den religiösen Volkssinn nicht zu verletzen oder gar zu schwächen, sondern auch seine Achtung vor der Religion und deren Dienern. Philosophisches Grübeln und Sentimentalität lagen ihm fern. Er war ein klarer, praktischer, ja nüchterner Kopf, in dem die Methaphysik keinen Raum fand. Wandelte er am Arm eines Freundes auf einsamen Spaziergängen, führte er gern hin und wieder religiös-philosophische Gespräche, doch immer endeten sie mit einem: Que sais je! — Sein Gedankengang war geordnet und logisch, und dieses kaltblütige Erwägen der Thatsachen und ihrer Folgen bei völligem Absehen von seiner persönlichen Ansicht oder Empfindung bildete seine Größe und einen seltsamen Kontrast zu seinem hitzigen, leicht empfänglichen Wesen. Die Erzählung einer edlen That begeisterte ihn und in seinen Augen glänzten Thränen, und eben so leicht übermannte ihn Zorn und Entrüstung bei Entdeckung einer Ungerechtigkeit, deren Folgen einen Schuldlosen trafen.

Cavour war in hohem Grade Physiognomiker, doch gab er viel auf den ersten Eindruck und war durch offenes freundliches Entgegenkommen leicht zu gewinnen, deshalb war sein Urtheil nicht immer zuverlässig. Entgegenkommend und ungezwungen, verlangte er auch im Verkehr mit Anderen jene Höflichkeit, Rücksicht und Freundlichkeit, welche ihm ohnunterschiedlich

Hohen und Niedrigen gegenüber eigen war, jene Herzensbildung, die er höher ſchätzte als Wiſſen und korrekte Formen.

Die Familienbande waren ihm heilig, und noch in ſpäteren Jahren erinnerte er ſich gern ſeiner Kindheit, der Zärtlichkeit der weiblichen Verwandten und ſeiner Liebe zu ſeiner Tante, der Herzogin Clermont Tonnerre, die viel in ſeinem Elternhauſe lebte, ihn innig liebte, und, wie er ſelbſt ſagte, den Samen zu allem Guten und Edlen in ſein Herz geſtreut hatte. Nicht minder ſegensreich wirkte ſeine ſanfte, tieffühlende fromme Mutter auf das empfindſame Kinderherz. Jeder Todesfall in ſeiner weitausgedehnten, aber in herzlichem Verkehr ſtehenden Verwandtſchaft ergriff ihn auf das ſchmerzlichſte.

Im Jahre 1831 verlor er faſt gleichzeitig ſeinen hochverehrten Großonkel, Uberto Benſo di Cavour, und einen anderen Onkel, den Grafen d'Auzers. Nach Beiſetzung der Leichen in der Familiengruft von Santena ſchrieb er ſeiner Tante, der Gräfin Sellon in Genf: „ . . . . Solchen Särgen gegenüber fühlt man ſich von der Nichtigkeit, von der Eitelkeit dieſer Welt durchdrungen. Bei mir bedurfte es deſſen nicht mehr; aber ich verſichere Sie, daß mich das noch mehr dahin geführt hat, jedem Verlangen nach Ruhm und Ehre entſchieden zu entſagen." Derartige Betrachtungen im Munde eines einundzwanzigjährigen Jünglings laſſen ihn frühreif erſcheinen; gleichzeitig dienen ſie als Beweis, daß Cavour ſchon im Alter, in dem die meiſten jungen Leute ihren Vergnügungen nachgehen, politiſche Pläne in ſeinem Kopfe verarbeitete und der Hang nach Ruhm und Ehre ſich frühzeitig in ihm regte.

Daß zwiſchen Cavour und ſeinem Vater ein wahrhaftes Freundſchaftsband beſtanden, jene Verehrung, wie er ſie für ſeine Onkel, den Herzog von Tonnerre, den Grafen von Sellon empfand, iſt nicht anzunehmen, denn der Marquis Cavour huldigte, ſeiner Geſinnung wie ſeiner Stellung gemäß, Prinzipien, welche

denen des feurigen Freiheitsenthusiasten durchaus entgegen waren. Einstiger Kammerherr des Prinzen Borgheſe, ſpäter Gouverneur von Piemont, wurde er im Jahre 1835 zum Vikar von Turin ernannt, d. h. zum Chef der Stadtpolizei, womit weiteingreifende politiſche Funktionen verbunden waren, und dem es, außer der Aufſicht über die öffentliche Ruhe und Ordnung auch oblag, alle als liberal geſinnt Verdächtigen zu überwachen, wie das Publikum es nannte: zu ſpioniren. Wie ſehr dieſes Amt in einem abſolutiſtiſchen Staate zur Zeit politiſcher Verfolgungen dazu geeignet war ſich Feinde zu machen, liegt auf der Hand. Der Vikar beſaß bei Ausübung ſeines Amtes unbeſchränkte Macht und referirte unmittelbar dem König. Es hieß im Publikum, Cavours Vater mißbrauche dieſe Macht und ſeinen Einfluß am Hofe, nicht allein um ſeinen Sympathien und Antipathien freien Lauf zu laſſen, ſondern auch um ſich zu bereichern. Es iſt unnütz, hier dieſe auf Haß und Rache begründeten Verleumdungen näher zu erörtern; Thatſache bleibt, daß der gute Name von Cavours Vater im Auge aller Ehrenmänner Piemonts makellos blieb; eine andere Thatſache allerdings iſt, daß ſein wenig einehmendes Weſen ihn im Publikum, ſelbſt in höchſten Kreiſen, wenig beliebt machte.

Die Unpopularität des Vaters wirkte ſehr erſchwerend auf die Laufbahn des Sohnes. Auch hier trat Cvaours ritterlicher Sinn zu Tage: griff man ihn ſelbſt in irgend einer Zeitung an, ſchwieg er oder erwiderte durch Ironie; handelte es ſich um ſeinen Vater, trat er ſelbſt in die Schranken.

Auch zwiſchen ihm und ſeinem ältern Bruder Guſtav, welcher der klerikalen Partei angehörte und ſeinen feudaliſtiſch-ariſtokratiſchen Geſinnungen treu geblieben war, ſcheint kein inniges Band beſtanden zu haben.

Man beſtimmte den jungen Camillo für die Militärcarrière und ſchickte ihn mit zehn Jahren in die königliche Kriegsſchule

zu Turin, wo er ſich durch außerordentliche Begabung für die Mathematik auszeichnete und die er mit ſechzehn Jahren als Genieoffizier verließ. Seine erſte Garniſon war Ventimiglia an der Riviera, die zweite Genua, wo ihm das ſonnige Klima, die Regſamkeit und vielleicht auch ein gewiſſer Freiheitswind, der Genua ſtets vor allen andern italieniſchen Städten auszeichnete, ungemein zuſagten.

Mittlerer Größe, hochblond, rothwangig und im höchſten Grade bon enfant, machte er den Eindruck eines gutmüthigen, offenherzigen Burſchen. Die kleinen grauen Augen ſprühten Feuer und die Lippen umſpielte ſtets ein freundliches Lächeln, das ſelbſt in den ſchwerſten Zeiten nur für kurze Momente verſchwand. Heiteren Gemüthes, liebte er Scherz und Witz und zu jener Epoche, vielleicht der glücklichſten ſeines ganzen Lebens, auch wohl manchen tollen Streich. Bald gewann er ſich die Herzen ſeiner Kameraden und wurde ein Liebling in den ariſtokratiſchen Salons, denen er indeß den intimen freundlichen Verkehr mit einer Schweizer Familie, de la Rue, vorzog. In jugendlichem Uebermuth ließ er ſeiner Zunge oft freien Lauf, und einmal entſchlüpfte ihm eine humoriſtiſche mokante Bemerkung über das Hofleben. Einer ſeiner Vorgeſetzten, der in dem jungen ſprudelnden Offizier einen gefährlichen Brauſekopf ahnte, hinterbrachte ſeine Worte mit verleumderiſcher Entſtellung dem Prinzen Carignano, der, in der offenkundigen Abſicht ihn zu ſtrafen, ihn ſofort nach ſeiner Thronbeſteigung nach dem öden einſamen Fort Bard im Aoſte-Thale verſetzen ließ. Die Einſamkeit, Unthätigkeit, Widerwille gegen die militäriſche Disziplin, die ihm in dem heiteren Genua weniger drückend erſchienen war, vor allen Dingen aber Unmuth über das abſolutiſtiſche Verfahren, verſetzten ihn in einen Trübſinn, den zu bemeiſtern er ſich nicht ſtark genug fühlte, und der damit endete, daß er von ſeinem Vater die Erlaubniß den Abſchied zu fordern

verlangte und erhielt. Er lebte hierauf im Elternhause, theils in der Stadt, mehr auf den Gütern, und machte häufige Ausflüge nach Genf. Sicherlich regte sich in ihm schon damals, ja schon früher, tiefes Mitleid mit den Leiden Italiens und lebhafte Neigung zur politischen Thätigkeit, welche nicht frei war von Trachten nach Ruhm und Größe. Briefe aus jener Zeit, welche gleichzeitig darlegen, wie sehr er seinen Jahren voraus war, verrathen es. 1829 schrieb er an einen englischen Freund: „. . . . . Beklagen Sie Diejenigen, die sich an den edlen Prinzipien moderner Civilisation genährt haben und nun zusehen müssen, wie ihr Vaterland von den österreichischen Bajonetten verwüstet wird!“ Und in einem Briefe vom 2. Oktober 1832, an die Marquise Julia Faletti di Barolo, bekennt er ganz offenherzig seine bereits überwundenen Illusionen der Eitelkeit, seine Träume von Ruhm, Größe und Macht.

„Ich will offen gestehen — schreibt er —, daß es eine Zeit gab, wo ich dachte, es gäbe nichts, das über meine Kräfte ginge, wo ich es für ganz natürlich hielt, eines schönen Morgens als leitender Minister des Königreichs Italien zu erwachen.“

In Turin verkehrte er viel mit vornehmen französischen Emigranten, vorzugsweise mit der eben genannten Marquise, deren Umgang ihn ihres scharfen Verstandes und treffenden Urtheils halber ungemein fesselte, ungeachtet der Altersverschiedenheit und der entgegengesetzten politischen Ansichten: die Dame war feurige Legitimistin, der junge Graf Verehrer Royer Collard's und Casemir Perrier's. Ein häufiger Gast war er im Hause des Herrn von Barant, eines eben so feinen Weltmannes wie klugen Staatsmannes, der in ihm richtiges Verständniß und Sympathie für die französische Nation erweckte. Sein Umgang mit dem Attaché der französischen Gesandtschaft, Grafen Haussenville, lenkte zuerst die Augen der österreichischen Polizei auf ihn.

Als im Jahre 1832 der öſterreichiſche Geſandte in Turin erfuhr, daß der junge Graf Cavour einen Paß nach der Lombardei verlangt, warnte er die dortige Polizei durch folgendes Schreiben:

„Dieſer junge Mann gehört einer der angeſehenſten Familien in Piémont an, und ſein allgemein geſchätzter Vater iſt über die Aufführung ſeines jüngſten Sohnes aufs tiefſte betrübt. Alle Bemühungen, ihn auf den richtigen Weg zurückzuführen, ſind vergeblich. Er bedarf einer fortgeſetzten Aufſicht, denn ich halte ihn für einen höchſt gefährlichen Menſchen."

Cavour erhielt den Paß nach der Lombardei erſt 1836 und machte ſeine Reiſe mit warnenden Vorläufern, die ihm von Ort zu Ort voran gingen.

Während jener Jahre beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe mit volkswirthſchaftlichen und geſchichtlichen Studien und ſtudirte eifrig moderne Sprachen und Literatur. Mit großer Sehnſucht trieb es ihn immer wieder nach Genf. 1829 ſchrieb er an ſeine Tante, die Gräfin Sellon: „Ich fühle, daß mir die Genfer Atmoſphäre eine wahre Wohlthat ſein wird." Doch erſt im Jahre 1835, nach Veröffentlichung einer, ihm von der ſardiniſchen Regierung aufgetragenen ſtatiſtiſchen Arbeit über das engliſche Armen-Verwaltungsweſen begab er ſich auf längere Zeit dorthin.

Durch die Familie ſeiner Mutter und deren ausgedehnte Freundeskreiſe war er in Genf einheimiſcher als in Turin und führte dort ein ſeiner Natur zuſagenderes gemüthlicheres Leben, während ſeinem freien, wiſſensdurſtigen Geiſte reiche Nahrung geboten wurde. Er wohnte ſehr beſcheiden und lebte im intimſten Verkehr mit dem Grafen Sellon und dem Herzog Clermont Tonnerre und deren Familie. Auch andere Verwandte und Kreiſe einer anderen geiſtigen Richtung feſſelten ihn dort, beſonders das Haus des hochgelehrten Profeſſors der Phyſik,

Auguſts de la Rive, Korreſpondenten des Institute de France, deſſen Sohn, bedeutender Publiziſt und Mitarbeiter der Bibliothèque universelle de Genève, uns an ſeinem Buche über Cavour einen wahren Schatz hinterlaſſen hat. In dieſen Gelehrtenkreiſen, wo täglich bis in die Nacht hinein politiſirt und debattirt wurde, fand ſein nach Kenntniſſen ſtrebender Geiſt reichen Boden, und im Ideenaustauſch mit Fachmännern befeſtigte ſich ſein Urtheil und erweiterte ſich ſeine Anſchauungsweiſe. In demſelben Jahre reiſte er zum erſtenmale nach Frankreich und England, und hier trat er in eine neue Welt. In England erſtaunten ihn die in allen Schichten der Geſellſchaft herrſchenden aufrichtig royaliſtiſchen Geſinnungen, gepaart mit freiheitlichen Inſtitutionen, wie ſelbſt die freie Schweiz ſie nicht beſaß. Die Selbſtändigkeit des Verwaltungsweſens, die gänzliche Abweſenheit des in Piemont ſo drückenden Bevormundungsſyſtemes in Handel und Induſtrie, die Freiheit in Wort und Schrift, welche niemals in politiſcher Beziehung gemißbraucht wurde, den geſunden Sinn des Volkes, das eine Meinung, eine Stimme zu haben berechtigt war, bewunderte er, vor allem aber erfüllte ihn das Nationalbewußtſein des Engländers mit Sympathie und Hochachtung für dieſes Land, deſſen ſtaatliche wie Privateinrichtungen ihm fortan als Vorbild dienten, und zwar in ſo hohem Grade, daß man ihm ſpäter ſeine Anglomanie vorwarf. Dort — ſo ſagte er ſelbſt — wurde ihm der Begriff der perſönlichen Menſchenwürde auch außerhalb der Hochgeborenen und Hochgelehrten klar, und mit dieſem der Begriff der Menſchenrechte — des Völkerrechts. Mit andern Worten, dort durchſtrahlte ihn zum erſtenmale das Licht wahrhaftiger Freiheit, jener Freiheit, die nichts mit Revolutionen, Republikanern und Sozialdemokraten gemein hat; dort gingen ihm Dinge auf, ſammelte er Kenntniſſe und Erfahrungen, die er durch kein Studium erlernt und erfaßt haben

würde, dort lernte er vergleichen und urtheilen und wurde, wie er ſpäter an Herrn Naville in Genf ſchrieb, Centrumsmann und Gemäßigter.

Nicht geringere Aufmerkſamkeit widmete er dem hohen induſtriellen Aufſchwung Englands. Er weilte ſtundenlang in Fabriken und Maſchinenbauanſtalten und ließ ſich die Handhabung beſonders der neuen Ackerbaumaſchinen bis ins kleinſte Detail auseinanderſetzen. Auch bei großen Gutsbeſitzern wußte er ſich Zutritt zu verſchaffen und ſammelte Notizen über den engliſchen Feldbau. Der Aufenthalt in Paris war nicht weniger nutzreich und genußreich für ihn. Ein Einblick in ſeine Briefe aus jener Zeit erregt unſer Erſtaunen über die Geiſtesklarheit und Urtheilsreife, mit welcher er die kompliziertеſten ſozialen und politiſchen Fragen erörtert und lange, Zeitungsartikeln ähnliche Briefe verfaßt, welche nicht aus der Feder eines fünfundzwanzigjährigen Lebemannes, ſondern aus der eines in politiſcher Thätigkeit herangereiften Mannes zu fließen ſcheinen.

In beiden Ländern öffnete ſein Name ihm die Pforten der höchſten geſellſchaftlichen Schichten, doch beſuchte er vorzugsweiſe diplomatiſche Kreiſe. Allen Staatsmännern, Politikern und hervorragenden Journaliſten näherte er ſich und knüpfte Verbindungen an, was vielleicht ſchon damals nicht ganz abſichtslos geſchah. Sein Frohſinn und Geſelligkeitsbedürfniß wurden dadurch nicht geſchwächt; im Gegentheil: er koſtete auch die Freuden der leichtlebigen Pariſer Geſellſchaft und erklärte den Pariſer Salon, deſſen Seele geiſtreiche Frauen waren, wo Fürſten, Grafen und Diplomaten Maler, Sänger und Dichter zur Seite ſaßen und man in freier, ungezwungener Weiſe über Politik, Wiſſenſchaft und Kunſt diskutirte für „einen Genuß, der mit nichts anderem zu vergleichen ſei“. Erſt nach dem Aufenthalte in der Fremde — erklärte er offenherzig — habe er ſeine lächerliche Ueberhebung erkannt, wenn er ſich durch

ſeine Herkunft, durch den unmittelbaren Verkehr ſeines Vaters mit dem Könige und Prinzen, für ein über andere Menſchenklaſſen erhabenes Geſchöpf gehalten hatte.

Wir geſtatten uns hier die Bemerkung, daß trotz dieſes Enthuſiasmus, trotz der warmen Freiheits- und Gleichheitsgefühle, von denen in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts die Luft ganz Europas geſchwängert war, Cavour doch nur die Hülle des Ariſtokraten, das heißt die enggeiſtigen Kaſtenvorurtheile abwarf. Sein Geiſt und ſeine Seele blieben ariſtokratiſch im edelſten Sinne des Wortes. Sein Stolz ſträubte ſich gegen ſpätere niedrige Verleumdungen in ſo hohem Grade, daß er ſie ſelten der Erwiderung würdigte, und der Verkehr mit Niedriggeſinnten war ihm peinlich, widerwärtig.

In Paris erneuerte er die Bekanntſchaft einer Dame, welche einen der hervorragendſten Salons hielt, der ebenſo geiſtreichen wie hochgebildeten und tieffühlenden Gräfin Anaſtaſia Circourt-Kluſtine, Ruſſin von Geburt und an einen franzöſiſchen Edelmann verheirathet, die er in Genf kennen gelernt hatte und mit der er bis an ſein Lebensende ein reines, edles Freundſchaftsband erhielt. Die an dieſe Dame gerichteten Briefe, in denen der feine ſcharfſichtige Diplomat und der edle warmherzige Menſch ineinander verſchmelzen, bilden die Perle der Cavour'ſchen Briefſammlung.

In Frankreich und England regte der Patriotismus in dem künftigen Gründer des italieniſchen Reiches ſeine Schwingen mächtiger als jemals; nicht der ſchwärmeriſch-enthuſiaſtiſche, achtzehnjährige Patriotismus, nicht der kleinliche dünkelhafte, der auf dem bekannten „Chez nous" beruht, wohl aber ein tiefempfundener, ſchmerzlicher, aus Stolz und Eiferſucht gebildeter Patriotismus, der zur Erkenntniß der Mängel und Gebrechen des eigenen Vaterlandes führt. Immer lebhafter drängt ſich ihm der Gedanke auf, daß auch ſein, in jeder Hinſicht ſo reich

ausgestattetes Land — und damit meinte er schon damals ganz Italien — auf gleichem Höhepunkt der Civilisation und des materiellen Gedeihens stehen könnte, wäre es nicht durch jahrhundertlange Tyrannei, durch Fremdherrschaft und Priesterwirthschaft unterjocht und geistig verkommen. Hatte doch auch England vielhundertjährige Kämpfe überstanden — waren doch Frankreichs Ströme mit Blut gefärbt, um Menschenrechte zu erringen!

Bei seiner Rückkehr nach Piemont erschienen ihm Menschen und Dinge, politische und soziale Zustände in einem noch düstereren Lichte als zuvor, und es war ein wirkliches Opfer seinerseits, daß er den Vorstellungen seiner Freundin, der Gräfin Circourt, und der vielen italienischen Verbannten, die auf ihn eindrangen in Paris zu bleiben, nicht Gehör lieh, sondern in der „drückenden piemontesischen Luft" besserer Zeiten harrte. Die Anregung, die er im Auslande erhalten, die Lage seines Landes und der unstillbare Thätigkeitsdurst drängten ihn gewaltig zum Handeln, und schon damals brannte er danach, in die Arena des politischen Lebens zu treten. Er kannte seine Kraft, doch auch die für den Moment unüberwindlichen Hindernisse. Piemont besaß viele bedeutende Männer reifen Alters, und alle wurden von den Staatsgeschäften ferngehalten, wofern sie auch nur im Verdacht freiheitlicher Gesinnungen standen. Wie viel mehr mußte dies bei dem mit modernen Fortschrittsideen getränkten jungen Cavour der Fall sein, der ohnehin kein Günstling des Königs war. Die Bewegungen in den übrigen italienischen Staaten gingen von dem „jungen Italien" aus, und in den Köpfen fanatischer Volksmassen und rasender Parteiführer, deren Endpunkt Umsturz war, verwirrten sich die Begriffe Freiheit und Unabhängigkeit mit Anarchie und Vernichtung und waren untrennbar von Republikanismus und Demagogenthum. Sich diesen Bewegungen anzuschließen war seinen unerschütterlich monarchi-

ſtiſchen Prinzipien entgegen, und ſelbſt, hätte er es gethan, wer würde an die Aufrichtigkeit eines Ariſtokraten, eines Höflingsſohnes geglaubt haben?

Cavour mußte ſich bezwingen und warten. Er ging auf den Vorſchlag ſeines Vaters ein und übernahm die Verwaltung der Familiengüter. In kurzer Zeit gewann er den Ackerbau und das Landleben ſo lieb, daß er ernſtlich die Abſicht hatte, ſich ihm ganz zu widmen. Die übernommenen Funktionen genügten ihm nicht, und er machte auf eigene Rechnung allerlei Experimente und Spekulationen, um ſich zu bereichern, die indeß keinen ſehr glänzenden Erfolg hatten. Gleichzeitig verfolgte er auf das genaueſte die politiſchen Ereigniſſe und miſchte ſich indirekterweiſe hinein, wo immer ſich eine Gelegenheit dazu bot. Zu jener Zeit erſuchte ihn Profeſſor Auguſt de la Rive, vielleicht um ſeine reichen Geiſtesgaben nicht ſchlummern zu laſſen, um einige Aufſätze für die Bibliotèque universelle de Genève. Das Anerbieten ſchmeichelte ihm und gab ihm Gelegenheit, ſeine Studien zu verwenden, doch er beſaß wenig Selbſtvertrauen bezüglich ſeiner klaſſiſchen und literariſchen Bildung, deren Vernachläſſigung, wie er es nannte, er oft laut bedauerte, und ſtellte die Bedingung, daß man niemals Arbeiten von ihm verlange, bei denen die Phantaſie im Spiele ſei.

Im Jahre 1836 bereiſte er die Lombardei und 1837 und 1843 weilte er wieder längere Zeit in London und Paris. Während dieſer letzten Reiſen entwickelte er eine Thätigkeit, bei welcher er ſich kaum den nöthigen Schlaf gönnte. Er wohnte den Kammerverhandlungen und politiſchen Verſammlungen bei, betrieb induſtrielle Geſchäfte, ſammelte Notizen, pflegte eine ausgedehnte Korreſpondenz, beſuchte Klubs, Theater, Konzerte, Salons. Abgeſpannt weilte er bei der Rückreiſe längere Zeit bei ſeinen Freunden de la Rive in Preſinge bei Genf, und erholte ſich an der Ruhe des Landlebens und am Studium

vorzugsweiſe engliſcher Geſchichte und Volkswirthſchaft. Wir entlehnen den Mittheilungen ſeines Vetters de la Rive folgende Einzelheiten über ſeine Gewohnheiten, welche ſeine Perſönlichkeit charakteriſiren.

„. . . Cavour nahm gleich von Anfang ſeine privaten Lebensgewohnheiten in ſein öffentliches Leben mit hinüber. Er ſtand ſehr früh auf: um vier, ſpäteſtens um fünf Uhr. Die frühen Morgenſtunden widmete er ſeiner amtlichen oder Privatkorreſpondenz, der Geſchäftsführung ſeiner Güter, dem Studium von Fragen, die ihm zu ſchaffen machten, gern auch dem Empfange von Bittſtellern, der Ertheilung von Audienzen; und da ſpielte wohl manchmal etwas Bosheit mit herein.

Er arbeitete leicht, hatte eine wunderſame Fähigkeit, von einem Gegenſtand zum anderen überzuſpringen, ſein Denken ohne Vorbereitung der nächſten Angelegenheit anzupaſſen, angefangene Arbeiten, abgebrochene Gedankenreihen genau an demſelben Punkte, wo er ſie gelaſſen hatte, wieder aufzunehmen. Oft unterbrach, aber niemals ſtörte man ihm. Mit Ausnahme längerer Depeſchen, Cirkulare und für die Oeffentlichkeit beſtimmter Schriftſtücke, die er gewöhnlich diktirte, ſchrieb er ſeine ſämmtlichen Briefe eigenhändig. Er ſchrieb nicht ſchnell, aber ſicher, ohne einen Augenblick zu ſchwanken, zu ſuchen, in nüchternem Stil, ein treues Abbild des Gedankens, keinen Strich mehr, aber auch kein Wort weniger als nöthig war. Sofort nach Empfang eines Briefes beantwortete er ihn, und nicht eine ſeiner Antworten wäre ungenügend oder ungenau geweſen; er gab jede geforderte Auskunft, löſte jede geſtellte Frage und erledigte jedes Geſuch umgehend mit Ja oder Nein. „Der Geſchäftsgang," ſchrieb er 1844 an Naville, „iſt bei uns unerträglich ſchleppend, beſonders ſeit eine und dieſelbe Perſon die Miniſterien des Innern und der Finanzen zugleich leitet. Die Rückſtände ſind grauenhaft, und man wird nur über ſie Herr

werden können, wenn man die beiden Miniſterien trennt.“ Zehn Jahre ſpäter war das ſicherſte Mittel ſich der Rückſtände zu entledigen nicht das, die Miniſterien zu trennen, ſondern ſie in Cavours Hände zu vereinigen.

Alſo ehe er ſich auf ſein oder beſſer auf ſeine Büreaus begab, nahm Cavour ſeiner Gewohnheit gemäß gegen neun oder zehn Uhr ein leichtes Frühſtück, beſtehend in zwei Eiern und einer Taſſe Thee. Dann hatte er bereits einen Theil der Geſchäfte perſönlich, ohne einen ſchläfrigen oder unverſtändigen Mittelsmann, abgethan. Wer jemals bei Verwaltungsſtellen hat Spießruthen laufen müſſen, von Kanzlei zu Kanzlei, von Aktenſtoß zu Aktenſtoß, zwanzigmal der Laune eines Beamten preisgegeben, der wird begreifen, welche Wohlthat für das Publikum Cavours Rührigkeit war, und daß man ſich ihm ſo leicht nähern konnte, dazu die Promptheit, die Klarheit und zugleich, kraft ſeiner offiziellen Stellung, die Gewichtigkeit ſeiner Antworten. Und für ihn ſelbſt waren dieſe Vortheile nicht geringer als für das Publikum. Die Verwaltungsſorgen vom Halſe und ſein Penſum hinter ſich zu einer Tageszeit, wo die meiſten das ihrige erſt anfangen, konnte er ſich mit freiem Geiſt und Gemüth den Konferenzen mit den fremden Geſandten, dem Miniſterrathe, den Kammerdebatten hingeben; konnte ſich ſeinen eigenen Gedanken überlaſſen, über ſeine Reden nachſinnen; konnte Unterhaltungen mit ſeinen Kollegen, gemüthliche Plaudereien mit Freunden und Bekannten, mit ſeinen Gegnern, mit dem erſten Beſten pflegen, kurz, er konnte ſich der großen und kleinen Politik hingeben wie der Muße, die ihm ſeine nationale Arbeit übrig ließ. Freilich kam eine Zeit, wo ihm die Gewohnheit, alles, auch das Kleinſte, ſelbſt zu beſorgen, alles ſelbſt zu expediren, zu einer ſchweren Laſt wurde, mit der er ſich nur abfinden konnte, wenn er bis in die Nacht hinein arbeitete, nachdem er mit Tagesanbruch begonnen. Aber in den

erſten Jahren waren die Arbeiten weniger zahlreich und weniger ſorgenſchwer.

Nach dem Frühſtück begab er ſich ins Miniſterium, zu Fuß, muntern Schrittes, rechts und links, oft mit einem Scherzworte, guten Morgen wünſchend. Alle grüßten ihn und viele ſprachen ihn an, wenn nicht ſein eiliger Schritt oder ſeine umwölkte Stirn auch die Zudringlichſten verſcheuchte. Im Miniſterium las er die Depeſchen, durchflog die Zeitungen, ging durch alle Büreaus, trieb die Beamten an und ertheilte Audienzen. Von da begab er ſich zum Könige, in den Kabinetsrath, in den Senat oder in die Kammer. Endlich ging er nach Hauſe und ruhte ſich auf dem Wege einen Augenblick bei ſeiner Nichte, der Gräfin Alfieri, aus, in deren vertrautem Umgang er gern den Miniſter vergaß. Um ſechs Uhr ſpeiſte er mit ſeinem Bruder. Darauf zog er ſich in ſein Kabinet zurück, ſuchte ſich zwiſchen Haufen von Zeitungen, Büchern, Broſchüren, Manuſkripten, Telegrammen, zerriſſenen Couverts, alten und neuen Briefen einen leeren Lehnſtuhl, ſteckte eine Cigarette an und ſchlummerte ein Weilchen. Dann ſetzte er ſich wieder an die Arbeit. In Geſellſchaft ging er nur, wenn ſeine Gegenwart durchaus geboten war. Dagegen verbrachte er gern ein Stündchen oder zwei im Theater. Kurz, abgeſehen von außergewöhnlichen Fällen, die freilich am Ende alltägliche wurden, legte er ſich zeitig, vor Mitternacht, zu Bette.

Wer die materielle, äußere Ordnung mit der Ordnung im Denken verwechſelt, wird erſtaunt ſein, wenn er von dem Durcheinander und Uebereinander in Cavours Studirzimmer hört, einer Unordnung, die ſo arg war, daß ich einſt meinen Hut, den ich auf ein Möbel geſtellt, nicht wiederfinden konnte, während Cavour ſelbſt einmal einen Zettel, der unter die zerſtreuten Papiere gerathen war, ſeit drei Tagen ſuchte."

Nach Turin zurückgekehrt, ſchien ihm der moraliſche Hori-

zont Piemonts „von einem abscheulichen Unterdrückungssystem verdunkelt". So schrieb er an de la Rive: „..... Ja, mein Lieber, jetzt sind es zwei Monate, daß ich eine von Unwissenheit und Vorurtheilen geschwängerte Luft einathme, daß ich in einer Stadt lebe, wo man sich verstecken muß, um einige Ideen auszutauschen, die aus der politischen und moralischen Enge, in welche die Regierung die Geister einpferchen will, heraustreten ....."

Gleichzeitig bietet er ihm einen Artikel über Irland an und eine Kritik eines landwirthschaftlichen Studienwerkes von Chateauvieux, und erwartet die Antwort „die Hände im Schoß". Er weilte einige Zeit in Leri, förderte Kanalbauten im Innern und Eisenbahnprojekte zwischen der Schweiz und Frankreich. Im Herbst desselben Jahres gründete er in Turin eine Whistgesellschaft nach dem Vorbilde der Klubs von London und Paris, was in Betracht des Landes und der Zeit als eine wirkliche Errungenschaft zu betrachten war. Bald darauf betheiligte er sich lebhaft bei Gründung einer Ackerbaugesellschaft, welche die freisinnigsten Elemente in sich schloß und deren Hauptzweck war, Gelegenheit zu politischen Besprechungen zu geben. Hader und Zwietracht traten ihm in den Weg. Die sich stets steigernde Unpopularität seines Vaters erschwerte ihm alle Unternehmungen; man haßte ihn nicht, doch man unterschob, hier aus Neid, dort aus Vorurtheil gegen den Sohn des Höflings, seinen Handlungen falsche schlechte Gründe. Seine in Genf und Paris erschienenen und rühmlichst anerkannten Arbeiten, über Pauperismus, Eisenbahnen, englische Handelsreformen, in denen seine Verehrung für Robert Peel hervortrat, waren in Piemont nicht allgemein bekannt, und Cavour war nicht der Mann, Propaganda für sich zu machen. Einige Mitglieder der erwähnten Gesellschaft wurden aus von ihr unabhängigen Gründen polizeilich verfolgt und des Landes verwiesen. Es hieß,

Cavours Vater habe dieſe Verfolgungen veranlaßt. Als man im Jahre 1847 in einer zahlreichen Verſammlung verſchiedene, dem Könige Karl Albert vorzulegende Reformen erörterte, trat Cavour, der nie etwas Halbes that, hervor und machte den Vorſchlag, man ſolle ſtatt deſſen frei und frank die Verfaſſung fordern. Dieſe Kühnheit erregte allgemeines Erſtaunen, doch bald folgte Murren und man verwarf den Antrag, weil er in der feſten Vorausſicht gemacht worden ſei, der König werde die Verfaſſung nicht geben, ſondern, gereizt, alle Reformen verweigern. Cavour kündigte bald darauf ſeinen Austritt an, doch ohne Rachegefühl noch Zorn, Empfindungen, die ihm überhaupt fern lagen. „Il n'y a rien de plus ridicule que la rancune en politique," pflegte er zu ſagen.

Im Jahre 1847 gründete er im Verein mit Cäſar Balbo eine Zeitung in Turin, „Il Risorgimento", und 1849 nahm er den Titel des Direktors und verantwortlichen Redacteurs des Blattes an. Damit trat er in die Oeffentlichkeit und ſtand auch ſofort zwiſchen zwei Feuern. Hier die Angriffe der Rückſchrittler, dort die Feindſeligkeiten der Umſturzpartei. Weit entfernt davon, ſich entmuthigen zu laſſen, waren ihm dieſe Kämpfe gewiſſermaßen ein Stimulant. „Wahrhaftig — ſchreibt er im Januar 1849 an ſeinen Freund und Mitarbeiter Caſtelli —, wenn ich meinem Humor freien Lauf ließe, würden mich die Vorgänge über alle Maßen amüſiren, denn die Komödie, die ſich vor unſeren Augen abſpielt, iſt unbezahlbar, beſonders in der Provinz. Der kleinſte Apotheker, der erbärmlichſte Dorfpfaffe maßt ſich, mit ſeiner Gazetta del popolo bewaffnet, das Recht an, uns, ich meine Sie und mich und Alle, die für das Blatt arbeiten, als bornirte Dummköpfe zu kritiſiren. In Cigliano wagten meine Freunde gar nicht meinen Namen zu nennen bei den letzten Wahlen, ſo unbeliebt bin ich bei der Dorfpolitik geworden. Dieſes nicht ſehr ſchmeichelhafte Reſultat iſt aber durchaus nicht imſtande,

mir das politiſche Leben zu verleiden; ich betrachte es als eine unvermeidliche Epiſode, die man ohne Zorn und ohne zurückzuſchrecken hinnehmen muß ....“

Zuweilen überkam ihn nach ſolchen Kämpfen eine mehr phyſiſche als geiſtige Abſpannung; dann zog er ſich auf einige Zeit nach Leri zurück, bewirthſchaftete mit erneuertem Eifer ſein Gut und ſchaffte ſich eine Thätigkeit, die im Sommer wie im Winter um fünf Uhr Morgens begann. Er führte Neuerungen ein, Drainage, künſtlichen Dünger, Raſſenzucht, veranlaßte ſeine Pächter und Nachbarn ein gleiches zu thun, ſchrieb Artikel zur Hebung des Bauernſtandes durch geſunde Wohnungen und Schulen und förderte aus allen Kräften die Gründung von Ackerbau-Vorſchußbanken, um den kleinen Grundbeſitzern und Pächtern, deren Lage eine höchſt drückende war, zu Hülfe zu kommen. Infolgedeſſen ſchrieb man in den Zeitungen: der Graf Cavour werfe ſich in Spekulationen, und als in einem Jahre ſeine Güter eine überaus reiche Kornernte gaben, hieß es, die Brüder Cavour ahmten die Kornjuden nach und ſpeicherten Getreide auf, um es im Moment der Hungersnoth zu vierfachen Preiſen zu verkaufen. Im Jahre 1853, als er bereits Finanzminiſter war, nahm man an dieſen Gerüchten Veranlaſſung zu einer feindſeligen Demonſtration.

Am Abend des 18. Oktobers verſammelte ſich an der Porta Palazzo eine Rotte Menſchen und begab ſich unter ſtetem Anwachſen nach Cavours Palaſt, um ihn zu ſtürmen. Carabiniere und einige Offiziere der Nationalgarde vertrieben die Unſinnigen, als ſie bereits die Hausthüre geſtürmt und auf die Treppen eingedrungen waren. Cavour befand ſich im Miniſterium, wo man ihn benachrichtigte. Von mehreren Deputirten begleitet, begab er ſich nach der Polizei und verhehlte nicht ſein Erſtaunen, daß die Polizei, die von dem Miniſter des Innern, St. Martino, dem die beabſichtigte Demonſtration hinterbracht worden war

und der Befehl ertheilt, ſie zu unterdrücken, nichts dagegen gethan hatte. Noch am folgenden Tage, als er ſich in Begleitung La Marmoras und Caſtellis nach dem Miniſterium begab, ertönte auf ſeinem Wege feindſeliges Pfeifen.

Im Jahre 1848 betrat Cavour zum erſtenmale den parlamentariſchen Kampfplatz; bei den Wahlen für das erſte Subalpinen-Parlament lies er ſich auf die Wahlliſte von Vercelli eintragen und wurde von ſeinen Anhängern für mehrere andere Wahlbezirke vorgeſchlagen. Er hoffte auf keinen Erfolg und fiel auch wirklich durch. Er war entmuthigt, doch zu ſtolz, um es durchfühlen zu laſſen und zu gerecht, um erzürnt zu ſein. Von Leri, wohin er ſich während der Wahlen zurückgezogen hatte, ſchrieb er an den Rechtsanwalt Caſtelli:

„... Ihre Freundſchaft für mich macht Sie zu ſtrenge gegen unſere Mitbürger, die doch gewiß zu entſchuldigen ſind, wenn ſie mich nicht zum Deputirten wählen wollen. Viele hegen antiariſtokratiſche Vorurtheile, die kein perſönliches Verdienſt bekämpfen kann. Ich habe zu viel von der Voreingenommenheit des Kaſtengeiſtes geſehen, zu viel von den Prätenſionen der Betitelten zu leiden gehabt (und noch zu leiden), als daß ich jetzt über die entgegengeſetzten Prätenſionen der Volksklaſſen erzürnt ſein ſollte .."

Es war eine Ueberraſchung für ihn, als er bei den Ergänzungswahlen für vier Bezirke gewählt wurde: Turin, Igleſias, Monteforte, Cigliano.

Für einen Mann wie Cavour genügte es, ſich auf das Streitroß geſchwungen zu haben, um die Zügel für immer zu halten und feſt im Sattel zu bleiben.

Cavours Freiheitsbeſtrebungen unterſchieden ſich weſentlich von denen der meiſten Freiheitskämpfer; ſie umfaßten einen weiteren Horizont als nur die Erlöſung vom Drucke tyranniſcher Despoten. Der Jugendtraum von Größe und Macht war er-

loſchen und die Politik diente ihm nicht — wie ſo Vielen — als Mittel zur Erreichung ehrgeiziger perſönlicher Zwecke, noch zur Ruhmerhebung ſeines Königshauſes. Der Endzweck, nach dem er ſtrebte, dem er einem Miſſionär gleich ſein Leben weihte, war Civiliſation und ſittlich moraliſche Erhebung, das materielle Gedeihen einer Nation, welche ihrer Naturanlage nach in höchſtem Grade dazu berechtigt war, den anderen europäiſchen Völkern gleich zu ſtehen.

Cavour war ein entſchiedener Feind aller Zerſplitterungen, aller Einmiſchungen und Eindringlinge. Man erinnere ſich ſeiner feinen Politik, als bei den Vorbereitungen der Annektirung Toskanas, der Prinz Napoleon als eifriger Fürſprecher bei Napoleon III. auftrat und heimlich mit Toskana liebäugelte, wie eine Kokette mit den Kindern eines Wittwers, deren Stiefmutter ſie werden möchte. Von dieſem Geſichtspunkte der Einheit und Unabhängigkeit ſprach er das große Wort: Freie Kirche im freien Staate, erklärte er gleich zu Anfang ſeiner politiſchen Thätigkeit die Nothwendigkeit, Rom müſſe die Hauptſtadt Italiens ſein, erklärte die weltliche Macht des Papſtes für eine gegen den Zeitgeiſt ſtrömende Inſtitution. Fern von jeder religiöſen Freigeiſterei, lag es niemals in ſeiner Geſinnung, das Papſtthum als ſolches zu ſchwächen, wie er auch niemals den Klerus als Klerus angriff, ſondern nur ihn in ſeine Grenzen wies, wenn er machthaberiſch aus ſeiner eccleſiaſtiſchen Wirkſamkeit heraustrat und ihm, durch Mißbrauch ſeiner Privilegien, Hinderniſſe in den Weg legte. Von demſelben Geſichtspunkte war er Royaliſt. Nicht nur die anerzogenen Prinzipien und ſeine perſönliche Hingebung an das Haus Savoyen machten ihn dazu: er war Monarchiſt, weil er die erblich konſtitutionelle Monarchie für die ſicherſte und beſtändigſte Regierungsform hielt. Oft verzweifelte er faſt an der Erreichung ſeines Zieles: war doch das italieniſche Volk, mit Ausnahme Piemonts und vielleicht Toskanas, durch die Qualen,

welche es durch die österreichische, die päpstliche und bourbonische Regierung gelitten, geradezu verwildert. Wenn diese von Knechtschaft und Hunger gereizten Massen ihre Fesseln in einem unrichtigen Augenblick sprengten, würde sein ganzes Gebäude zusammenstürzen, und bei den bedeutenden, aber maßlosen Kräften, welche die Republikaner an einem Mazzini, Garibaldi und Anderen besaßen, stand das stets zu befürchten.

Piemont besaß, durch die vorgeschrittene Civilisation, den ernsten, nüchternen Volksschlag und die Ehrenhaftigkeit seiner, wenn auch absolutistischen Herrscher ein gewisses Uebergewicht über die anderen italienischen Staaten. Ein großer Schritt war gethan, als Cavour zur Macht gelangte: die Verfassung war ertheilt, das Parlament organisirt und damit das dringendste Begehren der Bevölkerung befriedigt. Doch diese Umwälzung brachte unbeschreibliche Komplikationen mit sich, und Cavour oblag es, das verworrene Garn zu entwirren, ehe er sich an den Webstuhl setzen konnte. Glücklicherweise standen ihm viele vortreffliche Männer zur Seite, wie sie selten ein Land gleichzeitig aufzuweisen hat. Wir nennen einen Gioberti, Balbo, Salmour, d'Azeglio, Santa Rosa, La Marmora, Depretis und viele Andere, alle von demselben Streben beseelt. Ein anderer günstiger Umstand war die fast unerwartete Thronbesteigung Viktor Emanuels und die Persönlichkeit dieses hochherzigen, verständigen, einsichtsvollen Fürsten. Viktor Emanuel besaß große Menschenkenntniß und verstand es vielleicht besser, seine persönlichen Antipathien zu überwinden, als seinen Sympathien Schweigen zu gebieten. Er war langsam und unentschlossen bei Besetzung eines wichtigen Amtes, doch hatte er sich einmal von der Richtigkeit seiner Wahl, von der Leistungsfähigkeit der Männer, denen er ein Amt übergeben, überzeugt, schenkte er ihnen auch volles Vertrauen und legte ihnen niemals durch kleinlichen Despotismus Hindernisse in den Weg.

Die Beziehungen zwiſchen Cavour und dem Könige waren eigener Art. Viktor Emanuel liebte ihn in der erſten Zeit nicht, doch er anerkannte die immenſen ſtaatsmänniſchen Fähigkeiten und die geiſtige Ueberlegenheit ſeines Miniſters und unterſtützte alle ſeine großen Pläne und Handlungen, ſelbſt da, wo ſie gegen ſeine perſönliche Anſicht waren oder gar ſein Gewiſſen drückten, wie das z. B., bei der großen Frömmigkeit des Königs und ſeiner Familie, bei Beſchränkung der Prieſtermacht der Fall war. Oft freilich gab es ſtürmiſche Scenen, bei denen doch aber immer Cavour recht behielt. Es heißt, bei jenem hitzigen tête-à-tête während der Friedenspräliminarien von Villafranca ſei Cavour ſo aufgebracht geweſen, daß der König ihm geſagt: „Ruhig, ruhig, vergeſſen Sie nicht, daß ich der König bin," worauf Cavour, außer ſich, gerufen hätte: „Vorderhand bin ich König, und das wiſſen die Italiener." Und Viktor Emanuel ebenſo heftig: „Was ſoll das heißen, Sie ſind König?" ... Dann hätte er ihm den Rücken gekehrt und das Zimmer verlaſſen. Doch Viktor Emanuel war ein zu gerechter Mann, als daß er die begründete Entrüſtung Cavours nicht hätte einſehen ſollen; und ließ er ſich auch durch momentanen Groll ſoweit hinreißen, daß der geſchmeidige Rattazzi auf eine für Cavour faſt kränkende Weiſe in ſeiner Gunſt ſtieg, hegte er darum doch aufrichtiges Wohlwollen für ihn. Die Thränen, die an Cavours Todtenbette ſeine Augen füllten, beweiſen es.

Während der erſten Jahre ſeiner Thätigkeit gehörte Cavour der gemäßigt-liberalen Partei an. Im Jahre 1850 erhielt er im Miniſterium d'Azeglio das erſte Portefeuille, das der Landwirthſchaft und des Handels, dem ſpäter das der Marine zugefügt wurde.

Das Erſcheinen auf den Miniſterbänken des „Direktors des Riſorgimentos" wurde von ſeinen Gegnern in den Zeitungen mit Spott und Hohn begrüßt, dem nicht Zweifel an ſeinen

Fähigkeiten, sondern kleinlicher Neid zu Grunde lag und der von gar keiner Tragweite war. Wichtiger war das Verhalten einer Partei, welche, wenn auch numerisch klein, durch ihren gewandten Führer im Parlament hervortrat, nämlich des linken Centrums, das sich in der dritten Legislatur im Jahre 1849 unter Rattazzi gebildet hatte. Rattazzi betrachtete Cavours Eintritt in das Ministerium als einen ersten Schritt zu einer Reform der Majorität. Er hatte keine persönlichen Beziehungen zu dem neuen Minister und suchte sich ihm durch beifällige Artikel in einem Organ seiner Partei zu nähern, für welche Cavour wahrscheinlich taub geblieben wäre, hätte es nicht in seiner Absicht gelegen, sich der Linken zu nähern, in der er, ungeachtet der Meinungsverschiedenheit in Politik und Finanzwesen, stets eine Stütze fand, wenn es sich um Handels- und Klerusfragen handelte. Die Umstände beschleunigten seinen Plan. Als die Abgeordneten der Rechten, bei den Wahl- und Preßgesetzen hartnäckig rückwärts schritten, sagte er sich von dieser Partei los und schloß sich dem linken Centrum an, in der Absicht mit Hülfe Rattazzis durch Verschmelzung in das rechte Centrum eine neue liberal-konservative Partei zu bilden. Diese Phase der Geschichte des italienischen Parlamentes ist unter dem Namen das Connubio bekannt. Es wäre zu weitläufig, Cavour stufenweise bis zum Höhepunkt zu folgen und die Ministerportefeuilles aufzureihen, die ihm nach und nach fast alle, oft mehrere zugleich anvertraut wurden. Anstaunungswerth ist seine Kühnheit, Energie und Festigkeit, gepaart mit Mäßigung und kluger Nachgiebigkeit, wenn es galt, mit tiefeingreifenden Reformen durchzudringen bei denen er oft das ganze Land wider sich hatte, wie z. B. bei Einführung des Freihandels, Abschaffung der Gerichtsbarkeit der Geistlichkeit, Aufhebung der Klosterorden, wobei er riskirte, seine so schwer erworbene Popularität einzubüßen. Dort schaarten sich die persönlich Interessirten zusammen zu einer Liga und

warfen ihm vor, er gehe mit Rieſenſchritten vorwärts, denen das Land nicht folgen könne, führe Induſtrie und Handel dem Untergange zu; hier eiferten ein Brofferio und Valerio, Führer der extremen Partei, in ſchwungvollen Deklamationen, welche die Maſſen beſtachen, er halte zum Klerus, und beantragten nicht nur die Abſchaffung der prieſterlichen Privilegien, ſondern womöglich Abſchaffung der Prieſter und der Kirche ſelbſt. Zu den inneren Wirren geſellte ſich die verzweifelte Lage Süditaliens und der Kirchenſtaaten mit Aufſtänden, Verſchwörungen, Maſſenhinrichtungen, und ſchließlich die in jener Zeit höchſt komplizirte äußere Politik, bei welcher das kleine unbedeutende Königreich Sardinien noch gar kein Recht hatte mitzureden, wohl aber auf den Rückſchlag der äußeren Begebenheiten gefaßt ſein mußte. Die Reibungen zwiſchen Oeſterreich und Piemont ſteigerten ſich, über kurz oder lang mußte es zum Kriege kommen; wer würde der Verbündete ſein des ſchwachen Reiches gegen den anſehnlichen Feind?

Dem Lande dem übrigen Europa gegenüber den richtigen Standpunkt zu geben, war Cavours nächſte Sorge, und deshalb ſtrebte er ſo eifrig danach, es als Verbündeten Frankreichs und Englands am Krimkriege theilnehmen zu laſſen.

Dieſer Gedanke war gleich nach Bekanntmachung der franzöſiſch-engliſchen Allianz gegen Rußland im Kopfe des kühnen Miniſters Farini entſtanden und ſicherlich im Vertrauen mit Cavour erwogen worden, doch wollte dieſer mit ſeiner gewohnten Vorſicht vorgehen. Von der Aufrichtigkeit der napoleoniſchen Sympathien war er damals noch nicht durchdrungen, dagegen war er des Wohlwollens Englands gewiß, das heißt, als kluger Diplomat wußte er, daß die Erhebung des ſardiniſchen Reiches der engliſchen Politik nicht entgegen war. Den erſten Schritt zu thun war er zu ſtolz und zu klug; er bediente ſich der Vermittlung ſeines Freundes Caſtelli, der mit dem engliſchen

Botschafter in Turin, Sir Hudson, befreundet war. Während eines Besuches bei diesem führte Castelli die Unterhaltung auf die Allianz und auf die englischen Anwerbungen, und Sir Hudson bemerkte halb scherzend, es wäre gar nicht so übel, wenn Piemont ein kleines Hülfstruppencorps nach der Krim schicken wolle. Castelli begriff, daß dieser Gedanke nicht da zur Stelle, bei einer Tasse schwarzen Kaffee entstanden sei, und erwiderte, der Graf Cavour werde diesem Vorschlag vielleicht gern Gehör geben, es sei indeß zu bezweifeln, daß das Parlament die Kosten bewillige. Der englische Botschafter sprach die Ueberzeugung aus, seine Regierung werde die Ausrüstungskosten übernehmen und Piemont bei späterer Abrechnung sehr milde behandelt werden. Cavour hörte den Bericht dieser Unterredung stillschweigend und gespannt an, doch als Castelli auf diesen letzten Punkt kam, rief er unwillig: „Das fehlte noch! uns verschachern lassen! nie und nimmer! wir werden eine Anleihe in England machen und zwar auf einer Basis, bei welcher unsere Intervention berücksichtigt werden muß. Nun bitte ich Sie, kehren Sie zu Hudson zurück und bitten Sie ihn, mich morgen früh zu besuchen; will er nicht zu mir kommen, werde ich gern zu ihm gehen.“ In Cavours Geiste stand nunmehr das Bündniß wie abgeschlossen da, er triumphirte, ungeachtet der Schwierigkeiten, die ihm das Land und die Kammer in den Weg legen würden. Der Zustimmung des Königs, seines kriegerischen Königs, war er sicher.

Fast alle Zeitungen bekämpften den Plan, ein Expeditionscorps nach der Krim zu schicken. Man habe genug im Lande zu thun, hieß es. — Piemontesische Truppen sollten keiner andern Sache dienen, als der Sache Italiens — das Land habe kein Geld zu so extravaganten abenteuerlichen Expeditionen. — Als Cavour den Antrag Englands im Ministerrath vortrug und seine zustimmende Ansicht aussprach, hatte er nur einen

der Anweſenden für ſich: den König, deſſen Scharfblick ſofort die ganze Tragweite der Cavour'ſchen Politik durchſchaute. Die Miniſter La Marmora, Dabormida, Pallocapo und die große Majorität der Kammer waren dagegen. Ratazzi ſchwankte, trat aber ſpäter auf die Seite Cavours. Die öffentliche Meinung wurde durch die erſten glänzenden Erfolge zum Schweigen gebracht.

Die außerordentliche Tapferkeit der ſardiniſchen Truppen, die vorzügliche Haltung ihrer Führer, zog Piemont hohes, Lob und Anerkennung zu. Damit hatte es die Berechtigung errungen, ſich den Großmächten an die Seite zu ſtellen; damit hatte Cavour einen erſten, gewaltigen Schritt gethan, den Grundſtein zu einem künftigen Italien gelegt. Der Krimkrieg erhob die italieniſche Frage zu einer europäiſchen Frage, öffnete ihr die Pforten zum Pariſer Kongreß, gewann ihr die Sympathie und thatſächliche Beihülfe Frankreichs, führte zum Kriege von 1859.

Der nächſte Erfolg war die Aufforderung, am Pariſer Kongreß theilzunehmen.

Cavour wußte, daß die öffentliche Stimme ihm die Vertretung Piemonts auferlegen würde, und noch ehe etwas Entſchiedenes darüber beſchloſſen ward, machte er die Kabinetsmitglieder und ſeine Freunde mit dem Entſchluß bekannt, daß er die Miſſion nicht übernehmen werde. Vielleicht fürchtete er, als Vertreter des kleinen Reiches eine untergeordnete Rolle unter den Großmächten zu ſpielen, was ſeinen Stolz verletzt und der Sache Italiens geſchadet haben würde. Wahrſcheinlich auch iſt, daß ihn das Schwanken des Königs zwiſchen ihm und d'Azeglio verletzte. In der That, Maſſimo d'Azeglio wurde gewählt. Auch dieſer zeigte ſich wenig geneigt den überaus ſchwierigen Auftrag zu übernehmen, und erklärte freimüthig, er werde ſich nur dazu verſtehen, wenn er zuvor klaren Aufſchluß

darüber erhalten könne, welche Stellung Sardinien den Großmächten gegenüber einzunehmen berufen sei. Das Publikum unterließ nicht, seinen Mißmuth über die Wahl des Bevollmächtigten kundzugeben; es urtheilte richtig, wenn es, ungeachtet der allgemein anerkannten Verdienste d'Azeglios ihn, mit seinem reservirten Wesen, mehr das eines Gelehrten als eines Diplomaten, für wenig geeignet hielt, auf dem Kongresse, wo der Streiter für die Rechte Italiens seine Stimme werde laut erheben müssen, um vernommen zu werden, kühn hervorzutreten. Cavour hatte die Betheiligung am Krimkriege veranlaßt, das Land nur unwillig die Opfer an Geld und Blut gebracht, Cavour oblag es, das begonnene Werk weiter zu führen. Dazu gesellten sich seine persönlichen Eigenschaften, seine Energie, die Verbindungen mit den französischen Diplomaten, seine weltmännischen Manieren. Gereizt über die offenkundige Bevorzugung, welche das Publikum für Cavour an den Tag legte, lehnte d'Azeglio das Mandat unwiderruflich ab, und Cavour, von der Gerechtigkeit der an ihn gestellten Anforderung durchdrungen, trat an seine Stelle.

Die Vorgänge auf dem Pariser Kongreß sind allgemein bekannt, und jedermann wird der öffentlichen Meinung recht geben, wenn sie Cavour unter den vielen bedeutenden Diplomaten Piemonts für den geeignetsten hielt, für Italien in die Schranken zu treten. Ungeachtet des kleinen Reiches, das er vertrat, war der sardinische Bevollmächtigte dort die hervorragendste Persönlichkeit.

Die Klugheit, mit der er hier die schlaue, oft recht feige Politik Napoleons vermied, dort ihr die Stirne bot; die Kühnheit, mit der er, obgleich er den größten Werth auf die Freundschaft Frankreichs legte, eine Frage zu Sprache brachte, welche die wunde Stelle des Kaisers war, durch die er sich aber das Wohlwollen Englands sicherte und Rußland sicherlich nicht ver-

ſtimmte, die Römiſche Frage, lenkte die Aufmerkſamkeit ganz Europas auf ihn, gab Kunde von ſeinen eminenten ſtaatsmänniſchen Talenten und bildete die Grundlage ſeines Ruhmes. Nach Piemont zurückgekehrt, wurde ihm vom Könige, vom Staatsrath wie von der Bevölkerung laute Anerkennung zu theil. Die italieniſchen Länder vereinigten ſich und ſprachen ihm durch Ueberreichung einer Ehrenmedaille ihre Dankbarkeit für ſeine Beſtrebungen auf dem Kongreſſe aus.

Während ſeines Aufenthaltes in Paris hatte Cavour mehrere Privatunterredungen mit Napoleon gehabt und ſich von ſeiner Sympathie, von ſeiner Hülfsbereitwilligkeit für das unglückliche Italien überzeugt, als kluger Staatsmann aber auch eingeſehen, daß der Kaiſer, bei der aktuellen Lage Europas, nicht als Beſchützer auftreten konnte, ſondern man einen geeigneten Moment abwarten müſſe; ferner, daß ſein Bündniß mit einem Reiche, welches als Vorkämpfer für ein in offener Rebellion ſtehendes Land hervortritt, wo fanatiſche Sektirer gemeinen Mördern gleich handelten, dem Kaiſerreiche eine kompromittirende Stellung den anderen Mächten gegenüber geben müßte. Hatte doch der päpſtliche Nuntius in Paris nach dem Attentat Orſinis zum Kaiſer geſagt: „Das ſind die Früchte der von Cavour begünſtigten revolutionären Wühlereien.“

Dem Kaiſer dieſen Skrupel zu nehmen und öffentlich darzulegen, daß die ſardiniſchen Beſtrebungen nichts gemein hatten mit dem aufwiegleriſchen Treiben der Revolutionäre, war Cavours nächſte Sorge, und dazu bot ſich ihm eine unerwartete Gelegenheit.

Nach dem Attentat Orſinis debattirte man in der Kammer über ein Strafgeſetz der Attentate und Verſchwörungen gegen das Leben fremder Fürſten. Cavour hielt eine Rede, in der er die Sektirer und vorzugsweiſe die Mazzinianer und ihren Führer ſchonungslos verurtheilte; ja er ging ſo weit zu ſagen,

die letzten Aufstände in Genua hätten ein Attentat auf den König in ihr Programm geschlossen. Diese Parlamentsrede, ein Meisterwerk von Klarheit und Wahrheit (Cavours Briefe B. II., S. 236), veranlaßten Mazzini ein langes in auffallender Redeweise gehaltenes Schreiben an Cavour zu richten, aus dem wir beispielsweise folgende Aphorismen anführen.

„Wenn ich Sie früher schon nicht liebte, so verachte ich Sie jetzt; bis jetzt waren Sie nur mein Feind, jetzt sind Sie mir ein unwürdiger, niedriger Feind. Sie sind ärger als einfältig und verleumderisch. Einfältig und verleumderisch waren Sie sicherlich schon, als Sie der leichtgläubigen Kammer erklärten, nur um ein schimpfliches Zustimmungsvotum zu erlangen, das Leben Viktor Emanuels sei durch uns bedroht. Wäre das Leben Ihres Königs wirklich bedroht, würden Ihre Gesetze es nicht schützen ..... Italien soll richten zwischen Ihnen und uns, mein Herr! .... ich denke, Sie hätten ein Italien machen können, wenn sie gewollt, doch die Politik eines Azeglio und die Ihrige, werden es nur dahin bringen, Piemont zu vernichten ...."

Dieses Schreiben durchlief alle Blätter, und gab es in irgend einem Winkel Europas noch Leute, die aus Parteiwuth oder aus Irrthum Cavours Politik mißdeuteten, genügte dieses Schriftstück, um ihn von jedem Verdacht eines Kontaktes mit der Umsturzpartei reinzuwaschen.

Es scheint, daß Cavour, der jeden und jedes zu benutzen wußte, an diesen Vorgängen Anlaß nahm, einen Druck auf Napoleon auszuüben. In Unterhaltungen, von denen er voraussetzen konnte, daß sie dem Kaiser hinterbracht wurden, sprach er die Ueberzeugung aus, die Revolutionäre bürdeten ihm, dem Kaiser, von dem sie Hülfe hofften, alle Verantwortlichkeit für die Leiden Italiens auf, und es werde trotz aller Wachsamkeit schwerlich möglich sein, Attentate zu verhüten. Ob Napoleon

wirklich durch dieſe Befürchtungen einzuſchüchtern war, bleibt zweifelhaft; am engliſchen, belgiſchen und preußiſchen Hofe herrſchte dieſe Meinung, in einem Schreiben des Prinzen Albert an den König von Belgien wird ſie offen ausgeſprochen, und auch der damalige Prinzregent von Preußen ſchließt ein Schreiben an den letztgenannten Fürſten mit den Worten: „La guerre ou le poignard, pas le poignard français, mais le poignard italien. Est-ce là cependant un motif suffisant pour faire la guerre? Malheureusement le poignard italien semble être devenu une idée fixe chez Napoléon.“ Thatſache bleibt, daß Napoleon ſich im Frühjahr 1858 zum Handeln entſchloß und einen Vertrauten, den Dr. Connau nach Turin ſchickte, um mit Cavour eine Zuſammenkunft zu verabreden, welche eine durchaus anti-diplomatiſche Form haben ſollte. Plombière wurde gewählt, wohin der Kaiſer ſich zur Kur begab. Wie häufig, reiſte Cavour im Juli nach Genf zu ſeinen Verwandten de la Rive; dort wartete er eine perſönliche Einladung des Kaiſers ab, die ihm auch durch ein Schreiben des kaiſerlichen Adjutanten Béville zuging. In den Augen des Publikums erſchien der Beſuch des ſardiniſchen Miniſters als ein leicht begreiflicher Beweis von Ehrerbietung gegen den Kaiſer der Franzoſen; in Piemont kannten nur der König, La Marmora und wenige Vertraute den höchſt wichtigen Zweck der Zuſammenkunft.

Cavour war in Plombière in einem Hotel abgeſtiegen, doch kaum hatte der Kaiſer ſeine Ankunft erfahren, ſchickte er einen Boten und ließ ihn bitten ſein Gaſt zu ſein. Er behandelte ihn wie einen Freund, führte ihn Abends in einem kleinen Wagen, den er ſelbſt lenkte und ohne Diener, ſpazieren und entfaltete ſeine ganze, ſo ſehr gerühmte Liebenswürdigkeit.

Napoleon begann die Erörterungen. Die größte Schwierigkeit lag im Auffinden einer annehmbaren Kriegsurſache. Cavour ſchlug gewiſſe Uebertretungen der Handelsverträge als

Grund vor. Napoleon erklärte ihn für ungenügend. Auch die ungesetzliche Ausdehnung der Macht Oesterreichs auf italienischem Boden, die fortdauernde Okkupation der Romagna und der Legationen verwarf er. Nach verschiedenen Vorschlägen verfiel man auf den Herzog von Modena; die grausam unterjochte Bevölkerung von Massa Carrara sollte veranlaßt werden, den König von Sardinien um Schutz, ja um Annektirung anzugehen; diese sollte Viktor Emanuel ablehnen, wohl aber als Beschützer der Unterdrückten auftreten und dem Herzog von Modena eine herausfordernde Note schicken, welche dieser, auf Oesterreich gestützt, ohne Zweifel in trotzigem Tone erwidern würde. Durch Hineinziehen dieses allgemein verachteten und gehaßten Despoten werde der Krieg in Europa populär, die Neutralität der Großmächte gesichert sein. Auch schuldete der Kaiser diesem Regenten keinerlei Rücksicht, weil er seit 1830 keinen der französischen Regierenden anerkannt hatte. Großes Bedenken hegte er dagegen bezüglich des Papstes und des Königs von Neapel. Jenen müsse er schonen seines katholischen Volkes halber, diesen, weil er Schützling Rußlands sei. Ein Cavour wußte sogar einem Napoleon III. zu Munde zu reden: die französischen Truppen in Rom seien Bürge für des Kaisers katholische Gesinnungen; der König von Neapel solle neutral und ruhig bleiben und Niemand würde ihm nahe treten. Nach Erörterung aller Einzelheiten, unter denen auch die etwaige Abtretung Nizzas und Savoyens erwähnt wurde, und nach achtstündiger Unterredung war man über alle Punkte einig, bis auf einen, den heikelsten, den Napoleon fallen ließ, um ihn bei einer Spazierfahrt in freundschaftlichem Tone wieder aufzunehmen, und der Cavours warmes Herz in schweren Konflikt brachte mit seiner staatsmännischen Pflicht: die Heirath der jüngsten Tochter Viktor Emanuels, Prinzessin Klotilde,*

* Mutter der seit September 1888 mit dem Prinzen Amadeus vermählten Prinzessin Litizia.

mit dem Prinzen Napoleon. Der Kaiser legte großes Gewicht auf diese Verbindung, und ohne ihn zu beleidigen, was den Umsturz all seiner Pläne zur Folge gehabt hätte, konnte Cavour seine Vermittelung bei Viktor Emanuel nicht versagen. Er kannte des Königs Liebe für seine Familie und besonders für dieses jüngste Kind, und er kannte den Prinzen Napoleon — —.

Wie tief ihm *diese* Abtretung der jüngsten savoyischen Prinzessin zu Herzen ging, geht aus seiner erkünstelten Ueberredungsmacht hervor, die er in einem sofort nach der Abreise von Plombière „auf der Tischecke in einer Gaststube" in Baden-Baden verfaßten vierzig Seiten langen Briefe an Viktor Emannel anwendet. Wir wüßten wenig geschichtliche Schriftstücke anzuführen, welche diesem Schreiben Cavours an den König an die Seite zu stellen wären und in dem der berechnende Staatsmann sich mit dem tieffühlenden Menschen vereinigen. Mußte er doch seinem Könige zwei schwere Opfer abringen, den Verlust zweier herrlicher Provinzen, des Stammsitzes seiner Ahnen, und denjenigen seines liebsten Kindes. Diesen letzten Punkt nahm der König nur unter der Bedingung an, daß seine Tochter ohne jeden Druck, völlig freiwillig auf die Verbindung eingehe. Die Prinzessin *Klotilde* hatte auf den Antrag einfach geantwortet: „Wenn diese Heirath der Wunsch meines Vaters und für das Wohl meines Landes nothwendig ist, füge ich mich darin." Als man Cavour diese Antwort mittheilte, füllten sich seine Augen mit Thränen.

La Marmora, damaliger Kriegs- und Marineminister war ganz besonders in Cavours Pläne eingeweiht. Von Genf, gleich nach Empfang der Einladung Napoleons, schrieb er ihm: „Das Drama nähert sich seiner Entwickelung. Möchte der Himmel mich erleuchten, damit ich in diesem verhängnißvollen Augenblicke keine Dummheiten begehe. Trotz meines gewohnten Selbstvertrauens bin ich nicht ohne schwere Unruhe." Am 24.,

gleich nach Beförderung des Briefes an den König, schreibt er ihm wieder und theilt die mit Napoleon verabredeten Stipulationen mit. Sie lauteten: Zweck des Krieges: Vertreibung der Oesterreicher; Bildung des Reiches von Oberitalien, welches das Pothal, die Marken und Legationen einschließen soll; Abtretung Savoyens, die des Herzogthums Nizza in Schwebe gelassen. In diesem Briefe heißt es: „Ich habe das feste Vertrauen, ja die Ueberzeugung, willigt der König in die Heirath, hältst du in zwei Jahren deinen Einzug in Wien, an der Spitze unserer siegreichen Truppen."

Cavour verließ Plombière in der glücklichsten Stimmung, und da er gerne zwei Fliegen mit einer Klappe schlug, machte er einen Abstecher nach Baden-Baden, wo Könige, Minister, Diplomaten aller Länder weilten, und er das Terrain sondiren konnte, um sich davon zu überzeugen, wie weit die Hoffnungen des Kaisers auf die wahrscheinliche Neutralität der Großmächte bei einem etwaigen Kriege mit Oesterreich begründet seien. In einem Tage hatte er den König von Württemberg, den Prinzen von Preußen, Manteuffel, die Großfürstin Helene und mehrere Diplomaten gesprochen und die Ueberzeugung gewonnen, „daß Oesterreich — Gott sei Dank! — durch seine Unredlichkeit den ganzen Kontinent gegen sich aufgereizt hatte."

Am 1. August sehen wir ihn wieder in Turin, durch die Hoffnung auf einen baldigen Krieg mit Oesterreich unter Beihülfe Frankreichs um zehn Jahre verjüngt. Nichtsdestoweniger scheint ihn oft arge Entmuthigung übermannt zu haben. An Napoleons Aufrichtigkeit zweifelte er nicht, andere Bedenken regten sich in ihm: Würde das französische Heer für eine ihm so fernliegende Sache die gewünschte Kampfeslust an den Tag legen? Würden die Großmächte wirklich eine so wohlwollende Neutralität bewahren, wie Napoleon es hoffte?

Am 25. August schrieb er an den Minister des öffentlichen

Unterrichts, Lanza: „Ich thue mein Möglichſtes, inmitten ſo vieler Bedrängniß heiteren Sinnes zu bleiben, aber ich verſichere Sie, ich bin auch etwas entmuthigt und wünſche ſehr, Sie kämen zurück und brächten eine Löſung dieſer Wirren . . .“ Und am 30. Dezember an den ſardiniſchen Geſandten in Paris, Villamarina: „Der Horizont verdunkelt ſich, die Stürme toben. Hoffen wir, daß Rußlands Einfluß am Hofe von Berlin über Englands Intriguen, Preußen für eine Allianz mit Oeſterreich zu gewinnen, den Sieg davon trage . . .“

Wie ganz und gar er in dieſem einen Gedanken aufging, beweiſt ſein plötzlicher Wechſel von Bangen und Hoffen. Schon am nächſten Tage, am 1. Januar, ſpricht er in einem Glückwunſchſchreiben an den ſardiniſchen Geſandten in Florenz, Boncompagni, die beſtimmte Hoffnung aus, im Laufe des Monats werde alles zur Entſcheidung kommen, nicht etwa der Krieg werde ſofort ausbrechen, wohl aber alle Präliminarien feſtgeſtellt werden. An demſelben Tage wurden ihm die allgemein bekannten ſcharfen Worten telegraphiſch berichtet, welche der franzöſiſche Kaiſer beim offiziellen Neujahrsempfang dem öſterreichiſchen Geſandten ins Geſicht ſagte, und die ganz Europa als einen hingeworfenen Handſchuh betrachtete. Zehn Tage ſpäter hielt Viktor Emanuel jene hochherzige Thronrede mit dem berühmten „Schmerzensſchrei Italiens“, den Cavour ihm in den Mund gelegt, und die in ſo hohem Grade die Mißbilligung des engliſchen Kabinettes erregte. Die engliſche Rüge ſorgte ihn im Augenblick ſehr wenig; hatte doch der Kaiſer durch jene Worte die Allianz gegen Oeſterreich gewiſſermaßen beſiegelt, und die Thronrede des Königs erweckte im Herzen des ganzen italieniſchen Volkes einen Widerhall, welcher eine große Schwächung der republikaniſchen Partei zur Folge hatte: die beſten Kräfte, die ſich aus Verzweiflung den Agitatoren angeſchloſſen hatten, löſten ſich los, um ſich aufrichtig dem Hauſe Savoyen anzu-

ſchließen. Auch die Geldfrage, eine der ſchwierigſten, die Cavour ſo große Sorge gemacht, löſte ſich glücklich. Napoleons Bemühungen, die ſardiniſche Anleihe in Paris zu erleichtern, waren erfolglos geblieben, weil, wie ſchon geſagt, Frankreich die Allianz ungern ſah; und nicht ohne Spott ſchrieb der Prinz-Gemahl in jenen Tagen an Lord Malmesbury, er wiſſe aus dem Munde Lafitts, daß Cavour nichts erreicht und bankerott und verzweifelt ſei. Wenige Wochen ſpäter ſchrieb der „verzweifelte“ Cavour an den ſardiniſchen Geſandten in London: „Unſere Anleihe hat nach der Weigerung aller großen Bankiers in Europa den glänzendſten Erfolg gehabt. Es war ein ſchönes Schauſpiel zu ſehen, wie die kleinen Kapitaliſten hinzueilten, der Regierung ihr beſcheidenes Vermögen darzubringen. Dieſe Thatſache im Verein mit der wachſenden Zuſtrömung der jungen Lombarden, die ſich für unſere Fahne anwerben laſſen, kann beweiſen, denke ich, daß das Nationalgefühl der Italiener nicht blos eine Erfindung des Cerveau pelé des Grafen Cavour iſt.“

Alles ſchien dem Unternehmen günſtig. Oeſterreich verſtärkte ſeine Truppenmacht auf italieniſchem Gebiete; die Reibungen zwiſchen den arroganten öſterreichiſchen Offizieren und den Bürgern in der Lombardei ſteigerten ſich täglich und hatten oft die unangenehmſten Folgen. Alle dieſe Provokationen berechtigten Piemont zu einer Kriegserklärung, doch der franzöſiſche Kaiſer hatte die Bedingung geſtellt, der Angriff ſolle von Oeſterreich ausgehen, damit Frankreich in der Form der Hülfeleiſtung hinzutrete. Auch hierzu fand ſich Gelegenheit. Hunderte und Hunderte von Konſkribirten kamen ſich um das Banner Viktor Emanuels zu ſchaaren, und unter ihnen viele Lombarden und Venetianer, ſelbſt Söhne des hohen Adels und hoher Beamten. Unmöglich konnte Oeſterreich dieſe offenkundige Beleidigung, die Annahme öſterreichiſcher Deſerteure in die Reihen

des ſardiniſchen Heeres, ſtillſchweigend hinnehmen. Die Zuſtände waren dermaßen zugeſpitzt, daß man täglich auf eine Kriegserklärung „hoffte“. Da trat die unglückſelige Intervention Englands und Preußens dazwiſchen, welche, in Befürchtung, die italieniſche Frage könne Anlaß zu einem europäiſchen Kriege geben, Abrüſtung der ſtreitenden Mächte verlangten und vorſchlugen, die Frage einem europäiſchen Kongreſſe vorzulegen, von dem Sardinien ausgeſchloſſen bleiben ſollte.

Der ſtete Wechſel von Napoleons Plänen und Beſchlüſſen während der Vorläufer des Krieges von 1859 ſind zu bekannt, als daß wir hier näher darauf eingehen ſollten. Cavour hielt eine Unterredung mit dem Kaiſer für unumgänglich nothwendig, und da man ſie ihm nicht verweigern konnte, wurde er Ende März nach Paris berufen.

Ehe er den Kaiſer ſelbſt ſprach, hatte er eine Unterredung mit dem Miniſter Walewski, der, entſchieden gegen die Allianz, alle nur erdenklichen Kunſtgriffe und Kniffe anwendete, um ſie zu hintertreiben. Er verſicherte Cavour, angeſichts der Wendung, welche die Angelegenheit den europäiſchen Mächten gegenüber genommen, ſei der Kaiſer entſchloſſen, bei der italieniſchen Frage nur als Vermittler zu handeln, und das in der Ueberzeugung, ſie werde auf friedlichem Wege zu ſchlichten ſein. Cavour erwiderte, er könne dieſe Meinung des Miniſters nur ſeiner Unkenntniß der Sachlage zuſchreiben, denn er halte Dokumente in Händen, welche den Kaiſer als wortbrüchig hinſtellen würden, wollte er ſich von der italieniſchen Sache zurückziehen. Am folgenden Tage war der Kaiſer unpäßlich und hütete das Bett.

Entrüſtet wollte Cavour Paris verlaſſen, ohne ihn zu ſehen, und nur mit Mühe gelang es ſeinen Freunden, ihn zurückzuhalten. Er ſagte: Nach der Sprache, die er im Parlament geführt, nach der nationalen Bewegung, die er ins Leben gerufen, und den ungeheuren Ausgaben, die er veranlaßt, hätte er, wenn

Frankreich ihn ſo ſchmachvoll verlaſſen, nicht mehr den Muth, ſeinen Mitbürgern vor die Augen zu treten. Darum wollte er ſchleunigſt nach Turin zurückkehren und ſeinen Abſchied fordern, dem die Abdankung des Königs nachfolgen müſſe. Später wollte er nach Amerika gehen und dort die Dokumente, die er beſaß, veröffentlichen, woraus die ganze Welt erſehen ſollte, daß er die berechtigtſten Gründe hatte, dem Kaiſer zu trauen und auf Frankreichs Hülfe bei einem Kriege mit Oeſterreich zu bauen.

Am dritten Tage fand die Unterredung mit dem Kaiſer ſtatt, der in der That alles verſuchte, um ihn zur Abrüſtung zu beſtimmen. Cavour blieb unerſchütterlich und erklärte, er und ſein Souverän wären verloren, nähmen ſie dieſe demüthigende Bedingung an und fügten ſich dem Beſchluſſe eines Kongreſſes, zu dem Sardinien nicht zugelaſſen würde. Eine ähnliche Sprache führte er dem engliſchen Botſchafter gegenüber und fügte hinzu: Sardinien ſei nicht nur entſchloſſen die Abrüſtung zu verweigern, ſondern auch die Provokationen Oeſterreichs zu erwidern und den Krieg zu erklären, gleichviel ob Frankreich Gefallen daran habe oder nicht. Enttäuſcht und beängſtigt verließ er Paris. Er wußte nun, ſelbſt wenn der Krieg früher oder ſpäter ſtattfände, würde Napoleon nur an den Haaren herbeigezogen ſein gegebenes Wort löſen. Am Tage vor ſeiner Abreiſe von Paris ſchrieb er an La Marmora:

„Infolge von Fehlern und unglücklichen Umſtänden iſt es mit der italieniſchen Frage ſo traurig beſtellt, wie nur irgend möglich!“

In Piemont wünſchte nächſt Cavour Niemand den Krieg ſo dringend, als Viktor Emanuel. Ein in brutalſter Ausdrucksweiſe gehaltener Tagesbefehl des öſterreichiſchen Generals Gyulay, der anfangs April den Soldaten in den Kaſernen vorgeleſen wurde, veranlaßte den König zu folgendem Billetchen an ſeinen Premierminiſter:

„Mein lieber Cavour!

Der Tagesbefehl ist eine wahre Kriegserklärung. Ich denke, nun wird's fertig sein mit den Konfereuzen; ich bin ganz in Schweiß vor Wuth. Ich bitte Sie, in meinem Namen folgende Depesche in Chiffern an den Prinzen Napoleon zu schicken:

„Je t'envoye l'ordre du jour donné à l'armée par l'empereur; fais les reflexions que tu crois."

Lieber Cavour! Schreiben Sie mir etwas; ich möchte schon heute Abend die Kanonen losfeuern lassen.

Ihr wohlgewogener

Viktor Emanuel."

Trotz dieser Kampfesluſt mußte man mit großer Vorsicht darauf bedacht sein, England nicht zu verletzen, das sich als Göttin der Versöhnung auf ein hohes Piedestal postirte, Frieden predigte und die Diplomaten durcheinander hetzte. Mitte April schickte der König Massimo d'Azeglio nach London, in der Hoffnung, ihm, mit seinem dort so hochgeachteten Namen werde es gelingen, das englische Kainet davon zu überzeugen, daß die italienische Frage nicht länger in der Schwebe bleiben könne, da die im höchsten Grade aufgeregten Gemüther der ganzen Bevölkerung mit Spannung der endlichen Lösung entgegen sähen. Lord Malmersbury fand den außerordentlichen sardinischen Botschafter dem Wunsche der Königin Viktoria, die italienische Sache auf dem Wege der Diplamatie beigelegt zu sehen, in hohem Grade geneigt, ja gewiß geneigter, als Cavour und der König es vorausgesehen hatten. Thatsache ist, daß Lord Malmersbury das Ergebniß der Unterredung mit Azeglio, ohne weiteren Notenwechsel mit dem sardinischen Kabinette, durch seinen Gesandten in Paris dem französischen Kabinette offiziell mittheilen ließ, worauf der Graf Walewski unverzüglich den französischen Gesandten in Turin, Fürsten Latour d'Auvergne, be-

auftragte, die Uebereinkunft Frankreichs und Englands bezüglich der Abrüſtung dem Grafen Cavour mitzutheilen und ſeine ſofortige Einwilligung zu verlangen.

Die unheilvolle Depeſche traf ſpät in der Nacht vom 18. bis 19. April in Turin ein, und gegen halb zwei Uhr begab ſich der franzöſiſche Geſandtſchaftsſekretär Aymé d'Aquin nach Cavours Palais, wo tiefe Ruhe herrſchte. Bei der Meldung des franzöſiſchen Diplomaten wußte Cavour, daß es ſich um etwas Hochwichtiges handle. Er empfing ihn im Schlafzimmer und aufrecht im Bette ſitzend durchflog er die Note. Mit weitgeöffneten Augen ſtarrte er auf das Papier, ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirne und ſagte: „Il ne me reste plus maintenant qu'a me donner un coup de pistolet et me faire sauter la tête.“ Er wußte, daß ſein ſo mühſam errichtetes Gebäude zuſammenbrach und daß man in Paris ſeinen Sturz vorbereitete. Am Morgen gegen ſechs Uhr begab ſich der Fürſt Latour d'Auvergne ſelbſt zu ihm. Er fand ihn gefaßt, doch tief zerknirſcht und feſt entſchloſſen ſeinen Abſchied zu fordern, da er ſeinem Könige nicht rathen könne, von der bisherigen Politik abzuweichen. Eine Stunde ſpäter brachte der Telegraph folgende Note nach Paris: „Da ſich Frankreich mit England verbindet, von Piemont vorherige Entwaffnung zu verlangen, erklärt ſich die Regierung des Königs bereit, der Forderung Folge zu leiſten, wenngleich ſie vorausſieht, daß dieſe Maßregel beklagenswerthe Folgen für die Ruhe Italiens haben dürfte.“

Die folgenden vierundzwanzig Stunden brachte Cavour wechſelnd in troſtloſer Niedergeſchlagenheit und höchſter Aufregung zu, ſo daß ſeine Freunde fürchteten, er werde ſich ein Leids anthun. Ueberlaſſen wir hier ſeinem Freunde, dem treuen Caſtelli das Wort, der ihm in dem vielleicht ſchmerzlichſten Momente ſeines Lebens zur Seite ſtand:

„Gegen vier Uhr (20.) — ſchreibt er — befand ich mich

im Archiv des Miniſteriums, als Minghetti, Andinal und Farini haſtig eintraten und mir in großer Aufregung ſagten: Eile zu Cavour; wir kommen von ihm, er läßt Niemand vor, es giebt ein Unglück, ſieh, daß Du zu ihm dringen kannſt. Ich lief nach ſeinem Hauſe und fand ſeinen alten Kammerdiener Martin Tosko, der mir mit Thränen in den Augen ſagte: Der Graf iſt in ſeinem Kabinett, ganz allein; er hat eine Maſſe Papiere verbrannt und verboten Jemanden einzulaſſen. Verſuchen Sie es — um Gotteswillen gehen Sie hinein!

Ich trat ohne zu klopfen in ſein Zimmer und fand ihn zwiſchen Haufen unordentlich durcheinander geworfener Papiere ſitzen. Im Kamin kniſterten Briefe und zerriſſene Schriften. Er ſtarrte mich groß an, ohne ein Wort zu ſagen. Ich weiß, daß Niemand hier eindringen ſoll, ſagte ich, anſcheinend ruhig, doch mit beängſtigtem Herzen, denn ſein Anblick ließ alles fürchten. Soll ich glauben, daß ein Cavour das Feld vor der Schlacht räumen und uns alle im Stich laſſen wird? Ich konnte nicht weiter ſprechen, ſondern brach in Thränen aus. Cavour ſtand auf und umarmte mich ſtürmiſch. Er ging eine Weile wie ein Raſender im Zimmer hin und her, dann plötzlich vor mir ſtehen bleibend, ſagte er ganz langſam: Beruhigen Sie ſich, Caſtelli, wir werden allem die Stirne bieten und immer gemeinſam. — Ich eilte die Freunde zu beruhigen. Niemals hat Cavour, auch nur annähernd dieſe ſchreckliche Scene erwähnt."

Wir unterlaſſen die Schilderung der Aengſte, welche Cavour in den folgenden zwei Tagen ausſtand, des Notenwechſels zwiſchen den anderen Kabinetten und all der Vorgänge, deren Endreſultat das Ultimatum Oeſterreichs war, und citiren noch einmal die Worte Caſtellis:

„Vormittags am 23. — berichtet er — ſtieg ich die Treppe des Miniſteriums hinab, als der Dr. Caſſeus, Arzt der Oberitalieniſchen Eiſenbahngeſellſchaft, mit einem Papier in der

Hand auf mich zueilte. Es war eine Depeſche von einem Kollegen aus Novarra, welche mittheilte, er habe den Grafen Kellersberg und Grafen Ceſchi, Ueberbringer des Ultimatums, in einem Waggon auf dem Wege nach Turin geſehen. Ich hatte noch nicht zu Ende geleſen, als Cavour die Treppe hinaufſtieg. An meinem ſtrahlenden Geſicht merkte er, daß etwas Außerordentliches vorlag; ohne ein Wort riß er mir das Papier aus der Hand, durchflog es und rannte die Treppe hinab, um ſeinen Freunden in der Kammer die frohe Botſchaft mitzutheilen."

Gegen Abend erwartete man den öſterreichiſchen Botſchafter. Um 12 Uhr rief Cavour die Kammer zu einer außerordentlichen Sitzung zuſammen. Wir bedauern darauf verzichten zu müſſen, dieſe Kammerrede wiederzugeben.

Während von den Galerien ſtürmiſcher Beifall erſcholl und die Deputirten mit erhobener Hand riefen: Viva il Re, viva l'Italia! wurde Cavour ein Billetchen zugeſteckt mit den Worten: Sie ſind da!

Es kam von einem Freunde, der auf dem Bahnhof die Ankunft der öſterreichiſchen Offiziere abgewartet hatte. Unbemerkt ſchlüpfte er aus der Kammer und jenem Freunde im Vorſaal die Hand drückend, ſagte er: „Jetzt gehe ich aus der letzten ſardiniſchen Kammerſitzung hinaus; die nächſte wird die des Königreiches Italien ſein. Einen Abgeordneten, den er unten traf, redete er an, und ſagte: „Ich habe mehrere Nächte kein Auge zugethan, ſtets bin ich in meinem Zimmer auf- und abgegangen. Hätte Oeſterreich uns nicht den Krieg erklärt oder Napoleon nicht Wort gehalten, blieb mir nichts übrig, als mich in den Po zu ſtürzen."

Von nun an war ſeine Aktivität eine ſo ununterbrochene, daß man in der That nicht begreift, wie die phyſiſchen Kräfte ihm nicht den Dienſt verſagten und ſein Kopf klar blieb. Sein langjähriger Geheimſekretär J. Artom ſchreibt in ſeinem Buche über Cavour (S. XXXIII):

„Wer ihm in den Monaten April, Mai und Juni nicht zur Seite war, kann ſich kaum einen Begriff von ſeiner Thätigkeit machen. Er war gleichzeitig Miniſterpräſident, Miniſter des Auswärtigen, Miniſter des Innern, des Krieges und der Marine. Er hatte ſich im Kriegsminiſterium ein Bett aufſchlagen laſſen und lief Nachts im Schlafrock von einem Miniſterium zum andern, militäriſche Befehle, diplomatiſche Noten, Aufträge für die Polizei austheilend ....“

Es iſt nicht unſere Abſicht, eine Geſchichte des Krieges von 1859 zu ſchreiben und die glänzenden Siege der Bundestruppen einzeln zu ſchildern. Bleiben wir bei Cavour.

Am 8. Juli hielten der Kaiſer und der König ihren Siegeseinzug in Mailand und am 9 traf Cavour, von Viktor Emanuel berufen, dort ein. Den Enthuſiasmus zu ſchildern, mit dem man ihn empfing, wäre unmöglich. Er war der Held des Tages und ſein mit Lorbeer umkränztes Bild prangte an allen Fenſtern. Als er eines Morgens aus der Villa Bonaparte heraustrat, näherten ſich ihm zwei Damen aus beſter Geſellſchaft und umarmten ihn auf offener Straße. Er wäre von den Volksmaſſen auf der Straße erdrückt worden, hätte ſein Sekretär (Nigra) nicht den glücklichen Gedanken gehabt zu rufen: „Macht dem Grafen Cavour Platz, er will mit einer wichtigen Botſchaft zum Könige.“

Es iſt allgemein bekannt, wie dieſer ſiegreiche Krieg endete, wie Napoleon III. ihn plötzlich abbrach unter dem trügeriſchen Vorwande, eine friedliche Intervention der Großmächte ſtehe bevor, wie der ſardiniſche Premierminiſter den Beſchluß des Waffenſtillſtandes erſt erfuhr, als die Konferenz zwiſchen den beiden Kaiſern bereits ſtattgefunden und die Friedenspräliminarien ſozuſagen hinter dem Rücken Viktor Emanuels eingeleitet waren, wie Cavour bei dieſem unglaublichen Gerüchte verzweifelt nach dem Lager reiſte, um — bei Napoleon, deſſen

Nerven erſchüttert waren, nicht vorgelaſſen zu werden — den Prinzen Napoleon nicht anweſend zu finden und nach einer ſtürmiſchen Unterredung mit Viktor Emanuel, in der er ſeinem Könige geradezu ins Geſicht geſagt, ſein Land ſei verrathen worden, er ſolle abdanken — wieder nach Turin zurückzureiſen.

Cavours Kummer, ſeine Entrüſtung gegen Napoleon, kannten keine Grenzen. Arton ſchreibt: „Ich ſah ihn nach ſeiner Rückkehr von Villafranca, bleich und in drei Tagen um eben ſo viele Jahre gealtert. Und Farini beſchreibt ihn in einen ſo tiefen Schmerz verſunken, daß er Mitleid einflößte.

Am Tage nach ſeiner Rückkehr empfing Cavour Koſſuth in Begleitung des Franzoſen Pietri. Das war eine günſtige Gelegenheit, ſich Luft zu ſchaffen. Pietri machte einige Phraſen über das bereits verbreitete Gerücht von Cavours Austritt und das Bedauern, welches der Kaiſer darüber empfinden werde. „Was wollen Sie," entgegnete Cavour; „in der Politik nimmt man es oft nicht ſo genau mit der Wahl des Zeitpunkts und der Handlungsweiſe, zuweilen ſogar nicht mit Prinzipien, aber es giebt etwas, womit ein Mann, der ein Herz in der Bruſt hat, es ſtets genau nimmt, das iſt die Ehre. Ihr Kaiſer hat mich entehrt, ja mein Herr, entehrt, entehrt hat er mich. Mein Gott! er hat mir ſein Wort gegeben, verſprochen nicht anzuhalten, ehe die Oeſterreicher aus ganz Italien vertrieben wären; als Belohnung hat er ſich Nizza und Savoyen ausbedungen. Ich überredete meinen König anzunehmen, dieſes Opfer zu bringen. Mein König, mein guter ehrlicher König traute meinen Worten und ging darauf ein, und nun ſteckt Ihr Kaiſer die Belohnung ein und uns läßt er laufen. Noch dazu will er meinen König und die andern italieniſchen Fürſten zu einer Konföderation mit Oeſterreich heranziehen unter Vorſitz des Papſtes — das fehlte noch gerade! — Ich bin entehrt vor meinem König! . . . doch aus dieſem Frieden wird nichts. Ich

werde im Nothfalle Solaro della Margherita* die eine Hand reichen und Mazzini die andere; Verſchwörungen werde ich veranſtalten (ſich auf die Bruſt ſchlagend), zum Revolutionär werde ich werden, aber der Vertrag ſoll nicht ausgeführt werden, nein und tauſendmal nein!"

Mit dieſem glühenden Zorn im Herzen mußte er ſich mit ſeinen Kollegen auf den Bahnhof begeben, zum Empfang der beiden Souveräne. Napoleon drückte ihm die Hand. Am nächſten Tage ließ er ihm ſagen, er werde ihn gerne empfangen, wofern er ſich jeden Vorwurfes enthalten könne. In der Audienz verſprach der Kaiſer ſich der Sache Italiens bei dem Kongreſſe vor den Großmächten auf das wärmſte anzunehmen; auch hatte er zu Viktor Emanuel geäußert, die Regulirung der Angelegenheiten Mittelitaliens ſei jetzt die nächſte Sorge und die Abtretungsfrage Savoyens ſolle völlig in den Hintergrund treten. (um ſie drei Monate ſpäter, als der Miniſter Dabormida mit einer außerordentlichen Miſſion nach Paris geſchickt wurde, ſammt der Nizzaer Frage recht eindringlich wieder aufzunehmen).

Cavour traute den Worten des franzöſiſchen Kaiſers nicht mehr, und als am 19. Juli Rattazzi im Auftrage des Königs das neue Kabinett unter La Marmora gebildet hatte, zog er ſich nach Leri zurück. Doch lange hielt es ihn nicht in der Einſamkeit; es trieb ihn hinaus in das „Hoſpital der politiſch Verwundeten", wo er ſchon ſo oft Troſt und Beruhigung gefunden. Ende Juli reiſte er nach der Schweiz und wanderte theils zu Fuß, theils auf kleinen Landwägelchen nach Preſinge zu ſeinem Freunde de la Rive. Sein Schmerz war noch nicht geſtillt und ohne Rückhalt ließ er ſeiner Erbitterung freien Lauf. Dennoch verhinderte ihn ſein gutes Herz, das ſo ungern an das Schlechte glaubte, dem Kaiſer intereſſirte Gründe und geheime

* Führer der Rechten.

Intriguen unterzulegen; er habe sein Ohr schlechten Einflüsterungen geöffnet, sagte er; denen der Kaiserin, Walewskis, der Vielen, welche Lust hatten zurückzukehren und den Kaiser bei seiner Sentimentalität faßten, ihm die Leiden seiner Soldaten vorstellten. Cavour sei nicht mehr niedergedrückt gewesen, versichert de la Rive, sondern finster, brütend wälzte er in seinem Kopfe die zerstörten Pläne und Hoffnungen hin und her. Sein Aeußeres verrieth das innere Fieber. „Nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen müssen wir jetzt," sagte er. „Die Bahn, die wir verfolgten, ist uns abgeschnitten, suchen wir eine andere. Wir werden zwanzig Jahre brauchen, zu schaffen, was in wenigen Monaten hätte erreicht werden können. Wir können nichts dafür. Uebrigens hat England noch nichts für Italien gethan; jetzt kommt die Reihe an England. Ich werde mich mit Neapel beschäftigen. Man wird sagen, ich sei ein Revolutionär geworden, gleichviel, vorwärts müssen wir kommen." Allmählich gewann sein klarer Geist die Oberhand, und neue Pläne, neue Hoffnungen, eine neue Politik bildeten sich in seinem Tag und Nacht arbeitenden Gehirne.

Wenn wir so lange bei dieser Periode, der thatenreichsten und schmerzensreichsten seines Lebens verweilen, geschieht es, weil sie dem großen Staatsmann, dem edlen hochstrebenden Patrioten die Krone der Unsterblichkeit auf das Haupt drückt, und auch, weil sie — vielleicht — den Grundstein legte zu seinem Grabgewölbe, das ihn, so kurze Zeit darauf, plötzlich, inmitten der herrlichsten Manneskraft und blühendsten Gesundheit zur ewigen Ruhe aufnahm. —

Nach Piemont zurückgekehrt wurden ihm Beweise der Theilnahme, Huldigungen und Ermuthigung von den Besten seines Landes und von den Besten Frankreichs zu theil. Allmählich gewann er die Ueberzeugung, daß die Lage der Sache durchaus nicht eine so unglückliche war, wie es ihm beim Frieden von

Villafranca geſchienen, daß man den glücklichen Fortgang der Annektirung mehr oder weniger Napoleon zu danken habe und es unredlich ſeinerſeits wäre, wollte er dem Vaterlande in dieſen hochwichtigen Augenbicke ſeinen Arm entziehen. Er blieb in Leri, nahm indeß wieder Antheil an den Begebenheiten und unterſtützte das Miniſterium, deſſen Schwäche und Unhaltbarkeit er von Anfang an erkannt, mit ſeinem klugen Rathe. Mitte November reiſte er nach Turin, um an der Berathung über die toskaniſche Regentſchaft des Prinzen Carignano theilzunehmen, kehrte aber an demſelben Tage wieder nach Leri zurück und zwar ſehr verſtimmt: ein Kongreß ſtand, in Ausſicht; man hatte ſchon im Oktober bei Cavour angefragt, ob er die Vertretung Sardiniens übernehmen wolle, und er bejahend geantwortet. Seitdem war keine Rede mehr davon geweſen und das verletzte ihn. Am 14. November ſchrieb er an Farini: „Angeſichts einer ſolchen Hinzieherei, welche die Würde des Landes beeinträchtigt, für mich beleidigend und für die Miſſion, welche Sardinien zu erfüllen hat, nachtheilig iſt, fühle ich mich ſchon hundertmal verſucht mit dieſem, ich weiß nicht ob mehr unfähigen als zaghaften Miniſterium zu brechen. Nur der Gedanke, daß ein Skandal unſerer Sache ſchaden müſſe, hält mich davon ab, und ſo bringe ich Opfer auf Opfer und ertrage die mir auferlegte Demüthigung mit ſtiller Wuth.“

Er hatte Unrecht. Sofort nachdem am 22. November Walewski auf Gebot des Kaiſers den offiziellen Vorſchlag zu einem Kongreß machte, wiederholten die Kabinetsmitglieder ihre Anfrage, allerdings noch nicht auf offiziellem Wege, weil man bange war, der Kaiſer werde die Wahl nicht gern ſehen. Doch ganz das Gegentheil war der Fall. Der Kaiſer war nicht nur damit einverſtanden, ſondern hatte auch Viktor Emanuel, der ſeine Abneigung, ſich Cavour nach ſeinem ſtürmiſchen Gebahren in Villafranca wieder zu bedienen, gar nicht verhehlte,

dahin beeinflußt, seine Wahl zu bestätigen. Die Folge war eine lebhafte Polemik zwischen den Anhängern Rattazzis und denen Cavours. Er wurde von jenen hart angegriffen, und das war sicherlich nicht der Weg, das ohnehin schon unbeliebte Ministerium in der Gunst des Publikums zu heben. Es verbreitete sich das Gerücht, das Ministerium, und besonders Rattazzi, hintertreibe Cavours Ernennung zum Kongresse, und das beschleunigte seinen Sturz. Der Wunsch, Cavour wieder an der Spitze der Staatsgeschäfte zu sehen, war ein so allgemeiner, daß das Ministerium im Gefühle seiner Ohnmacht am 16. Januar seine Entlassung einreichte und dem Könige vorschlug, Cavour mit der Bildung eines neuen Kabinettes zu beauftragen.

So sehen wir ihn sechs Monate nach seinem Austritt wieder am Ruder, und das in einem Momente, wo die Schwierigkeiten und Komplikationen sich nach allen Seiten häuften.

Am 31. Dezember richtete der französische Kaiser jenen allbekannten Brief an den Papst, in dem er ihm, bei aller der Kirche und ihrem Oberhaupte schuldigen Ehrfurcht, die Notwendigkeit vorstellt, die Kirchenstaaten freizugeben. Walewski, der unaufhörliche Intriguen schmiedete, wurde entlassen und durch den Grafen Thuvenell, französischen Botschafter in Konstantinopel, ersetzt, dessen Sympathieen für Italien bekannt waren. Die Politik des Kaisers bezüglich Italiens trat in eine neue Phase. Er hatte den Kongreß aufgegeben und beschlossen, sich mit England zu vereinigen, um Italien aufzurichten, und zu diesem Zwecke wünschte er Cavours Anwesenheit in Paris, der, wie der Prinz Napoleon in einem Privatbriefe sich äußerte, „im Grunde doch große Gewalt über den Kaiser habe".

Was lag nun alles vor ihm im Jahre 1860! Angelegenheiten von unberechenbarer Tragweite für die äußere wie für die innere Politik. Die Aufhebung der Klöster in Umbrien, die Organisirung der annektirten Länder, die Abtretung Savoyens

und Nizzas. Tag und Nacht arbeitete sein Kopf, sein Geist, seine Feder, um die unzähligen Fäden, die seine Hände hielten, nicht in Verwirrung gerathen zu lassen und richtig zu verflechten.

Während man noch vollauf mit der Annektirung Mittelitaliens zu thun hatte, traf Garibaldi Vorbereitungen zu seiner fabelhaften Expedition nach Sizilien, über die wir hinweggehen, weil sie bekannt ist, wie ein volksthümliches Märchen. Cavour befand sich in einer Lage, wie sie sich in der Laufbahn eines Ministers schwerlich wiederfindet.

Den Mächten gegenüber mußte er scheinbar die Bewegung im Süden unterdrücken; hier mußte er den König decken, ja gewissermaßen beaufsichtigen, der seine Gluth für die Befreiung Siziliens und Neapels bei jeder Gelegenheit verrieth; dort mußte er Garibaldi, „der imstande war, durch irgend eine seiner Verrücktheiten alles zu verderben", buchstäblich den Mund stopfen, wenn er seine überschwänglichen Proklamationen hinausschickte. Dazu gesellte sich der momentane Groll Garibaldis, der in seinem Patriotenfanatismus in der Abtretung Nizzas, seines Geburtslandes, eine persönliche Kränkung sah und die Massen, die ihm anhingen, schürte.

Der Raum gestattet hier nicht, all die Kämpfe, welche Cavour in dieser denkwürdigen Epoche seines Wirkens durchmachte, einzeln zu schildern; wir finden sie im IV. Bande der Briefsammlung genau berichtet.

Nun wehte die italienische Fahne von den Alpen bis zum Aetna, wie Cavour es vor Jahren vorausgesagt, doch zwei Punkte warfen immer noch einen dunklen Schatten auf das einige Reich, zwei Punkte, welche den trait d'union bildeten zwischen zwei Männern, die, an Größe gleich, doch in ihrer Wesenheit von einander verschieden wie der Mond von der Sonne, die größten Faktoren der italienischen Unabhängigkeit

waren: Cavour und Garibaldi. Die Punkte aber waren Rom und Venedig, nach deſſen Befreiung Garibaldi mit dem Feuer ſeiner unverwüſtlichen Jünglingsſeele ſtrebte, Cavour mit der Ruhe des reifen Verſtandesmenſchen. Während der letzten ſechs Monate ſeines Lebens beſchäftigte ihn die römiſche Frage vor allen andern, und er ſchrieb an den Grafen Dabormida: „Die Garibaldikriſis hat meine Sorge um die römiſche Frage, die täglich an Wichtigkeit zunimmt, nicht vermindert.“

Seine Klugheit und Mäßigung bei den Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle tritt am klarſten in ſeinen Briefen an einen vertrauten, einflußreichen Vermitler hervor, den hochgelehrten freiſinnigen Dr. Pantaleone in Rom, der ſeine Freundſchaft und Verehrung für den piemonteſiſchen Freiheitskämpfer durch Verbannung abbüßte, und an den auch Cavours letzter Federſtrich gerichtet war, vom 29. Mai 1861, dem Tage vor ſeiner Erkrankung.

Viel iſt über den Tod des großen Mannes geſprochen und geſchrieben worden, und die verſchiedenſten Gerüchte waren im Umlauf, die wir mit Stillſchweigen übergehen. Sein Tod war ein Donnerſchlag aus heiterem Himmel.

Cavour war kräftig und geſund und hatte niemals ſchwere Krankheiten durchgemacht, welche das eine oder das andere Organ geſchwächt hätten. Hin und wieder litt er an leichter Darmentzündung, welche Kongeſtionen nach dem Kopfe zur Folge hatte, aber nach einem Aderlaß und leichten Medikamenten ſchnell vorüber ging. Die Krankheit, welche ihn hinraffte, trat mit ähnlichen Symptomen auf. Er hatte zu Hauſe mit ſeinem Bruder geſpeiſt und nach Tiſche einen Beſuch bei Freunden gemacht, wo er ſich ungewohnter Weiſe ſchlechten Humors gezeigt und ſehr früh zurückgezogen hatte. Er begab ſich nach Hauſe, legte ſich nieder, ließ indeß erſt am nächſten Tage den Arzt, Nachfolger ſeines früheren verſtorbenen, rufen, und verlangte

einen Aderlaß. Am dritten Tage ſteigerten ſich die Kongeſtionen, ſtarker Schwindel trat ein und ſeine Gedanken waren nicht immer klar, beſonders Nachts ſprach er laut über politiſche Fragen. Da er an Schlafloſigkeit litt und Nachts oft ſtundenlang umherging und politiſche Pläne in ſeinem Kopfe herumwälzte, von denen er oft ſelbſt ſagte, ſie verwirrten ſich oft dergeſtalt, daß er nicht imſtande ſei, klar zu denken, hegte Niemand ernſtliche Beſorgniß, nur ſein alter Kammerdiener und ſeine Nichte, die Marquiſe Alfieri, die ihn innig liebte und kaum eine Stunde von ſeinem Lager wich, waren beängſtigt und baten ihn, keine Beſuche anzunehmen und beſonders nicht zu arbeiten, denn am dritten Tage hatte er mit ſeinem Sekretär die politiſchen Tagesbegebenheiten erörtert und Befehle ertheilt. Am vierten Tage ſteigerte ſich der Blutandrang nach dem Kopfe und wieder fand eine Blutentziehung ſtatt, die fünfte. Es ſchien, als ſei das Uebel bekämpft; er war völlig klaren Geiſtes und verſammelte Nachmittags den Miniſterrath in ſeinem Zimmer zu einer zweiſtündigen Berathung. Abends trat heftiges Fieber ein und während der Nacht phantaſirte er ununterbrochen. Am fünften Tage verließ ihn das Fieber, um gänzlicher Erſchlaffung Platz zu machen, die man einem nochmaligen Aderlaß zuſchrieb. Die hinzugerufenen Aerzte, Riberi und Maſſori, erklärten die Krankheit für das perniciöſe Fieber, ſeinen Zuſtand für hoffnungslos

Sein Bruder, der Marquis, und die Marquiſe Alfieri, Caſtelli, Farini, Nigra weilten abwechſelnd an ſeinem Lager, während die Miniſter, die auswärtigen Diplomaten und Notabilitäten aller Stände in den anderen Gemächern aus- und eingingen. Die Straße, der Platz vor dem Hauſe, die Treppen waren bis an die Vorzimmer von Menſchen angefüllt, die in unheimlicher Stille zuſammengepreßt daſtanden. Von Zeit zu Zeit trat Dieſer oder Jener in das Vorzimmer und ver-

(567)
LIBRARY OF THE UNIVERSITY
Digitized by Google

langte von den Dienern Nachricht; ein Anderer fragte, ob er in keiner Weiſe behülflich ſein könne; wieder ein Anderer bat um Erlaubniß, an einen berühmten ausländiſchen Arzt telegraphiren zu dürfen. Ueberlaſſen wir zum letzten Male das Wort dem Freunde Caſtelli:

„In der Nacht vom 4. zum 5. hatte ich mit Farini bis drei Uhr bei ihm gewacht, dann mich nach Hauſe begeben, um einen Augenblick zu ruhen. Um ſechs Uhr kam ein Diener, mich zu Cavour zu rufen, der nach mir verlangte. Im Vorſaal ſagten mir die Anweſenden, er wolle mit mir allein bleiben. Kaum war ich an ſein Bett getreten (er erkannte merkwürdigerweiſe jeden Neuhinzutretenden), rief er: Oh Caſtelli, Caſtelli! — — dann ſchwieg er. Vorausſetzend, daß er mich erkenne, ſprach ich ihm Muth zu. Er ſtarrte mich groß an, und rief laut: Der König muß aber wiſſen — — — — Dann folgten unzuſammenhängende Phraſen und ſeine Gedanken ſprangen von einem Gegenſtande zum andern. Plötzlich erhob er ſich und wollte aus dem Bette ſpringen. Ich hielt ihn zurück. Er lehnte das Haupt an meine Schulter und ſpielte mit dem Zwicker, der mir am Halſe herab hing, und machte ihn auf und zu. Zwei Stunden hielt ich ihn und benetzte ſeine Stirne mit Eis. Ich konnte die Thränen nicht zurückhalten beim Anblick dieſes Hauptes mit der hochgewölbten Stirne, des roſigen Antlitzes; nur die Augen waren tief eingeſunken, doch um die Lippen ſpielte ſein gutmüthiges liebenswürdiges Lächeln.“

Gegen Mittag verſammelten ſich die Aerzte und erklärten ihn für verloren. Mit Windesſchnelle hatte ſich die Unglücksbotſchaft in der Stadt verbreitet, die Menſchenmaſſe vor dem Hauſe war undurchdringlich. Es hatte ſich das Gerücht verbreitet, die Prieſter verweigerten ihm die Sakramente. Ein Herr aus der Volksmenge ließ Caſtelli herausrufen und ſagte ihm, wenn die Prieſter Cavour die Sakramente verweigerten,

ſei ein Aufſtand gegen die Geiſtlichen unvermeidlich. Man rief den Pfarrer der Kirche Madonna degli angeli, einen aufgeklärten vortrefflichen Mann, der mit Cavour perſönliche Beziehungen gehabt hatte und für ſein echt chriſtliches Verhalten am Todtenbette des größten Mannes ſeiner Nation durch Amtsentſetzung und dauernde Verfolgung ſeitens Roms büßen mußte. Die Marquiſe Alfieri führte ihn zu dem Sterbenden. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück und ſich zu Caſtelli wendend, ſagte er leiſe: „Sie wiſſen wie gut ich ihn kenne; ein Händedruck genügte.“

Um neun Uhr Abends ſtellte ſich der König ein, der, um die Maſſen zu vermeiden, durch ein Seitenthor auf einer Nebentreppe hinaufſtieg.

„Wie geht es, Cavour,“ ſagte er, herzlich ſeine Hand faſſend; „ich wollte doch ſelbſt kommen.“ Cavour richtete ſich auf, ſah ihn an und rief: „O Majeſtät!“ Dann fiel er zurück. Viktor Emanuel ſprach ihm Muth ein, doch er kannte ihn ſchon nicht mehr und rief mit gellender Stimme: „Mit dieſen Neapolitanern muß man aufräumen. — Morgen früh um fünf ſoll Arton zu mir kommen — — wir dürfen keinen Augenblick verlieren. — — —“

Viktor Emanuel betrachtete ihn eine lange Weile und Thränen füllten ſeine Augen; dann verließ er auf den Fußſpitzen gehend das Gemach. Er wollte einige Worte an die Marquiſe d'Alfieri richten, doch die Stimme verſagte ihm. Im Vorſaal bat er Farini und Caſtelli, daß einer von Beiden ihm um vier Uhr Nachricht bringe.

Cavours Bruder, Farini, Nigra, Caſtelli weilten im Vorzimmer, während ſeine Nichte, ihr Gatte und der alte Diener nicht vom Todtenbette wichen. Um drei Uhr Morgens ertönte ſeine helle klare Stimme ſo deutlich, daß man ſeine Worte in den Nebenzimmern vernahm. Er diskutirte, ſprach von Rom

und Napoleon und ſtarb im eigentlichen Sinne des Wortes mit Italien auf den Lippen. Bald nach vier Uhr wurde ſeine Stimme tonlos und der Todeskampf begann. Caſtelli begab ſich zum König, der bereits ſeit einer Stunde aufgeſtanden war und ihn erwartete.

„Iſt er todt?" rief Viktor Emanuel, den Eintretenden beim Arm faſſend. „Nein Majeſtät," antwortete Caſtelli, „ich wäre auch nicht imſtande geweſen Ihnen dieſe Nachricht zu bringen." — „Ich weiß, armer Caſtelli," ſagte der König ohne ſeinen Schmerz zu verbergen, „ich weiß, wie ſehr Sie ihn liebten."

Auf dem Rückwege begegnete Caſtelli dem Dr. Maſſori — Cavour lebte nicht mehr.

Turin lag in tiefer Trauer. Die Börſe, die Theater, die großen Geſchäftslokale wie die kleinſten Läden blieben geſchloſſen.

Das Volk ſtand gruppenweiſe auf der Straße, Schmerz und Trauer auf dem Antlitz. Die Stadt gewährte den Anblick, als ſei die Nachricht einer verlorenen Schlacht eingelaufen. Nein! keine Niederlage beweinte man, Italien ſtand ſiegreich da nach langem Kampfe, doch ſein tapferſter Kämpfer, der edelſte, hochherzigſte Mann der Nation, das größte ſtaatsmänniſche Genie ſeiner Zeit, hatte, einem Reformator gleich, ſein Leben dafür hingegeben, und ohne, daß es ihm vergönnt war, ſein Werk gänzlich vollendet zu ſehen.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(570)

In den früheren Serien der „Sammlung" erschienen:

Ueber Geschichte.

(27 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 13.50 Mark.)

Beheim-Schwarzbach, Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. (393/394) ..... M. 1.20
Bergau, Das Ordenshaupthaus Marienburg in Preußen. (133) .... „ —.60
Bluntschli, Die Gründung d. amerikan. Union von 1787. 2. Aufl. (54) „ —.60
Boesch, Heinrich I. und Otto I. (432) ..... „ —.60
Buchheister, Hannibal's Zug über die Alpen. (N. F. 41) ..... „ —.60
Czekelius, Ein Bild aus d. Gegenreformation i. Siebenbürgen. (465) „ —.80
Denicke, Von der deutschen Hansa. (456) ..... „ —.80
Dondorff, Die Normannen und ihre Bedeutung für das europäische Kulturleben im Mittelalter. (225) ..... „ —.75
Essellen, Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Beckum. Mit einer Karte. (200) ..... „ 1.—
Eyssenhardt, Die Verschwörung gegen Venedig ..... „ 1.—
Häußner, Unsere Kaisersage. (440) ..... „ 1.—
Hetzel, Die Stellung Friedrich d. Großen zur Humanität i. Kriege. (461) „ —.60
Heydenreich, Livius und die römische Plebs. Ein Bild römischer Geschichtsschreibung. (401) ..... „ 1.—
Isaac, Amy Robsart und Graf Leicester. Ein Kriminalfall des XVI. Jahrhunderts. (389) ..... „ —.80
Justi, Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius. (178) ..... „ —.75
Lehmann, Pommern zur Zeit Ottos von Bamberg. (299) ..... „ —.75
v. Löher, Cypern in der Geschichte. (307) ..... „ 1.—
Müller, Die Beherrscher der Gläubigen. (406) ..... „ 1.—
Schreiber, Die Reformation in Pommern. (351) ..... „ 1.—
Schroeder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters. Mit einer Karte. (347) ..... „ 1.—
Schulze, Das alte Rom als Großstadt und Weltstadt. (302) ..... „ —.75
Sepp, Kaiser Friedrich I. Barbarossa's Tod und Grab. (330) .... „ 1.—
Stark, Aus dem Reiche des Tantalus und Krösus. Mit einer Karte und einer Lithographie. (147/148) ..... „ 1.80
Twesten, Die Zeit Ludwig XIV. (121) ..... „ —.60
Winckler, Krönung Karls des Großen zum römischen Kaiser. (323) . „ — 75

Ueber Biographien und Verwandtes.

(62 Hefte, auf einmal bezogen, à 50 ₰ = 31 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl [wenn auf einmal bezogen] à 50 ₰.)

Alberti, Heinrich Pestalozzi. 2. Auflage. (Heft 79.) ..... M. —.60
Arnold, Sappho. (Heft 118.) ..... „ —.60
Bauer, Peter Vischer und das alte Nürnberg. (N. F. 3) ..... „ —.75
von Belle, Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. (Heft 26.) „ —.75
Bernhardt, Lord Palmerston. (Heft 107.) ..... „ —.60
Bernstein, Alexander v. Humboldt u. d. Geist zweier Jahrhunderte (H. 89) „ —.75
Boesser, Heinrich der Löwe. (Heft 349.) ..... „ —.80
— Kaiser Friedrich der Zweite. (Heft 383.) ..... „ —.60
Bruchmann, Wilhelm von Humboldt. (N. F. 17) ..... „ —.80
Brunner, Dr. Joh. Con. Brunner ..... „ —.60
Dannehl, Victor Hugo. (N. F. 2) ..... „ 1.—
Dondorff, Kaiser Otto III. (Heft 478) ..... „ —.80
Eyssenhardt, Hadrian und Florus. (Heft 397.) ..... „ —.60
Förster, Ernst, Peter von Cornelius. (Heft 217.) ..... „ —.75

Digitized by Google

Foerster, W., Johann Kepler. (Heft 146.) ..... M. —.60
Froboese, Gottfried von Bouillon. (Heft 326.) ..... „ —.75
Goergens, Mohammed. (Heft 290.) ..... „ 1.—
Grimm, Albrecht Dürer. 2. Auflage. (Heft 16.) ..... „ 1.—
Haug, Confucius, der Weise Chinas. (Heft 338.) ..... „ —.60
v. Hellwald, Sebastian Cabot. (Heft 124.) ..... „ —.75
Henke, Johann Huß und die Synode von Constanz. 2. Auflage. (Heft 81.) „ —.75
Herbst, Kant als Naturforscher, Philosoph und Mensch. (Heft 362.) ... „ —.80
Hesse, Minchen Herzlieb. (Heft 297.) ..... „ 1.—
Hirzel, Jeanne d'Arc. (Heft 227.) ..... „ 1.—
Hölder, Savigny und Feuerbach, die Koryphäen der deutschen Rechtswissenschaft. (Heft 378.) ..... „ 1.—
v. Holtzendorff, Richard Cobden. 3. Auflage. (Heft 17.) ..... „ —.75
— John Howard u. d. Pestsperre geg. Ende d. 18. Jahrhunderts. (Heft 317) „ —.80
Hönes, Ludwig Uhland, der Dichter und der Patriot (N. F. 27) ... „ 1.—
Hopf, Bonifaz von Montferrat, der Eroberer von Konstantinopel und der Troubadour Rambaut von Vaqueiras. (Heft 272.) .... „ —.75
v. Kluckhohn, Luise, Königin v. Preußen. M. Bildn. d. Königin. (Heft 242/243.) „ 1.80
— Dasselbe, Prachtausgabe m. d. Orig. Photographie d. Königin brosch. „ 4.50
— eleg. geb. in roth Leinen ..... „ 6.50
— Blücher, (313/314.) ..... „ 1.20
— Der General von Scharnhorst. (Heft 451.) ..... „ —.80
— Zur Erinnerung an Georg Waitz. (N. F. 33) ..... „ —.80
Kugler, Wallenstein. (Heft 180.) ..... „ —.75
Lindner, Kaiser Heinrich IV. (Heft 374.) ..... „ —.80
Lissauer, Albrecht v. Haller u. seine Bedeutung f. d. deutsche Kultur. (Heft 189.) „ — 75
Maenß, Franz von Sickingen. (Heft 270.) ..... „ —.75
Malmsten, Karl von Linné. (Heft 329.) ..... „ —.80
Maurenbrecher, Don Carlos. 2. Auflage. (Heft 90.) ..... „ 1.—
Meyer, A. B., Gedächtnißrede auf Cook. (Heft 385.) ..... „ —.60
Meyer, J. B., Arthur Schopenhauer als Mensch und Denker. (Heft 145.) „ —.80
v. Meyer, William Harvey, der Reformator der Physiologie. (Heft 337) „ —.60
Naumann, Ludwig van Beethoven. (Heft 117.) ..... „ —.60
Neumann, Hugo Grotius 1583—1645. (Heft 449) ..... „ —.60
Pilgrim, Galilei. (Heft 458.) ..... „ 1.—
Preuß, Franz Lieber, ein Bürger zweier Welten. (N. F. 12) .... „ 1.—
Raab, Leonardo da Vinci als Naturforscher. (Heft 350.) ..... „ —.80
Richter, Die Piccolomini. (Heft 201.) ..... „ —.75
Schmidt, Byron im Lichte unserer Zeit ..... „ —.60
Schott, Columbus und seine Weltanschauung. (Heft 308.) ..... „ —.60
Schumann, Marco Polo, ein Weltreisender d. XIII. Jahrhunderts. (H. 460.) „ —.60
Schwalb, Luther's Entwickelung vom Mönch zum Reformator. (H. 438.) „ —.60
Stark, Joh. Joachim Winckelmann, sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung. 2. Auflage. (Heft 42.) ..... „ 1.—
Stern, Milton und Cromwell. (Heft 236.) ..... „ —75
Tollin, Michael Servet. (Heft 254) ..... „ 1.—
Treutlein, Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische Generalgouverneur des Sudans. Mit einer Karte. (N. F. 29) ..... „ 1.20
Twesten, Macchiavelli. (Heft 49) ..... „ —.60
Winckler, Gregor VII. und die Normannen. (Heft 234) ..... „ —.75
Zschech, Giacomo Leopardi. (Heft 467) ..... „ —.60
Zschokke, Heinrich Zschokke. 3. Auflage. (Heft 12) ..... „ 1.—

Digitized by Google

Die Fortschritte der Keilschriftforschung in neuester Zeit.

Von

Carl Bezold
in London

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1889.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die Wiſſenſchaft der Keilſchriftforſchung — die Aſſyriologie — nimmt, wie ich an dieſer Stelle vor mehreren Jahren erwähnt habe,[1] unter der Reihe der philologiſchen Disziplinen eine nicht unbedeutende, aber ſehr junge Stelle ein. Man hat ihren Geburtstag wohl mit Recht auf den 30. März 1843, den Tag, an welchem die Ausgrabungen zu Chorſabad ihren Anfang nahmen, angeſetzt. Seit dieſer Zeit iſt in Europa, vor allem in England, dann aber auch in Frankreich und in jüngſter Zeit auch in unſerem deutſchen Vaterlande mit regen Kräften an dem Ausbau dieſer Wiſſenſchaft gearbeitet worden. In England hat in erſter Linie Sir Henry Rawlinſon, einer der „Truſtees" des großen britiſchen Nationalmuſeums, ſich aufs eifrigſte der Aſſyriologie angenommen. Nicht nur die eigentliche Entzifferung der vielen babyloniſchen und aſſyriſchen Inſchriften, die mit krauſen, keilförmigen Charakteren theils auf Felswänden, Statuen oder Backſteinen, theils auf Thonprismen und Thoncylindern, oder auf unzähligen kleineren und größeren Thonſtückchen eingegraben oder eingeſchrieben ſind, geht auf ihn (und auf ſeine gelehrten Mitforſcher Hincks und Oppert) zurück, ſondern auch die hauptſächlichſten Inſchriftenpublikationen des Londoner Muſeums, von denen jetzt in fünf Bänden ungefähr 1200 Inſchriften der gelehrten Welt zugänglich gemacht ſind,[2] knüpfen ſich an den Namen des noch jetzt rüſtig ſchaffenden, hochverdienten greiſen Gelehrten.

In Frankreich hat Jules Oppert, von Geburt ein Deutscher, eine eigene assyriologische Schule gegründet, nachdem er, als Philologe der wissenschaftlichen Expedition nach Mesopotamien 1851—54 zugesellt, das Werk der Entzifferung durch seine genialen Kombinationen zu seinem Höhepunkt geführt und in seiner grundlegenden „Expédition scientifique“ zu einem gewissen Abschluß gebracht hatte.

Als der Altmeister der Assyriologie in Deutschland ist Prof. Eberhard Schrader in weitesten Kreisen bekannt, der dem in unserem Vaterlande herrschenden Vorurtheile gegen die junge, aufblühende Disziplin seit 1869 durch ausführliche Auseinandersetzungen über die gesunde Basis und Methode der Entzifferung die Spitze gebrochen und die Resultate derselben der Geschichtsforschung und insbesondere der alttestamentlichen Exegese dienlich gemacht hat. Auf seinen Schultern fußen eine Reihe von Schülern und Schülern von Schülern, die theils in Deutschland, theils in England und Amerika die Assyriologie zu erweitern und zu vertiefen bestrebt sind.

Fragt man nach dem Gesammtresultate der auf solche Weise durch drei Stufen dreier Nationalitäten schon jetzt zu einem stattlichen Bau erhobenen Wissenschaft, so ergiebt sich, daß dieselbe eine Literatur[3] zu Tage gefördert hat, die an Alter alle übrigen semitischen Literaturen, d. h. die hebräische (alttestamentliche), arabische, syrisch-aramäische und äthiopische, weit übertrifft. Dieselbe ist ihrer Entwickelung nach, obwohl mehrmals geraume Zeit unterbrochen, schon jetzt ziemlich übersichtlich und giebt uns zunächst die Geschichte der Babylonier und Assyrer in authentischer Weise zurück, welche durch ihre enge Berührung mit der Geschichte Palästinas und seiner Nachbarländer allgemeines Interesse in Anspruch nehmen muß. Die biblische Geschichte und die Geographie Westasiens wurden dadurch um eine Quelle bereichert, die gar häufig weit reiner

und voller fließt als die bisher vorliegenden Nachrichten aus dem klaſſiſchen und orientaliſchen Alterthum. Auch die Chronologie erhält neuen Zuwachs an Material, durch Liſten, welche den römiſchen Konſulliſten oder den Canones des Euſebius an Werth nicht nachſtehen. Und obenan wird die ſemitiſche vergleichende Sprachforſchung durch eine Schweſterſprache des Hebräiſchen, Aramäiſchen, Arabiſchen und Abeſſiniſchen gefördert, die durch Durchſichtigkeit der Formen, großen Vokalreichthum und eine Reihe von Lauteigenthümlichkeiten des Konſonantenbeſtandes und -Wandels ſich auszeichnet und wohl dazu geeignet iſt, werthvolles Material zu einer vergleichenden Grammatik der ſemitiſchen Sprachen zu liefern.

Es iſt heute nicht unſere Aufgabe, die Geſammtentwickelung dieſer jungen Wiſſenſchaft von ihren erſten, taſtenden Anfängen bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe darzulegen. Viele Kreuz- und Irrwege, die ſie einzuſchlagen hatte, viele vermeintliche Reſultate, die gar bald nach ihrem Bekanntwerden als unbegründet von der Kritik wieder verworfen werden mußten, können heutzutage ein allgemeineres Intereſſe kaum mehr in Anſpruch nehmen. Auch der oft übertriebenen Skepſis, die in bisweilen unbegreiflicher Verblendung der Keilſchriftforſchung ſeitens der ſemitiſchen und der klaſſiſchen Philologie, und dies zumal an den deutſchen Hochſchulen, entgegengeſetzt wurde, iſt jetzt ſo gut wie ausſchließlich nur ein hiſtoriſcher Werth beizumeſſen. Wir geben ja gerne zu, daß es verfehlt war, ſenſationsſüchtig die neue Fackel, die das Dunkel der Vorzeit erhellen ſollte, qualmend in die weite Welt zu tragen,[4] fanden es aber ſtets ebenſo unvernünftig, bis hinab in die Schulen zu predigen, in der Aſſyriologie ſei „noch alles unſicher“, und den Umgang Moſes' und der Propheten oder Vater Herodots mit den neuen Zeugen alter Geſchichte als unerlaubt und verderblich zu bezeichnen.

Mit der letzten umfang- und wie uns ſcheint recht erfolg-

reichen Bekämpfung derartiger gegnerischer Ansichten, die im Jahre 1878 veröffentlicht wurde, demselben Jahre, in welchem Hormuzd Rassam und Ernest de Sarzec die ersten größeren Ausgrabungen auf dem jungfräulichen Boden Mesopotamiens vornahmen,[5] beginnt der Zeitraum, in welchem mit den vereinten Kräften Englands, Frankreichs und Deutschlands ein Fortschritt auf dem Gebiete der Keilschriftforschung erzielt worden ist, der sich dem jeder anderen philologischen oder archäologischen Disziplin kühn zur Seite stellen kann; diesem möge im Folgenden eine etwas eingehendere Betrachtung gewidmet werden.

Als die ältesten schriftlichen Aufzeichnungen hatte man bisher die Aegyptens, als die ältesten Denkmäler menschlicher Kunst, die Kolossalbauten des Nilthales betrachtet. Ueber das Alter der großartigen Funde in Kleinasien, die sich an den Namen Schliemanns knüpfen, ist ein abschließendes Urtheil bis jetzt nicht gefällt worden. Man wußte nur, daß erst geraume Zeit später die Kultur- und Kunstentwickelung am ägäischen Meere begann.

Anders heutzutage. Auf dreierlei Wegen ist für die älteste Periode des am Tigris-Euphrat-Gebiet sich entwickelnden Kulturstaates und damit, wie wir sehen werden, für die bis jetzt erreichbar ältesten Nachrichten von der Geschichte der Menschheit überhaupt Erkenntniß zu uns gekommen, deren Umfang und Grenzen nachgehends näher bestimmt werden sollen.

Es war längst bekannt, daß die alten Babylonier- und Assyrer-Könige streng darauf hielten, daß ihre Denkmäler und die Inschriften, die sie auf denselben hatten aufzeichnen lassen, der Nachwelt erhalten blieben, daß nicht ein pietätsloser Nachfolger mit frevelhafter Hand die Großthaten, die dort beschrieben, vom Stein und damit vom Gedächtniß kommender Generationen auslösche. So sagt schon einer der ältesten assyrischen Herrscher, der um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vor unserer

Zeitrechnung regierende König Rimmonnirar, am Schluſſe der Inſchrift auf einer Steintafel:[6] „Dies für alle Zeiten: Wenn einſt dieſe Stätte alt und baufällig wird, da möge der Herrſcher, der mir nachfolgt, ſie reſtauriren; die Tafel mit meinem Namenszug ſoll er wieder an ihrem richtigen Ort aufſtellen: dann wird der Gott Aſſur ſein Gebet erhören. Wer aber meinen Namenszug auslöſcht und ſeinen Namen dahin ſchreibt . . . . ., deſſen Namen und Nachkommen ſollen die Götter verfluchen, ſeine Familie umbringen und den Ertrag ſeines Landes verderben" ꝛc. Und ganz ähnliche Segens- und Fluchesworte ſpricht noch König Sardanapal in einer zu Abuhabba gefundenen Inſchrift aus, und ähnliches findet ſich hinab bis zu den jüngſten babyloniſchen Herrſchern. Im Zuſammenhang mit dieſen Worten ſteht nun die Thatſache, daß von den größeren Staatsdokumenten, vor allem von den Thonprismen und Thoncylindern nicht nur etwa ein, ſondern gewöhnlich vier Originale von den königlichen Schreibern angefertigt und ſodann in jeder Ecke des Königspalaſtes eines derſelben aufgeſtellt wurde. Dieſer weiſen Vorſichtsmaßregel iſt es denn zu danken, daß wir trotz der Zerſtörung gar mancher dieſer Stücke noch jetzt imſtande ſind, aus den verſchiedenen mehr oder minder beſchädigten Exemplaren einer und derſelben Inſchrift den Text derſelben in leidlicher Sicherheit und Vollſtändigkeit wiederherzuſtellen. So gelang es Raſſam im Frühjahr 1878, auf Grund ſeiner Nachforſchungen in den einzelnen Flügeln des Palaſtes Sardanapals, das „vierte" Exemplar der Annalen dieſes Königs aufzufinden, das, beſſer und vollſtändiger als alle bisher bekannten erhalten, eine lückenloſe Reproduktion dieſes Textes ermöglichte. Wenige Jahre ſpäter kamen auf dieſelbe Weiſe die verſchiedenen Urkunden des Königs Nabopolaſſar — des Vaters des aus der Bibel bekannten Nebukadnezar — und des letzten Königs von Babylon, nämlich des Nabonid, ans Tageslicht.

Freilich gaben uns die letzteren nicht, wie erwartet wurde, einen Bericht über die politischen Unternehmungen des Herrschers, über seine Regierungsmaßnahmen und Feldzüge; von den Annalen seiner Zeit ist bis jetzt nur ein ziemlich fragmentarisches Stück gefunden, und es scheint die Annahme berechtigt, daß während der neubabylonischen Periode „nur Werke der Frömmigkeit, bestimmt, die Götter zu verherrlichen, ihre Wohnungen zu verschönern, ihre heilige Stadt gegen feindliche Angriffe zu sichern, in den Augen der Herrscher würdig waren, in Tempelinschriften verewigt zu werden!“[7] Und doch ist gerade aus Nabonids Inschriften die historische Wißbegierde in ungeahnter Weise befriedigt worden. Dieselben erzählen uns nämlich vorzugsweise von der Wiederherstellung und Ausschmückung verfallener Tempel. Besonders einer dieser heiligen Stätten, dem Tempel des Sonnengottes zu Sippar, dem Sepharwajjim der heiligen Schrift, den man in den Ruinen des schon vorhingenannten Abuhabba wiedergefunden hat, hat der babylonische König seine spezielle Aufmerksamkeit zugewandt: er erzählt uns, wie er und seine Vorgänger sich lange vergeblich bemüht hätten, den ältesten Grundstein des Tempels, der nach der Angabe der Thonchroniken in seiner Bibliothek von einem uralten Könige Naramsin, Sohne des Sargon, gelegt war, wiederaufzufinden, wie er aber endlich seine Gelehrten zusammenberufen und mit der Aufsuchung und Durchforschung des ganzen Tempelgebietes beauftragt habe; wie sich diesen bei näherem Zusehen herausgestellt, daß die früheren Könige an einer falschen Stelle hatten nach dem berühmten Grundstein nachgraben lassen. „Ich suchte nun den alten Grundstein,“ fährt Nabonid in seinem Berichte fort; „18 Ellen Terrain ließ ich austiefen, und die Gründungsurkunde des Naramsin, Sohnes des Sargon, die 3200 Jahre lang keiner meiner Vorgänger gefunden hatte, ließ nun mich der Sonnengott, der große Herr dieses Tempels, da seines Herzens Freude wohnt, schauen.“

„Im Thamuz, im Monat des Heils, an einem günſtigen Tage, hat dann der König, wie es ihn die Götter in einem Traumgeſicht geheißen, den Tempel von neuem und genau auf der alten, dem Sonnengotte heiligen Stätte auferbaut, die alte Inſchrift mit Oel geſalbt und ſammt ſeiner eigenen unter Opferſpenden in das Fundament eingelaſſen, und dann das Gottesbild „in Freude und Jubel“ in den neuen „Wohnſitz der Herzensfreude“ geleitet.“

Warum mißt man dieſen inſchriftlichen Angaben, die vor ungefähr vier Jahren bekannt gegeben wurden, ſo hohen hiſtoriſchen Werth bei?

Deshalb, weil ſie aus einem Dokumente ſtammen, das auch ſonſt mancherlei kurze hiſtoriſche Notizen enthält, die für uns durch andere zeitgenöſſiſche Aufzeichnungen kontrolirbar ſind und ſich als äußerſt korrekt und glaubwürdig erwieſen haben. Wenn auch immerhin der Fall eingetreten ſein könnte, daß die Gelehrten Nabonids zwar alle ihre übrigen Zeitangaben über die Erbauung oder Reſtaurirung von Tempeln richtig, gerade dieſes älteſte und wichtigſte Datum aber falſch aus ihren Archiven berechnet hätten, ſo iſt doch dieſe letztere Annahme hiſtoriſch keineswegs wahrſcheinlich. Wir gelangen ſomit im Beſitz des oben ſkizzirten Textes, wenn wir die Zeitdauer von 3200 Jahren zu der Zeit der Abfaſſung dieſer Inſchrift, d. i. etwa 550 v. Chr., hinzurechnen, zu der enormen Zahl 3750 für Naramſin, oder rund 3800 für deſſen Vater, den älteſten Sargon, ein vorerſt hypothetiſcher Anſatz, der ſchon am Anfange des vierten Jahrtauſends vor unſerer Zeitrechnung eine gewiſſe, und zwar nicht geringe Kulturentwickelung in Meſopotamien darthun würde.

Dieſes iſt der erſte Weg, auf dem in neueſter Zeit überraſchende Entdeckungen unſere Kenntniß von dem hohen Alter der altchaldäiſchen Kultur erweitert und vertieft haben. Er blieb aber nicht vereinzelt.

Hand in Hand mit dem Beſtreben der babyloniſchen und aſſyriſchen Herrſcher, ihre auf Thonprismen und Thoncylindern abgefaßten offiziellen Annalen und ihre in den Paläſten auf Alabaſterplatten eingeſchriebenen Prunkinſchriften und ihre Genealogie, ſelbſt auf den zum Bau der Paläſte und Tempel verwandten Ziegeln und Backſteinen der Nachwelt zu überliefern und zu erhalten, geht eine andere, für uns nicht minder wichtige Erſcheinung, wir meinen die babyloniſch-aſſyriſchen Bibliotheken. Es hat deren im Zweiſtromland des Euphrat und Tigris gewiß mehrere gegeben. Aber nur eine derſelben, nämlich die, welche König Sardanapal im ſiebenten Jahrhundert v. Chr. von ſeinen Schreibern zuſammenſtellen, ordnen und vervollſtändigen ließ, iſt bis jetzt in ihren Thontrümmern näher bekannt geworden. Sie ſteht in einer vergleichenden Literaturgeſchichte einzig da. Auf Thontafeln von bis zu 2 cm Dicke und bis zu etwa 900 qcm Flächeninhalt ſind, meiſt in tadellos ſchöner und oft in minutiös kleiner und zierlicher Schrift die Hauptliteraturdenkmäler des aſſyriſchen Schriftthums niedergelegt. Wir finden da die Fragmente eines großen Nationalepos, die ſogenannten Giſchdubar-Legenden,[9] die wahrſcheinlich einem Sonnenmythus ihren Urſprung verdanken und deshalb das beſondere Intereſſe der modernen Welt in Anſpruch genommen haben, weil ſie eine ſich mit der der Bibel nahe berührende Sintflutherzählung enthalten.[10] Wir werden weiter bekannt mit einer Erzählung von der ſogenannten „Höllenfahrt der Iſchtar", einer an die „Ceres-Sage" und die damit verwandten anklingende Mythe, der gewiß ein poetiſcher Werth nicht abzuſprechen iſt.[11] Eine Reihe von Gebeten und ſogenannten Pſalmen und Hymnen geben uns einen Einblick in die religiöſen Vorſtellungen der Babylonier-Aſſyrer, lehren uns ihr Pantheon, die einzelnen Erſcheinungsformen ihrer Hauptgötter und deren Lokalkulte kennen. Wieder andere Tafeln enthalten Zauber- und Be-

ſchwörungsformeln zur Abwehr von böſen Geiſtern, zur Heilung von Krankheit und Siechthum des Leibes und des Geiſtes. Daran knüpft ſich eine fernere Doppelgattung von Inſchriften, die unter ſich inhaltlich eng verwandt, und in Sardanapals Bibliothek in ungeheurer Menge vertreten ſind, die aſtrologiſch-aſtronomiſchen Tafeln einerſeits, und andrerſeits die ſogenannten Omina, Vorzeichen, Vorbedeutungen aller Art, die in der „Weisheit der Chaldäer" ſicher eine hervorragende Stelle eingenommen haben.

Soweit ſich bis jetzt die einzelnen Theile dieſer reichhaltigen und mannigfaltigen Sammlung von Literaturdenkmälern überſehen laſſen, zeigt ſich, daß dieſelben in größter Ordnung in der königl. Bibliothek aufgeſtellt waren. Die Gelehrten, die damals ſicher zugleich die Prieſter des Königs waren, hatten ſie offenbar unter Benutzung uralter Originale, die oft von anderen Bibliotheken aus anderen Städten, ſei es geliehen, ſei es käuflich oder als Beute erworben waren, nach einem ganz beſtimmten, allerwahrſcheinlichſt mit einer Art von Liturgie im Zuſammenhang ſtehenden Anordnungsprinzip geordnet, hatten dann wohl fehlende Stücke nach eigenem Gutdünken aus ihrer eigenen Weisheit ergänzend hinzugefügt und dann Tafel für Tafel, mit einer mehr oder weniger genauen Unterſchrift, ſowie einem offiziellen königl. Bibliotheksvermerk, der eingeſtempelt wurde, verſehen, in den Bibliotheksräumen aufgeſtellt. Intereſſant iſt, daß, um die Fortſetzung des Textes von einer Tafel auf einer andern leicht zu finden, in der „Unterſchrift" nicht nur genau die Nummer und Serie des betreffenden Schriftſtückes verzeichnet, ſondern zugleich auch die Anfangszeile der nächſtfolgenden Tafel, gerade wie unſer „Kuſtos", zur Erleichterung des Zuſammenfindens der einzelnen Stücke einer und derſelben Serie beigefügt wurde.

Dieſe Ordnungsliebe der alten babyloniſch-aſſyriſchen Ge-

lehrten ist für uns noch jetzt von unschätzbarem Werthe. Denn die Serien- und Tafelnummern zusammen mit den erwähnten Anfangszeilen setzen uns in stand, selbst in dem fragmentarischen Chaos dieser Literaturgattung uns nach und nach zurecht zu finden. So hat sich schon jetzt herausgestellt, daß die Beschwörungsformeln eingetheilt waren, entweder auf Grund der bösen Geister, gegen die sie gerichtet, oder der Krankheiten, zu deren Heilung sie über den Kranken gesprochen wurden. Die Gebete waren geordnet nach den verschiedenen Gottheiten, zu denen sie einst emporgestiegen sind. Es besteht deshalb die Aussicht, gerade dadurch die Lokalkulte von der Staatsreligion nach und nach scheiden zu können und die allgemeinen religiösen Vorstellungen von denen besonderer Verehrungsformen zu trennen. So hat sich erst vor kurzem gefunden, daß in Assyrien ein Kult von mehreren Sternen oder Gestirnen, nicht nur von Sonne, Mond und Venus, existirt haben muß; aber freilich ist unsere Kenntniß gerade hier noch völlig in ihren Anfängen.

Die astrologischen Tafeln waren in der Bibliothek Sardanapals hauptsächlich nach Monaten und Tagen angeordnet. In einem großen astrologischen Werk von mehr als 70 Tafeln, dessen Entstehung von der Legende bis auf die Zeit des oben genannten Naramsin und seines Vaters Sargon zurückgeführt wird, ist für alle Tage aller Monate des ganzen Jahres verzeichnet, was bei der und der Konstellation verschiedener Himmelskörper eintreten werde. Von einfachen Voraussagungen allgemeinster Art, wie z. B., daß bei einer Mondsfinsterniß am 12., 13. oder 14. des und des Monats ein Krieg, eine Hungersnoth, eine Ueberschwemmung stattfinden werde, läßt sich die Specialisirung dieser Ereignisse auf bestimmte Länder, die von dem Unglück betroffen werden, oder bestimmte Völker, gegen die in die Schlacht gezogen werden soll, als eine Weiterbildung auffassen. Eine andere Fortbildung dieser Chaldäerkunst liegt darin, daß Vorschriften an

dieſe Vorbedeutungen angeknüpft werden, daß für beſtimmte Tage verboten wird, Fiſch oder Fleiſch von Vierfüßlern oder von Vögeln zu genießen, oder Waſſer oder Wein zu ſich zu nehmen, oder daß ſchwarze oder weiße Kleidung oder Unterlaſſung gewiſſer Handlungen angeordnet wird.

Nächſtverwandt mit dieſen aſtrologiſchen Tafeln ſind die zahlreichen Texte, welche Omina enthalten. Verſchiedene abenteuerliche Träume, eine große Anzahl der wunderlichſten Mißgeburten und Beobachtung von Thieren aller Art, von Hunden, Pferden, Schweinen, von Eulen und anderen Vögeln, von Heuſchrecken und Würmern u. ſ. w. wurden, wie es ſcheint, vornehmlich als Vorwurf für derartige Aufzeichnungen genommen, die das ganze Mittelalter hindurch fortgewirkt haben müſſen.

Außer den großen liturgiſchen, aſtrologiſchen und Omenſammlungen der Bibliothek, die ſchon durch ihre Form als Theile eines großen Ganzen erkenntlich ſind und ſich durch ihre ſorgfältige Ausarbeitung und Schrift auszeichnen, hat es aber offenbar noch viele Auszüge aus dieſen Sammlungen gegeben, die wahrſcheinlich Gelegenheitsſchriften waren. Die reicheren Familien des Landes, die einem Schreiber oder Oberſchreiber ſeine Mühe lohnen konnten, werden in ſchweren Krankheitsfällen, bei Geburten oder im Falle ſchreckenerregender Zeichen, die man nicht anders denn als Omina deuten konnte, ſich bei den Weiſen an der königl. Bibliothek Auskunft und Rath erholt haben und dann von dieſen mit irgend einem mehr oder weniger auf ihre Fälle paſſenden Extrakt aus jenen umfangreichen Thon-Zauberbüchern beglückt worden ſein. Daß jedoch in erſter Linie der König ſelbſt oder ſeine Großen, die Statthalter der Provinzen und die Befehlshaber der Armee davon Gebrauch gemacht haben, ſchließt man wohl mit Recht aus den mancherlei hiſtoriſchen oder politiſchen Andeutungen, die die Schriftſtücke enthalten.[12]

Wir würden eine ſoweit ausgebildete, ſchriftſtellernde Nation, wie die der Aſſyrer zur Zeit Sardanapals, unrichtig beurtheilen, wollten wir nicht annehmen, daß es damals in Meſopotamien Schulen gegeben habe — Prieſter- und Gelehrtenſchulen.

Die erſte Veranlaſſung zur Entſtehung derſelben gaben gewiß religiöſe Aufzeichnungen. Die Gebete und Geſänge, die ſeit uralten Zeiten als heilig galten, wurden von den Prieſtern in einer, aus irgend welchen Gründen, die wir das letzte Mal an dieſer Stelle näher auszuführen verſuchten,[13] ungeheuer kompli-zirten Schriftart auf Thon fixirt. Die Jünger, die berufen waren, des Volkes Seelſorger zu werden, hatten die gewiß nicht leichte Aufgabe, die große Menge der Keilſchriftzeichen, die theils zum Ausdruck von Silben, theils zur Wiedergabe ganzer Worte dienten, zu lernen; ſie mußten die Gebete leſen und verſtehen, und da deren Worte und Schriftzeichen zum Theil mehrdeutig waren, ſo ſchufen ſie nach und nach Hülfsmittel zum Verſtändniß ihrer altheiligen Poeſie. Auf dieſe Weiſe entſtanden eine Reihe von Syllabaren, d. h. Liſten, welche die Wortzeichen der Gebete der Reihe nach erklärten und ſchwierigere Abſätze der Geſänge geradezu kommentirten. Als mit derartigen grammatiſchen und lexikographiſchen Studien ein Anfang gemacht worden war, iſt es nicht wunderbar, von da aus allmählich eine ganze Reihe der verſchiedenartigſten Aufzeichnungen, Liſten von Thieren, Pflanzen und Steinen, von Pflanzenprodukten, Arzneien und Zaubermitteln, von Berufs- und Beamten- und von geographiſchen Namen entſtehen zu ſehen. Speziell kultiſchen Zwecken werden die Sammlungen von Götternamen und ihren Attributen gedient haben, die gleichfalls in großer Menge gefunden wurden. Und der Verkehr mit Völkern fremder Zunge, mit den Phönikiern im Weſten und den Kaſſitern und Elamiten im Oſten führte dazu, auch ſchon in früher Zeit einzelne Namen von dieſen Sprachen ſchriftlich zu fixiren und zu erklären. Hand

in Hand mit der Abfaſſung der oben erwähnten aſtrologiſchen Tafeln ging die Ausarbeitung von Gloſſen zum Verſtändniß dieſer Texte; und neben den Beſchwörungsformeln gegen Krankheiten finden ſich auch Rezepte für die Bereitung von Arzneien zur Heilung derſelben. Das letzte Abſtrakt aller dieſer Liſten und grammatiſchen Erklärungen darf man in einer großen Muſterſammlung erblicken, die rein didaktiſche Zwecke verfolgt zu haben ſcheint: lange Tafeln, auf denen in großen, ſorgfältig geſchriebenen Kolumnen die verſchiedenen Wort- und Silbenwerthe jedes einzelnen Keilſchriftzeichens nebſt dem Namen desſelben verzeichnet ſind; andere, auf denen die graphiſchen Verſchiedenheiten der Zeichen veranſchaulicht werden, die im Laufe der Jahrhunderte natürlich eine ähnliche Entwickelung wie die jeder anderen Schrift erlebt haben; wieder andere, auf denen einzelne Zeit- oder Hauptwörter nach irgend einem Anordnungsprinzip, vielleicht zum Memoriren, zuſammengeſtellt ſind; und endlich auch ſolche, die kurze oder längere Sätze, Muſterbeiſpiele für das Studium der jungen Gelehrten enthielten.

Eines der wichtigſten Reſultate dieſes ſchulmäßig tradirten und weitentwickelten Schriftthums iſt die Pflege der Hiſtoriographie und Chronographie. Es fanden ſich nämlich in Sardanapals Bibliothek eine nach Hunderten zählende Menge von Briefen, ſei es nun von Originalen oder von Abſchriften, Dokumenten, welche Befehle ſeitens der Könige an die Statthalter der einzelnen Provinzen oder wiederum von dieſen oder von den Befehlshabern des Heeres an den königlichen Hof enthalten. Ihr Inhalt iſt großentheils politiſcher Natur. Schon die wenigen, die bis jetzt und meiſt erſt in den letzten Jahren veröffentlicht wurden,[14] laſſen erkennen, daß man in Niniveh zweifellos Sorge getragen hat, alle während eines Feldzugs oder einer anderen politiſchen Expedition zwiſchen der Reſidenz und dem Heerlager gewechſelten Depeſchen zu ſammeln und für

ſpätere hiſtoriſche Aufzeichnungen nutzbar zu machen. Auch von den letzteren ſelbſt ſind ſchon jetzt nicht wenige Stücke gefunden. Neuere Unterſuchungen laſſen es als ſehr wahrſcheinlich erſcheinen, daß die offiziellen Geſchichtsſchreiber des Königs die Sammlungen der Bibliothek auf ganz ähnliche Weiſe benutzten wie wir heutzutage etwa die eines Archivs, und daraus ihre Berichte über die glorreichen Feldzüge und mächtigen Bauten der Herrſcher zuſammenſtellten. Aus dieſen auf Thontafeln mit feiner Schrift aufgezeichneten „Konzepten" ſind dann offenbar kleinere oder größere Theile dem Steinmetzen zur Anfertigung der Prunkinſchriften an den Wänden der Paläſte als Vorlage mitgetheilt oder vielleicht geradezu in den Meißel diktirt worden. Auch die Abfaſſung der erwähnten Thoncylinder und Thonprismen wird auf ähnliche Weiſe zu erklären ſein. Von der Aufzeichnung der Begebenheiten der Gegenwart zu der der vergangenen Geſchichte war dann nur ein Schritt: die auch in Babylonien und Aſſyrien häufig genug dokumentirte Vorliebe der Regenten, ihr Geſchlecht von alten mächtigen Königsfamilien herzuleiten, mag dazu die nächſte Veranlaſſung gegeben haben. Von den älteſten Statuen, von kleinen, ſogenannten „Nagelcylindern" oder „Terracotta-Kegeln", von Siegelringen und Siegelwalzen, von Steatite- und Alabaſter-Steinen, insbeſondere aber von den mit Stempeln bedruckten Backſteinen, den gleichfalls beſchriebenen Stützſteinen für die Thorangeln und den mit einer Gründungsurkunde verſehenen Grundſteinen der Tempel und Paläſte trugen die „Reichs- und Hof-Hiſtoriographen" zuſammen, was immer ſich an hiſtoriſchen Daten und Thatſachen für die alte und älteſte Geſchichte Meſopotamiens finden ließ.

In dieſer Hinſicht ſind in neueſter Zeit beſonders werthvolle Entdeckungen gemacht worden.

Wie in Griechenland nach den Archonten, in Rom nach den Konſuln, ſo war auch in Aſſyrien, nachweisbar ſeit dem

vierzehnten Jahrhundert v. Chr., das Jahr nach den höchsten Staatswürdenträgern benannt. Während der Regierung eines Königs übernahmen gewöhnlich zuerst er selbst, und dann der Reihe nach seine ersten Beamten die Würde des Eponymats. Die babylonisch-assyrischen Chronographen haben uns nun von ca. 890 bis herab zu Sardanapals Zeit Verzeichnisse dieser Eponymen hinterlassen, die in mehreren fragmentarischen Exemplaren und Gattungen aufgefunden und neuerdings in einer zuverlässigen Ausgabe veröffentlicht worden sind.[15] In der einen Gattung dieser Inschriften, den sogenannten Eponymen-Canones im engeren Sinne, sind einfach in fortlaufender Reihenfolge die Namen Derjenigen verzeichnet, nach denen das betreffende Jahr benannt wurde. Nur finden sich hier und da noch Theilstriche angebracht zur Unterscheidung der Regierungsdauer der einzelnen assyrischen Herrscher. In einer zweiten Gattung, den Bruchstücken der sogenannten „Verwaltungsliste" sind die Namen der Eponyme noch von deren Amtstiteln und sogar noch von ganz kurzen historischen Notizen über wichtige Ereignisse, die in das betreffende Jahr fielen, begleitet. Hauptsächlich auf Grund der Angabe einer Sonnenfinsterniß in einem Stück der zweiten Gattung, welche durch astronomische Berechnungen mit derjenigen, für Ninive sichtbaren, nahezu totalen Verfinsterung identifizirt worden ist, deren Mitte man am 15. Juni 763 v. Chr., Vormittags um 10 Uhr 5 Minuten anzunehmen hat, ist dieser Canon auf unsere Aera berechnet und die Resultate mit denen aus den Angaben des längst als glaubwürdig bekannten, in griechischer Sprache abgefaßten sogenannten „babylonischen Regentencanons" des Mathematikers Claudius Ptolemäus verglichen worden. Es stellte sich heraus, daß beide Literaturdenkmäler in trefflichem Einklang stehen, und man konnte von hier aus weitere Schlüsse wagen.

Dazu brachten die letzten Jahre ziemlich reiches und er-

giebiges Material. Eine ſogenannte „ſynchroniſtiſche Tafel“, freilich wiederum nur in Bruchſtücken auf Thonfragmenten erhalten, belehrte uns, in knappem Chronikenſtil, über die Beziehungen zwiſchen Aſſyrien und Babylonien bis hinauf zum Anfang des fünfzehnten vorchriſtlichen Jahrhunderts. Und eine 180 Zeilen lange, zur Zeit des perſiſchen Königs Darius angefertigte Abſchrift einer förmlichen babyloniſchen Chronik, die erſt vor fünf Jahren aufgefunden und im Sommer 1887 zum erſten Male herausgegeben wurde,[16] giebt über die Ereigniſſe von Nabonaſſar bis Saosduchin in Babylonien und von Tiglathpileſar III. bis Sardanapal in Aſſyrien, d. h. rund von 750—650 v. Chr., ziemlich genaue und, wie es ſcheint, auch zuverläſſige hiſtoriſche Aufſchlüſſe.

Das bedeutendſte derartige Schriftſtück aber für die geſammte und beſonders für die älteſte Geſchichte Babyloniens und Aſſyriens iſt ein babyloniſches Königsnamenverzeichniß auf einem Fragmente von ungebranntem Thon, das auf 76 theilweiſe verſtümmelten Zeilen die Namen babyloniſcher Könige und die Zahlen ihrer Regierungsjahre, ſowie durch Theilſtriche davon getrennt, die Namen, Dauer und Regentenanzahl der einzelnen Dynaſtien verzeichnet und im Jahre 1884 an die Oeffentlichkeit gebracht worden iſt.[17]

Dieſes Verzeichniß enthält in ſeinem letzteren Theil eine ganze Reihe von Königsnamen, die ſchon anderweitig, zumal aus den vorhandenen Königsinſchriften, aus den Eponymenliſten und aus der babyloniſchen Chronik bekannt, und deren Regierungsdauer fixirt worden war. Man erſah aus der Vergleichung dieſer mit der neuen hiſtoriſchen Quelle, daß man es wiederum mit einem im ganzen und großen glaubwürdigen, zuverläſſigen Dokument zu thun habe, und ward dadurch inſtandgeſetzt, mit bekannten Zahlen die Regierungszeit der früheren, bis dahin unbekannten Könige zu beſtimmen. Auf ſolche Weiſe

iſt es gelungen, die babyloniſch-aſſyriſche Chronologie bis ungefähr in die Mitte des dritten Jahrtauſends vor unſerer Zeitrechnung zurückzuführen. Freilich hatte man es dabei gar oft mit Schemen zu thun, und nur ſehr wenige Namen der neugewonnenen alten Regenten tauchten auch ſonſt vereinzelt auf Backſtein- oder Kegel-Legenden oder in den Genealogieen ſpäterer Könige auf. Immerhin ward aber damit ein zweiter, wenn auch dornenvoller und mühſamer, ſo doch ſicher leitender Weg betreten, der an die Grenzen der älteſten Aufzeichnungen der bis jetzt bekannten Geſchichte der Menſchheit führt.

Unwillkürlich drängt ſich uns im Beſitze dieſer Nachrichten die Frage auf, ob denn die Erwähnung alter und uralter Könige auf den Thoncylindern der ſpäteren, wie eines Nabonid, und in den chronographiſchen Aufzeichnungen der Gelehrtenſchulen zur Zeit Sardanapals das einzige iſt, was uns von den erſten Beherrſchern des Zweiſtromlandes am Euphrat und Tigris erhalten blieb. Auch die knappe Erwähnung weſenloſer Namen, die in ſo alte Zeit hinaufreichen, ſodann die kurzen Kegellegenden und die Stempel auf den Backſteinen, vor allem aber die Mittheilung, daß dieſe Fürſten in den Grundſteinen ihrer Tempel und Paläſte Urkunden niedergelegt haben, machen die Annahme wahrſcheinlich, daß ſchon ſie und ihr Volk ſich einer gewiſſen Kultur- und Kunſtentwickelung erfreut haben müſſen. Ihre Kulturſtufe muß den ſpäteren Bewohnern und Beherrſchern Meſopotamiens keineswegs verächtlich erſchienen ſein, und das, was noch in ſpätaſſyriſcher Zeit von ihren Denkmälern vorhanden war, gab den Chronographen vielleicht Quellenmaterial zur Herſtellung einer faſt ununterbrochenen Königsreihe, die hinaufreicht bis zu mehr denn 2000 Jahren ſelbſt vor ihrer Zeit. Wo ſind die Bau- und Kunſtdenkmäler der Alten ſelbſt? Sollte es uns nicht mehr gelingen, auch von ihnen Ueberreſte auszugraben? Iſt ihre Kultur für unſere Geſchichte für immer verloren?

Es blieb den Entdeckungen der neueſten Zeit vorbehalten, auch auf dieſe Fragen eine befriedigende Antwort zu geben. Auf dem im Jahre 1881 zu Berlin abgehaltenen fünften internationalen Orientaliſtenkongreſſe gab Prof. Oppert zum erſten Male bekannt, daß ſeitens der franzöſiſchen Regierung ſeit drei Jahren in Babylonien, genauer am Ruinenhügel von Tello, an der Oſtſeite des Schatt el Hai, 15 Stunden nördlich von Mugheir und 12 Stunden öſtlich von Erech, Ausgrabungen vorgenommen worden ſeien, die glänzende Reſultate im Gefolge gehabt hätten, und deren Fundgegenſtände jetzt eine Zierde des Louvre zu Paris bilden. Eine Reihe von Königspaläſten wurde dort bloßgelegt; Terracotta-Kegel und große Thoncylinder, darunter einer mit mehr denn 2000 Zeilen Inſchrift, und eine Reihe kleinerer Tafeln von ſchwarzem Stein und Figürchen, ſowie anderer Kunſtgegenſtände feſſelten die Aufmerkſamkeit. Das wichtigſte an dieſen Fundſtücken, deren Alter man vorerſt noch nicht näher zu beſtimmen vermochte, war eine Reihe von lebensgroßen oder faſt lebensgroßen Statuen, geformt aus einem äußerſt harten, grünlichen Stein, Diorit oder Dolerit, welche eine ungeahnte künſtleriſche Vollendung erkennen ließen.[18] Dieſe Statuen, meiſt ſitzend und die Hände auf den Schoß gelegt, auf dem in zwei Fällen ein Bauplan und ein Maßſtab zu liegen ſcheinen, ſind leider kopflos gefunden worden, repräſentiren aber, wie man jetzt allgemein annimmt, den königlichen Bauherrn, dem jene Paläſte ihre Entſtehung verdankten. Zudem wurden an derſelben Stelle noch zwei gut erhaltene, trefflich gearbeitete Köpfe aus demſelben Stein gefunden, die uns Schlüſſe auf die Raſſe, zu der die Bewohner des Landes, die Schöpfer und Pfleger dieſer Kultur, gehörten, ziehen laſſen. Die Inſchriften auf den Terracotta-Kegeln und den Cylindern fanden eine ganz weſentliche Bereicherung dadurch, daß man gar bald entdeckte, daß auch auf den Statuen ſelbſt am Rücken und am

Saume der Gewandung oder auf dem Thronſeſſel, auf dem die Figuren ſitzen, lange Inſchriften in verſchiedenen Kolumnen außerordentlich ſorgfältig eingegraben waren. Die Keilſchrift, mit der die Denkmäler bedeckt ſind, variirt bedeutend von der der bisher bekannten babyloniſchen und aſſyriſchen Königsinſchriften und derer aus Sardanapals Bibliothek. Sie ähnelt noch am meiſten den Zeichen auf den wenigen im britiſchen Muſeum befindlichen kleinen Thonkegeln und Backſteinſtempeln, die, wie wir ſchon vorhin ſahen, in das höchſte Alter hinaufgewieſen worden waren. Nicht einmal die Richtung der Schriftzeilen iſt dieſelbe: während die ſpäteren Bewohner Meſopotamiens, wir wir, von der Linken zur Rechten ſchrieben, zeigen die alten Statuten im Louvre eine Schreibart in Zeilen von oben nach unten, wie die der Chineſen, Japaneſen, Mongolen u. ſ. w.

Schwer und mühevoll war das Werk der Entzifferung dieſer Denkmäler, um die ſich nächſt Prof. Oppert ganz beſonders Arthur Amiaud bleibende Verdienſte erworben hat. Aus ſeinen Arbeiten iſt erſichtlich, daß der Text auf den Statuen meiſt Weihinſchriften enthält, mit welchen alte Könige oder Fürſten den oder jenen Tempel einem Gotte oder einer Göttin unter feierlichen Opferſpenden zueigneten. So beginnt eine der Statuenlegenden wie folgt: „An Ningirſu, den mächtigen Krieger von Ellilla, ſeinen Herrn (wendet ſich) Gudea, der Fürſt von Sirpulla (d. i. vielleicht von Tello), der den Tempel „Eninnu“ von Ningirſu erbaut hat. Ningirſu, ſeinem Herrn, hat er den Tempel „Echnd“, die Stufenpyramide, auf deren Spitze ſich alles erhebt (?), erbaut. Ningirſu möge ihm ein glückliches Loos beſcheeren! Außer den Opferſpenden, die er in der Freude ſeines Herzens dem Ningirſu und deſſen vielgeliebter Gattin Bau, der Tochter des Anna, darbrachte, hat er auch ſolche für ſeinen Gott Ningiſchzida bereitet. Gudea,

der Fürſt von Sirpulla, hat Frieden verkündet von Girſu bis nach Uruazag. Im ſelbigen Jahre hat er von den Bergen des Landes Magan einen ſeltenen großen Stein geholt, den hat er für ſeine Statue behauen laſſen. Am Neujahrstage, dem Feſttage der Bau, hat er der Bau folgende Opfer im alten Tempel gebracht" (folgt die Aufzählung der als Opfer gebrachten Thiere, Feldfrüchte und Prachtgewänder); u. ſ. f. [19]

Das Hauptaugenmerk der Entzifferer dieſer Schriften war natürlich von vornherein darauf gerichtet, zu beſtimmen, in welche Zeit die Abfaſſung derſelben zu ſetzen ſei, wann die Erbauer dieſer Tempel, die königlichen durch die Statuen repräſentirten Architekten gelebt haben. Eine genaue, etwa bis auf einzelne Jahre fixirte Zeitangabe iſt hier bis jetzt noch unmöglich. So viel aber hat man zu beſtimmen vermocht, daß alle die Könige und Fürſten von Sirpulla und von den anderen in dieſen Inſchriften genannten Orten noch vor der Zeit von 2200 v. Chr. gelebt haben müſſen. Die Anfänge der altbabyloniſchen Geſchichte verſetzen uns nämlich, ſoweit aus den Funden erſichtlich iſt, nicht in eine Monarchie, ſondern in einen Feudalſtaat. Eine ganze Reihe von „Stadtkönigen", die offenbar zugleich auch die oberſte prieſterliche Würde begleiteten, unter denen die der Städte von Sirpulla, von Niſin, Uruk, Larſam, Ur, Eridu, Nippur und Borſippa namentlich bekannt ſind, haben nach- oder nebeneinander in Meſopotamien regiert. Es gelang einzelnen von ihnen, wie aus den ihnen beigelegten Titeln hervorgeht, beſonders den Fürſten von Larſam und von Niſin, allmählich ihr Herrſchergebiet auf Koſten der Nachbarſtämme zu erweitern. Und erſt im zweiundzwanzigſten oder einundzwanzigſten Jahrhundert v. Chr. vermochte Chammurabi, einer der mächtigſten dieſer Fürſten, die Herrſchaft über ganz Babylonien an ſich zu reißen, die er mit ſtarker Hand und lange Zeit, vielleicht über ein halbes Jahrhundert, geführt haben wird. Die Funde von Tello

weiſen auf die allerfrüheſten Anfänge dieſes Feudalweſens zurück, und darf man den Schlüſſen trauen, die eine Vergleichung der Schriftformen jener Inſchriften mit denen der ſpäteren Herrſcher, etwa des Chammurabi ſelbſt, an die Hand giebt, ſo wird es wahrſcheinlich, daß die aus den Statuen bekannten Könige und Fürſten ſchon am Anfang des vierten vorchriſtlichen Jahrtauſends gelebt haben.

Eine Erweiterung unſerer Kenntniſſe über die älteſten Bewohner der Gegend zwiſchen Tigris, Euphrat und Schatt el Hai hat eine im September 1886 zum erſtenmal von Deutſchland, ſeitens der Königl. preußiſchen Muſeen zu Berlin nach Meſopotamien entſandte Expedition gebracht, die ſich hauptſächlich mit der Unterſuchung der beiden Trümmerſtätten Surghul und El Hibba befaßte. Aus den verſchiedenſten Gründen läßt ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß dieſe beiden Orte und die dort gemachten Funde denen von Tello an Alter nicht nachſtehen. Man hat freilich nur ſehr wenige Inſchriften entdeckt; hingegen wurde man hier mit einer weiten, ausgedehnten und offenbar vor langer, langer Zeit ſorgfältig gepflegten Ruheſtatt für die Todten, mit einer bis jetzt ganz vereinzelt daſtehenden Anlage von Feuernekropolen bekannt. Ueber die Gebräuche bei der Leichenverbrennung dieſer alten Völker, die Art der Beſtattung der Aſche, die Gegenſtände, die mit dem Todten verbrannt oder wohl nach dem frommen Glauben der Hinterbliebenen ihm in eine andere Welt mitgegeben wurden, Schmuck, ſein Siegel, Nahrungsmittel und, was beſonders merkwürdig, Waſſer, das in eigens dazu und zwar für jeden Verſtorbenen einzeln angelegten Brunnen, oder für ein Doppelgrab beſtimmt, Doppelbrunnen konſervirt wurde, endlich über die Anlage der Bauten und Todtenhäuſer ſelbſt ſind durch die preußiſchen Ausgrabungen neue und ungeahnte Aufſchlüſſe gebracht worden. [20]

So iſt denn auch auf einem dritten, dem direkteſten Weg

die orientaliſche Alterthumskunde zu Zeugen einer menſchlichen Kultur gelangt, die diejenigen Aegyptens an Alter noch weit übertreffen. Nicht nur die Sprachengeſchichte und die alte Geographie, die Kultur- und Religionsgeſchichte ſieht ſich damit vor eine Reihe lohnender Aufgaben geſtellt, und für den Hiſtoriker ſind neue Räthſel zu den alten zu löſen, ſondern beſonders auch der Kunſtgeſchichte iſt ein weites Feld des Studiums eröffnet; ſie kann die Reiſe von Griechenland bis hinauf zu den erſten Anfängen menſchlicher Kunſt fortſetzen, wo ſie, ſoweit bis jetzt die Grenzen hinaufgerückt ſind, vor einer ſchon weit entwickelten Periode ſtaunend Halt macht. Die Unterſuchung des Baumaterials, von Ziegeln, Holz und Metall, die Beſtimmung der einzelnen Formen der Baukunſt, des Tempel- und Profanbaues mit der doppelartigen Terraſſenform, die Beſchreibung der älteſten Spiralenkapitäle, die ſich von Chaldäa in den cyprophönikiſchen und den protojoniſchen Formen fortgeſetzt zu haben ſcheinen, die Beachtung des Dekorationsſyſtems der Architektur, und vor allem die Behandlung der Plaſtik in der Thonbildnerei, Stempelſchnitt, Bronceguß und Monumentalplaſtik, die ihren Höhepunkt in dem vorhin genannten ſtatuariſchen Arbeiten, „den höchſten plaſtiſchen Leiſtungen Aſiens vor dem griechiſchen Aufſchwung“,[21] erreicht — all dies wird jetzt ein neues Kapitel der alten Kunſtgeſchichte bilden müſſen.

Man hat ſeit dem Bekanntwerden dieſer Funde in Meſopotamien ſchon öfter den naheliegenden Verſuch gemacht, Parallelen zwiſchen der protobabyloniſchen Kunſt und der der Aegypter zu ziehen und eine von der anderen abzuleiten. Dieſe Verſuche ſind jedoch geſcheitert. Sie ſcheinen uns bis jetzt noch ebenſo verfrüht, als die neuerdings auftauchende, freilich ſchon an ſich viel unwahrſcheinlichere Hypotheſe, es hätte, um der Richtung der Zeilen und um der Art der Schrift auf den in Tello

gefundenen Statuen willen, ein uralter Verkehr der Bewohner Mesopotamiens mit den Chinesen stattgefunden. In der Annahme derartiger Wechselbeziehungen zweier Völker, zumal in alter und ältester Zeit und ohne gutbeglaubigte historische Tradition, kann man nicht vorsichtig genug sein. Der Charakter der Kunstdenkmäler Aegyptens und der Assyriens wird demnach auch fortan noch gesondert erklärt, ihre Entwickelung einzeln verfolgt und ihre beiderseitigen Beziehungen zur griechischen Kunst für jedes der beiden Länder eigens einer Betrachtung unterstellt werden müssen.

Und doch können wir heute einen bis in das verflossene Jahr kaum geahnten, jetzt aber durch eine Reihe von unumstößlichen Thatsachen völlig bewiesenen frühzeitigen Verkehr der Mesopotamier mit den Bewohnern des Nillandes aufweisen, die Korrespondenz der beiden Völker im fünfzehnten vorchristlichen Jahrhundert.

Von Berlin aus verbreitete sich zuerst die Nachricht,[22] daß in Aegypten, speziell in Tell el Amarna, halbwegs zwischen Memphis und Theben, eine Reihe zum Theil prächtig erhaltener, mit Keilschrift bedeckter Thontafeln gefunden worden seien, deren einige an Größe alle bis dahin bekannten derartigen Dokumente übertreffen. Diese Tafeln, von denen gegenwärtig ungefähr 160 im Museum zu Berlin, ungefähr 80 im britischen Museum zu London[23] und ungefähr 60 im Museum zu Bulaq[24] aufbewahrt werden, enthalten nichts anderes als Briefe von mesopotamischen Königen und deren Beamten an den Hof zu Aegypten, besonders an die beiden Pharaonen der 18. Dynastie Amenophis III. und Amenophis IV. Als einer der Briefsteller erscheint der Kassiterkönig Burnaburiasch, und durch diese Angaben konnte die Abfassungszeit dieser werthvollen Aufzeichnungen, deren Inhalt sich hauptsächlich auf die Vermählung von Mitgliedern der asiatischen mit solchen der ägyptischen Königsfamilie, auf

Tributſendungen und auf militäriſche Operationen bezieht, in befriedigender Weiſe beſtimmt werden. Welche Tragweite der Fund aber für unſere Kenntnißnahme der Wechſelbeziehungen zwiſchen Aſien und dem Nillande in ſo alter Zeit hat, läßt ſich im Augenblicke noch nicht entſcheiden. Als eine Hypotheſe iſt ſchon jetzt geltend gemacht worden, es dürfte dadurch vielleicht einiges Licht auf die Erzählung des bibliſchen Exodus fallen.

So hat faſt jedes Jahr des vergangenen Dezenniums neue aſſyriologiſche Aufſchlüſſe gebracht. Neue, bisher nur aus einigen wenigen Stellen der griechiſchen Klaſſiker bekannte Nationen, wie die der Kaſſiter, ſind der Geſchichte der Menſchheit zurückgegeben worden; neue Verbindungen und Beziehungen zwiſchen den mächtigſten Völkern des Alterthums ſind aus dem Dunkel grauer Vorzeit aufgetaucht. Die Grenzen unſeres Wiſſens über die älteſte Vergangenheit des Morgenlandes ſind erweitert und bis zu ungeahnter Höhe ins Alterthum hinaufgerückt worden. Die Wiege der Kultur, die wir ſeit den in unſerer Kindheit erhaltenen Vorſtellungen nach Meſopotamien zu verſetzen gewohnt waren, iſt dort in ihrer Exiſtenzberechtigung gefeſtigt worden. Und neue Ausblicke verſpricht uns die Zukunft, vielleicht ſchon eine nahe Zukunft, zu bringen. Von Deutſchland, England, Frankreich und Amerika aus werden die Ausgrabungen mit Eifer und Umſicht fortgeſetzt. Wir ſind zu der Hoffnung berechtigt, daß das Glück ihnen günſtig, daß ſie erfolggekrönt ſeien und auch ihrerſeits zur Löſung des großen Problems beitragen möchten, an dem wir Alle arbeiten, — der Erkenntniß der Wahrheit.

Anmerkungen.

[1] In dieſer Sammlung, XVIII. Serie, Heft 425. Die folgenden Blätter wollen zugleich als Fortſetzung und Ergänzung des dort Geſagten dienen.

[2] Vgl. in dem genannten Heft 425 S. 30 (684), Anm. 5, Vol. V, pt. II, wurde 1884 ausgegeben. Von ſonſtigen neuen Inſchriftenpublikationen ſind beſonders hervorzuheben Pater Straßmaiers Sammlungen der Inſchriften, welche Kaufkontrakte, juriſtiſche Entſcheidungen und ähnliche auf das Handels-, Verkehrs- und Privatleben der Babylonier-Aſſyrer bezügliche Dokumente enthalten: „Die babyloniſchen Inſchriften im Muſeum zu Liverpool nebſt anderen aus der Zeit von Nebukadnezzar bis Darius", Leiden 1885 und „Inſchriften von Nabonidus, König von Babylon (1134 Texte)", Leipzig 1887—1889. — Ein zuverläſſiges Hülfsmittel für Hiſtoriker und Theologen, aber auch für Juriſten und Alterthumsfreunde im weiteſten Sinne des Wortes zur Kenntnißnahme der wichtigſten Repräſentanten von babyloniſch-aſſyriſchen Inſchriften aller Gattungen verſpricht Eb. Schraders Sammelwerk „Keilinſchriftliche Bibliothek, Sammlung aſſyriſcher und babyloniſcher Texte in Umſchrift und Ueberſetzung" zu bieten, wovon bis jetzt der erſte Band, die hiſtoriſchen Texte des altaſſyriſchen Reiches umfaſſend, erſchienen iſt. Berlin H. Reuther 1889.

[3] Vgl. Bezold, „Kurzgefaßter Ueberblick über die babyloniſch-aſſyriſche Literatur". Leipzig 1886.

[4] Vgl. Heft 425, S. 18 (672) f.

[5] Vgl. die treffliche Beſchreibung derſelben von Eduard Meyer, „Ausgrabungen in Babylonien" in der „Deutſchen Rundſchau" Bd. XIII, 1887, S. 33 ff.

[6] British Museum, Assyrian Room, Nr. 12111.

[7] Vgl. C. P. Tiele, „Babyloniſch-aſſyriſche Geſchichte". Gotha 1887—1888, Bd. II, S. 418.

[8] Vgl. die von Bezold herausgegebene „Zeitſchrift für Keilſchriftforſchung" (ſeit 1886 von demſelben fortgeſetzt unter dem Titel „Zeitſchrift für Aſſyriologie"), Jahrg. 1885, S. 251 ff.

[9] Vgl. P. Haupt, „Das babyloniſche Nimrodepos", Abth. I. Leipzig 1884.

[10] Vgl. Heft 425, S. 23 (677) f.

[11] Vgl. Sayce, „Lectures on the origin and growth of Religion as illustrated by the religion of the ancient Babylonians". London 1887, S. 221 ff.

[12] Ueber die Methode, in das Chaos der hier berührten Fragmente Ordnung zu bringen, habe ich einige Andeutungen zu geben verſucht in den „Sitzungsberichten der Königl. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin“ 1888, Nr. XXXIII, S. 760 ff.

[13] A. a. O. S. 11 (665) ff.

[14] S. beſonders S. A. Smith, „Assyrian letters from the Royal Library at Nineveh“. Leipzig 1888.

[15] Von Friedr. Delitzſch, „Aſſyriſche Leſeſtücke“, 2. Aufl. Leipzig 1878, S. 87 ff.

[16] S. H. Winckler, „Chronicon Babylonicum editum et commentario instructum“, in Bezolds „Zeitſchrift“, Jahrg. 1887, S. 148 ff., 299 ff.

[17] Vgl. Pinches, in den „Proceedings of the Society of Biblical Archaeology“, Vol. VI, p. 193 ff.

[18] Ausgezeichnete heliographiſche Reproduktionen dieſer Fundſtücke enthält das Werk E. de Sarzecs: „Découvertes en Chaldée,“ von dem jetzt zwei Lieferungen vorliegen. Paris 1884 und 1887.

[19] S. Amiaud, „L'inscription G de Goudea“, in der gen. „Zeitſchrift“, Jahrg. 1888, S. 30 f.

[20] S. Koldewey, „Zeitſchr.“, 1887, S. 403 ff.

[21] Vgl. von Reber, ebend. S. 39.

[22] S. Ermann, in den „Sitzungsb. der Kgl. preuß. Akad. der Wiſſenſchaften zu Berlin“ 1888, Nr. XXIII, S. 583 ff. und Lehmann, „Zeitſch.“, 1888, S. 372 ff.

[23] S. Budge, in den „Proceed. of the Soc. of Bibl. Arch.“, Vol. X (1888), p. 540 ff.

[24] S. Winckler, in der genannten „Zeitſchrift“, 1888, S. 425.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(598)

Johann Jakob Dillenius.

(1687—1747.)

Sein Leben und Wirken.

Gedenkblätter
zur 200fachen Wiederkehr des Jahrestages seiner Geburt.

Von

A. J. Schilling
in Darmstadt.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Mit dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften und Künſte, welche faſt ein ganzes Jahrtauſend hindurch in einem todesähnlichen Schlummer befangen darniederlagen, brach auch für die botaniſche Wiſſenſchaft im Laufe des ſechzehnten Jahrhunderts durch die erfolgreichen Arbeiten der deutſchen Väter der Botanik, welche ſich in kühnem Sprunge über die Haarſpaltereien ſcholaſtiſcher Schulweisheit hinweggeſetzt hatten, ein neues glückverheißendes Zeitalter an. Das ſo lange darniedergehaltene und nun endlich ſeiner Feſſeln entledigte Naturgefühl begann in kurzer Zeit tiefe Wurzeln zu ſchlagen, und die Freude an den bisher unbeachtet geweſenen und nun in ihrer ganzen Schönheit wiedererkannten Schätzen des heimiſchen Bodens entfachte nun den Sammeleifer, welcher ſeine Wirkungen in der überraſchenden Bereicherung des wiſſenſchaftlichen Arbeitsſtoffes, namentlich bei größeren Forſchungsreiſen in die neuentdeckten Welttheile, in hohem Maße äußerte. Auf dieſe Weiſe häuften ſich die neuentdeckten Pflanzenarten in ſolcher Fülle auf, daß eine Ueberſicht über dieſelbe bald zur Unmöglichkeit gemacht war. Die Wiſſenſchaft, welche bislang ihre Aufgabe einzig und allein in der Beſchreibung der einzelnen Pflanzen und in der Unterſuchung ihrer Nutzbarkeit für den Arzneigebrauch gefunden hatte, erblickte nun ein neues Ziel für ihre Beſtrebungen in der Erreichung einer möglichſt umfaſſenden Ueberſicht über den gewonnenen Arbeitsſtoff durch die Aufſtellung zweckmäßiger Pflanzenſyſteme.

Während die Arbeit des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts der Lösung dieser vielumstrittenen Zeitfrage gewidmet blieb, tauchen zu manchen Zeiten schon einzelne durch besondere Geistesgaben vor ihren Zeitgenossen bevorzugte Männer auf, welche, in kühnem Fluge dem Geiste ihrer Zeit voraneilend, berufen erschienen, den Bestrebungen ihrer Wissenschaft neue Wege und neue Ziele zu eröffnen.

Unter diesen verdienstvollen Geistern des vorigen Jahrhunderts, welche jener geistig so ungemein regen Zeit angehören, welche dem epochemachenden Auftreten des großen schwedischen Naturforschers Linné unmittelbar vorausgeht, und deren Bestrebungen durch diesen ihren glanzvollen Abschluß erreicht haben, begegnet uns ein Mann, dessen unermüdlichem Streben es gelang, die Wurzeln seiner mächtigen Schaffenskraft in ein neues, bis zu seiner Zeit noch fast unversuchtes Forschungsgebiet zu vertiefen und neue Anregung für seine Wissenschaft hervorgehen zu lassen, Johann Jakob Dillenius.

Die hohen Verdienste dieses hervorragenden Gelehrten gipfeln vorzugsweise darin, daß neben dem Florentiner Naturforscher, Anton Pier Micheli, er derjenige war, welcher zum ersten Male und durchaus unabhängig von jenem die Kryptogamen einer wissenschaftlichen Bearbeitung unterwarf und den unter seiner Mitwirkung neu begründeten Zweig der Naturforschung durch seinen Scharfsinn in der Beobachtung, sowie durch seinen rastlosen Eifer im Einsammeln und der Durcharbeitung des Arbeitsstoffes zu seinem weiteren Ausbaue verhalf.

Es mag wohl jetzt der geeignete Zeitpunkt sein, die Erinnerung an diesen vortrefflichen Gelehrten, den deutschen Begründer der wissenschaftlichen Kryptogamenkunde, bei der Nachwelt aufs neue wachzurufen, umsomehr als in das Jahr 1887 die zweite Säkularfeier seiner Geburt fiel, welche für uns eine

Mahnung ſein ſollte, ihm den Zoll des ſchuldigen Dankes und der gebührenden Achtung darzubringen.

Dillenius entſtammte einer angeſehenen heſſiſchen Beamtenfamilie, welche gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts aus dem Waldeckſchen nach Darmſtadt, wo ſein Urgroßvater die Stellung eines Regierungsſekretärs erhalten hatte, eingewandert war. Der nach der Sitte früherer Zeiten latiniſirte Familienname hatte im Wechſel der Generationen verſchiedene Umänderungen erlitten. Urſprünglich hieß er nämlich, wie aus einem Briefe von Dillenius ſelbſt hervorgeht, Dill. Um nun eine bequemere Ausſprache dieſes Namens zu ermöglichen, beſchloß ſein Urgroßvater eine Umwandlung desſelben in Dillen vorzunehmen, welche nunmehr durch die engen Beziehungen ſeiner nächſten Nachkommen zu der damaligen Gelehrtenwelt und zu der in dieſen Kreiſen geläufigen Weltſprache ihre lateiniſche Form erhielt, die trotz der entgegenwirkenden Beſtrebungen ſeines Enkels, des Vaters des Gelehrten, für die Folgezeit feſtſtand.

Am 16. Auguſt erblickte dieſer als der ältere Sohn des älteren Kammerſchreibers Juſtus Dillenius (1601—47) zu Darmſtadt das Licht der Welt. Seine hervorragende geiſtige Begabung gab ſeinen Eltern die vollſte Berechtigung zu den ſchönſten Hoffnungen. Sie übergaben ihn deshalb in ſeinem elften Lebensjahre dem Pädagogium ſeiner Vaterſtadt, um ihn zum Beſuche der Univerſität vorbereiten zu laſſen. Bis zum Jahre 1663 gehörte er dieſer Anſtalt an und bezog darauf die Hochſchule in Gießen in der Abſicht, ſich dem Studium der Arzeneiwiſſenſchaften zu widmen. Nach Ablauf ſeiner akademiſchen Lehrjahre, während deren er die Stelle eines Hofmeiſters bei dem jungen Grafen Georg Ludwig von Schlitz genannt zu Görz nebenher verſehen hatte, unterwarf er ſich der Ausübung ſeines ärztlichen Berufes. Nicht ſehr lange darnach ſchien dieſes

Leben seinen Wünschen nicht mehr zu entsprechen. Er ging daher mit der Absicht um, die Dozentenlaufbahn einzuschlagen und zu diesem Zwecke diejenige Universität, welcher er seine Heranbildung zum Arzte verdankte, um die Verleihung der medizinischen Lizentiatenwürde anzugehen. Allein es gelang ihm vorerst nicht, seinen Plan zur Ausführung zu bringen, da ihn seine Ernennung zum Hof- und Leibmedikus des Grafen Johann des Aelteren von Nassau-Wertheim daran hinderte. Er mußte deshalb von seinem Vorhaben Abstand nehmen. Nach dem Ableben des Grafen wandte er sich den Thürmen seiner Vaterstadt wieder zu und übernahm die Ausübung seines ärztlichen Berufes. Erst mit dem Jahre 1681 schien für ihn der geeignete Zeitpunkt gekommen, seinen langgehegten Wunsch zur Erfüllung zu bringen. Er ging nach Gießen und erhielt von der Universität die Würde eines medizinischen Lizentiaten, welche ihm ein Anrecht auf einen Lehrstuhl gab. Da man jedoch augenblicklich keine Verwendung für seine Dienste hatte, kehrte er wieder nach Darmstadt zurück, um seine Berufung abzuwarten. Am 15. Februar desselben Jahres vermählte er sich mit der zwanzigjährigen Tochter des Predigers Otto Daniel Funk in Pfungstadt, die ihm vier Söhne und vier Töchter schenkte, von denen ein Sohn und eine Tochter ihnen bereits in zarter Jugendblüthe vom Tode entrissen wurden.

Im Jahre 1687, also nunmehr vor zweihundert Jahren, erblickte der zweite Sohn, welcher in der Taufe den Namen Johann Jakob erhielt, das Licht der Welt. Leider ist der Tag seiner Geburt offenbar schon dem Gedächtnisse seiner Mitwelt entfallen, da selbst nicht einmal in dem von seinem älteren Bruder herausgegebenen Chronologischen Ehrensaale, in welchem vom Verfasser auf die Ereigniffe in seiner Familie besondere Rücksicht genommen ist, Angaben darüber niedergelegt sind.

Bereits im darauffolgenden Jahre wurde durch das Ab-

leben des Professors Laurentius Strauß ein Lehrstuhl an der Universität erledigt und Dillenius zum Nachfolger seines ehemaligen Lehrers berufen. Er siedelte mit seiner Familie bald nach seinem neuen Wohnsitz über, damit bereits am 29. März seine feierliche Einführung ins Amt erfolgen konnte. Er war endlich am heißersehnten Ziele seiner Wünsche angelangt und entfaltete eine segensreiche Wirksamkeit als eine der hervorragendsten Zierden der Gießener Hochschule.[1]

Im trauten Kreise der Familie wuchs Johann Jakob mit seinen übrigen Geschwistern heran und legte bereits in frühester Jugend eine seltene Vorliebe für die Schönheit der Natur an den Tag. Besonders waren es die schmucken Kinder Florens, welche Geist und Gemüth des jungen Naturfreundes an sich fesselten. Zum Knaben herangereift übergaben ihn seine Eltern mit seinen Brüdern zweifelsohne dem Pädagogium seiner Heimathsstadt. Die Pflichten, welche ihm der Besuch dieser Anstalt auferlegte, boten für ihn wohl ebensowenig einen Grund zur Abhaltung von seiner Lieblingsbeschäftigung, als für den unter dem Drucke der ungünstigsten Verhältnisse schmachtenden Schuhmacherlehrling Karl Linné die Miene seines gestrengen Lehrherrn.

Als er seine Laufbahn am Pädagogium beendet hatte und nunmehr an seine Berufswahl herantreten mußte, entschied er sich für das Studium der Arzneiwissenschaften, mit denen nach dem Gebrauche jener Zeit die Pflege seiner Lieblingswissenschaft, der Botanik, noch unzertrennlich verbunden war. Nach der Beendigung seiner erfolgreichen akademischen Lehrzeit wurde er wohl zunächst Physikus in Grünberg in Oberhessen[2] und trat später erst in die Stellung eines Stadtarztes in Gießen (Poliater Gissensis) ein. Obschon ihn die Erfüllung seiner Berufspflichten zu einem großen Theile in Anspruch nehmen mußte, so blieb nichtsdestoweniger der größere Theil seiner geistigen Interessen seinen botanischen Studien zugewandt. Seine

Wißbegierde und ſein reger Sammeleifer führten ihn in die Umgegend von Gießen, in den Vogelsberg, die Wetterau und das nahe Rhein- und Maingebiet. Selbſt eine Forſchungsreiſe in die Alpen ſoll er unternommen haben. Durch ſeinen Fleiß und durch ſeine unverſiegliche Ausdauer gelangte er bald in den Beſitz einer ſolch umfaſſenden Pflanzenkenntniß, daß ſich ſelbſt die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe auf ſeine Perſon lenkte. So kam es denn auch, daß die Caesarea Leopoldina-Carolina Academia naturae curiosorum den jungen Naturforſcher, welchem inzwiſchen von der mediziniſchen Fakultät der Univerſität Gießen die Würde eines Lizentiaten verliehen worden war, am 24. Juni 1713 unter dem Namen Glaucias zu ihrem Mitgliede erwählte. In der von ihr zur Veröffentlichung der in ihren Sitzungen vorgelegten Berichte und Abhandlungen herausgegebenen Ephemeriden oder Miscellanea, wie ſie vor dem Jahre 1705 hießen, verſuchte er ſich zum erſten Male als naturwiſſenſchaftlicher Schriftſteller. In der im Jahre 1715 erſchienenen vierten Centurie veröffentlichte er ſeine erſte, am 12. September 1713 vorgelegte Abhandlung: De plantis Novi-Orbis Veteris spontaneis et inquilinis factis. Im Verlaufe der beiden folgenden Jahre lieferte er noch mehrere kleine Aufſätze ein. Der jedenfalls bedeutendſte, welcher in den Ephemeriden zum Abdruck kam, iſt der im Dezember 1715 in ſeinem erſten Theile vorgelegte, deſſen voller Titel: Dissertatio epistolaris de propagatione maxime capillorum et muscorum, cum iconibus et descriptionibus herbarum aliquot novarum lautet. Der Verfaſſer widmete dieſen Theil ſeiner Arbeit dem Vorſitzenden der Kaiſerlichen Akademie und erſten Leibarzte Dr. Lukas Schrödeck und dem Kieler Profeſſor Dr. Wilhelm Huldreich Waldſchmidt. Den folgenden Theil, der dem berühmten Tübinger Profeſſor Rudolph Jakob Cammerarius gewidmet iſt, lieferte er neun Monate ſpäter ein, und beide ſind im Anhange zur

fünften und ſechsten Centurie abgedruckt. Während die übrigen Beiträge des Dillenius der Form nach mehr flüchtig hingeworfenen Mittheilungen zu vergleichen ſind, ſo unterſcheidet ſich die letztere Arbeit von dieſen ſehr weſentlich durch die Anlage und Durchführung. Einige wunderſchön ausgeführte Zeichnungen tragen viel zum beſſeren Verſtändniß des geſchriebenen Wortes bei.

In dieſer Schrift hatte er die Ergebniſſe ſeiner an Farnkräutern und Mooſen angeſtellten Unterſuchungen niedergelegt. Von älteren Forſchern war dieſen Gewächſen der Beſitz von Fortpflanzungswerkzeugen abgeſprochen worden, und zur Feſtſtellung der Thatſachen hatte er ſie ſchon ſeit fünf bis ſechs Jahren zum Gegenſtande ſeiner Beobachtung gemacht, Keimverſuche mit den Sporen der erſteren führten ihn auf den Gedanken, daß auch hier, wie bei den Blüthenpflanzen, die Fortpflanzung durch Samen bewirkt werde, während er die Sporen der Mooſe wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Blüthenſtaub höherer Gewächſe für ſolchen ausgab und die Mooskapſel, in welcher ſie ihre Entſtehung finden, als Staubkolben anſprach.

Mit den Erfahrungen unſeres Jahrhunderts, welchem eigentlich die Erlangung eines tieferen Verſtändniſſes der Sexualität der Pflanzen mittelſt geeigneter optiſcher Hülfsmittel vorbehalten war, können die Erfolge ſeiner langjährigen Forſchung nicht in Vergleich treten; dafür beſitzen ſie eine hohe hiſtoriſche Bedeutung, indem ſie als eine weſentliche Erweiterung der in dem 1694 veröffentlichten „Sendſchreiben an Valentin“ niedergelegten Unterſuchungen des Begründers der Sexualitätslehre R. J. Cammerarius gelten dürfen. Dieſem iſt deswegen auch der zweite Theil der Abhandlung gewidmet. Der Gedanke, die Unterſuchungen des Tübinger Gelehrten auch auf die Kryptogamen auszudehnen, war ein ſehr naheliegender, immerhin konnte er erſt zwei Jahrzehnte ſpäter zur Ausführung kommen, nach-

dem ſie unter ſeinen Zeitgenoſſen keinen Zweifeln mehr begegneten. Unter Beſchränkung auf die Betrachtung und Deutung des äußerlich Sichtbaren löſte Dillenius dieſe Aufgabe, deren Bearbeitung ſich zur ſelbigen Zeit Micheli unterzog. Beide befanden ſich mit ihren Beobachtungen in Uebereinſtimmung und errangen ſich damit den Beifall Linnés. Bald mußte jedoch ihre Anſicht einer beſſeren, durch das Mikroſkop vermittelten Erkenntniß weichen. Jedenfalls gebührt Dillenius das hervorragende Verdienſt, das Vorhandenſein eines Befruchtungsvorganges bei den Kryptogamen nachgewieſen und die Wiſſenſchaft damit einen bedeutenden Schritt in der Erkenntniß der Wahrheit vorwärts gebracht zu haben.

In Deutſchland erregte die Schrift des jungen Gelehrten einiges Aufſehen, Wirkungen von beſonderer Nachhaltigkeit aber konnte ſie keineswegs zur Folge haben, weil die Farren und Mooſe ſich hier durchaus keiner beſonderen Beachtung zu erfreuen hatten. Anders lagen die Verhältniſſe in England, wo bereits einige Jahrzehnte auf dieſem Gebiete vorgearbeitet worden war. Durch das im Jahre 1705 erfolgte Hinſcheiden des bekannten engliſchen Naturforſchers John Ray hatte aber die Kryptogamenkunde, wie überhaupt die geſammte engliſche Botanik ihren väterlichen Anwalt verloren und war bereits in ſolchen Rückgang gekommen, daß der durch dieſen Todesfall erledigte Lehrſtuhl an der Univerſität Oxford ganz aufgegeben worden war. Mit tiefer Betrübniß ſahen daher die Freunde der Botanik, welchen zum Theil die glanzvollen Zeiten unter der umſichtigen Führung Rays in lebhafter Erinnerung fortlebten, in die Zukunft. Mit welcher Freude mußten ſie nun das Auftreten eines jungen Gelehrten, deſſen Namen zwar noch von keinem berühmten Klang, deſſen Schrift für die Entwickelung der Wiſſenſchaft ſo bedeutungsvoll war, begrüßen? William Sherard, welcher als Konſul der britiſchen Nation in Smyrna gelebt hatte und im Jahre 1718 aus dem Morgenlande in ſeine Heimath zurück-

gekehrt war, mußte ſofort mit dem vielverſprechenden angehenden Naturforſcher einen brieflichen Gedankenaustauſch anbahnen und ihn zur Verfolgung des von ihm mit ſo vielem Glück eingeſchlagenen Weges anſpornen. Dieſer ging damals gerade mit der Abſicht um, ein neues größeres Werk abzufaſſen, und die Rathſchläge des gebildeten Engländers kamen ihm dabei wohl zu ſtatten. Im Jahre 1719 erſchien es in Frankfurt a. M. unter dem Titel: Catalogus plantarum sponte circa Gissam nascentium und war von ihm den Häuptern der Gießener Hochſchule in dankbarer Geſinnung zugeeignet worden. Es ſchien dieſes Buch einem in jener Zeit ſehr fühlbaren Bedürfniſſe nach einem überſichtlich geordneten Verzeichniß der in der Umgegend von Gießen wildwachſenden Pflanzen Rechnung tragen zu ſollen. Schon im Hinblick auf die Widmung und die ganze Anlage des Werkes gewinnt es faſt den Anſchein, als ob der Verfaſſer zur Univerſität in näheren Beziehungen geſtanden hätte. Es mag dies wohl auch der Grund ſein, weshalb verſchiedene Schriftſteller, welche ſeine Verdienſte in ihren Geſchichtswerken feiern, die unverbürgte Angabe machen, er habe Botanik an der Hochſchule gelehrt. In der ſchlichteſten Weiſe findet ſich dieſe Anſicht bei dem bekannten Geſchichtsſchreiber Kurt Sprengel;[3] die beiden Hiſtoriker der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts Schultes[4] und Winkler[5] behaupten ſogar, er ſei Profeſſor an der Univerſität[6] geweſen. In unmittelbaren Widerſpruch zu deren Berichten treten die Ephemeriden der Kaiſerlichen Akademie, aus denen offenbar der engliſche Geſchichtsſchreiber Pulteney ſeine Angaben geſchöpft hat; denn nach ihnen bekleidete er die Stellung eines Stadtarztes (Poliater) in der Univerſitätsſtadt. Eine gewiſſe Beſtätigung erhält dieſe Angabe noch durch die im Jahre 1802 von der Univerſität Gießen herausgegebenen Aktenſtücke, welche ſich in ſehr kurz gehaltener Bemerkung über ſein Leben und Wirken ergehen, jedoch von einer näheren Beziehung zur Hochſchule nichts erwähnen.[7]

Dem Catalogus plantarum war zunächſt eine eingehende Beſprechung der damals vorzugsweiſe in Gebrauch geweſenen Pflanzenſyſteme, welche er mit großer Gewiſſenhaftigkeit auf ihren wiſſenſchaftlichen Werth prüfte, vorangeſetzt. Seinem ſcharfen Urtheil verfiel zunächſt das Syſtem des Leipziger Profeſſors Auguſtus Quirinus Rivinus (1652—1725), welcher die deutſche Botanik in jener Zeit ganz und gar in ſeiner Beherrſchung hatte. Bei der Aufſtellung desſelben hatte ſich dieſer Gelehrte von der abſonderlichen Anſicht leiten laſſen, daß, weil die Blüthe der Fruchtbildung der Zeitfolge nach voranginge, auf jene nur ein entſcheidendes Gewicht zu legen ſei. Er machte deshalb die Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit der Blumenblätter, ſowie deren Anzahl zur Grundlage ſeiner Anordnung. Gerade den ungünſtigſten Theil der Blüthe, welche erfahrungsmäßig am meiſten Abänderungen unterworfen iſt und daher am allerwenigſten ſichere Anhaltspunkte bieten kann, hatte er ſich für ſein Syſtem ausgeſucht, und es litt daher auch an Einſeitigkeit. Außerdem hatten ſich bei der Unterordnung der einzelnen Arten in Gruppen ſehr viele Fehler und Verſehen eingeſchlichen, welche nun Dillenius der Reihe nach in der überzeugendſten Weiſe darzulegen wußte. Den Sporenpflanzen hatte Rivinus ſo gut wie gar keine Aufmerkſamkeit geſchenkt und denſelben in ſeinem Syſtem auch keinen beſonderen Platz angewieſen. Schon um deswillen konnte Dillenius dieſe Leiſtung des Leipziger Profeſſors nicht gutheißen, da ſie ſeinen Wünſchen nicht Rechnung trug. Auch das Syſtem des franzöſiſchen Naturforſchers Joſef Pitton de Tourneſourt, welches aus demjenigen Rivins und Rays herausgebildet war, ſowie das von Knaut entgingen ſeinem ſchonungsloſen Urtheil ebenfalls nicht. Nur das Syſtem des engliſchen Botanikers John Ray entſprach den Wünſchen des jungen Gelehrten am meiſten. Zwar hatte er auch manches auszuſetzen, im allgemeinen aber fand es ſeine Billigung.

Der damals ſchon hochbetagte Rivinus konnte die Angriffe des jungen Dillenius nicht ſo ohne alles Weitere hinnehmen, und da er gerade mit der Abfaſſung ſeiner Introductio in rem herbariam (Lips. 1720) beſchäftigt war, ſo entſchloß er ſich kurz, in dieſe eine geharniſchte Erwiderung auf deſſen Einwürfe aufzunehmen und damit zur Veröffentlichung zu bringen. Aber auch ſie entging ihrer Beantwortung nicht. In ſeinem Examen responsionis Augusti Quirini Rivini legte Dillenius die Nachtheile des Rivin'ſchen Syſtemes mit noch größerer Nachdrücklichkeit nochmals dar und ſchloß dieſe Gegenantwort mit dem vielbedeutenden Satze ab: Multas quoque me observasse plantas existimo, quas ipse vel non vidit, vel non videbit. Die Ueberzeugungstreue, welche aus dem Auftreten des jungen Naturforſchers in dieſem Federkrieg uns entgegentritt, hatte ihm zur Siegespalme verholfen, und ſeine Einwände gegen das Syſtem des Leipziger Profeſſors fanden einen begeiſterten Widerhall in den Reihen der deutſchen Gelehrten. An die Beſprechung der einzelnen Pflanzenſyſteme reihte er nun, das Verzeichniß der im Umkreiſe von ein und einer halben Meile um Gießen wildwachſenden Pflanzen, welche nach ihren Blüthezeiten geordnet waren. Von den höheren Gewächſen hatten ungefähr neunhundert Arten darin Aufnahme gefunden; den niederen, welche ſeit der Veröffentlichung ſeiner Abhandlung über die Fortpflanzungswerkzeuge der Farren und Mooſe beſonders durch die Anregung und Unterſtützung ſeines Gönners Sherard ſeine volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen hatten, widmete er einen beſonderen Theil ſeines Buches. In dem Pinax von Kaspar Bauchin fand ſich nur die geringe Anzahl von ungefähr fünfzig Moosarten aufgeführt, ein Beweis dafür, wie gering das Intereſſe an dieſem Gegenſtand noch zu jener Zeit geweſen war. Bis zum Erſcheinen der erſten Auflage der Ray'ſchen Synopſis, welche im Jahre 1690 zur Herausgabe

gelangte, war ihre Zahl bis auf achtzig angewachſen. Jetzt erſt kam das Studium der Mooſe in Aufnahme, und durch das raſtloſe Bemühen zahlreicher engliſcher Naturfreunde, unter denen an dieſer Stelle Doody, Sherard, Vernon, Robinſon, Petivir und Bowart nur genannt ſein mögen, nahmen die Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand eine ſolche Ausdehnung an, daß in der nach ſechs Jahren erſchienenen zweiten Auflage der Ray'ſchen Synopſis einhundertundſiebzig Arten verzeichnet werden konnten. Dillenius nun war der erſte Schriftſteller, welcher dieſe Gewächſe mit der denkbar größten Genauigkeit beſchrieb und ihre Merkmale feſtſtellte. In der Umgegend von Gießen hatte er allein zweihundert Arten aufgefunden, von denen einhundertundvierzig bis dahin noch nicht bekannt geworden waren. Außerdem führte er einhundertundſechzig Pilzarten auf, von welchen ungefähr neunzig in den Werken früherer Schriftſteller noch keine Erwähnung gefunden hatten.

Die Ergebniſſe ſeiner Nachforſchungen, welche er nach der Vollendung des Werkes angeſtellt hatte, drängten ihm bald die Ueberzeugung auf, daß dieſes trotz ſeiner aufrichtigen Bemühungen doch nicht die von ihm angeſtrebte Vollendung erlangt hatte. Er ließ deshalb einen Nachtrag erſcheinen, welcher noch mit dem Hauptwerke zuſammen zur Veröffentlichung gebracht werden konnte. Ungefähr zwanzig Pflanzen hatte er nachträglich auf ſeinem abgeſteckten Bezirk noch aufgefunden und ging jetzt ſelbſt noch über deſſen Grenzen hinaus, um die Seltenheiten, welche er dort angetroffen hatte, in ſeine Flora aufzunehmen. Für den praktiſchen Gebrauch erhielt ſie dadurch einen erhöhten Werth. Im Anſchluß daran entwickelte er die Gattungsmerkmale der einzelnen Pflanzengruppen. Auf die niederen Gewächſe verwandte er hier wieder eine beſondere Sorgfalt und legte mit dieſem Theile ſeiner Arbeit den Grundſtein zu ihrer Syſtematik. Sein großer Zeitgenoſſe Linné nahm vielfach die von ihm feſt-

geſtellten Merkmale ohne jegliche Veränderung in ſein Sexualſyſtem hinüber. Um ſeinen Ausführungen eine beſondere Anſchaulichkeit zu verleihen und ſie dem Verſtändniß des Leſers dadurch näher zu bringen, hatte Dillenius ihnen eine große Zahl von Abbildungen auf ſechzehn Kupfertafeln beigegeben, welche von ſeiner kunſtfertigen Hand entworfen und in Kupfer geätzt waren.

Mit dieſer hervorragenden Leiſtung erntete der Verfaſſer den Beifall der geſammten damaligen gebildeten Welt, aus deren Munde ſich nur eine Stimme des Lobes erhob. Von den unterſten Stufen hatte ſich in redlichem Streben ſein Geiſt nach kurzer Zeit zur allgemeinen Anerkennung ſeiner Mitwelt durchgerungen und mit der vollen Berechtigung zu den ſchönſten Hoffnungen blickte ſie zu ihm empor.

Am 22. Oktober des Jahres 1719 erhielt er zu gleicher Zeit mit ſeinen beiden Brüdern, von welchen der ältere, Friederich Leopold, Rechtswiſſenſchaft, und der jüngere, Philipp Eberhard, ebenfalls Heilkunde ſtudirt hatte, von der mediziniſchen Fakultät der Univerſität Gießen den Doktorhut. Es war ein Ehrentag für die reichbeglückte Familie Dillenius und ein Freudentag für das hochbetagte Elternpaar, welches dieſe ehrenvolle Auszeichnung ihrer Söhne noch erleben durfte. Lange war ihnen der Genuß dieſes Glückes nicht mehr beſchieden, denn die Mutter ſtarb bereits am 20. Januar des folgenden Jahres. Der hochbetagte Vater überlebte ſeine theure Lebensgefährtin nur um wenige Monate. Er folgte ihr am 16. Auguſt ins Grab nach.

Dillenius ſtand nun verwaiſt in der Welt. Mit tiefer Betrübniß ſchaute er in die Zukunft, denn ſie eröffnete dem Armen noch immer keine ſo glänzenden Ausſichten, wie er ſie ſich als Lohn für ſein redliches Streben gewünſcht haben mochte. Vermuthlichermaßen hatte er eine Anſtellung an der Univerſität erhoffen zu können geglaubt, wann aber ſich dieſer Wunſch

hätte verwirklichen können, war vorerſt noch unabſehbar. Da kam im Jahre 1721 auf der Rückreiſe durch Holland, Frankreich und Italien ſein Freund und Gönner, William Sherard, nach Gießen, um ihn, mit dem er bisher in Briefwechſel geſtanden hatte, zu beſuchen und näher kennen zu lernen. Der Engländer durchſchaute bald den Ernſt ſeiner Lebenslage, welche in jener Zeit eine beſonders gedrückte geweſen ſein mußte, und ſuchte ihn deshalb zu bereden, ihm nach England zu folgen, wo er ihm ein ſorgenfreies Leben und die ſichere Erfüllung ſeiner Wünſche verſprechen konnte. Dillenius entſchloß ſich auf das verlockende Zureden ſeines Freundes hin, ſeine Heimath, ſeine Verwandten und Freunde zu verlaſſen und auf fremder Erde, wo ſeine Ausſichten auf eine Dozentenſtelle ebenfalls keine beſonders glänzenden waren, ſein Glück auf die Probe zu ſtellen.

Im Auguſt 1721 ſetzte er ſeinen Fuß auf den Boden ſeiner neuen Heimath. Mit ſeinem geiſtesverwandten Freunde begab er ſich nach der britiſchen Hauptſtadt und ſchlug in deſſen gaſtlicher Behauſung ſeinen Wohnſitz auf. Wiewohl ſein Gaſtgeber auf ſeinem Poſten als Konſul der britiſchen Nation ſich durch ſeinen ſparſamen Sinn in den Beſitz eines nicht unanſehnlichen Vermögens gebracht hatte, welches ihm einen koſtſpieligeren Aufwand wohl geſtattet haben würde, ſo begnügte er ſich doch mit den beſcheidenſten Verhältniſſen. Dafür ſetzte er aber eine Ehre hinein, die botaniſchen Größen ſeiner Zeit in ihren Arbeiten auf alle Art und Weiſe zu fördern und zu unterſtützen. Er theilte deshalb auch die ernſtvolle Arbeit im Dienſte der Wiſſenſchaft mit ſeinem wahlverwandten Freunde. Unterbrochen wurde dieſes Stillleben hin und wieder durch einen Landaufenthalt in Eltham in der Grafſchaft Kent, wo ſein Bruder James ein großes Landgut beſaß und einen in jener Zeit weithin berühmten botaniſchen Garten unterhielt, deſſen fachmänniſche Leitung in Dillenius' Hände gelegt war.

Kurz nach seiner Ankunft in England hatte dieser mit einem gesinnungsverwandten Botaniker Dr. Martyn nach deutschem Muster eine botanische Gesellschaft ins Leben gerufen. Sie bestand zwar nur aus der geringen Anzahl von sechzehn Mitgliedern, unter welchen aber zum Theil die hervorragendsten Vertreter der botanischen Wissenschaft anzutreffen waren. Aus ihrer Mitte empfing Dillenius die erste Anregung zur Umarbeitung und Herausgabe eines berühmten Werkes. Die Synopsis stirpium Britannicorum von John Ray war im Jahre 1696 zum letzten Male erschienen und entsprach in dieser Form dem Standpunkte der Wissenschaft von damals nicht mehr. Allenthalben sehnte man sich nach einer neuen Ausgabe dieses Werkes, aber unter den englischen Botanikern wollte sich keiner finden, der im Geiste des verewigten Verfassers diese Arbeit hätte durchführen können. Man suchte aus diesem Grunde den deutschen Forscher, welcher schon Proben seiner hervorragenden Begabung als Naturbeobachter sowohl, als auch als Schriftsteller an den Tag gelegt hatte, für die Besorgung dieser Ausgabe zu gewinnen, in die er auch ohne weiteres einwilligte.

Er ging sofort an die Bearbeitung des Ray'schen Werkes, dessen Anlage, wie es sie von seinem Schöpfer erhalten hatte, ihren Grundzügen nach erhalten blieb, während das System, welches dieser darin zu Grunde gelegt hatte, von ihm einigen durchgreifenden Veränderungen, welche er bereits in seinem Catalogus plantarum als unumgänglich erachtet hatte, unterzogen wurde. Zum Theil durch die bereitwillige Unterstützung seiner zahlreichen Freunde und Genossen, welche an dem Gelingen dieser umfangreichen Arbeit einen regen Antheil genommen hatten, mehr aber noch durch seine eigenen Entdeckungen erfuhr es wesentliche Erweiterungen. Ueber zweihundert neuentdeckte Arten von auf dem Lande wachsenden Pflanzen und vierzig Wassergewächse, ungefähr einhundertundfünfzig bis dahin unbe-

kannte Moosarten und etwa vierzig neuentdeckte Pilze waren seit dem Erscheinen der letzten Auflage hinzugekommen, so daß die Anzahl der in der neuen Auflage aufgeführten Arten sich auf 2200 belief. Ueber vierhundert davon schied späterhin Linné wieder aus, da Dillenius ihre Beschreibung von seinen Mitarbeitern auf Treue und Glauben hingenommen hatte, ohne sich über deren Richtigkeit versichern zu können.

Schon im Jahre 1724 war die neue Ausgabe von ihrem Verfasser ihrer Vollendung entgegengebracht. Mit der lebhaftesten Spannung hatte man ihrem Erscheinen entgegengesehen und mit der denkbar größten Befriedigung wurde sie allenthalben aufgenommen, denn Dillenius hatte nicht nur allen gehegten Erwartungen entsprochen, sondern sie vielmehr übertroffen. Im Geiste John Rays wiedergeboren, war unter den bewährten Händen des deutschen Naturforschers das veraltete Werk, von dem sich die Freunde des verewigten Verfassers nicht trennen konnten, wiedererstanden und besiegelte von neuem den Ruhm des Herausgebers, dem nun aus allen Kreisen der Gesellschaft die aufrichtigsten Beweise unumwundenster Anerkennung entgegengebracht wurden.

Aber trotz alledem dachte Dillenius nicht mit solcher Befriedigung von seiner Arbeit, wie man es hätte erwarten sollen, denn die große Verehrung für den Schöpfer der Synopsis hatte ihm an sehr vielen Stellen eine durchgreifendere Umgestaltung derselben zur Unmöglichkeit gemacht. Er ging deshalb mit dem Gedanken um, noch eine neue nach seinem eigenen Wunsche abgefaßte Ausgabe zu veranstalten, welche zugleich auch die beobachtete Blüthezeit der einzelnen Gewächse enthalten sollte. Diesen Plan gab er bald wieder auf und hoffte durch einen Nachtrag zu dem Hauptwerke den Uebelständen, welche er finden zu müssen glaubte, auf die bestmöglichste Art abhelfen zu können. Um für die Arbeit hinreichenden Stoff zusammenzu-

bringen, begab er sich mit seinem Freunde Bewer auf eine größere Forschungsreise, welche ihn in das noch wenig durchsuchte Gebiet von Wales führte. Die wissenschaftliche Ausbeute, welche ihnen durch die Vermittelung eines sie führenden Geistlichen sehr erleichtert wurde, war außerordentlich ergiebig, so daß sich sein Reisegefährte Bewer entschloß, noch längere Zeit in diesem Bezirk zu verweilen und die seltenen Pflanzenstücke dieser Gegend einzusammeln, während er unterdessen mit dem Ergebniß seiner Forschungsreise nach seiner Heimath zurückkehrte und die weiteren Fundstücke seines im Dienste der Wissenschaft unermüdlichen Freundes, welcher sich während zweier Sommer in Bangor niedergelassen hatte, entgegennahm. Auch durch die Unterstützung seines hülfsbereiten Freundes Dr. Richardsohn in Nord-Bierley in Yorkshire war er bald in den Besitz eines so reichhaltigen Stoffes gelangt, daß er seine Arbeiten hätte aufnehmen können, jedoch Entwürfe zu einem neuen großartigeren Werke, in welchem er die reichen Früchte seiner ersprießlichen Lebensarbeit niederzulegen gedachte, ließen alle übrigen Pläne in den Hintergrund treten. Die Bearbeitung des Nachtrages zur Synopsis war damit ganz und gar aufgegeben, und ein weiteres Werk, das er bereits nach dem Erscheinen des Ray'schen Werkes im Jahre 1724 begonnen hatte, legte er ebenfalls bei Seite und verlegte sich jetzt einzig und allein auf die wissenschaftliche Durcharbeitung des in Hülle und Fülle aufgehäuften Materiales.

Mittlerweile, erst vier Jahre nach dem Erscheinen seines letzten Werkes, zeigt es sich, daß der Verfasser auch in seiner neuen Heimath den Anfechtungen von Gegnern nicht entgehen sollte, obwohl die Begeisterung für ihn und sein Werk in allen gebildeten Kreisen der englischen Gesellschaft eine ungetheilte war. Im Jahre 1727 nämlich veröffentlichte ein irischer Botaniker Dr. Threlkheld ein Werk unter dem Titel: Synopsis

stirpium Hibernicorum, in welchem er ihn in der empörendſten Weiſe angriff. Einen Grund dazu glaubte er zunächſt in der großen Anzahl neuer Arten, welche von ihm ohne jegliche Veranlaſſung vermehrt worden ſeien, finden zu müſſen, weiterhin aber auch in der überflüſſigen Einführung neuer Namen. Wenn auch Dillenius über ſolche unbegründete Beſchuldigungen in die höchſte Entrüſtung gerathen mußte, ſo verſchmähte er es doch, mit dem Verfaſſer dieſes Buches ſich in nähere Auseinanderſetzungen einzulaſſen, da deſſen Auftreten ja ganz vereinzelt daſtand und die ganze Angelegenheit an ſich zu geringfügig war. In einem Briefe an einen Freund hat er ſeine Anſichten über das Werk Threlkhelds ausgeſprochen, und hob vor allem hervor, daß er in dem ganzen Buche nur eine einzige Pflanze habe auffinden können, welche vorher noch nicht als in Irland einheimiſch bekannt war. Sie aufgefunden zu haben, war noch nicht einmal das Verdienſt des Verfaſſers, ſondern er verdankte ihre Kenntniß einem ihm zugeſandten Schriftſtücke ſeines Freundes Heaton. Das Threlkheld'ſche Werk war alſo nach dem Urtheile des Dillenius eine offenbar recht unbedeutende Erſcheinung auf dem engliſchen Büchermarkte und konnte auf das Anſehen des geſchätzten Naturforſchers keine beſonders nachtheiligen Wirkungen zur Folge haben. Nach wie vor arbeitete dieſer unter der rückhaltloſen Anerkennung ſeiner dankbaren Mitwelt am Ausbaue ſeiner Wiſſenſchaft mit unerſchöpflicher Ausdauer, bereits zwei neue Werke hatte er nun wieder in ihren Entwürfen fertig geſtellt. Daneben arbeitete er mit ſeinem Freunde und Gönner an einem großen botaniſchen Nachſchlagebuch, welches von Kaſpar Bauhin begonnen, aber durch deſſen zu frühes Hinſcheiden unvollendet geblieben war. Es hatte den Zweck, dem Botaniker ein Mittel zu bieten, um ſich durch die geſammte Literatur ſeines Faches hindurchzuarbeiten. Es war um ſo nothwendiger, als durch die

verſchiedenen von einander abweichenden Beſchreibungen und Benennungen der einzelnen Pflanzenarten eine Verwirrung im Laufe der Zeiten entſtanden war, die dem Fortſchritt der Wiſſenſchaft hemmend in den Weg trat. Es war ein ungeheures Unternehmen, welches W. Sherard mit der Herausgabe und der Vollendung dieſes großartigen Werkes unternommen hatte, und ſeine Kraft allein reichte nicht hin, um ſie zu bewältigen. Dillenius mußte daher ihm bei dieſer Arbeit ſeinen Beiſtand leiſten, und beide gingen miteinander alle botaniſchen Schriftſteller durch, um deren Angaben über die einzelnen Pflanzenarten zu vergleichen. Dillenius ſchrieb darüber am 20. Dezember 1727 in einem Briefe an einen Freund:

„Wir ſind faſt durch alle Schriftſteller durch, aber nun unſere Sammlung in Ordnung zu bringen und ins Reine zu ſchreiben, dazu dürften wir noch einige Jahre nöthig haben.“

Die glückliche Vollendung ihrer in gemeinſamem Streben unternommenen Arbeit ſollten ſie Beide nicht mehr erleben, denn am Herzen ſeines theuren Freundes, der Seele dieſes großen Unternehmens, nagte ſchon der Keim des Todes. Eine ſchwere Krankheit hatte ihn aufs Krankenlager geworfen und ſchien ſein theures Leben zum Opfer zu fordern. Für Dillenius ſtand nun eine ſehr ernſte Zeit bevor, denn über ſechs Jahre hatte er nun ſchon in ſeiner neuen Heimath gewirkt und geſtrebt, aber die verheißene Erfüllung ſeiner gehegten Erwartungen war bis jetzt noch immer nicht abzuſehen. Nirgends gewahrte er Veranſtaltungen zur Wiederaufrichtung des mit dem Ableben Rays aufgegebenen Lehrſtuhles an der Univerſität Oxford. Troſtlos muß daher ſeine Lage geweſen ſein, in dem ſchmerzlichen Bewußtſein, ſeinen aufrichtigſten Freund verlieren zu müſſen, welcher bisher in väterlicher Fürſorge ſeine Lebensſchickſale geleitet hatte. Er war nun ganz auf ſich ſelbſt angewieſen und ſchmiedete Pläne für ſeine nächſte Zukunft. Er

ſah ſich deshalb zunächſt um eine neue Heimath um. Bei ſeinen Freunden zog er deshalb Erkundigungen ein, und ſo können wir uns auch wohl den Inhalt eines Briefes an einen in Yorkſhire lebenden Freund, hinter welchen wir zweifelsohne Dr. Richardſohn in Nord-Bierley vermuthen dürfen, erklären. Es heißt daſelbſt:

„Melden Sie mir doch, mein Herr, wie ſich's in Ihrer Gegend lebt. Wenn ich hier fertig bin und mein Plan auf Oxford mißlingen ſollte, was leicht möglich iſt, ſo könnte ich mich leicht entſchließen, zu Ihnen zu kommen, um bei Ihnen einige Zeit, wenn nicht für immer zu bleiben."

Der ſchmerzliche Gedanke an den nahen, für ihn ſo herben Verluſt ſeines edlen Freundes trieb den Schwergeprüften von deſſen Sterbebette fort in die Einſamkeit nach Barking Alley. Am 12. Auguſt 1728 war das Unvermeidliche geſchehen, William Sherard hatte ſeine Augen für alle Zeiten geſchloſſen. In ihm war der uneigennützigſte und hülfsbereiteſte Gönner aller zu ſeiner Zeit lebenden Botaniker zu Grabe gegangen. Hatte er zwar außer wenigen kleinen Abhandlungen keine Werke von größerer Bedeutung zur Veröffentlichung gebracht, ſo gehörte ihm doch das nicht zu unterſchätzende Verdienſt, ſeiner Lieblingswiſſenſchaft in England zu erneuter Blüthe verholfen zu haben. Ihren weiteren Beſtand auf alle Zeiten zu ſichern, hatte er in ſeinem letzten Willen eine Summe von dreitauſend Pfund Sterling ausgeſetzt, um mit dieſen Mitteln ihre alte Pflanz- und Pflegeſtätte an der Univerſität Oxford wiederaufrichten zu laſſen. Schon bei ſeinen Lebzeiten hatte er am Eingange des botaniſchen Gartens ein Gebäude aufführen laſſen und vermachte der nunmehr darin zu errichtenden wiſſenſchaftlichen Anſtalt ſein Herbarium, welches ungefähr 12000 Arten umfaßte, ſeine geſammte botaniſche Bibliothek und ſeinen Pinax, welcher leider ein Torſo nur geblieben war. Mit Rückſicht auf den edlen Schenkgeber hatte natürlich die

Univerſität von dem ihr zuſtehenden Rechte, den neugegründeten Lehrſtuhl zu beſetzen, Abſtand genommen und es deſſen freiem Ermeſſen anheimgeſtellt, einen für dieſen Poſten geeigneten Mann zu wählen. Es mochte ihm die Löſung dieſer Aufgabe keine Schwierigkeiten bereitet haben, denn er hatte noch Verpflichtungen gegen ſeinen Freund Dillenius, welcher durch ſeinen Tod in eine ſchwierige Lebenslage gebracht worden wäre, zu erfüllen. Dieſem übertrug er daher die Profeſſur und zugleich auch die damit verbundene Leitung des botaniſchen Gartens.

Auf dieſe Ernennung hin ſiedelte Dillenius ſofort nach der alten Univerſitätsſtadt über, um die ſo lange verſchloſſenen Lehrſäle wieder zu eröffnen, und begann ſeine ſegensreiche Lehrthätigkeit; denn aller Nahrungsſorgen enthoben, konnte er ſich nun ganz der Pflege ſeiner Wiſſenſchaft hingeben. Einen neuen Anziehungspunkt für die lernbegierige Jugend hatte die alte Pflegeſtätte der Wiſſenſchaften durch die Sherard'ſche Stiftung erhalten.

In den Mittelpunkt des engliſchen Geiſteslebens verſetzt begann für Dillenius nun wieder ein neuer Zeitabſchnitt ſchriftſtelleriſchen Schaffens. Jetzt trat er an die Bearbeitung jener Werke heran, deren Entwürfe er kurz nach dem Erſcheinen der neuen Ausgabe der Ray'ſchen Synopſis fertiggeſtellt hatte. Das erſte hatte er im Jahre 1724 begonnen, aber nach kurzer Zeit wieder bei Seite gelegt, um ſich einer anderen ihn mehr anziehenden Arbeit zuzuwenden. Jetzt nahm er ſeine Bearbeitung wieder auf und hatte es im Jahre 1732 ſoweit gefördert, daß er es der Oeffentlichkeit übergeben konnte. Es führte den Titel: Hortus Elthamensis Jacobi Sherardi, fratris Guilelmi und bildete ein würdiges Denkmal an den herrlichen botaniſchen Garten, deſſen Leitung lange Zeit ſeiner Obhut anvertraut war. Wie mehr oder weniger alle Vorſteher botaniſcher Gärten in jener Zeit, ſo wollte wohl auch er einer mit der Uebernahme der Leitung dieſes Gartens von ihm der gebildeten Welt gegen-

über übernommenen Verpflichtung damit Genüge leisten und einen Bericht über die Erfolge seiner Thätigkeit darin niederlegen. Vierhundertundsiebzehn Pflanzen hatte er in diesem Werke beschrieben und durch Zeichnungen, welche von ihm selbst zumeist in natürlicher Größe ausgeführt und radirt waren, veranschaulicht. Er hatte dabei vorzugsweise auf solche Gewächse Rücksicht genommen, welche damals noch sehr selten oder in England noch nicht lange eingeführt waren.

Bei seinem Erscheinen wurde das herrliche Werk aus der Feder des fruchtbaren Verfassers mit hoher Befriedigung aufgenommen. Die jedenfalls glanzvollste Beurtheilung erfuhr es durch den bekannten Naturforscher Karl von Linné. Sein beredtes Zeugniß faßte er zwar nur in wenige, dafür aber um so bezeichnendere Worte zusammen: „est opus botanicum quo absolutius mundus non vidit“.

Bedauerlicherweise erschienen von ihm nur zweihundertundfünfzig Stück im Verlag, und aus diesem Umstande mag es auch wohl zu erklären sein, daß es eben so selten geworden ist. Eine spätere Auflage, welche im Jahre 1774 in Leyden erschien, war nicht geeignet, dem gesteigerten Bedürfniß darnach Rechnung zu tragen, da sie den Stempel der Unvollständigkeit an sich trug. Ein holländischer Buchhändler brachte sich nämlich nach dem Tode des Verfassers durch Kauf in den Besitz der Kupferplatten und ließ Abdrücke davon anfertigen. Dem Texte, welchen Dillenius als Hauptsache seiner Ausgabe mit auf den Weg gab, schenkte er überhaupt keine Beachtung, sondern er begnügte sich nur mit der Beigabe eines Namensverzeichnisses. Trotz dieses Mangels erfreute sich diese Ausgabe bei der großen Seltenheit des ursprünglichen Werkes einer weiten Verbreitung. Selbst in unserem Jahrhundert hatte die hochgeschätzte Schöpfung aus der Feder des Dillenius noch manchen Freund gefunden, welcher sie um ihrer Vorzüge willen schätzte und hoch-

achtete. Am ſchlagendſten beweiſt dies eine im Jahre 1856 erſchienene Broſchüre eines Dr. Klinsmann, welche den Titel Clavis Dilleniana ad hortum Elthamensem führt. Sie ſollte die Aufmerkſamkeit der Nachwelt auf das veraltete Buch wieder lenken und ihr das Verſtändniß für dasſelbe aufs neue erſchließen.

Nach etwa ſiebenjähriger Wirkſamkeit an der Univerſität empfing Dillenius am 3. April 1735 vom St. Johanniskollegium die höchſte Würde der Arzeneiwiſſenſchaft in Anerkennung ſeiner hohen Verdienſte um die Förderung ſeiner Wiſſenſchaft. Im darauffolgenden Jahre harrte ſeiner eine weitere Auszeichnung, es war der Beſuch des damals noch an den Stufen ſeiner Ruhmeslaufbahn ſtehenden Botanikers Karl von Linné, welcher auf die Empfehlung des holländiſchen Botanikers Boerhave und ſeines Gönners Clifford nach England gekommen war, um die hier in Hülle und Fülle aufgeſpeicherten Schätze, ſowie die hier wirkenden erſten Größen der Wiſſenſchaft kennen zu lernen und den letzteren zugleich auch ſein neues, ſeinem kurz zuvor herausgegebenen Werke: Genera plantarum zu Grunde gelegtes Sexualſyſtem zu ihrer Begutachtung zu unterbreiten. Allein er erzielte hier nicht den gehofften Erfolg, denn die meiſten empfingen ihn ſehr kühl und keineswegs mit jenem Entgegenkommen, das man dem jungen Forſcher hätte entgegenbringen müſſen. Auch Dillenius verhielt ſich gegen ſeine Leiſtung, die ſpäterhin ſeinen Namen in den Kranz der größten Botaniker aller Zeiten einzureihen berufen war, ſehr ablehnend, im übrigen aber ſetzte er eine Ehre hinein, ſeinem Gaſte eine freundliche Aufnahme zu bereiten. Er legte ihm den Pinax, das unvollendete Werk Sherards vor, deſſen vierten Theil er nachträglich bearbeitet hatte. Der junge Gelehrte trat dem großen Unternehmen des Verewigten mit aufrichtiger Theilnahme gegenüber und bedauerte es aufs lebhafteſte, daß es ihm nicht vergönnt war, dieſes zu jener Zeit vom Botaniker aufs em-

pfindlichſte vermißte Werk zu Nutz und Frommen der Wiſſenſchaft ſeiner Vollendung entgegenzuführen.

Der wenn auch kurze Umgang, welchen dieſe beiden Männer miteinander gepflogen hatten, übte einen ſo mächtigen Eindruck auf ſie aus, daß ſie ein inniges Freundſchaftsbündniß miteinander ſchloſſen und ihnen beim Abſchied die Trennung ſo ſchwer wurde, daß Dillenius ſeinem liebgewonnenen Gaſte das Anerbieten machte, bei ihm zu bleiben, „um mit ihm zuſammen zu leben und zu ſterben".[8] Linné konnte dieſem Wunſche nicht willfahren und trat unverrichteter Dinge ſeinen Heimweg an. Er unterhielt indeſſen einen regen Briefwechſel und zugleich einen lebhaften Tauſchverkehr der von ihm auf ſeinen Wanderfahrten aufgefundenen Seltenheiten mit ſeinem Freunde. Seiner hohen Meinung, welche er von deſſen Perſönlichkeit hegte, gab er in einem ſeiner Werke beredten Ausdruck in folgenden, ſehr treffenden Worten:

In Anglia nullus est, qui genera curet vel intelligat praeterquam Dillenius.

Seinen Beifall zu erringen, galt darum auch für ihn als ſein höchſtes Ziel. Er ſandte ihm ſeine Flora Lapponica zu, wie er ihm ja auch ſpäter in vollſter Werthſchätzung ſeiner freundſchaftlichen Zuneigung ſeine Critica botanica zueignete. Nach dem Empfang des erſteren Werkes erhielt der Verfaſſer am 18. Auguſt 1737 ein Schreiben, in welchem Dillenius mit ſchmeichelhaften Worten ſeine Anerkennung über dieſe verdienſtvolle Arbeit zum Ausdruck bringt:

Vidi et accepi et legi floram tuam multa cum voluptate, utinam plures istius modi nobis praestarent tali studioet cura elaborata, in hoc Te virum praestitisti.

Noch zu einem anderen, nach Alexander von Humboldts Zeugniß einem der größten Naturforſcher aller Zeiten und zugleich dem Morgenſterne unſerer klaſſiſchen Dichterglanzperiode,

Albrecht von Haller, war Dillenius in briefliche Beziehungen getreten und fühlte sich zu ihm offenbar weit mehr hingezogen, um deswillen, als dessen Pflanzensystem eine besonders nahe Verwandtschaft zu demjenigen Rays zeigte. Hallers allseitiges Wissen und seine hervorragende Begabung als Naturbeobachter ließen ihn am meisten geeignet erscheinen, den Pinax im Geiste des verewigten Sherard seiner Vollendung entgegenzuführen. Dillenius mochte ihn auch wohl zu seinem Nachfolger auf seinem Lehrstuhl gewünscht haben, da er es sich angelegen sein ließ, das begonnene Werk im Sinne Rays fortführen zu lassen und die englische Wissenschaft auf der Höhe ihres Glanzes zu erhalten.

Zu einem engen Freundschaftsbunde hatte sich das Kleeblatt, Dillenius, Haller und Linné zusammengeschlossen, um sich in neidlosem und uneigennützigem Zusammenwirken gegenseitig zu unterstützen und zu fördern. Mit dem Tode des Dillenius zerfiel sehr bald das innige Verhältniß zwischen den beiden Ueberlebenden, es verschärften sich leider die Gegensätze zwischen ihnen mehr und mehr, bis sie endlich einander vollständig entfremdet im Kampfesfeld der Wissenschaft sich gegenüberstanden.

Nach der Beendigung seines Hortus Elthamensis ging nun Dillenius an die Abfassung seines zweiten, schon seit einer längeren Reihe von Jahren im Entwurfe vollendeten Werkes. Die eigentliche Veranlassung dazu bildete die an neuentdeckten Moosen so überaus ergiebige Forschungsreise, die er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Bewer unternommen hatte. In ihm gedachte er nun alle bekannten Moose in übersichtlicher Anordnung zu bearbeiten und damit die gewonnenen Ergebnisse nahezu zwanzigjähriger Lebensarbeit niederzulegen. Nach einer mehrjährigen Unterbrechung nahm er seine Arbeiten unter dem Aufwand seiner ganzen Kraft wieder auf, und die neugeborene Wissenschaft trat jetzt in einer Entfaltung zu Tage, wie es nur in einer geistig so angeregten Zeit bei neidlosem und uneigen-

nützigem Zuſammenwirken gelehrter Männer möglich ſein konnte. Dem Verfaſſer ſtand der Zugang zu allen Hülfsmitteln, die ſeiner Arbeit in irgend einer Weiſe förderlich ſein konnten, offen, ſo die Bibliothek und die reichhaltigen Herbarien ſeiner beiden Freunde und Gönner William und James Sherard. Weiterhin hatten ihm das Herbarium von Dubois, welcher ſich neben Doody u. A. durch kryptogamiſche Entdeckungen in der Wiſſenſchaft einen geachteten Namen erworben hatte, ſowie die Fundſtücke Littletons Browns, welcher Shrodſhire und Herfordſhire bereiſt hatte, zur Verfügung geſtanden. Auch Bertram und Clayton, ſowie Arman, welcher Heinſelmanns in Sibirien gemachte Entdeckungen der Oeffentlichkeit übergab, und einer großen Anzahl anderer angeſehener Gelehrter, von denen nur Profeſſor Olaf Celſius aus Upſala, Dr. Joh. Fr. Gronow aus Leyden, Dr. Albrecht von Haller und Karl von Linné hier genannt ſein mögen, verdankte er namhafte und ſehr ſchätzenswerthe Beiträge zu ſeiner Arbeit. Dieſe zahlreichen Unterſtützungen, vereint mit ſeinen eigenen Entdeckungen, welche er zum Theil in ſeinem Vaterlande, zum größten Theil aber in England gemacht hatte, verſetzten ihn in die Möglichkeit, ſeinem Werke einen ſolchen Grad von Vollendung zu geben daß neben den einheimiſchen, ſelbſt ſibiriſche, virginiſche, pennſylvaniſche und indiſche Mooſe darin vertreten waren.

Im Jahre 1741 ging es in Oxford aus der Sheraldoniſchen Preſſe hervor unter dem Titel: Historia muscorum, in qua circiter sexcentae species veteres et novae ad sua genera relatae describuntur. Alle Mooſe, welche es enthielt, hatte der Verfaſſer wieder, wie in ſeinen früheren Werken mit eigener Hand entworfen und in Kupfer geätzt. Meiſtentheils ſind ſie in Lebensgröße gezeichnet, die kleineren hatte er unter Zuhülfenahme einer Loupe unterſucht und ſeine Befunde ebenfalls bildlich dargeſtellt. Der begleitende Text iſt ſtreng methodiſch gehalten und

in allen Theilen mit besonderer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt durchgeführt. Auch die Bedeutung der Moose für den Arzneigebrauch hatte er dabei in besondere Berücksichtigung gezogen.

Wie der Hortus Elthamensis, so ist auch dieses Werk des fruchtbaren Verfassers in nur zweihundertundfünfzig Exemplaren aufgelegt worden, wovon fünfzig auf Imperialpapier abgezogen waren. Aus diesem Umstande erklärt sich auch seine außerordentliche Seltenheit. Es muß uns in der That fast unglaublich erscheinen, daß zur Zeit der Veröffentlichung des Werkes und selbst längere Zeit nach dem Tode des Verfassers die Nachfrage nach naturwissenschaftlichen Werken so fabelhaft gering gewesen ist, daß bei dem verschwindend niedrigen Preise von einer Guinee das ganze Bedürfniß mit einer Anzahl von zweihundertundfünfzig Stück gedeckt werden konnte. Erst gegen das Ende des Jahrhunderts begann man die Historia muscorum ihrem Werthe nach zu würdigen und würde damals gerne zehn Guineen dafür ausgegeben haben, wenn es im Buchhandel überhaupt noch zu beschaffen gewesen wäre. Um der gesteigerten Nachfrage gerecht zu werden, wurde im Jahre 1768 eine neue Auflage in Leyden vorbereitet, welche ebenfalls wie der neue Hortus Elthamensis nur mit den Abzügen der Kupferplatten ausgestattet war. Der 552 Seiten umfassende Text, welcher die Hauptsache am ganzen Werke war, wurde dabei wieder ganz außer Acht gelassen, dafür sollte ein Verzeichniß der Abbildungen das Fehlende nothdürftig ersetzen.

Die Historia muscorum war die größte Schöpfung auf dem Gebiete der Kryptogamenkunde, welches im Laufe des vorigen Jahrhunders erschienen ist. Lange galt sie in der Wissenschaft als die einzige Richtschnur und übte fast auf ein volles Jahrhundert ihre Wirkungen aus, daß selbst Winkler in seiner Geschichte der Botanik vom Jahre 1854 von ihr rühmen konnte, „sie habe selbst heute noch nichts von ihrem Werthe verloren".

Es mag dies auch wohl für den beſchreibenden Theil dieſes Werkes immerhin richtig ſtehen, aber die Anſichten des Verfaſſers über die Befruchtungswerkzeuge der Farnkräuter und Mooſe, welche er unverändert auch hierin aufrecht erhalten hat, erfuhren wenige Jahrzehnte ſpäter durch die unter Zuhülfenahme des Mikroſkopes angeſtellten Unterſuchungen Schmiedels und Hedwigs ſchon eine weſentliche Umgeſtaltung. Eine volle Klärung des wirklichen Sachverhaltes iſt erſt unſerem Jahrhundert gelungen und damit auch die Anſicht des Dillenius, welche in Linné einen begeiſterten Fürſprecher fand, vor dem aufgehenden Lichte einer beſſeren Erkenntniß in den Schatten getreten.

Nach der Vollendung ſeines unſterblichen Werkes ging der nimmerermüdende Forſcher wieder von neuem an ſeine Arbeit, denn er beabſichtigte auch die Pilze in ebendemſelben Umfange zu bearbeiten, wie es ihm mit den Mooſen gelungen war. Schon bei ſeiner Ueberſiedelung nach Oxford hatte er dieſen Entſchluß gefaßt und deswegen bereits längere Zeit mit ſeinem Freunde Deering, welcher ſich mit den Pilzen ſehr eingehend befaßt hatte, Briefe gewechſelt. Inmitten dieſer Arbeiten, im erſprießlichſten Wirken und Streben nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Wahrſcheinlich bildeten ſeine großen Anſtrengungen die Urſache ſeines plötzlich und leider zu früh erfolgten Hinſcheidens. In den letzten Wochen des Monats März 1747 wurde er vom Schlag getroffen und gab am 2. April — alten Syſtemes — (13.) ſeinen Geiſt auf.

Dillenius war nicht mehr! Dieſe unverhoffte Todeskunde rief allenthalben die tiefſte Trauer hervor, ein Fürſt im Reiche des Geiſtes hatte ſein mächtiges Scepter aus der Hand gelegt.

Mit dem großen Gelehrten war aber auch ein Mann von edlem Charakter aus der Mitte der Lebenden dahingegangen. Und wenn auch die Berichte über ihn in dieſer Beziehung ſehr ſpärliche ſind, ſo beſitzen wir immerhin doch ſoviel, um uns

ſein Charakterbild zu entwerfen, dank der beſonderen Hingabe des engliſchen Geſchichtsſchreibers Pulteney, welcher mit Rührigkeit und Vorliebe der dankenswerthen Aufgabe ſich widmete, bei den älteren ſeiner Zeitgenoſſen, welche Dillenius aus perſönlichem Umgang kannten, Erkundigungen einzuziehen und für die Nachwelt in ſeiner Geſchichte der Botanik aufzubewahren. Nach dieſen Berichten war Dillenius ein in beſcheidenen Verhältniſſen lebender Mann von ſanftem Charakter, welcher durch ſein ernſtes und unabläſſiges Streben faſt keine Zeit und Gelegenheit gefunden haben mochte, ſich einen größeren Kreis von Freunden und Bekannten zu ſuchen. Er lebte daher in der Zurückgezogenheit und nur ſolchen war die Freude ſeines näheren Umgangs beſchieden, deren Streben darauf gerichtet war, ihm zu begegnen und ihn näher kennen zu lernen.

Schwere Schickſalsſchläge, welche bei ſeinem Erdenwallen als Gelehrter und Menſch über ihn hereingekommen waren, beugten ihn zwar im Anfange tief danieder, ſpäterhin ſetzte er ſich mit philoſophiſcher Gleichgültigkeit und Ruhe darüber hinweg. Ein Brief vom 13. Februar 1728, welchen Pulteney ſeiner Lebensgeſchichte des Gelehrten beifügt, zeigt uns dieſes im klarſten Lichte. Es heißt daſelbſt:

„— — Für die wenigen Jahre, welche ich gelebt hatte, ſind mir ebenſoviel Trübſal und Widerwärtigkeiten als irgend jemand Anderem widerfahren. Dieſe habe ich durch Uebung, Zerſtreuung und durch das Leſen einiger ſtoiſcher Philoſophen überwunden, und ich denke nun, daß mich kein Unfall mehr beugen werde. Viel Dinge, welche mir hier in England ſowohl als in meinem Vaterlande begegnet ſind, würden faſt jeden Anderen niederwerfen. Nur vor zwei Tagen wurde mir der Tod eines ſehr nahen Verwandten in einem Briefe gemeldet, welchem ich in ſeinem Unglücke mit Geld hatte beiſtehen müſſen, um ihm wieder aufzuhelfen. (Es iſt dies ſein jüngerer Bruder

Philipp Eberhard, der ehemalige Stadtphyſikus in Wetzlar, welcher am 20. Dezember 1727 ſtarb.) Dies iſt alles nunmehr verloren und ich muß noch einiges zahlen, was für mich nicht wenig iſt. Inzwiſchen rührt mich das alles nicht. Ich danke vielmehr Gott, daß es nicht noch ſchlimmer iſt. Dies iſt nur ein Schlag und ich habe noch härtere Streiche ausſtehen müſſen; auch ſteht mir noch manches bevor."

Können uns nun auch dieſe wenigen Pinſelſtriche gerade kein nach allen Richtungen hin vollendetes Charakterbild geben, ſo mögen ſeine irdiſchen Züge, welche von Künſtlerhand auf unſere Tage gekommen ſind, das Fehlende entſprechend ergänzen. In der Gemäldegalerie zu Oxford befindet ſich ſein Bildniß und zeigt ſeine Erſcheinung in der akademiſchen Amtstracht: Es trägt die Inſchrift: Jacobus Dillenius, M. D. Botanicus Prof. primus in acad. Oxoniensi. Leider finden ſich keine Nachbildungen von ihm vor.

Vier Wochen lang hatte die Univerſität den von Dillenius innegehabten Lehrſtuhl offen gehalten, und erſt am erſten Mai wurde eine Verſammlung von Londoner Aerzten einberufen, aus deren Wahl Dr. Shipthorbe als ſein Amtsnachfolger hervorging.

Die zahlreichen Hinterlaſſenſchaften des Verewigten gingen zunächſt in die Hände des von ihm zum Vollzieher ſeines letzten Willens ernannten Dr. Seidel über, welcher ſie größtentheils an ſeinen Amtsnachfolger veräußerte. Unter anderem befand ſich eine Sammlung von Dillenius gezeichneter Abbildungen von Schwämmen darunter, welche nach der Herausgabe der neuen Auflage von Rays Synopſis entdeckt worden waren.

Andere, jedoch unveräußerliche Hinterlaſſenſchaften ſind von ihm auf die Nachwelt gekommen, es ſind die Erfolge ſeiner verdienſtvollen Lebensarbeit, welche in das geiſtige Eigenthum der Menſchheit übergegangen ſind. In vollſter Würdigung ſeiner hohen Verdienſte um die Entwickelung der botaniſchen

Wiſſenſchaft hat es daher auch Linné nicht verſäumt, ſeinem großen Freunde ein beſcheidenes Denkmal zu ſetzen. Seinem Andenken weihte er eine in dem malabariſchen Garten unter dem Namen Syalita geführte Pflanze, welche ſeit dieſer Zeit die Bezeichnung „Dillenia“ führt.

In den Schriften des großen Schweden findet ſchon unſere Botaniſirbüchſe unter der Bezeichnung „Vasculum Dillenianum“ entſprechende Erwähnung. Wiewohl nun auch durch die dankenswerthen Bemühungen einiger Forſcher[9] eine nähere Veranlaſſung, welche Linné zu ihr geführt hat, nicht gefunden werden konnte, ſo mag doch wohl die Vermuthung gerechtfertigt erſcheinen, daß unſer Landsmann der Erfinder dieſes für die Botaniker unentbehrlichen Geräthes iſt. So verdanken wir ihm denn auch jene ſinnreiche Erfindung, welche uns in unſeren Knabenjahren unter dem brennenden Lichterbaume ſo hoch erfreut hat und uns nun auf unſeren Wanderfahrten durch Wald und Feld folgen muß, um die aufgefundnen Schätze in ihre Obhut zu nehmen.

Neben ſeinen geiſtvollen Zeitgenoſſen, welche ihre Wiſſenſchaft in neue Bahnen gelenkt haben, wie die beiden Begründer der Pflanzenanatomie und Phyſiologie Marcello Malpighi und Nehemias Grew, ſowie dem Entdecker der Bakterien Antony von Leeuwenhoek und den Bahnbrechern auf dem Gebiete der Syſtematik Albr. von Haller und Karl von Linné wird Dillenius ein nicht minder würdiger Ehrenplatz in der Geſchichte der Botanik ſicher ſein als dem deutſchen Begründer der wiſſenſchaftlichen Kryptogamenkunde.

In unſerer Zeit, wo die Naturwiſſenſchaft mehr und mehr in Vordergrund des allgemeinen Intereſſes getreten iſt und deren Bedeutung für die Gegenwart ſchon früher von unſerem berühmten Landsmanne Juſtus von Liebig in ſeinem bekannten Ausſpruch: „Das Studium der Naturwiſſenſchaften als Mittel der Erziehung iſt ein Bedürfniß unſerer Zeit“, dargethan wor-

den iſt und in der jüngſten Zeit durch die Reden eines Dubois Reymond, Haeckel und W. Preyer verfochten wird, ſei es eine Ehrenpflicht für unſere Nation, den Schleier der Vergeſſenheit, welchen die wechſelvolle Zeit über einen um die Förderung der Wiſſenſchaft ſo hochverdienten Mann gebreitet hat, zu lichten und ihn aus Anlaß der 200fachen Wiederkehr des Jahrestages ſeiner Geburt wieder zu Ehren zu bringen. So möge denn zur Wahrheit werden, was der Dichter ſingt:

Ein edler Menſch lebt nie vergebens,
Er geht, hemmt ſich hier ſein Lauf,
Nach Sonnenuntergang des Lebens
Als ein Geſtirn der Nachwelt auf.

Anmerkungen.

[1] Die Nachrichten über den Vater J. J. Dillenius finden ſich in Striebers Heſſiſche Gelehrtengeſchichte.

[2] A. E Büchner: Academiae Caesareae Leopoldinae-Carolinae naturae curiosorum Historia. Halle 1755. Neigebaur: Geſchichte der Kaiſerlichen Leopoldino-Caroliniſchen Deutſchen Akademie der Naturforſcher Jena 1860.

[3] Kurt Sprengel, Geſchichte der Botanik, 2 Bd. Altenburg 1817—1818.

[4] Schultes, Grundriß der Geſchichte und Literatur der Botanik. Wien 1817.

[5] Winkler, Geſchichte der Botanik. Frankfurt a. M. 1854.

[6] Dies beruht jedenfalls auf eine Verwechſelung, mit ſeinem Vater Juſtus Friedrich Dillenius.

[7] Nebel, Professorum, qui in academia Gissensi medicinam docuerunt conspectus. Gissae 1802.

[8] Malmſtén, Gedächtnißrede auf Karl von Linné. Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge, hrsg. von R. Virchow & Fr. von Holtzendorff, S. 12.

[9] Dr. H. J. Kreutzer, Das Herbar. Wien 1864.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(682)

In den früheren Serien der „Sammlung“ erschienen:

Ueber Philosophie, Mathematik.

20 Hefte, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf. = 10 Mk.

Bastian, Die Vorstellungen von der Seele. (226) ..... M. 1.—
Cantor, Das Gesetz im Zufall. (275) ..... „ 1.—
Eucken, Aristoteles' Anschauung v. Freundschaft u. von Lebensgütern. (452) „ 1.—
Geisenheimer, Ueber Wahrscheinlichkeitsrechnung. (335) ..... „ 1.—
Hebler, Die Philosophie gegenüber dem Leben und den Einzelwissenschaften. 2. durchgesehene Auflage. (44) ..... „ 1.—
Horwicz, Naturgeschichte der Gefühle. (249) ..... „ —.75
Huber, Das Verhältniß d deutsch Philosophie zur nation. Erhebung. (139) „ —.75
Koeber, Die Grundprincipien der Schelling'schen Natur-Philosophie (381) „ —.75
Kreyssig, Ueber Realismus und Realschulwesen. (141) ..... „ —.60
Masing, Die tragische Schuld. (162) ..... „ —.60
Pfleiderer, Theorie des Aberglaubens. (167) ..... „ —.75
Schultz, Erinnerung und Gedächtniß. (361) ..... „ —.60
Siebeck, Das Traumleben der Seele. (279) ..... „ —.75
Sommer, Die positive Philosophie August Comte's. (480) ..... „ 1.—
Steinthal, Mythos und Religion (97) ..... „ —.60
Wendt, Ueber das sittlich Erlaubte. (345) ..... „ —.60
Weniger, Der Gottesdienst in Olympia. (443) ..... „ —.75
Wiegand, Die wissenschaftliche Bedeutung der platonischen Liebe. (284) „ —.75
Wiener, Die ersten Sätze der Erkenntniß, insbesondere das Gesetz der Ursächlichkeit und die Wirklichkeit der Außenwelt (212) .... „ —.60
Zeller, Religion und Philosophie bei den Römern. 2. Auflage. (24) „ 1.—

Ueber Biographien und Verwandtes.

(62 Hefte, auf einmal bezogen, à 50 ₰ = 31 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl [wenn auf einmal bezogen] à 50 ₰.)

Alberti, Heinrich Pestalozzi. 2. Auflage. (Heft 79.) ..... M. —.60
Arnold, Sappho. (Heft 118.) ..... „ —.60
Bauer, Peter Vischer und das alte Nürnberg. (N. F. 3) ..... „ —.75
von Belle, Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. (Heft 26.) „ —.75
Bernhardt, Lord Palmerston. (Heft 107.) ..... „ —.60
Bernstein, Alexander v. Humboldt u. d. Geist zweier Jahrhunderte (H. 89) „ —.75
Boesser, Heinrich der Löwe. (Heft 349.) ..... „ —.80
— Kaiser Friedrich der Zweite. (Heft 383.) ..... „ —.60
Bruchmann, Wilhelm von Humboldt. (N. F. 17) ..... „ —.80
Brunner, Dr. Joh. Con. Brunner ..... „ —.60
Dannehl, Victor Hugo. (N. F 2) ..... „ 1.—
Dondorff, Kaiser Otto III. (Heft 478) ..... „ —.80
Eyssenhardt, Hadrian und Florus. (Heft 397.) ..... „ —.60
Förster, Ernst, Peter von Cornelius. (Heft 217.) ..... „ —.75

Foerster, W., Johann Kepler. (Heft 146.) ..... M. —.60
Froboese, Gottfried von Bouillon. (Heft 326.) ..... " —.75
Goergens, Mohammed. (Heft 290.) ..... " 1.—
Grimm, Albrecht Dürer. 2. Auflage. (Heft 16.) ..... " 1.—
Haug, Confucius, der Weise Chinas. (Heft 338.) ..... " —.60
v. Hellwald, Sebastian Cabot. (Heft 124.) ..... " —.75
Henke, Johann Huß und die Synode von Constanz. 2 Auflage. (Heft 81.) " —.75
Herbst, Kant als Naturforscher, Philosoph und Mensch. (Heft 362.) ... " —.80
Hesse, Minchen Herzlieb (Heft 297.) ..... " 1.—
Hirzel, Jeanne d'Arc. (Heft 227.) ..... " 1.—
Hölder, Savigny und Feuerbach, die Koryphäen der deutschen Rechtswissenschaft. (Heft 378.) ..... " 1.—
v. Holtzendorff, Richard Cobden. 3 Auflage. (Heft 17.) ..... " —.75
— John Howard u. d. Pestsperre geg. Ende d. 18. Jahrhunderts. (Heft 317) " —.80
Hönes, Ludwig Uhland, der Dichter und der Patriot (N. F. 27) ... " 1.—
Hopf, Bonifaz von Montferrat, der Eroberer von Konstantinopel und der Troubadour Rambaut von Vaqueiras. (Heft 272) .... " —.75
v. Kluckhohn, Luise, Königin v. Preußen. M. Bildn. d. Königin. (Heft 242/243.) " 1 80
— Dasselbe, Prachtausgabe m. d. Orig-Photographie d. Königin. brosch. " 4.50
— eleg geb in roth Leinen ..... " 6 50
— Blücher, (313/314) ..... " 1.20
— Der General von Scharnhorst. (Heft 451.) ..... " —.80
— Zur Erinnerung an Georg Waitz. (N. F. 33) ..... " —.80
Kugler, Wallenstein. (Heft 180.) ..... " —.75
Lindner, Kaiser Heinrich IV. (Heft 374.) ..... " —.80
Lissauer, Albrecht v. Haller u. seine Bedeutung f. d. deutsche Kultur. (Heft 189.) " — 75
Maenß, Franz von Sickingen. (Heft 270.) ..... " —.75
Malmsten, Karl von Linné (Heft 329.) ..... " —.80
Maurenbrecher, Don Carlos. 2. Auflage. (Heft 90.) ..... " 1.—
Meyer, A. B., Gedächtnißrede auf Cook. (Heft 385.) ..... " —.60
Meyer, J. B., Arthur Schopenhauer als Mensch und Denker. (Heft 145.) " —.80
v. Meyer, William Harvey, der Reformator der Physiologie. (Heft 337) " —.60
Naumann, Ludwig van Beethoven. (Heft 117.) ..... " —.60
Neumann, Hugo Grotius 1583—1645. (Heft 449.) ..... " —.60
Pilgrim, Galilei. (Heft 458.) ..... " 1.—
Preuß, Franz Lieber, ein Bürger zweier Welten. (N. F. 12) .... " 1.—
Raab, Leonardo da Vinci als Naturforscher. (Heft 350.) ..... " —.80
Richter, Die Piccolomini. (Heft 201.) ..... " —.75
Schmidt, Byron im Lichte unserer Zeit ..... " —.60
Schott, Columbus und seine Weltanschauung. (Heft 308.) ..... " —.60
Schumann, Marco Polo, ein Weltreisender d. XIII. Jahrhunderts (H 460.) " —.60
Schwalb, Luther's Entwickelung vom Mönch zum Reformator. (H 438.) " —.60
Stark, Joh. Joachim Winckelmann, sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung. 2. Auflage. (Heft 42.) ..... " 1.—
Stern, Milton und Cromwell. (Heft 236.) ..... " —.75
Tollin, Michael Servet. (Heft 254) ..... " 1.—
Treutlein Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische Generalgouverneur des Sudans. Mit einer Karte. (N. F. 29) ..... " 1.20
Twesten, Machiavelli. (Heft 49) ..... " —.60
Winkler, Gregor VII. und die Normanen. (Heft 234) ..... " —.75
Zschech, Giacomo Leopardi. (Heft 467) ..... " —.60
Zschokke, Heinrich Zschokke. 3. Auflage. (Heft 12) ..... " 1 —

Digitized by Google

Die

Quadratur des Zirkels

in berufenen und unberufenen Köpfen.

Eine kulturgeschichtliche Studie

von

Dr. Hermann Schubert,
Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1889.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

1. Interesse für das Problem.

Seit zwei ein halb Jahrtausenden haben sich berufene und unberufene Köpfe vergeblich abgemüht, das unter dem Namen der Quadratur des Zirkels bekannte Problem zu lösen. Nachdem es jetzt endlich gelungen ist, einen strengen Beweis dafür zu finden, daß es unmöglich sein muß, das Problem mit Zirkel und Lineal zu lösen, ist es an der Zeit, einen Rückblick auf das Wesen und die Geschichte dieses uralten Problems zu werfen. Es ist dies um so eher gerechtfertigt, als die Quadratur des Zirkels, wenigstens dem Namen nach, auch außerhalb des engen Kreises der Fach-Mathematiker sehr wohl bekannt ist.

Die Mémoires de l'Académie française vom Jahre 1775 enthalten auf Seite 61 den Beschluß der französischen Akademie, daß sie von da an keine ihr eingereichte sogenannte „Lösung der Quadratur des Zirkels" mehr prüfen wolle. Zu diesem Beschluß war die Akademie durch die überwältigende Zahl der ihr allmonatlich übersandten angeblichen Lösungen des berühmten Problems bewogen worden, Lösungen, welche zwar immer die Ignoranz ebenso wie das Selbstbewußtsein des Verfassers bethätigten, aber sämmtlich unter dem in der Mathematik etwas schwer wiegenden Fehler litten, daß sie falsch waren. Seitdem finden alle bei den Akademien eingereichten vermeintlichen Lösungen des Problems dort ihren sicheren Papierkorb und bleiben ewig unbeantwortet. Doch der Quadrator sieht in einer solchen

vornehmen Abweisung nur den Neid der Großen auf seinen Geistesfund; er will und muß Anerkennung haben und wendet sich deshalb an die Oeffentlichkeit. Die Zeitungen müssen ihm die Würdigung verschaffen, die ihm die wissenschaftlichen Gesellschaften versagen; und alljährlich mehr als einmal durchläuft die Zeitungen die mathematische Seeschlange, d. h. die Nachricht, ein Herr N. N. in P. P. haben endlich die Quadratur des Zirkels gelöst. Was sind nun diese Quadratoren für Leute, wenn man sie sich bei Lichte besieht. Fast immer erkennt man in ihnen halbgebildete Menschen, deren mathematische Bildung die eines heutigen Sekundaners nicht übertrifft. Sie wissen selten genau, um was es sich überhaupt bei dem Problem handelt, sie wissen aber nie die zwei ein halb Jahrtausende umfassende Geschichte des Problems, und sie haben keine Ahnung von den bedeutenden Untersuchungen und Resultaten, welche in allen Jahrhunderten bis auf unsere Zeit von anerkannt großen wirklichen Mathematikern rücksichtlich des Problems angestellt sind. Wie groß aber auch die Dosis Ignoranz ist, welche solche Quadratoren ihren Geistesprodukten beimischen, noch viel größer ist die Dosis Selbstbewußtsein, mit der sie dieselben würzen. Um einen Beleg hierfür vorzubringen, brauche ich nicht weit zu greifen. Vor mir liegt ein im Jahre 1840 in Hamburg verlegtes Büchlein, in welchem der Verfasser alle paar Seiten dem lieben Gott dankt, daß er ihn gerade ausgewählt habe, die „langgesuchte, mit Inbrunst begehrte, von Millionen betastete Lösung des mathematischen „Phänomen-Problems" zu lösen. Nachdem sich der bescheidene Verfasser als Entlarver des Betrugs des Archimedes hingestellt hat, sagt er wörtlich: „Es beliebte nun einmal so der Mutter Natur, dies mathematische Kleinod dem menschlichen Forschen vorzuenthalten, bis es ihr gefiel, die Wahrheit der Einfalt zu übergeben." Dies wird genügen, das große Selbstbewußtsein des Verfassers zu zeigen.

Es genügt aber noch nicht zum Nachweis seiner Ignoranz. Von mathematischen Beweisen hat derselbe keine Ahnung, er verläßt sich darauf, daß es so ist, weil es ihm so aussieht. Und auch logische Fehler finden sich in seinem Buche an mehreren Stellen. Worin aber steckt, abgesehen von der sonstigen Inkorrektheit, der Kern des Trugschlusses bei dem Entlarver des Archimedes? Es kostet viel Mühe, aus der schwülstigen Sprache und aus dem alle Schlüsse verschleiernden Brimborium schließlich diesen Kern herauszufinden. Er besteht darin, daß der Verfasser dem Kreise ein Quadrat einbeschreibt, ein anderes ihm umbeschreibt, dann erkennt, daß das einbeschriebene Quadrat sich aus vier kongruenten Dreiecken zusammensetzt, während das umbeschriebene Dreieck aus acht solcher Dreiecke besteht, woraus der Verfasser, weil der Kreis größer als das eine, kleiner als das andere Quadrat sei, den kühnen Schluß zieht, daß der Kreis denselben Inhalt hat, wie sechs solcher Dreiecke. Es ist kaum denkbar, daß ein vernünftiger Mensch schließen kann, daß etwas, was größer als 4 und kleiner als 8 ist, nothwendig 6 sein müsse. Aber bei einem Manne, der die Quadratur des Zirkels anstrebt, ist auch solche Schlußweise möglich. Ebenso lassen sich bei allen übrigen angeblichen Lösern des Problems entweder logische Fehlschlüsse oder Verstöße gegen elementare arithmetische oder geometrische Wahrheiten nachweisen, nur daß dieselben nicht immer von so trivialer Natur sind, wie in dem eben besprochenen Buche.

Fragen wir uns nun, woher die Neigung, sich mit der Quadratur des Zirkels zu beschäftigen, um dieselbe lösen zu wollen, herstammt. Zunächst muß hier an das Alter des Problems erinnert werden. Wie nachher ausführlicher besprochen werden soll, ist in Aegypten eine Quadratur des Zirkels schon 500 Jahre vor dem Auszuge der Israeliten versucht worden. Bei den Griechen hat das Problem nie auf-

gehört, eine die Fortschritte der Mathematik stark beeinflussende Rolle zu spielen. Auch im Mittelalter taucht die Quadratur des Zirkels als der mathematische Stein der Weisen sporadisch auf, und so hat das Problem nie aufgehört, behandelt und beachtet zu werden. Mehr aber noch als das Alter des Problems lockt die Quadratoren der Reiz, den alles das ausübt, was geeignet ist, den Einzelnen aus der Masse der gewöhnlichen Menschen herauszuheben und ihm den Lorber der Berühmtheit um die Schläfe zu winden. Der Ehrgeiz ist es, welcher bei den alten Griechen ebensowohl wie bei uns Modernen immer wieder einzelne Menschen dazu anspornt, die uralte Nuß zu knacken. Ob sie dazu befähigt sind, ist ihnen dabei Nebensache. Sie betrachten die Quadratur des Zirkels wie das große Loos einer Lotterie, das ihnen ebensogut in den Schoß fallen kann, wie jedem andern; sie bedenken nicht, daß „vor die Unsterblichkeit setzten den Schweiß die unsterblichen Götter", und daß es jahrelang fortgesetzter Studien bedarf, um in den Besitz derjenigen mathematischen Waffen zu gelangen, welche zum Angriff auf das Problem unumgänglich nothwendig sind, welche aber in der Hand selbst der bedeutendsten mathematischen Strategen nicht ausreichten, um das Bollwerk zu nehmen.

Wie kommt es aber, müssen wir uns weiter fragen, daß es gerade die Quadratur des Kreises und nicht irgend ein anderes ungelöstes mathematisches Problem ist, auf das die Bestrebungen von Leuten gerichtet sind, welche, ohne in der Mathematik auf der Oberfläche zu stehen, sich mit mathematischen Dingen beschäftigen? Diese Frage beantwortet sich dadurch, daß die Quadratur des Zirkels fast das einzige mathematische Problem ist, das auch in der Laienwelt wenigstens dem Namen nach bekannt ist. Schon bei den alten Griechen war das Problem, auch außerhalb des Kreises der Mathematiker, sehr wohl bekannt. In den Augen der griechischen

ſchen Laien galt ebenſo wie bei manchen modernen Laien die Beſchäftigung mit dem Probleme als das wichtigſte und vorwiegende Geſchäft der Mathematiker, ſo daß es ſogar ein beſonderes Wort für dieſe Thätigkeit gab, nämlich τετραγωνίζειν. d. h. „ſich mit der Quadratur beſchäftigen". Auch in der Neuzeit kennt jeder gebildete Nicht-Mathematiker das Problem dem Namen nach und weiß, daß dasſelbe unlösbar oder wenigſtens trotz der Anſtrengungen der berühmteſten Mathematiker noch nicht gelöſt ſei. Aus dieſem Grunde gebraucht man heutzutage die Redensart „die Quadratur des Zirkels verſuchen" im Sinne von „etwas Unmögliches verſuchen" oder im Sinne von „kaum zu bewältigende Schwierigkeiten überwinden wollen". Auch Bismarck hat in ſeinen Parlamentsreden die Quadratur des Zirkels wiederholt in einem derartigen bildlichen Sinne herangezogen. Außer dem Alter des Problems und dem Umſtande, daß dasſelbe der Laienwelt bekannt iſt, haben wir noch ein drittes Moment zu verzeichnen, das die Menſchen heranlockt, ſich mit ihm zu beſchäftigen. Es iſt dies das ſchon ſeit mehr als hundert Jahren verbreitete Gerücht, daß die Akademien oder die Königin von England oder ſonſt ein einflußreicher Menſch eine große Prämie ausgeſetzt habe, die Demjenigen zufallen ſolle, der das Problem zuerſt löſe. In der That finden wir bei vielen Quadratoren die Hoffnung, eine große Geldprämie zu erlangen, als hauptſächliche Triebfeder ihrer Bemühungen. Auch der Verfaſſer des oben beſprochenen Buches bittet die Leſer, ihm zu den ausgeſetzten Prämien zu verhelfen.

Obwohl in der Laienwelt die Meinung verbreitet iſt, daß noch immer die Fachmathematiker ſich mit der Löſung des Problems beſchäftigen, ſo iſt dies doch keineswegs der Fall. Im Gegentheil ſind ſeit etwa hundert Jahren die Beſtrebungen vieler bedeutender Mathematiker immer nur darauf gerichtet geweſen, exakt zu beweiſen, daß das Problem unlösbar ſei.

Es ist natürlich im allgemeinen schwerer, zu beweisen, daß etwas unmöglich ist, als zu beweisen, daß es möglich ist. Und so war es bis vor wenigen Jahren, trotz der Heranziehung der allgemeinsten Disziplinen moderner Mathematik, Niemand gelungen, den gewünschten Unmöglichkeitsbeweis zu liefern. Endlich gelang es im Juni 1882 dem Professor Lindemann, jetzt in Königsberg, den ersten Beweis dafür zu liefern, daß es unmöglich ist, mit alleiniger Benutzung von Zirkel und Lineal ein Quadrat zu konstruiren, das einem vorliegenden Kreise mathematisch genau inhaltsgleich ist. Der Beweis war natürlich nicht mit den älteren elementaren Hülfsmitteln zu führen; denn dann wäre er sicher schon vor einigen Jahrhunderten geführt; sondern es waren Hülfsmittel erforderlich, wie sie nur von den erst in den letzten Dezennien ausgebildeten Theilen der höheren Algebra und der Theorie der bestimmten Integrale geliefert werden konnten, mit andern Worten, es bedurfte der direkten oder indirekten Vorarbeit von vielen Jahrhunderten, um endlich einen Beweis für die Unlösbarkeit des historischen Problems möglich zu machen. Freilich wird dieser Beweis ebensowenig wie der Beschluß der Pariser Akademie von 1775 den Erfolg haben, daß die Quadratoren von der Erde verschwinden. Nach wie vor wird es Menschen geben, welche von jenem Beweise nichts wissen oder nichts wissen wollen, und welche glauben, ihnen müsse gelingen, was Andern nicht gelungen ist, gerade sie seien von der Vorsehung berufen, das großartige Problem zu lösen. Leider aber hat die unausrottbare Sucht, die Quadratur des Zirkels lösen zu wollen, auch eine sehr ernste Seite. Nicht immer sind die Quadratoren so selbstzufrieden, wie der Verfasser des oben besprochenen Buches. Bisweilen sehen sie oder ahnen sie wenigstens die unübersteigbaren Hindernisse, die sich ihnen entgegenthürmen; und der Konflikt zwischen ihrem Streben und ihrem Vollbringen, das

Bewußtſein, daß ſie löſen wollen, aber nicht löſen können, umdüſtert ihre Seele, und ſie werden, für die Welt verloren, — intereſſante Fälle der Pſychiatrie.

2. Weſen des Problems.

Hat man einen Kreis vor ſich, ſo kann man auch leicht die Länge ſeines Radius oder ſeines Durchmeſſers, der das Doppelte des Radius ſein muß, beſtimmen, und es entſteht nun zunächſt die Frage nach der Zahl, welche angiebt, wievielmal ſo groß als ſein Radius oder ſein Durchmeſſer ſeine Peripherie, d. h. die Länge der Kreislinie ſelbſt ſei. Daß dieſe Verhältnißzahl für kleine und große Kreiſe immer dieſelbe ſein muß, folgt daraus, daß alle Kreiſe gleiche Geſtalt haben. Die Zahl nun, welche angiebt, wievielmal ſo groß der Umfang eines Kreiſes iſt als ſein Durchmeſſer, haben ſeit Archimedes alle Mathematik treibenden Kulturvölker mit dem griechiſchen Anfangsbuchſtaben des Wortes Peripherie, mit π bezeichnet. Die Zahl π berechnen, heißt alſo, berechnen, wievielmal ſo groß der Umfang eines Kreiſes iſt als ſein Durchmeſſer. Eine ſolche Berechnung heißt „numeriſche Rektifikation des Kreiſes“. Nächſt der Berechnung des Umfanges dürfte am wichtigſten die Berechnung des Flächeninhalts eines Kreiſes aus ſeinem Radius oder ſeinem Durchmeſſer ſein, d. h. wieviel Fläche der innerhalb eines Kreiſes liegende Theil ſeiner Ebene mißt. Eine ſolche Berechnung, „numeriſche Quadratur“ genannt, läßt ſich aber auf die numeriſche Rektifikation, d. h. auf die Berechnung der Zahl π zurückführen. Denn es wird in der elementaren Geometrie bewieſen, daß der Inhalt eines Kreiſes eben ſo groß iſt wie der Inhalt eines Dreiecks, welches entſteht, wenn man in dem Kreiſe einen Radius zieht, im Endpunkte desſelben die Tangente, d. h. hier eine Senkrechte, errichtet, auf dieſelbe von jenem Endpunkte aus die Länge des Kreisumfangs abträgt, und den

ſo erhaltenen Punkt mit dem Centrum des Kreiſes verbindet. Hieraus aber folgt, daß der Inhalt eines Kreiſes ſovielmal ſo groß iſt, als das Quadrat über ſeinem Radius, wie die Zahl π beträgt. Von dieſer auf die Berechnung der Zahl π gegründeten numeriſchen Rektifikation und Quadratur des Kreiſes ſind die Aufgaben wohl zu unterſcheiden, welche verlangen, daß man aus dem Radius oder dem Durchmeſſer eines Kreiſes eine gerade Strecke, die gleich ſeinem Umfange iſt, oder ein Quadrat, das gleich ſeinem Inhalte iſt, *konſtruktiv* herſtellen ſoll, Aufgaben, die man füglich „konſtruktive Rektifikation" und „konſtruktive Quadratur" des Kreiſes zu nennen hätte. *Angenähert* kann man dieſe Aufgaben natürlich mit Benutzung eines angenäherten Werthes für die Zahl π leicht löſen; aber in der Geometrie heißt eine Konſtruktionsaufgabe löſen, ſie mathematiſch *genau* löſen. Wäre die Zahl π genau gleich dem Verhältniß zweier ganzer Zahlen, ſo würde die konſtruktive Rektifikation gar keine Schwierigkeiten bieten. Angenommen z. B., der Umfang eines Kreiſes wäre genau $3\frac{1}{7}$mal ſo groß als ſein Durchmeſſer, ſo würde man den Durchmeſſer in 7 gleiche Theile theilen, was nach den Elementen der Planimetrie mit Zirkel und Lineal genau ausführbar wäre, dann würde man eine gerade Strecke, die genau dreimal ſo groß als der Durchmeſſer iſt, um einen ſolchen Theil verlängern, und man hätte eine gerade Strecke gewonnen, die genau gleich dem Umfang eines Kreiſes wäre. Nun aber giebt es, wie bewieſen iſt, thatſächlich nicht zwei ganze Zahlen, welche, und wären ſie auch noch ſo groß, durch ihr Verhältniß die Zahl π genau darſtellten. Folglich führt eine Rektifikation von der eben beſchriebenen Art nicht zum Ziele. Es entſteht hierbei die Frage, ob nicht aus der bewieſenen Thatſache, daß die Zahl π nicht gleich dem Verhältniß zweier, wenn auch noch ſo großer, ganzer Zahlen iſt, die Unmöglichkeit folgt, eine gerade Linie zu konſtruiren,

die genau gleich dem Umfang eines Kreiſes iſt. Dieſe Frage iſt zu verneinen. Denn es giebt in der Geometrie ſehr wohl Paare von zwei Strecken, von denen die eine aus der andern leicht konſtruirt werden kann, obwohl ſich zeigen läßt, daß keine zwei ganze Zahlen das Verhältniß ſolcher zwei Strecken darſtellen können. Beiſpielsweiſe ſind die Seite und die Diagonale eines Quadrats ſo beſchaffen. Zwar iſt das Verhältniß beider nahezu wie 5 zu 7. Genau aber iſt dies nicht, und es giebt überhaupt nicht zwei Zahlen, die das Verhältniß genau darſtellen könnten. Nichtsdeſtoweniger kann man aus der einen Strecke die andere mit alleiniger Anwendung von Zirkel und Lineal leicht konſtruiren. Ebenſo könnte es ſich mit der Rektifikation des Kreiſes verhalten. Man darf alſo nicht aus der Unmöglichkeit, π als Verhältniß zweier ganzer Zahlen darzuſtellen, die Unmöglichkeit der Rektifikation ſchließen. Was die Quadratur des Kreiſes anbetrifft, ſo ſteht und fällt dieſelbe mit der Rektifikation. Dies beruht auf der ſchon oben mitgetheilten Wahrheit, daß ein Kreis inhaltsgleich einem rechtwinkligen Dreieck iſt, bei welchem die eine Kathete gleich dem Radius, die andere gleich dem Umfange iſt. Hätte man alſo den Umfang eines Dreiecks rektifiziert, ſo würde man auch dieſes Dreieck herſtellen können; jedes Dreieck läßt ſich aber, wie in den Elementen der Planimetrie gelehrt wird, mit Hülfe von Zirkel und Lineal in ein genau flächengleiches Quadrat verwandeln, ſo daß alſo ein Quadrat konſtruirt werden könnte, das dem Kreiſe inhaltsgleich wäre, vorausgeſetzt, daß es gelungen wäre, deſſen Umfang zu rektifiziren. Die Abhängigkeit der Aufgaben der Berechnung der Zahl π, der Quadratur und der Rektifikation des Kreiſes voneinander, verpflichtet uns, in einer Geſchichte der Quadratur des Zirkels auch die Unterſuchungen über die Zahl π, ſowie die Bemühungen um die Rektifikation des Kreiſes als gleichwerthig anzuſehen und demgemäß zu berückſichtigen.

643)

Wiederholt haben wir in dieſer Erörterung den Ausdruck „mit Zirkel und Lineal konſtruiren“ gebraucht. Es iſt nothwendig, klarzuſtellen, was für eine Bedeutung die Angabe dieſer beiden Hülfsmittel hat. Wenn man in der Geometrie der Forderung, irgend eine Figur überhaupt nur herzuſtellen, ſoviele Bedingungen hinzufügt, daß nur eine Figur oder eine beſchränkte Zahl von Figuren möglich wird, ſo nennt man in der Geometrie eine ſo vervollſtändigte Forderung eine Konſtruktionsaufgabe, oder kurz eine Aufgabe. Wenn man nun eine derartige Aufgabe löſen ſoll, ſo hat man ſie auf leichtere, ſchon als lösbar erkannte Aufgaben zurückzuführen; und, da dieſe letzteren dann wieder von noch einfacheren Aufgaben abhängen, ſo muß man ſchließlich auf gewiſſe, grundlegende Aufgaben ſtoßen, auf welchen die übrigen beruhen, welche aber ſelbſt nicht auf noch einfachere Aufgaben zurückführbar ſind. Dieſe grundlegenden Aufgaben ſind ſo zu ſagen die unterſten Steine des Gebäudes der geometriſchen Konſtruktionsaufgaben. Es fragt ſich nun, welche Aufgaben man paſſender Weiſe als grundlegend anſieht, und da hat ſich gezeigt, daß die Löſung eines großen Theils der in der elementaren Planimetrie auftretenden Aufgaben auf der Löſung von nur fünf Aufgaben beruht und dieſe ſind:

1. Herſtellung einer geraden Linie, die durch zwei vorgeſchriebene Punkte geht;

2. Herſtellung eines Kreiſes, deſſen Centrum ein vorgeſchriebener Punkt iſt und deſſen Radius eine vorgeſchriebene Länge hat;

3. Auffindung des Punktes, der auf zwei gegebenen, hinreichend weit verlängerten geraden Linien zugleich liegt, falls ein ſolcher Punkt (Schnittpunkt) überhaupt exiſtirt;

4. Auffindung der beiden Punkte, die auf einer gegebenen geraden Linie und auf einem gegebenen Kreiſe zugleich liegen,

falls ſolche gemeinſamen Punkte (Schnittpunkte) überhaupt exiſtiren;

5. Auffindung der beiden Punkte, die auf zwei gegebenen Kreiſen zugleich liegen, falls ſolche gemeinſamen Punkte (Schnittpunkte) überhaupt exiſtiren.

Zur Löſung der drei letzten dieſer fünf Aufgaben braucht man nichts weiter als das Auge, während man zur Löſung der beiden erſten Aufgaben außer Bleiſtift, Tinte, Kreide u. dgl. noch beſondere Hülfsmittel gebraucht; und zwar bedient man ſich zur Löſung der erſten Aufgabe meiſt eines Lineals und zur Löſung der zweiten Aufgabe eines Zirkels. Doch muß hervorgehoben werden, daß es die Geometrie durchaus nichts angeht, welche mechaniſchen Hülfsmittel zur Löſung der obigen fünf Aufgaben angewandt werden. Die Geometrie beſchränkt ſich vielmehr darauf, vorauszuſetzen, daß dieſe Aufgaben lösbar ſind, und ſieht eine komplizirte Aufgabe als gelöſt an, wenn bei der Angabe der Konſtruktionen, aus denen die Löſung beſteht, keine anderen Forderungen geſtellt werden, als die obigen fünf. Da alſo die Geometrie die Löſung dieſer fünf Aufgaben nicht ſelbſt angiebt, ſondern im Gegentheil fordert, ſo nennt man dieſelben Poſtulate.* Nicht alle Aufgaben der Planimetrie ſind allein auf die fünf Poſtulate zurückführbar. Es giebt vielmehr auch Aufgaben, deren Löſung nur bewerkſtelligt werden kann, wenn noch andere als jene fünf Aufgaben als lösbar vorausgeſetzt werden, wie etwa die Herſtellung einer Ellipſe aus ihrem Centrum, ihrer großen und kleinen Axe. Wohl aber haben viele Aufgaben die Eigenſchaft, daß ſie mit alleiniger Hülfe der fünf

* Man ſpricht ſonſt immer nur von zwei Poſtulaten (bei uns Nr. 1 und Nr. 2). Da es aber für die eigentliche Geometrie unweſentlich iſt, ob man zur Löſung einer Aufgabe nur das Auge oder noch beſondere mechaniſche Hülfsmittel nöthig hat, ſo hält es der Verfaſſer für methodiſch richtiger, fünf Poſtulate anzunehmen.

Poſtulate lösbar ſind, und iſt dies der Fall, ſo nennt man ſie „mit Zirkel und Lineal“ oder kurz „elementar“ konſtruirbar.

Nach dieſen allgemeinen, aber für das Verſtändniß der Geſchichte der Quadratur des Zirkels unumgänglich nothwendigen Erörterungen über Lösbarkeit geometriſcher Konſtruktionsaufgaben, wird die Bedeutung der Frage verſtändlich ſein, ob die Quadratur des Zirkels lösbar, d. h. elementar lösbar iſt oder nicht. Nun aber hat ſich der oben erörterte Begriff der elementaren Lösbarkeit erſt allmählich zu völliger Klarheit entwickelt, und wir treffen daher ſowohl bei den Griechen wie bei den Arabern vielfach erfolgreiche Bemühungen, welche darauf hinausliefen, die Quadratur des Zirkels mit noch anderen Hülfsmitteln als den fünf Poſtulaten zu löſen. Auch dieſe Bemühungen haben wir zu beachten, und um ſo eher, als ſie ebenſo wie die erfolgloſen Bemühungen um die elementare Löſung die Wiſſenſchaft der Geometrie im ganzen förderten, indem ſie namentlich zur Klärung der geometriſchen Begriffe beitrugen.

3. Aegypter, Babylonier, Griechen.

Schon in dem älteſten mathematiſchen Buche, das wir beſitzen, finden wir eine Regel darüber, wie man ein Quadrat zu machen hat, das einem vorliegenden Kreiſe inhaltsgleich iſt. Dieſes berühmte Buch, der Papyrus Rhind des Britiſh Muſeum, überſetzt und erklärt von Eiſenlohr (Leipzig 1877), iſt, wie in demſelben angegeben wird, im dreiunddreißigſten Regierungsjahre des Königs Ra-a-us von einem Schreiber dieſes Königs, namens Ahmes, verfaßt. Hiernach fällt die Abfaſſung des Buches in die Zeit der beiden Hikſos-Dynaſtien, alſo in die Zeit zwiſchen 2000 und 1700 vor Chriſti Geburt. Nun aber kommt hinzu, daß Ahmes einleitend erwähnt, er habe ſein Buch nach der Vorlage von alten Schriften verfaßt, welche in

den Zeiten des Königs Raenmat verfertigt sind, woraus hervorgeht, daß die Originale zu den mathematischen Mittheilungen des Ahmes noch ein halbes Jahrtausend älter sind, als der Papyrus Rhind. Die in diesem Papyrus angegebene Regel über die Bildung eines einem Kreise gleichen Quadrats sagt aus, man solle den Durchmesser des Kreises um $\frac{1}{9}$ seiner Länge verkürzen und über die so verkürzte Strecke ein Quadrat errichten. Selbstverständlich hat ein solches Quadrat nur näherungsweise gleichen Inhalt mit dem Kreise. Um eine Vorstellung von dem Genauigkeitsgrade dieser ersten, uralten Zirkel-Quadratur zu geben, sei bemerkt, daß, wenn der Durchmesser des gegebenen Kreises 1 Meter lang ist, das Quadrat, das ihm gleich sein soll, um etwas weniger als ein halbes Quadratdezimeter zu groß wird, eine Annäherung, die zwar schlechter ist, als die von Archimedes berechnete, aber doch immer noch besser ist, als so manche später benutzte Annäherung. Wie Ahmes oder seine Vorgänger zu jener angenäherten Quadratur gekommen sind, weiß man nicht. Doch ist festgestellt, daß sich dieselbe in Aegypten von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbt hat, so daß sie in der spätägyptischen Zeit wiederholt auftritt.

Außer bei den Aegyptern finden wir im vorgriechischen Alterthum auch bei den Babyloniern einen Versuch zur Kreisberechnung, der freilich keine Quadratur, wohl aber eine Rektifikation des Kreisumfangs bezweckt. Die babylonischen Mathematiker hatten nämlich erkannt, daß, wenn man in einen Kreis seinen Radius als Sehne wiederholt einträgt, man nach sechsmaliger Eintragung auf den Ausgangspunkt zurückkommt, und schlossen hieraus, daß der Umfang des Kreises wenig größer sein muß, als eine Strecke, die sechsmal so lang wie der Radius d. h. dreimal so lang wie der Durchmesser ist. Wenn man, will, kann man eine Spur dieser babylonischen Kreisumfang-Berechnung auch in der Bibel finden. Denn dort wird im

1. Buch der Könige, Kap. 7, V. 23 und im 2. Buch der Chronica, Kap. 4, V. 2 das große Waſchgefäß beſchrieben, das unter dem Namen des „ehernen Meeres" eine Zierde des babyloniſchen Tempels bildete, und von dieſem Gefäße geſagt, daß es zehn Ellen von einem Rande zum andern und dreißig Ellen ringsherum gemeſſen hätte. Noch deutlicher iſt die Zahl 3 als Verhältnißzahl zwiſchen Umfang und Durchmeſſer im Talmud ausgedrückt, wo es wörtlich heißt: „Was im Umfang drei Längen mißt, iſt eine Länge quer."

Was die älteren griechiſchen Mathematiker, wie Thales und Pythagoras, anbetrifft, ſo wiſſen wir von ihnen, daß ſie ſich die Grundlagen ihres mathematiſchen Wiſſens in Aegypten geholt haben. Aber es iſt uns nichts darüber berichtet, ob dieſelben die oben beſprochene altägyptiſche Zirkel-Quadratur gekannt oder überhaupt das Problem behandelt haben. Wohl aber iſt uns von dem etwas ſpäter lebenden Lehrer des Euripides und des Perikles, dem namentlich von Plato geprieſenen Philoſophen und Mathematiker Anaxagoras überliefert, daß er im Gefängniß im Jahre 434 „die Quadratur des Kreiſes gezeichnet habe".

So lautet der Bericht Plutarchs im 17. Kapitel ſeiner Schrift „De exilio". Freilich wird uns nicht berichtet, in welcher Weiſe Anaxagoras die Löſung des Problems erreicht zu haben vermeinte, und ob er, bewußt oder unbewußt, eine angenäherte Löſung nach Art des Ahmes bewerkſtelligt hatte. Jedenfalls aber hat Anaxagoras das Verdienſt, auf eine Aufgabe aufmerkſam gemacht zu haben, die ſich als fruchtbringend erwies, indem ſie die griechiſchen Gelehrten anſpornte, ſich mit Geometrie zu beſchäftigen und dieſe Wiſſenſchaft mehr und mehr zu fördern. Weiter wird uns von dem Mathematiker Hippias von Elis berichtet, „derſelbe habe eine krumme Linie erfunden, welche zu einem doppelten Zwecke dienen konnte,

erſtens zur Dreitheilung eines Winkels, zweitens zur Quadratur des Kreiſes. Dieſe krumme Linie iſt die von ſpäteren griechiſchen Mathematikern oft erwähnte τετραγωνίζουσα, von den Römern quadratrix genannt. Ueber die Natur dieſer Kurve wiſſen wir durch Pappus genau Beſcheid. Doch wird es hier genügen, zu erfahren, daß die quadratrix kein Kreis oder Kreistheil iſt, ſo daß ihre Herſtellung nicht vermittelſt der in 2. erwähnten Poſtulate möglich iſt. Deshalb iſt die auf die Konſtruktion der quadratrix gegründete Löſung der Quadratur des Zirkels keine elementare Löſung in dem in 2. beſprochenen Sinne. Freilich kann man ſich einen Mechanismus denken, der dieſe Kurve ebenſo gut zeichnet, wie ein Zirkel einen Kreis zeichnet. Und mit Hülfe eines ſolchen Mechanismus wäre dann die Quadratur des Zirkels genau lösbar. Aber, wenn es geſtattet iſt, ein für die Löſung gerade geeignetes Hülfsmittel anzuwenden, kann man jede Aufgabe als lösbar bezeichnen. Genau genommen, iſt infolge der Erfindung der Kurve des Hippias nur eine unüberwindliche Schwierigkeit durch eine andere ebenſo unüberwindliche erſetzt. Später, um 350, zeigte der Mathematiker Dinoſtratus, daß die quadratrix auch dazu benutzt werden kann, die Aufgabe der Rektifikation des Kreiſes zu löſen, und von nun an ſpielt dieſe Aufgabe in der griechiſchen Mathematik faſt dieſelbe Rolle, wie die von uns in 2. als mit ihr verwandt erkannte Aufgabe der Quadratur des Zirkels.

Als nun dieſe Probleme anfingen, auch den gelehrten Nicht-Mathematikern Griechenlands bekannt zu werden, tauchten ſofort auch Löſungsverſuche auf, welche würdig ſind, den in 1. geſchilderten Löſungen moderner Quadratoren an die Seite geſtellt zu werden. Namentlich waren es die Sophiſten, welche glaubten, durch eine beſtechende Dialektik ein Bollwerk nehmen zu können, das dem Verſtande der berühmteſten Mathematiker Widerſtand leiſtete. Mit kindiſcher Wortklauberei ſagte man,

daß die Quadratur des Kreiſes auf der Auffindung einer Zahl beruhen müſſe, die ein Quadrat und einen Kreis zugleich darſtelle, ein Quadrat, indem ſie eine Quadratzahl ſei, einen Kreis, indem ſie wieder mit derſelben Zahl endige, wie die Grundzahl, aus der ſie durch Multiplikation mit ſich ſelbſt hervorgehe. So müßte, meinte man, die Zahl 36 die Löſung des berühmt gewordenen Problems darſtellen. Derartigen Wortverdrehungen gegenüber erſcheinen die, wenn auch ungenauen Ueberlegungen der Mathematiker Bryſon und Antiphon, beide Zeitgenoſſen des Sokrates, als ſehr verſtändig. Antiphon theilte den zu verwandelnden Kreis in vier gleiche Bögen, erhielt durch Verbindung der Theilpunkte ein Quadrat, theilte jeden Bogen wiederum in zwei gleiche Theile, erhielt ſo ein einbeſchriebenes Achteck, ging dann zum einbeſchriebenen Sechzehneck über, und erkannte, daß ſo die einbeſchriebene Figur mehr und mehr ſich dem Kreiſe näherte. So ſolle man, meinte er, fortſchreiten, bis dem Kreiſe ein Vieleck einbeſchrieben ſei, deſſen Seiten, ihrer Kleinheit wegen, mit dem Kreiſe zuſammenfallen würden. Dieſes Vieleck konnte nun nach den ſchon von den Pythagoräern gelehrten Methoden in ein gleichflächiges Quadrat verwandelt werden, wodurch Antiphon die Quadratur des Zirkels für gelöſt erachtete. Gegen dieſe Methode läßt ſich nichts weiter einwenden, als daß dieſelbe immer eine angenäherte bleiben muß, wie weit man auch die Halbirung der Bögen fortſetzen möge. Beſſer noch war der Quadraturverſuch des Bryſon aus Herakläa, inſofern dieſer Gelehrte ſich nicht damit begnügte, ein Quadrat zu finden, das ſehr wenig kleiner war als der Kreis, ſondern ſich auch durch die umbeſchriebenen Polygone ein Quadrat verſchaffte, das ſehr wenig größer war als der Kreis. Dabei beging Bryſon nur den Fehler, daß er meinte, die Kreisfläche ſei das arithmetiſche Mittel zwiſchen einem einbeſchriebenen und einem umbeſchriebenen Polygone von gleicher Seitenzahl. Trotz

dieſes Fehlers hat Bryſon erſtens das Verdienſt, durch Betonung der Nothwendigkeit eines zu großen und eines zu kleinen Quadrats den Begriff einer oberen und einer unteren „Grenze" bei Annäherungen in die Mathematik eingeführt zu haben, zweitens auch das Verdienſt, durch Vergleich der ein- und umbeſchriebenen regulären Polygone mit dem Kreiſe dem Archimedes den Weg zu einem Näherungswerth für die Zahl π gezeigt zu haben.

Von einem neuen Geſichtspunkte aus behandelte, bald nach Antiphon und Bryſon, Hippokrates von Chios das mehr und mehr berühmt gewordene Problem. Hippokrates konnte ſich nicht mit näherungsweiſe ſtattfindenden Gleichheiten begnügen, und ſuchte nach krummlinigt begrenzten ebenen Figuren, die mathematiſch genau einer geradlinigt begrenzten Figur gleich waren, und demnach in ein inhaltsgleiches Quadrat mit Zirkel und Lineal verwandelt werden konnten. Zunächſt fand Hippokrates, daß das halbmondförmige Flächenſtück, welches entſteht, wenn man in einem Kreiſe zwei ſenkrechte Radien zieht und über der Verbindungslinie ihrer Endpunkte einen Halbkreis zeichnet, genau inhaltsgleich dem Dreieck iſt, das von dieſer Verbindungslinie und den beiden Radien gebildet wird, und demgemäß ging nun das Streben dieſes unermüdlichen Gelehrten dahin, einen Kreis in einen Halbmond zu verwandeln. Freilich konnte er dieſes Ziel nicht erreichen; wohl aber fand er bei ſeinen Bemühungen dazu manche neue geometriſche Wahrheit, unter anderen die Verallgemeinerung des eben erwähnten Satzes, welche noch heut in den Lehrbüchern den Namen „Lunulae Hippocratis" trägt. So zeigt es ſich bei Hippokrates im deutlichſten Lichte, wie gerade die unlösbaren Probleme einer Wiſſenſchaft geeignet ſind, dieſelbe zu fördern, indem ſie die Forſcher anlockten, ſich mit Ausdauer der Wiſſenſchaft hinzugeben und ſo ihre Tiefen zu ergründen.

In der hiſtoriſchen Reihenfolge der großen griechiſchen

Geometer folgt auf Hippokrates der Systematiker Euklides, dessen starres, geometrisches Lehrgebäude bis in unser Jahrhundert hinein maßgebend geblieben ist. Von einer Quadratur des Zirkels oder einer Kreisberechnung enthalten aber die „Elemente" des Euklid gar nichts. Zwar finden sich darin Flächenvergleichungen, die sich auf den Kreis beziehen, aber nirgends eine Berechnung des Kreisumfangs oder Kreisinhalts. Diese bei Euklid fühlbare Lücke füllte nun Archimedes, der bedeutendste Mathematiker des Alterthums, aus. Archimedes, in Syrakus 287 geboren, lebte daselbst den mathematischen und physikalischen Wissenschaften, die er mit den wichtigsten Schätzen bereicherte, bis er nach der Einnahme seiner Vaterstadt durch Marcellus im Jahre 212 von einem römischen Soldaten erschlagen wurde, dem er verboten hatte, ihm seine in den Sand gezeichneten Kreise zu zerstören. Zu den bedeutendsten Leistungen des Archimedes gehört unstreitig die von ihm erfolgreich unternommene Berechnung der Zahl π. Wie Bryson, ging er von den einem Kreise ein- und umbeschriebenen regulären Vielecken aus. Er zeigte, wie man von dem Umfang des einbeschriebenen Sechsecks, der sechs Radien beträgt, rechnerisch zum Umfang des regulären Zwölfecks und so weiter zum Umfang von immer doppelt so großer Seitenzahl gelangen könne. Indem er in ähnlicher Weise dann auch die umbeschriebenen Vielecke behandelte und bei beiden Vielecks-Reihen bis zum regulären 96-Eck aufstieg, erkannte er einerseits, daß das Verhältniß des Umfangs des einbeschriebenen regulären 96-Ecks zum Durchmesser größer ist als $6336 : 2017\frac{1}{4}$, andererseits, daß das entsprechende auf das umbeschriebene 96-Eck bezügliche Verhältniß kleiner als $14688 : 4673\frac{1}{2}$ ist. Hieraus schloß er, daß die Zahl π, das Verhältniß des Kreisumfangs zum Durchmesser, größer als der Bruch $\frac{6336}{2017\frac{1}{4}}$ und kleiner als $\frac{14688}{4673\frac{1}{2}}$

ist. Behufs Abrundung der beiden für die Zahl π gefundenen Grenzen zeigte dann Archimedes, daß der erste Bruch größer als $3\frac{10}{71}$, und daß der zweite Bruch kleiner als $3\frac{1}{7}$ ist, woraus mit Sicherheit folgte, daß die gesuchte Zahl π zwischen $3\frac{1}{7}$ und $3\frac{10}{71}$ liegt. Der größere dieser beiden, die Zahl π einschließenden Näherungswerthe, also $3\frac{1}{7}$, wird gewöhnlich nur gelernt und angewandt. Was bei der Archimedeischen Berechnung von π uns mit der größten Bewunderung erfüllt, das ist einerseits die große Schärfe und Genauigkeit in allen Detail-Berechnungen, andererseits die unermüdliche Ausdauer, welche Archimedes, die Vortheile der indischen Zifferschrift und der Dezimalbruch-Schreibweise entbehrend, bei der Auffindung der Grenzen für π bewiesen haben muß. Denn man bedenke, daß an zahlreichen Stellen des Berechnungsweges das erforderlich war, was wir heute Wurzel-Ausziehung nennen, und daß Archimedes nur durch äußerst mühsame Rechnerei zu Verhältnissen gelangen konnte, die näherungsweise die Wurzel aus vorliegenden Zahlen oder Brüchen ausdrückten.

Was die auf Archimedes folgenden griechischen Mathematiker anbetrifft, so erwähnen und benutzen dieselben den Näherungswerth $3\frac{1}{7}$ für π, ohne jedoch sonst hinsichtlich der Quadratur des Zirkels oder der Kreisberechnung etwas wesentlich Neues hinzuzufügen. So gebraucht ums Jahr 100 v. Chr. G. Heron von Alexandrien, der Vater der Feldmesser, bei seinen praktischen Ausmessungen theils die Zahl $3\frac{1}{7}$ für π, theils auch die rohere Annäherung π gleich 3. Nur der Astronom Ptolemäus, der um 150 n. Chr. G. in Alexandrien wirkte und durch sein bis zu Kopernikus allgemein anerkanntes Welt-System berühmt ist, weiß außer dem Näherungswerth des Archimedes noch einen genaueren anzugeben, den er in der von ihm angewandten Sexagesimalbruch-Schreibweise durch 3, 8, 30 bezeichnet, d. h. 3 und $\frac{8}{60}$ und $\frac{30}{3600}$, oder, wie wir jetzt sagen

3 Ganze 8 Minuten (partes minutae primae) und 30 Sekunden (partes minutae secundae). In der That drückt $3 + \frac{8}{60} + \frac{30}{3600} = 3\frac{17}{120}$ die Zahl π noch etwas genauer aus als $3\frac{1}{7}$, ist aber dafür auch durch die Größe der Zahlen 17 und 120 gegenüber den Zahlen 1 und 7 unbequemer.

4. Römer, Inder, Chinesen, Araber, christliche Kultur bis Newton.

In den mathematischen Wissenschaften standen die Römer mehr noch als in anderen Wissenschaften auf den Schultern der Griechen. Ja, hinsichtlich der Kreisberechnung fügten sie nicht blos nichts zu den griechischen Entdeckungen hinzu, sondern zeigten sogar öfter, daß sie das schöne Resultat des Archimedes nicht kannten oder wenigstens nicht zu schätzen wußten. So rechnet z. B. der unter Augustus lebende Vitruvius, daß der Umfang eines Rades von vier Fuß Durchmesser $12\frac{1}{2}$ Fuß betragen müsse, d. h. er setzt $\pi = 3\frac{1}{8}$. So enthält eine uns durch die Gudianische Handschrift der Wolfenbütteler Bibliothek erhaltene Abhandlung über Feldmesserei folgende Anweisung zur Quadratur des Zirkels. Man nehme den vierten Theil des Umfangs eines Kreises als Seite eines Quadrats, dann ist letzteres dem Kreise inhaltsgleich. Abgesehen davon, daß zur Konstruktion dieses Quadrats die Rektifikation eines Kreisbogens erforderlich wäre, so ist diese römische Quadratur auch rein rechnerisch so ungenau wie keine sonstige Kreisberechnung, denn sie läuft darauf hinaus, daß $\pi = 4$ ist.

Größer als die mathematischen Leistungen der Römer, ja sogar in gewissen Richtungen die der Griechen übertreffend, waren die mathematischen Leistungen der Inder. In der ältesten Quelle, die wir für die Mathematik der Inder kennen, in den wenig vor Beginn unserer Zeitrechnung entstandenen Çulvaçûtras finden wir zwar nicht die Quadratur des Zirkels, wohl aber

die umgekehrte Aufgabe behandelt, die man füglich Zirkulatur des Quadrats nennen könnte. Die halbe Seite eines gegebenen Quadrats wird dort um den dritten Theil des Ueberschusses der halben Diagonale über die halbe Seite verlängert und die so erhaltene Strecke als Radius des gesuchten, dem Quadrate inhaltsgleichen Kreises angesehen. Um ein Maß für die Genauigkeit dieser Konstruktion zu erhalten, ist es am einfachsten zu berechnen, wie groß π sein müßte, wenn die Konstruktion genau richtig wäre. Dadurch erhält man, daß das der indischen Zirkulatur des Quadrats zu Grunde liegende π um 5 bis 6 Hundertstel kleiner ist als das wahre, während der Archimedeische Näherungswerth $3\frac{1}{7}$ nur um 1 bis 2 Tausendstel zu groß ist, und der alt-ägyptische Werth den wahren Werth, um 1 bis 2 Hundertstel übersteigt. Einen gewaltigen Fortschritt muß aber die Kreisberechnung bei den Indern in den ersten 4 bis 5 Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gemacht haben. Denn der um 500 nach Chr. Geb. lebende Aryabhatta spricht davon, daß das Verhältniß des Kreisumfangs zum Durchmesser 62 832 zu 20 000 sei, eine Annäherung, die an Genauigkeit selbst die des Ptolemäus übertrifft. Das indische Resultat liefert nämlich 3,1416 für π, während π wirklich zwischen 3,141592 und 3,141593 liegt. Wie die Inder zu diesem so guten Näherungswerth gelangt sind, darüber berichtet Ganeça, der Kommentator des im 12. Jahrhundert lebenden Bhâskara. Derselbe sagt, man habe den Weg des Archimedes weiter verfolgt, sei durch stete Verdoppelung der Seitenzahl vom Sechseck aus bis zum 384-Eck fortgeschritten, und habe so durch Vergleich der Umfänge des um- und einbeschriebenen 384-Ecks gefunden, daß π gleich 3927 : 1250 sei. Man erkennt, daß dieser von Bhâskara angegebene Werth mit dem von Aryabhatta angegebenen Werthe identisch ist. Bemerkenswerth ist ferner, daß der frühere von diesen beiden indischen Mathematikern weder den Werth $3\frac{1}{7}$

des Archimedes, noch den Werth $3\frac{1}{12}\frac{7}{0}$ des Ptolemäus erwähnt, der ſpätere aber beide Werthe kennt, und den des Archimedes als den für praktiſche Anwendungen brauchbarſten beſonders empfiehlt. Bei Bramagupta, dem im Beginn des 7. Jahrhunderts lebenden großen indiſchen Mathematiker, kommt ſonderbarerweiſe der gute Näherungswerth des Aryabhatta nicht vor, wohl aber die wunderbare Angabe, daß der Inhalt des Kreiſes genau die Quadratwurzel aus zehn ſein, wenn ſein Radius gleich eins iſt. Der aus dieſer Angabe entſpringende Werth von π, der um 2 bis 3 Hundertſtel zu groß iſt, iſt ſicher auf indiſchem Boden gewachſen. Denn einerſeits kommt er bei keinem griechiſchen Mathematiker vor, andererſeits berichten arabiſche Schriftſteller, die die griechiſche und indiſche mathematiſche Literatur beſſer überſehen konnten, als wir heutzutage, daß die Annäherung, welche π der Quadratwurzel aus zehn gleichſetzt, indiſchen Urſprungs iſt. Möglicherweiſe haben die der Zahlen-Myſtik mehr als jedes andere Volk ergebenen Inder in dieſer Annäherung einen Zuſammenhang mit dem Umſtande ſuchen wollen, daß der Menſch zehn Finger hat, und demgemäß Zehn die Baſis ihres Zahlſyſtems iſt. Faſſen wir die Leiſtungen der Inder hinſichtlich der Quadratur des Zirkels zuſammen, ſo erkennen wir, daß dieſes mehr für Rechnen als für räumliche Anſchauung veranlagte Volk hinſichtlich der rein geometriſchen Seite des Problems ſo gut wie nichts geleiſtet hat, daß es aber das Verdienſt hat, den von Archimedes angegebenen Weg, π zu berechnen, mehrere Stationen weiter verfolgt zu haben, und dadurch zu einem viel genaueren Werthe gelangt zu ſein, eine Leiſtung, die erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß die Inder die Erfinder unſerer Zifferſchrift ſind, durch die ſie dem Archimedes, der noch die ſchwerfällige griechiſche Zifferſchrift handhabte, leicht überlegen ſein konnten.

Was die Chineſen anbetrifft, ſo haben dieſelben in den

älteſten Zeiten mit dem babyloniſchen Werth 3 für π operirt, und mindeſtens ſeit Ende des 6. Jahrhunderts den Archimedeiſchen Näherungswerth gekannt. Außerdem tritt in einzelnen mathematiſchen Schriften der Chineſen ein ihnen eigenthümlicher Näherungswerth, nämlich π gleich $3\frac{7}{50}$, auf, der aber, trotzdem er mit größeren Ziffern geſchrieben wird, nicht beſſer iſt, als der Archimedeiſche. Bemühungen um die konſtruktive Quadratur des Zirkels finden ſich bei den Chineſen nicht.

Höhere Verdienſte um die Fortentwickelung der Mathematik hatten die Araber, namentlich auch dadurch, daß ſie eben ſowohl die griechiſche wie die indiſche Mathematik vor Vergeſſenwerden bewahrten und dem chriſtlichen Abendlande überlieferten. So unterſchieden die Araber ausdrücklich den Archimedeiſchen Näherungswerth von den indiſchen Werthen: Quadratwurzel aus 10 und 62 832 : 2000. Dieſe Unterſcheidung findet ſich auch bei Muhammed ibn Muſa Alchwarizmî, demſelben Gelehrten, der im Anfang des 9. Jahrhunderts das Prinzip unſerer heutigen Zifferſchrift aus Indien holte und in der muhammedaniſchen Welt verbreitete. Aber nicht allein die numeriſche, ſondern auch die konſtruktive Quadratur des Zirkels ſtudirten die Araber, ſo der um 1000 in Aegypten lebende Araber Ibn Alhaitam, deſſen Abhandlung über die Quadratur des Zirkels in einem bisher leider noch nicht bearbeiteten Vatikan-Kodex erhalten iſt.

Die chriſtliche Kultur, zu der wir jetzt überzugehen haben, brachte bis zur zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts äußerſt geringe mathematiſche Leiſtungen hervor. Auch hinſichtlich unſeres Problems haben wir nur ein einziges bedeutenderes Werk zu verzeichnen, nämlich das in ſechs Büchern verfaßte, uns aber nur in Bruchſtücken erhaltene Werk Frankos von Lüttich über die Quadratur des Zirkels. Der Verfaſſer, in der erſten Hälfte des 11. Jahrhunderts lebend, war wahrſcheinlich ein Schüler des als Mathematiker für ſeine Zeit nicht unbedeutenden Papſtes

Silveſter II., der auch das berühmteſte Geometriebuch dieſer Zeit geſchrieben hat.

Größeres Intereſſe wurde der Mathematik im allgemeinen, beſonders aber der Quadratur des Zirkels, zugewandt, als in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Wiſſenſchaften anfingen, wieder aufzublühen. Dieſes Intereſſe weckte namentlich der wegen ſeiner aſtronomiſchen und kalendariſchen Studien hochangeſehene Kardinal Nikolaus von Cuſa. Derſelbe gab vor, die Quadratur des Kreiſes mit alleiniger Benutzung von Zirkel und Lineal gefunden zu haben, und lenkte damit die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf das hiſtoriſch gewordene Problem. Man glaubte dem berühmten Kardinal und ſtaunte ſeine Weisheit an, bis Regiomontanus durch Briefe, die er 1464 und 1465 ſchrieb, und die 1533 im Druck erſchienen, ſtreng nachwies, daß Cuſas Quadratur des Zirkels falſch war. Die Cuſaniſche Konſtruktion war folgende. Man verlängere den Radius des gegebenen Kreiſes um die Seite des einbeſchriebenen Quadrats, nehme die erhaltene Strecke als Durchmeſſer eines zweiten Kreiſes und ſchreibe dem letzteren ein gleichſeitiges Dreieck ein. Dann iſt der Umfang des letzteren gleich der Peripherie des urſprünglichen Kreiſes. Betrachtet man dieſe Konſtruktion, welche ihr Erfinder für genau hielt, als eine Näherungs-Konſtruktion, ſo ergiebt ſich, daß dieſelbe noch ungenauer iſt als die aus dem Werthe $\pi = 3\frac{1}{7}$ hervorgehende Konſtruktion. Denn nach Cuſa müßte π um 5 bis 6 Tauſendſtel kleiner ſein, als es wirklich iſt. Im Anfang des 16. Jahrhunderts trat ein gewiſſer Bovillus auf, um die Cuſaniſche Konſtruktion von neuem zu verkünden, fand jedoch keine Beachtung. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts aber erſchien ein Buch, dem die Gelehrten ſeiner Zeit anfänglich ihr Intereſſe zuwandten. Es hatte den ſtolzen Titel: „De rebus mathematicis hactenus desideratis.“ Sein Verfaſſer Orontius

Finäus that ſo, als wenn er alle Schwierigkeiten überwunden hätte, die jemals ſich den geometriſchen Forſchern entgegengeſtellt hätten, und theilte demgemäß auch die „wahre Quadratur" des Zirkels mit. Sein Ruhm dauerte nicht lange. Denn bald wies der Portugieſe Petrus Nonius in einem Buche, betitelt De erratis Orontii, nach, daß die Quadratur des Orontius ebenſo wie die meiſten ſeiner ſonſtigen, angeblichen Entdeckungen falſch waren. In der nun folgenden Zeit nahm die Zahl der Quadratur-Konſtruktionen ſo zu, daß wir uns auf diejenigen Quadratoren beſchränken müſſen, denen die Mathematiker Beachtung ſchenkten. Hier iſt vor allem Simon Van-Eyck zu nennen, der am Ende des 16. Jahrhunderts eine Quadratur veröffentlichte, die ſo angenähert war, daß der aus ihr folgende Werth von π genauer war, als der Archimedeiſche, ſo daß der Mathematiker Peter Metius, um Van-Eyck widerlegen zu können, gezwungen war, einen noch beſſeren Werth als $3\frac{1}{7}$ zu ſuchen. So gab der fehlgreifende Quadrator Veranlaſſung dazu, daß Peter Metius entdeckte, daß der Bruch 355 : 113 oder $3\frac{16}{113}$ ſich von dem wahren Werthe von π um weniger als ein Milliontel unterſchied, alſo alle bis dahin gefundenen Werthe weit in den Schatten ſtellte. Man kann überdies vermittelſt der Kettenbruch-Theorie nachweiſen, daß bei Zulaſſung von höchſtens vierziffrigen Zahlen kein Zahlenpaar den Werth von π genauer darſtellt, als 355 und 113. Ebenſo forderte die Quadratur des als Philologe nicht unbedeutenden Joſeph Skaliger zu Widerlegungen auf. Wie die meiſten an ihren Fund glaubenden Quadratoren, war auch Skaliger in den Elementen der Geometrie wenig bewandert. Dennoch löſte er, wenigſtens ſeiner Meinung nach, das berühmte Problem, und veröffentlichte 1592 ein Buch darüber, das den anſpruchsvollen Titel Nova cyclometria führte, und in dem der Name des Archimedes verhöhnt wurde. Die Werthloſigkeit ſeiner vermeintlichen Entdeckung wurde ihm

von den bedeutendſten Mathematikern ſeiner Zeit: Vieta, Adrianus Romanus und Clavius nachgewieſen. Von fehlgreifenden Quadratoren haben wir bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts namentlich noch drei zu erwähnen, den um die Aſtronomie wohlverdienten Longomontanus aus Kopenhagen, den Neapolitaner Johannes Porta und Gregorius von St. Vinzent. Longomontanus ſetzte π gleich $3\frac{14185}{100000}$ und war von der Richtigkeit ſeiner Quadratur ſo überzeugt, daß er in der Vorrede ſeines Werkes „Inventio quadraturae circuli“ Gott innigſt dankte, daß er ihn in ſeinem hohen Alter dazu geſtärkt hätte, die berühmte Aufgabe zu löſen. Johannes Porta knüpfte an Hippokrates an und glaubte das Problem durch Vergleich von Halbmonden gelöſt zu haben. Gregorius von St. Vincent veröffentlichte eine Quadratur, bei der der Fehler ſchwer erkennbar war, aber ſchließlich von Carteſius gefunden wurde. Von berühmten Mathematikern, die ſich in der Zeit vom Ende des 15. Jahrhunderts bis auf Newton mit unſerem Problem beſchäftigt haben, tritt uns zuerſt der ſchon oben erwähnte Peter Metius entgegen, dem es gelang, in dem Bruche 355 : 113 den beſten aus nur kleinen Zahlen beſtehenden Näherungswerth für π zu finden. In anderer Weiſe förderte der berühmte Geometer Vieta das Problem. Vieta war der erſte, welcher den Gedanken hatte und ausführte, durch eine unendliche Reihe von vorzunehmenden Operationen die Zahl π mathematiſch genau darzuſtellen. Durch Vergleich der ein- und umbeſchriebenen regulären Polygone fand Vieta, daß man der Zahl π immer näher kommt, wenn man in gewiſſer Weiſe die Operationen der Wurzel-Ausziehung aus $\frac{1}{2}$, der Addition und der Multiplikation aufeinanderfolgen läßt, ſo daß π ſich genau ergeben müßte, wenn man dieſe Operationsfolge unendlich lange fortſetzen könnte. So fand Vieta, daß zu einem Durchmeſſer von 10000 Millionen Einheiten eine Peripherie von 31415 Millionen

und 926535 bis 926536 ebenſo langen Einheiten gehört. Vieta wurde aber noch überboten durch den Niederländer Adrianus Romanus, der den zehn Dezimalſtellen des Vieta weitere fünf hinzufügen konnte. Um dieſes Ziel zu erreichen, berechnete er unter unſäglichen Mühen den Umfang eines umbeſchriebenen regulären Polygons von 1073 Millionen 741824 Seiten. Dieſe Zahl iſt nämlich die dreißigſte Potenz der Zahl 2. Wie groß aber auch die Arbeit des Adrianus Romanus geweſen ſein mag, größer war noch die Ludolfs van Ceulen, dem es gelang, die archimedeiſche Annäherungsweiſe ſo weit fortzuſetzen, daß ſich π auf 35 Dezimalſtellen ergab, d. h., daß die Abweichung vom wahren Werthe kleiner als einhunderttauſend-quintilliontel wurde, ein Genauigkeitsgrad, von dem wir uns nur ſchwer eine Vorſtellung machen können. Ludolf veröffentlichte auch die ungeheuren Zahlenreihen, die ihn allmählich zu ſeinem Reſultate geführt hatten. Dieſe Zahlenreihen wurden dann von dem Mathematiker Griemberger genau geprüft und als richtig befunden. Ludolf war mit Recht ſtolz auf ſein Reſultat, und dem Beiſpiele des Archimedes folgend, beſtimmte er teſtamentariſch, daß das Ergebniß ſeiner wichtigſten mathematiſchen Leiſtung, nämlich die berechneten 35 Dezimalſtellen von π, auf ſein Grabmal geſetzt werden möchte, eine Beſtimmung, die auch ausgeführt ſein ſoll. Ludolf zu Ehren nennt man noch heute die Zahl π auch die Ludolf'ſche Zahl. War nun auch durch die Ludolf'ſche Arbeit für alle Kreisberechnungen ein Genauigkeitsgrad erreicht, wie er für alle praktiſchen Fälle, die jemals auftreten können, mehr als ausreichend war, ſo war doch dadurch weder das Problem der konſtruktiven Rektifikation, noch das der konſtruktiven Quadratur theoretiſch irgend wie gefördert. Mathematiſch werthvoller als die Arbeit Ludolfs waren die um die Mitte des 17. Jahrhunderts angeſtellten Unterſuchungen der berühmten Mathematiker und Phyſiker Huygens und Snellius. Snellius ging

in ſeinem Buche „Cyclometricus“ davon aus, daß die von Archimedes herrührende und dann auch von Ludolf angewandte Methode in der Vielecks-Vergleichung durchaus nicht die zum Zweck der Kreisberechnung beſte Methode zu ſein brauche; und es gelang ihm, durch Sätze, die ausſprechen, daß gewiſſe Kreisbögen größer oder kleiner als gewiſſe mit dem Kreiſe zuſammenhängende gerade Strecken ſeien, zu Methoden zu gelangen, welche es geſtatteten, Reſultate wie das Ludolf'ſche mit weit weniger Rechenmühen zu erzielen. Die ſchönen Sätze des Snellius wurden dann von dem berühmten niederländiſchen Förderer der Theorie des Lichts (Huygens, Opera varia, S. 365 u. f., Theoremata de circuli et hyperbolae quadratura, 1651) nochmals und beſſer bewieſen, ſowie auch vielfach vervollſtändigt. Snellius und Huygens waren ſich wohl bewußt, daß ſie nur das Problem der numeriſchen Quadratur, nicht aber das der konſtruktiven Quadratur gefördert hätten. Dies trat bei Huygens deutlich in dem heftigen Streite hervor, den er mit dem engliſchen Mathematiker James Gregory ausfocht. Dieſer Streit iſt für die Geſchichte unſeres Problems inſofern bemerkenswerth, als Gregory den erſten Verſuch anſtellte, um zu beweiſen, daß die Quadratur des Kreiſes mit Zirkel und Lineal unmöglich ſein müſſe. Das Reſultat der Polemik, der wir viele werthvolle Schriften verdanken, war dies, daß Huygens ſchließlich in unwiderlegbarer Weiſe die Unrichtigkeit des Gregory'ſchen Unmöglichkeitsbeweiſes nachwies, wobei er hinzufügte, daß er zwar die Löſung des Problems mit Zirkel und Lineal für unmöglich halte, aber außerſtande ſei, dieſe Unmöglichkeit zu beweiſen. Ebenſo ſprach ſich ſpäter Newton aus. Und es hat in der That bis in die jüngſte Zeit, alſo noch über 200 Jahre gedauert, bis die höhere Mathematik ſo weit gefördert war, daß ein ſtrenger Unmöglichkeitsbeweis geliefert werden konnte.

5. Von Newton bis jetzt.

Ehe wir den fördernden Einfluß beſprechen, den die Erfindung der Differential- und Integralrechnung auf unſer Problem ausübte, wollen wir von der endloſen Reihe der fehlgreifenden Quadratoren, welche von Newton bis jetzt die Welt mit den Früchten ihres Ingeniums erfreuten, wenigſtens einige aufzählen, wobei wir aus Pietät gegen die Mitwelt die Quadratoren unſerer Zeit ganz fortlaſſen wollen. Da iſt zuerſt der berühmte engliſche Philoſoph Hobbes zu nennen. Derſelbe geht in ſeinem Buche De problematis physicis, worin er namentlich die Schwere und die Meeresfluthwelle erklären will, auch auf die Quadratur des Zirkels ein und giebt eine ſehr triviale Konſtruktion, welche nach ſeiner Meinung das berühmte Problem endgültig löſt, nach welcher aber π gleich $3\frac{1}{8}$ ſein müßte. Bei der Bedeutung Hobbes' als Philoſoph hielten es zwei Mathematiker, Huygens und Wallis, beide für angezeigt, Hobbes ausführlich zu widerlegen. Hobbes aber vertheidigte ſeine Behauptungen in einer beſonderen Schrift, worin er, um ſcheinbar Recht zu behalten, die Grundbegriffe der Geometrie und den Pythagoräiſchen Lehrſatz in Zweifel zog, ſo daß die Mathematiker über ihn zur Tagesordnung übergehen durften. Im vorigen Jahrhundert war namentlich Frankreich reich an Quadratoren. Wir nennen: Olivier de Serres, welcher mit Benutzung einer Wagſchale beſtimmte, daß ein Kreis ebenſoviel wiege, wie das Quadrat über der Seite des dem Kreiſe einbeſchriebenen gleichſeitigen Dreiecks, daß alſo beide gleichen Inhalt haben müßten, ein Experiment, nach welchem $\pi = 3$ wäre; Mathulon, welcher gerichtlich tauſend Thaler für denjenigen feſtſetzte, der ihm einen Fehler bei ſeiner Löſung der Quadratur nachwies, und der dann wirklich zur Zahlung des Geldes verurtheilt wurde; Baſſelin, welcher glaubte, ſeine Quadratur müßte richtig ſein,

weil ſie mit dem Näherungswerth des Archimedes im Einklang war, und welcher die undankbare Mitwelt verfluchte, in der Hoffnung, von der Nachwelt anerkannt zu werden; Liger, welcher beweiſen konnte, daß ein Theil größer als das Ganze ſei, und dem daher die Löſung der Quadratur des Zirkels nur ein Kinderſpiel war; Clerget, welcher ſeine Löſung darauf gründete, daß der Kreis ein Polygon von beſtimmter Seitenzahl ſei, und der u. a. auch berechnete, wie groß der Punkt iſt, in dem ſich zwei Kreiſe berühren. Doch auch Deutſchland und Polen ſtellten zu jener Zeit ihr Kontingent für das Heer der Quadratoren. Oberſtlieutenant Corſonich lieferte eine Quadratur, nach der $\pi = 3\frac{1}{8}$ ſein müßte, und verſprach 50 Dukaten demjenigen, der ihre Unrichtigkeit beweiſen könnte. Heſſe in Berlin verfaßte 1776 ein Rechenbuch, in welchem auch eine wahre Zirkelquadratur „mitgetheilt wurde", nach der π genau gleich $3\frac{1}{8}\frac{1}{8}$ war. Um dieſelbe Zeit vertheidigte Profeſſor Biſchoff in Stettin eine Quadratur, die vorher von dem Rittmeiſter Leiſtner, von dem Prediger Merkel und von dem Schulmeiſter Böhm veröffentlicht war, und die implicite π gleich dem Quadrate von $\frac{8}{3}\frac{8}{3}$ ſetzte, alſo noch nicht einmal die Annäherung des Archimedes erreichte.

Von derartigen Quadratur-Verſuchen ſind ſehr wohl ſolche Näherungs-Konſtruktionen zu unterſcheiden, bei denen der Urheber ſich bewußt iſt, daß er keine mathematiſch genaue, ſondern nur eine angenäherte Konſtruktion gefunden hat. Dann wird der Werth einer ſolchen Konſtruktion von Zweierlei abhängen, erſtens von dem in Zahlen ausgedrückten Genauigkeitsgrade, zweitens davon, ob die Konſtruktion mehr oder weniger leicht mit Zirkel und Lineal ausgeführt werden kann. Derartige einfache und doch auch für die Praxis hinreichend genaue Konſtruktionen ſind ſeit Jahrhunderten in großer Anzahl geliefert. Auch der berühmte Mathematiker Euler (geſt. 1783) hat es nicht für un-

angemeſſen gehalten, eine ſolche Näherungskonſtruktion zu liefern. Eine beſonders einfache und auch in viele geometriſche Lehrbücher übergegangene Konſtruktion für die Rektifikation des Kreiſes wurde im Jahre 1685 in den „Leipziger Berichten“ von Kochansky geliefert. Dieſelbe lautet: „Man errichte in den Endpunkten eines Durchmeſſers Lothe auf demſelben, trage im Centrum an den Durchmeſſer einen Winkel von 30° an, ſuche den Schnittpunkt des angetragenen Schenkels mit dem einen Lothe auf, und verbinde dieſen Schnittpunkt mit dem Punkte, der auf dem andern Lothe von dem zugehörigen Durchmeſſer-Endpunkt um den dreifachen Radius entfernt iſt. Dann iſt das Doppelte der erhaltenen Verbindungsſtrecke mit großer Annähernng gleich der Peripherie des betreffenden Kreiſes.“ Eine Berechnung ergiebt, daß der Unterſchied zwiſchen der wahren Peripherie-Länge und der ſo konſtruirten Strecke weniger als $\frac{3}{100000}$ vom Durchmeſſer beträgt. Wenngleich derartige Näherungs-Konſtruktionen an ſich ganz intereſſant ſein können, ſo ſpielen ſie doch in der Geſchichte der Quadratur des Zirkels nur eine untergeordnete Rolle; denn einerſeits können ſie für die Kreisberechnung keine größere Genauigkeit liefern, als die 35 Dezimalſtellen, die Ludolf fand, andererſeits ſind ſie aber auch nicht geeignet, die Frage, ob die genaue Quadratur des Kreiſes mit Zirkel und Lineal möglich ſei, irgendwie zu fördern.

Weſentlich gefördert aber wurde die numeriſche Seite des Problems durch die von Newton und Leibniz ausgebildeten neueren Methoden, die man gewöhnlich unter dem Namen Differential- und Integralrechnung zuſammenfaßt. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts, noch ehe Newton und Leibniz die Zahl π durch Potenzreihen darſtellten, waren es die engliſchen Mathematiker Wallis und Lord Brouncker, in gewiſſer Beziehung Newtons Vorläufer, denen es gelang, π auf geſetzmäßige Weiſe durch eine Reihe von unendlich vielen

Zahlen darzuſtellen, die nur durch die vier Species miteinander verbunden waren. Damit war ein neuer Berechnungsweg eröffnet. Wallis fand nämlich, daß der vierte Theil von π um ſo genauer durch das geſetzmäßig gebildete Produkt

$$\frac{2}{3} \times \frac{4}{3} \times \frac{4}{5} \times \frac{6}{5} \times \frac{6}{7} \times \frac{8}{7} \times \frac{8}{9} \times \text{u. ſ. w.}$$

dargeſtellt wird, je weiter man die Multiplikation fortſetzt, und daß das Reſultat immer etwas zu klein ausfällt, wenn man bei einem echten Bruche abbricht, zu groß aber, wenn man bei einem unechten Bruche die Rechnung abbricht. Lord Brouncker hingegen ſtellt dieſelbe Zahl als einen Kettenbruch dar, in dem alle Nenner gleich 2 und die Zähler die ungeraden Quadratzahlen ſind. Wallis, dem Brouncker ſein elegantes Reſultat ohne Beweis mitgetheilt hat, bewies dasſelbe in ſeiner „Arithmetik des Unendlichen". Mit dieſen Reſultaten konnte aber die Berechnung der Zahl π kaum weitergeführt werden, als ſie ſchon Ludolf und Andere, freilich auf mühſamere Weiſe, geführt hatten. Dagegen lieferten die mit Hülfe der Differentialberechnung von Newton und Leibniz abgeleiteten Potenzreihen die Mittel, um π auf Hunderte von Dezimalſtellen zu berechnen. Zunächſt fanden Gregory, Newton und Leibniz, daß der vierte Theil von π genau gleich

$$1 - \frac{1}{3} + \frac{1}{5} - \frac{1}{7} + \frac{1}{9} - \frac{1}{11} + \frac{1}{13} - \ldots$$

iſt, wenn man ſich dieſe Reihe, die man die Leibniz'ſche nennt, unaufhörlich fortgeſetzt denkt. Zwar iſt dieſe Reihe wunderbar einfach, aber zur Berechnung von π eignet ſie ſich nicht, weil man gar zu viele Glieder berückſichtigen muß, um π auch nur auf einige Dezimalſtellen genau zu erhalten. Wohl aber ergiebt die Quelle, aus welcher die obige Reihe fließt, auch noch andere Reihen, welche für die wirkliche Berechnung vorzüglich geeignet ſind. Dieſe Quelle iſt die allgemeine Reihe:

$$\alpha = a - \frac{1}{3}a^3 + \frac{1}{5}a^5 - \frac{1}{7}a^7 + \ldots,$$

wo α die Länge des Bogens iſt, der in einem Kreiſe vom

Radius 1 einem beliebigen Centriwinkel zugehört, und wo a die dieſem Winkel zugehörige Tangente iſt. Hieraus folgt zunächſt:

$$\frac{\pi}{4} = (a + b + c + \ldots) - \tfrac{1}{3}(a^3 + b^3 + c^3 + \ldots) + \tfrac{1}{5}(a^5 + b^5 + c^5 + \ldots) - \ldots,$$

wo a, b, c . . . die Tangenten von Winkeln ſind, deren Summe 45° beträgt. Beſtimmt man daher Werthe von a, b, c . . ., welche gleich kleinen und bequemen Brüchen ſind und die eben angegebene Bedingung erfüllen, ſo erhält man Potenzreihen, die ſich zur Berechnung von π eignen. Der erſte, welcher mit Hülfe ſolcher Reihen den bekannten 35 Dezimalſtellen von π noch weitere hinzufügen konnte, war der engliſche Rechenkünſtler Abraham Sharp, der um 1700, nach Halleys Anweiſung, π bis auf 72 Dezimalen berechnete. Wenig ſpäter berechnete Machin, Profeſſor der Aſtronomie in London, π auf 100 Stellen, indem er in der obigen Reihe $a = b = c = d = \frac{1}{5}$ und $e = -\frac{1}{239}$ ſetzte, d. h. die folgende Reihe anwandte:

$$\frac{\pi}{4} = 4\left(\frac{1}{5} - \frac{1}{3.5^3} + \frac{1}{5.5^5} - \frac{1}{7.5^7} + \ldots\right) - \left(\frac{1}{239} - \frac{1}{3.239^3} + \frac{1}{5.239^5} - \ldots\right)$$

Im Jahre 1819 überbot Lagny in Paris die Machin'ſche Berechnung, indem er auf zwei verſchiedenen Wegen die erſten 127 Dezimalſtellen von π beſtimmte. Vega kam dann weiter bis auf 140 Stellen, und der Hamburger Rechenkünſtler Zacharias Daſe bis auf 200 Stellen. Letzterer rechnete nicht nach der Machin'ſchen Reihe, ſondern nach der Reihe, die entſteht, wenn man in der obigen allgemeinen Reihe $a = \frac{1}{2}$, $b = \frac{1}{5}$, $c = \frac{1}{8}$ ſetzt. Endlich hat man in neueſter Zeit die Zahl π gar auf 500 Stellen berechnet. Eine Berechnung von ſo vielen

Dezimalſtellen iſt vielleicht eine Illuſtration zu der Güte der neueren Methoden gegenüber den älteren, hat aber ſonſt weder theoretiſchen noch praktiſchen Werth. Daß die Berechnung der Zahl π auf etwa 15 Stellen auch den ſubtilſten Anforderungen der Praxis mehr als Genüge leiſtet, ſieht man erſt ein, wenn man ſich einen ſolchen Genauigkeitsgrad durch ein Beiſpiel veranſchaulicht. Man denke ſich um Berlin als Centrum einen Kreis beſchrieben, der durch Hamburg geht, und ſtelle ſich dann vor, daß man die Peripherie dieſes Kreiſes einerſeits durch Multiplikation ſeines Durchmeſſers mit dem auf 15 Stellen genommenen Werthe von π berechnet, andererſeits aber auch wirklich genau gemeſſen hat. Es ergiebt ſich dann, daß ſelbſt bei einem ſo großen Kreiſe die Abweichung noch nicht den 18millionten Theil eines Millimeters betragen könnte. Von dem Genauigkeitsgrade aber, den 100 Dezimalſtellen hervorrufen, kann man ſich nur ſchwer eine Vorſtellung verſchaffen. Vielleicht aber giebt das folgende Beiſpiel eine Ahnung davon. Man denke ſich um die Erde als Mittelpunkt eine Kugel, deren Oberfläche durch den Sirius geht, der $134\frac{1}{2}$millionenmal Millionen Kilometer von uns entfernt iſt. Dann denke man ſich dieſe ungeheure Kugel ſo voll Mikroben, daß in jedem Kubikmillimeter millionenmal Millionen dieſer kleinſten Lebeweſen vorhanden wären. Dieſe Mikroben denke man ſich dann ſämmtlich ausgepackt, und die ausgepackten Mikroben einzeln auf einer geraden Linie ſo vertheilt, daß je zwei Mikroben um eine Siriusweite, alſo um $134\frac{1}{2}$ Billion Kilometer von einander entfernt wären. Die ſo durch alle Mikroben beſtimmte lange Strecke denke man ſich als Durchmeſſer eines Kreiſes und die Peripherie desſelben dadurch berechnet, daß man ſeinen Durchmeſſer mit π auf 100 Stellen multiplizirt. Dann würde ſelbſt bei einem Kreiſe von ſo ungeheurer Größe die auf ſolche Weiſe berechnete Peripherie ſich von der wirklichen Peripherie noch nicht um ein

Millionteil eines Millimeters unterſcheiden. Dieſes Beiſpiel wird genügen, um zu zeigen, daß die Berechnung der Zahl π auf 100 oder gar 500 Dezimalſtellen praktiſch vollkommen werthlos iſt.

Ehe wir das Kapitel der Auswerthung der Zahl π ſchließen, müſſen wir noch die weniger ergiebige als kurioſe Methode erwähnen, welche Profeſſor Wolff in Zürich vor einigen Dezennien angewandt hat, um π auf 3 Stellen zu berechnen. Ein Fußboden ſei ſchachbrettartig in lauter gleiche quadratiſche Felder zerlegt, und es werde eine Nadel, die ſo lang iſt, wie die Seite jedes quadratiſchen Feldes, auf dieſem Fußboden ziellos hingeworfen. Berechnet man dann die Wahrſcheinlichkeit, daß die Nadel ganz innerhalb eines Feldes zu liegen kommt, ohne alſo irgend eine von den die Felder bildenden Parallelen zu ſchneiden, ſo ergiebt ſich für dieſe Wahrſcheinlichkeit genau $\pi - 3$. Demgemäß müßte ein hinreichend oft wiederholtes Werfen der Nadel nach dem Geſetz der großen Zahlen die Zahl π näherungsweiſe ergeben. In der That erhielt Herr Wolff nach zehntauſend Verſuchen die Zahl π auf drei Dezimalſtellen richtig.

Wie fruchtbar auch der von Newton und Leibniz geſchaffene Kalkül für die Auswerthung der Zahl π war, ſo war doch damit die Aufgabe, einen Kreis in ein genau inhaltsgleiches Quadrat zu verwandeln, vorläufig in keiner Weiſe gefördert. Das erkannten Wallis, Newton, Leibniz und ihre nächſten Nachfolger ſehr wohl. Man konnte die Quadratur des Kreiſes nicht löſen; man konnte aber auch nicht beweiſen, daß die Aufgabe mit Zirkel und Lineal unlösbar ſei, obwohl man von ihrer Unlösbarkeit überzeugt war. Da aber in der Mathematik eine Ueberzeugung nur dann berechtigt iſt, wenn ſie durch einen unumſtößlichen Beweis geſtützt wird, ſo traten nun an die Stelle der Bemühungen um die Quadratur des Kreiſes die Bemühungen um einen Unlösbarkeitsbeweis für die berühmte Aufgabe. Den

erſten, wenn auch noch kleinen Schritt in dieſer Richtung machte der franzöſiſche Mathematiker Lambert, der im Jahre 1761 bewies, daß die Zahl π weder rational ſei, noch auch die Quadratwurzel aus einer rationalen Zahl ſei, d. h., daß weder π noch das Quadrat von π genau durch einen Bruch dargeſtellt werden kann, in deſſen Zähler und Nenner ganze Zahlen ſtehen, wie groß man auch dieſe Zahlen wählen mag. Dieſer Lambert'ſche Beweis ergab zwar, daß die Rektifikation und die Quadratur des Kreiſes in einer gewiſſen einfachen Weiſe nicht ausführbar ſein können, ließ aber doch noch die Möglichkeit offen, daß die Aufgabe vielleicht auf andere, komplizirtere Weiſe lösbar ſei, ohne daß weitere Hülfsmittel als Zirkel und Lineal erforderlich wären. Langſam, aber ſicher vorwärts ſchreitend, ſuchte man nun zunächſt die weſentlichen Unterſcheidungsmerkmale, welche die mit Zirkel und Lineal lösbaren Aufgaben von denjenigen trennen, deren Konſtruktion elementar, d. h. bei alleiniger Benutzung der Poſtulate, unmöglich iſt. Eine leichte Ueberlegung ergab, daß eine elementar lösbare Aufgabe immer die Eigenſchaft haben muß, daß jede unbekannte Strecke in der auf eine ſolche Aufgabe bezüglichen Figur mit den bekannten Strecken der Figur durch eine Gleichung verbunden ſein muß, zu deren Löſung nur Gleichungen erſten und zweiten Grades erforderlich ſind, und die ſich überdies ſo einrichten läßt, daß darin die Maßzahlen der bekannten Strecken nur als ganze Zahlen auftreten. Hieraus konnte man den Schluß ziehen: Wenn die Quadratur des Kreiſes, alſo auch ſeine Rektifikation, elementar lösbar wäre, ſo müßte die Zahl π, welche ja das Verhältniß der unbekannten Peripherie zum bekannten Durchmeſſer darſtellt, auch Wurzel einer gewiſſen Gleichung ſein können, die vielleicht ſehr hohen Grades iſt, in der aber alle auftretenden Zahlen ganze Zahlen ſind, d. h, es müßte eine Gleichung mit lauter ganzen Zahlen exiſtiren, die richtig wird,

wenn man ihre Unbekannte gleich π setzt. Demgemäß waren seit Anfang dieses Jahrhunderts die Bemühungen mehrerer Mathematiker darauf gerichtet, zu beweisen, daß π überhaupt nicht algebraisch sei, d. h. nicht Wurzel irgend einer Gleichung mit ganzzähligen Koeffizienten seine könne. Aber gewaltige Fortschritte mußte die Mathematik erst machen, ehe die Mittel vorhanden waren, um den angestrebten Beweis zu führen. Nachdem der französische Akademiker Professor Hermite durch seine im 77. Bande der Comptes rendus veröffentlichte Abhandlung „Sur la fonction exponentielle“ eine wichtige Vorarbeit geliefert hatte, gelang es endlich im Juni 1882 dem Professor Lindemann, damals in Freiburg, jetzt in Königsberg, streng zu beweisen, daß die Zahl π nicht algebraisch sei,* und

* Für die mathematisch gebildeten Leser dieses Vortrages führe ich hier die wichtigsten Etappen des Lindemann'schen Beweises an. Herr Hermite hatte, um den transcendenten Charakter der Zahl

$$e = 1 + \frac{1}{1} + \frac{1}{1.2} + \frac{1}{1.2.3} + \frac{1}{1.2.3.4} + \cdots$$

zu beweisen, in den Comptes rendus der Pariser Akademie (Band 77, 1873) Beziehungen zwischen gewissen bestimmten Integralen entwickelt. Von diesen Beziehungen ausgehend, beweist Herr Lindemann zunächst den folgenden Satz: Wenn die Koeffizienten einer Gleichung $n$ten Grades sämmtlich reelle oder komplexe ganze Zahlen sind, und die n Wurzeln dieser Gleichung $z_1, z_2, \ldots, z_n$ von Null und voneinander verschieden sind, so ist es unmöglich, daß

$$e^{z_1} + e^{z_2} + e^{z_3} \ldots + e^{z_n}$$

gleich $\frac{a}{b}$ ist, wo a und b reelle oder komplexe ganze Zahlen sind. Darauf wird gezeigt, daß auch zwischen den Funktionen

$$e^{rz_1} + e^{rz_2} + e^{rz_3} + \ldots e^{rz_n},$$

wo r eine ganze Zahl bedeutet, keine lineare Gleichung mit rationalen, von Null verschiedenen Koeffizienten bestehen kann. Schließlich ergiebt sich dann der hübsche Satz: Wenn z Wurzel einer irreducibeln algebraischen Gleichung ist, deren Koeffizienten reelle oder komplexe ganze Zahlen sind

dadurch auch den ersten Nachweis zu führen, daß die Aufgaben der Rektifikation und der Quadratur des Kreises mit Hülfe von nur algebraischen Hülfsmitteln, wie es Zirkel und Lineal sind, unlösbar sein müssen. Lindemanns Beweis erschien nacheinander in den Berichten der Berliner Akademie (Juni 1882), in den Comptes rendus der französischen Akademie (Band 115, S. 72—74) und in den „Mathematischen Annalen" (Band 20, S. 213—225).

„Es ist unmöglich, mit Zirkel und Lineal ein Quadrat zu konstruiren, das einem gegebenen Kreise inhaltsgleich ist." So lautet die schließliche Entscheidung über eine Streitfrage, die so alt ist wie die Geschichte des menschlichen Geistes. Aber unbekümmert um diesen Urtheilsspruch der Mathematik, des unfehlbarsten Schiedsrichters, wird das Geschlecht der Quadratoren nicht aussterben, solange Halbwisserei und Ruhmsucht sich paaren.

---

so kann e^{π} nicht gleich einer rationalen Zahl sein. Nun ist aber thatsächlich $e^{\pi\sqrt{-1}}$ gleich einer rationalen Zahl, nämlich gleich minus eins. Folglich kann $\pi\sqrt{-1}$ und deshalb auch π nicht Wurzel einer Gleichung $n$ten Grades mit ganzzahligen Koeffizienten, also auch nicht einer solchen mit rationalen Koeffizienten sein. Letztere Eigenschaft hätte ja aber π, wenn die Quadratur des Kreises mit Zirkel und Lineal gelingen könnte.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(672)

Richard Wagner
und die deutsche Sage.

Von

Dr J. Nover
in Mainz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1889.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München

Hoch oben auf waldiger Bergeshöhe ragten die ſtolzen Zinnen einer einſamen Burg aus wildverſchlungenem Dickicht in die regungsloſe Luft; eine tödtliche Schlummerbefangenheit lagerte auf ihr und der ganzen Umgebung. Wie Wilhelm Jordan ſingt:

. . . Kein Wind bewegte
Die blinkenden Blätter, die ſtarren Blumen.
Anſtatt des Thaues hingen Kriſtalle
In flimmernden Flocken um alle Pflanzen.
Kein Vogelfittich durchfuhr die Lüfte,
Und keine Biene durchſummte die Büſche.
Da hing ein Heimchen auf einem Halme,
Die Beinchen geſpreizt, als wollt' es ſpringen,
Allein es ſprang nicht; da war im Sprudeln
Erfroren ein Quell, ein Froſch im Quaken
Mit geblähten Blaſen ſtecken geblieben,
Da hielt eine Ameis ihr gelbliches Eichen
Zärtlich am Zipfel mit ſanften Zänglein
Und wollt entlaufen dem lauernden Laubmolch,
Allein ſie lief nicht; lüſtern lugten
Nach ihr die Augen des flinken Erbfeinds,
Doch mitten im Fangſprung ſtand er gefeſſelt.
Da hockte wie zwitſchernd auf einem Zweige
Ein zierlicher Zeiſig, man ſah ſein Zünglein
Emporgeſchnörkelt im offenen Schnabel,
Doch vom Schlafe betroffen, vom Schlag eines Trillers.

Lautlos und geheimnißvoll wuchs von Jahr zu Jahr eine undurchdringliche Dornenhecke um die verwitternde Schildburg, ſo

daß kaum noch die Fahne von der höchſten Thurmſpitze ſichtbar war. Dahinter wallte und flackerte unhörbar und unheimlich eine züngelnde Lohe, die das Schloß und den Garten in ſeltſamer Gluth beleuchtete. Im Hofe aber ſtanden die ſtattlichen Roſſe regungslos, und die ſcheckigen Rüden lagen in tiefem Schlafe; es ſaßen die Tauben auf dem Dache und hatten ihre Köpfchen unter die Flügel gebeugt, es hingen ſelbſt die Fliegen wie todt an der Wand, und in der Küche ſtak am Bratenwender der Braten über nicht flackerndem Feuer, ohne zu brutzeln; die Magd ſaß eingenickt vor dem halbgerupften Huhn, und daneben ſtand der Koch, die rechte Hand weit ausholend zum Schlage gegen den unachtſamen Küchenjungen, — doch wie verſteinert vom plötzlichen Zauber ſteht er da, — wir ſehen im Geiſte mit dem ängſtlichen Knaben die Strafe drohen, — erwartungsvoll, ja peinlich geſpannt, — doch die Rechte fällt nicht, — wie ein gefrorener Blitz hängt die Strafe in der Luft, — ewig ſchwebt das Damoklesſchwert über dem armen Jungen. Und das dauert ſo ſchon hundert Jahre. — Und wem gehört das Schloß und was bedeutet der Zauber? —

Wer kennt nicht das ſinnige Volksmärchen vom Dornröschen, wer nicht die Sage von der Walküre Brunhilde, die der Göttervater Wodan wegen ihres Ungehorſams mit dem Schlafdorn in tödtlichen Schlummer verſenkte? Nur ein furchtloſer Held konnte die verzauberte Maid erwecken, ein Held, der kühn die Dornenhecke durchdrang oder verwegen durch die Waberlohe ſprang. Schon viele edle Jünglinge hatten es dem ſinnigen Volksmärchen gemäß verſucht, das Dickicht zu durchdringen, ſie waren aber elend in den Dornen umgekommen. Noch harrte die Jungfrau ihres berufenen Erretters. Endlich ſchlug die Erlöſungsſtunde, — ein muthiger Kämpe bahnte ſich unverdroſſen den Weg, ſein Roß ſetzte über die züngelnde Flamme, ein Donnerſchlag erkrachte, dröhnend ſprang das Schloßthor auf, —

und der Zauber war gelöſt. Mit einemmale war die lebloſe Natur erwacht . . .

. . . Da zog ein Säuſeln
Durch alle Bäume; da beugten ſich die Büſche,
Da nickten die Blumen, und nieder von den Blättern
Thauten zur Tiefe die harten Kriſtalle.
Da rauſchten die Vögel auf raſchem Fittich
Mit fröhlichem Laut durch lauere Lüfte,
Da ſuchte ſummend nach ſüßen Säften,
Nach langem Darben um die duftigen Dolden
Der Fliedergebüſche die fleißige Biene;
Da hüpfte das Heimchen von ſeinem Halme,
Da quoll die Quelle, die Fröſche quakten,
Da ereilte das Aemschen, wie raſch es auch ausriß,
Der lauernde Laubmolch und ſchmatzte lüſtern,
Da zwiſchert auf dem Zweige der zierliche Zeiſig
Erwachend vom Traum ſeinen Triller weiter,
Und alle Weſen erwachten zur Wonne —,
Zu Gefahr und Verfolgung, Furcht und Feindſchaft;
Denn es wehrhaft erliſten, iſt die Würze des Lebens.

Doch den Helden zog es, wie der Dichter weiter ſingt, — mit unheimlichem Zauber durch mooſige Gänge zu einer von dornigen Roſen wildverwachſenen Laube, wo auf ſteinernem Ruhebette die ſchönſte Jungfrau in leuchtender Waffenrüſtung ſchlief, die Lippen halb geöffnet, wie ſehnſuchtsvoll des belebenden Kuſſes harrend, womit ſie der furchtloſe Held aufs neue ins Daſein erwecken ſollte, wie der Lenz mit ſeinem Sonnenkuß die winterlich erſtarrte Erdenbraut. Und wie ſich die Frucht verheißungsvoll herausſchält aus den hohlen Hülſen, ſo erhebt ſich aus den umſchließenden Hüllen des von dem Jüngling mit dem Schwerte gelöſten Panzers die thaufriſche, niegealterte Maid und ſinkt entzückt ihrem Retter ans Herz. Und jetzt regt es ſich allenthalben im Hofe und im Innern des Schloſſes. Die Thiere und Menſchen ſchütteln den Schlaf ab, der Braten brutzelt weiter, und den Küchenjungen ereilt die Strafe.

Stolz aber an der Seite ſeiner göttlichen Braut hält der Königsſohn ſeinen Triumphzug in die ſtrahlenden Hallen und „Pauken und Trompeten huld'gen ſeiner jungen Herrlichkeit".

Und wer war der kühne Erlöſer? — Siegfried war es, der Götterſproſſe mit dem leuchtenden Sonnenblick, — wir aber nennen ihn aus den Märchengebilden heraustretend, — Richard Wagner, — die von ihm erlöſte Braut, — die deutſche Sage.

Ja, auch die deutſche Sage, die erhabene Göttin, lag gebannt in tödtlichem Schlummer und harrte des Helden, der ſie erwecken ſollte. Fremde Götter aus Hellas und Rom, wohl verehrungswerth ob ihrer Anmuth und Formenſchönheit, wurden auf den einheimiſchen Altären und in den vaterländiſchen Kunſttempeln geprieſen und verherrlicht, franzöſiſche und italieniſche Arien auf unſeren Bühnen getrillert und nachgeäfft, als ob der deutſche Geiſt und die deutſche Kunſt ſo baar aller eigenartigen Gedanken, ſo arm der einheimiſchen Schönheitsideale geweſen. Wohl hatten es kühne und patriotiſch geſinnte Geiſter verſucht, den Wall zu durchbrechen und die göttliche Maid zu beleben, wie Klopſtock für die deutſche Mythologie, aber ſie waren entweder in den Dornen hängen geblieben, gleich jenem Märchenprinzen, — oder ſie waren auf halbem Wege ſtehen geblieben. Noch war der rechte nicht gekommen, noch fehlte der Meiſter, der berufene Held, „der das Fürchten nicht kannte", und mit ſeinem Zauberſtab eine verſunkene Welt zu neuem Daſein rief.

Ein ſolcher Zauberer, ein ſolcher gottbegnadete Sänger und Meiſter war Richard Wagner, von ewiger Jugendfriſche und unverſieglicher Schaffensfreude, getroffen auf dem Gipfel ſeiner künſtleriſchen Laufbahn von dem Fürſten der Finſterniß, der wie Siegfried trinkend am Borne des Lebens hinterliſtig von dem einäugigen Hagen, auch einem Vertreter der unheimlichen Geiſter der Nibelungen, durchbohrt ward.

Geboren am 22. Mai, — im Wonnemond der Schöpfung, von dem ein Dichter ſingt:

Dieſer Monat iſt ein Kuß, den der Himmel gab der Erde,
Daß ſie, jetzo eine Braut, künftig eine Mutter werde, —

im Jahre des Heils 1813, der Wiedergeburt unſeres deutſchen Vaterlandes, da unſer Volk ſich mannhaft erhob, das läſtige Joch fremder Zwingherrſchaft abzuſchütteln, — umbrauſten und umdröhnten die Wiege unſeres Helden zu Leipzig die Kriegeswetter und das Siegesgeſchmetter der verbündeten Brüder, und in den erſten Tagen ſeiner Kindheit, in den blutigen Oktobertagen intonirten die Kanonendonner das lauttoſende Finale des Befreiungsdramas in der Geburtsſtadt unſeres Meiſters der Töne. Unwillkürlich müſſen wir hier an die Gewalt ſeiner Inſtrumentation denken, zu der das kindliche Ohr die erſten Eindrücke empfing. Jedenfalls ſog der Knabe die Begeiſterung und Liebe für ſein deutſches Vaterland mit der Muttermilch ein. Zu ſeiner weiteren Entwickelung trug auch ein Hauch der Kunſt bei, die ſeine ganze Familie und Umgebung belebte. Richard ſollte anfänglich Maler werden, zeigte aber keinen großen Hang dafür Ebenſo ſprach ihm ſein Lehrer jedes Talent für Muſik ab, weil. ihm die Einübung des Techniſchen ein Greuel war und er Webers Ouvertüre zum „Freiſchütz" ohne Noten einſtudiren wollte. Aber zum Dichter hielt er ſich ſelbſt berufen; ſchon im elften Jahre entwarf er Trauerſpiele nach dem Muſter der Griechen, deren Meiſterwerke er freilich erſt aus dritter Hand kennen lernte, und im vierzehnten Jahre ſchuf er ſich aus Shakeſpeares „Lear" und „Hamlet" ein Stück zuſammen, von dem er ſpäter ſelbſt ſcherzend ſagte: „Zweiundvierzig Perſonen ſtarben darin im Verlauf, ſo daß ich genöthigt war, im letzten Akte die meiſten wieder als Geiſter zu zitiren, weil mir ſonſt die Perſonen gefehlt hätten."

Von entſcheidendem Einfluß aber auf ſeine künſtleriſche

Entwickelung war die Persönlichkeit des großen Komponisten Weber und vor allem sein „Freischütz". Weber wirkte damals als Kapellmeister in Dresden, wo unser junger Richard die Kreuzschule besuchte, und erkannte die Neubegründung der deutschen Oper als sein Hauptziel. Doch der große echt deutsche Meister hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Mehr, wie irgendwo, war dort die italienische Oper das verwöhnte Schoßkind eines zopfigen Hofes. Adel und Aristokratie zogen sich vornehm und ablehnend von einer deutschen Oper zurück. Ja man sah das neue Unternehmen auch als einen Ruin des Schauspiels an. In diese Zeit fällt die Vollendung des „Freischütz", der endlich 1822 auch in Dresden in Scene ging. Die Wirkung war eine ganz gewaltige. Wagner schildert es folgendermaßen:

„In der Bewegung dieser reinen und tiefen Elegie vereinigten sich Webers Landsleute von Nord und Süd, von dem Anhänger der Kritik der reinen Vernunft Kants bis zu den Lesern des Wiener Modejournals. Es lallte der Berliner Philosoph: „Wir winden dir den Jungfernkranz", der Polizeiminister wiederholte begeistert: „Durch die Wälder, durch die Auen", während der Hoflakai mit heiserer Stimme: „Was gleichet wohl auf Erden" sang. . . . Der österreichische Grenadier marschirte nach dem Jägerchor, Fürst Metternich tanzte nach dem Ländler der böhmischen Bauern, und die Jenaer Studenten sangen ihren Professoren den Spottchor: „Hehehehe!" vor . . . von einem Ende Deutschlands bis zum anderen wurde der „Freischütz" gehört, gesungen und getanzt". . . .

Und unsern Richard selbst, wie elektrisirte ihn das echtdeutsche, waldesduftige Werk und wie fascinirte ihn die Persönlichkeit des großen Komponisten! Mit Spannung lauerte der Knabe auf den Zeitpunkt, wenn der Meister aus den Proben am Wagnerschen Hause vorbeikam, mit heiliger Scheu betrachtete

er die theuren Züge. Nicht minder lieblich klang ihm Mozarts „Zauberflöte“. Später ſollte er auch Beethovens gewaltige Tonſchöpfungen kennen lernen.

In einer Novelle: „Pilgerfahrt zu Beethoven“ läßt er ſeinen Helden ſprechen: „Als ich eines Abends eine Beethoven'ſche Symphonie aufführen hörte, bekam ich darauf das Fieber, ward krank, und als ich genaß ward ich, — Muſiker.“

Nicht anders erging es dem jungen Wagner; auch er erklärte ſich aufs entſchiedenſte für die Muſik. Doch ſein Debüt, eine Ouvertüre, die er in einem Zwiſchenakt eines Schauſpiels aufführen ließ, war keineswegs ermuthigend. Der Unwille des Publikums über einen alle vier Takte ſich wiederholenden Paukenſchlag ging ſchließlich in Heiterkeit über. Anfangs empfindlich darüber, mußte unſer junger Komponiſt zuletzt mitlachen.

Nach vollendeter Schulzeit ließ ſich Wagner als studiosus musicae einſchreiben, trieb aber dabei verwandte Fächer, wie Aeſthetik, Philoſophie. Wie die meiſten ſeiner Altersgenoſſen ſchlürfte er mit vollen Zügen aus dem berauſchenden Pokale akademiſcher Freiheit, widmete ſich aber auch dem gründlichen Studium des Kontrapunktes bei Kantor Weinlich. Beethoven und Mozart blieben ſeine Ideale, und er arbeitete nach ihrem Muſter Sonaten und Symphonien aus. Einen Entwurf zu einer Oper: „Die Hochzeit“ vernichtete er, weil der Text das äſthetiſche Mißfallen ſeiner Schweſter erregt hatte. Und in der That, es war ein dunkles Nachtſtück:

„Ein wahnſinnig Liebender erſteigt das Fenſter zum Schlafgemach der Verlobten ſeines Freundes, worin dieſe des Bräutigams harrt. Die Braut ringt mit dem Raſenden und ſtürzt ihn in den Hof hinab, wo er zerſchmettert den Geiſt aufgiebt. Bei der Todtenfeier aber ſinkt ſie mit einem Schrei entſeelt über die Leiche hin.“

Wir ſehen aus dieſem Sujet, — der Genius mußte noch

ſeine Sturm- und Drangzeit durchringen, ehe er zur Läuterung kam. Wild und phantaſtiſch ſpukten noch in dem von Laubes „Jungen Europa" erhitzten Gehirne titanenhafte Ideen. Klarer ſchon ließ eine im Beethoven'ſchen Geiſte empfangene Symphonie, die im Gewandhauſe aufgeführt ward, den künftigen Meiſter ahnen. Es lag darin, nach dem Ausſpruch eines Kritikers, „eine kecke, dreiſte Energie der Gedanken . . . ein ſtürmiſcher, kühner Schritt . . . und doch eine ſo jungfräuliche Naivetät in der Empfängniß der Grundmotive . . .", daß man zu großen Hoffnungen berechtigt ſei.

Während eines Aufenthalts bei ſeinem Bruder Albert, der in Würzburg Regiſſeur war, komponirte Wagner eine dreiaktige Oper: „Die Feen", deſſen Stoff einem phantaſtiſchen Märchen à la Meluſine entlehnt war und ſchon einen Gedanken zeigte, den er ſpäter in ſeinem „Lohengrin" zum vollendeten Ausdruck brachte, — daß nämlich wahre Liebe auf unbedingtem Vertrauen beruhe. Hier zeigte ſich ſchon das künſtleriſche Beſtreben, Muſik und Drama zu einem harmoniſchen Ganzen zu verſchmelzen. Erkennen wir in dieſer Erſtlingsarbeit ſchon die eine ausgeprägte Richtung, den Hang zu idealer und religiöſer Romantik, ſo bekundete ſich in einer zweiten Kompoſition Wagners, die er im Bad Teplitz komponirte, nämlich im „Liebesverbot", eine mit glühenden und leidenſchaftlichen Farben gemalte Sinnlichkeit, — ein Gegenſatz, der ſich ſpäter am deutlichſten in ſeinem „Tannhäuſer" gegenſeitig illuſtrirend offenbarte.

Im Herbſte 1834 trat Wagner eine Stelle als Muſikdirektor in Magdeburg an und mußte nolens volens dem herrſchenden Modegeſchmack an franzöſiſchen Opern nachgeben. Wie er ſelbſt ſagt, „machte ihm das Pfiffige und Protzige ihrer Orcheſtereffekte oft kindiſche Freude, wenn er vom Dirigentenpulte aus rechts und links das Zeug loslaſſen durfte."

Nicht ohne Einfluß ſollte der dortige Aufenthalt für ihn ſein. Die reizende und talentvolle Tragödin Minna Planer ſchlug ſein jugendlich-heißes Herz in Banden, doch er ſah die im Grunde proſaiſch beanlagte Künſtlerin im verklärten Lichte des eigenen Ideals.

Eine übereilte Einſtudirung ſeiner Oper „Das Liebesverbot" führte zu einem zweifelhaften Erfolg, und eine Wiederholung ſcheiterte an einer hinter den Kuliſſen unter dem Perſonal ausgebrochenen Keilerei. Trotz dieſer Mißerfolge und trotz pekuniären Mangels führte unſer Künſtler, auf ſein Können vertrauend, ſeine geliebte Braut zum Traualtare. Es folgte nun eine Zeit ſchwerer Noth und Prüfung. Nach mancherlei Mißerfolgen warf er ſein Auge auf die Weltſtadt Paris, wo damals der Opernkönig Meyerbeer mit ſeinen „Hugenotten" die Bühne beherrſchte. Aber ſeine Offerte blieb unbeachtet. Auch ſeine Stellung in Königsberg hob ihn nicht.

Während eines kurzen Beſuchs in Dresden im Sommer 1837 feſſelte ihn die Lektüre des Bulwer'ſchen Romans „Rienzi" derart, daß er daraus den Stoff zu einer neuen Oper ſchöpfte. Doch bevor er zur Ausführung ſchreiten konnte, zog ihn ein Engagement nach Riga ab. Noch war der Genius nicht zur Klärung gekommen, und ſeine dort aufgeführten Ouvertüren hatten keinen Erfolg. „Noch fuchtelte er" — wie die Kritik ſagte — „mit den Armen in Allerweltspartituren, während er mit den Füßen in Beethoven wurzelte, das noch zu jugendliche Herz ſchlug in ungeſtümer Wallung bald hier hin, bald dort hin, und der Kopf perpendikelte zwiſchen den Doppelbo en Bach und Bellini.

Von ſeinem Berufe im Dienſte franzöſiſchen Geſchmacks fühlte ſich der geniale Dirigent nicht befriedigt, und zugleich erfüllte ihn der tiefere Einblick in das Schauſpieltreiben mit allem Klatſch und kleinlicher Eiferſüchtelei mit tiefem Ekel.

Stolz und vornehm zog er ſich in ſein einſames Heim außerhalb der Stadtwälle zurück. Ein unbegreifliches Sehnen nach einer erlöſenden Offenbarung, ein reckenhafter Drang zu neuen großen Thaten wühlten in ſeiner Bruſt. In dieſer Stimmung beſuchte er einſt halbzerſtreut und wie geiſtesabweſend eine Geſellſchaft. Heine und eine Erzählung aus ſeinem Munde verliehen dieſer Bedeutung. Wie ein Blitzſtrahl grell die Nacht erhellt, ſo erſchien vor ſeiner unruhigen, zweifelſüchtigen Seele das packende Bild des „Fliegenden Holländers“. Und, wie Senta feſtgebannt und bezaubert, ſah er immer vor ſich das düſtere Bild des heimathloſen, ruhelos irrenden Seefahrers, den nur die treue Liebe eines Weibes erlöſen kann. Es wurde noch viel geſprochen, geſcherzt, gelacht, — Wagner ſah und hörte nichts als das Toſen des Orkans, das Branden des tieferregten Meeres, das unheimliche Geſpenſterſchiff mit dem unglücklichen Manne, — in fieberhafter Unruhe ging er nach Hauſe, warf ſich auf ſein Lager und träumte.

Da war es ihm plötzlich, als zerriß der dunkle Wolkenvorhang, — und vor ihm lag ein göttliches Weib, von Hoheit und Liebreiz umfloſſen, wie in tiefem Schlummer, um ſie flackerte die Lohe und wucherte das Dickicht. Und es war ihm, als hörte er eine Stimme aus den halbgeöffneten Lippen:

„Kommſt Du endlich zu mir, mich zu erlöſen aus dem hundertjährigen Schlaf, Du Held, der das Fürchten nicht kennt und den die Gottheit zu ihrem Liebling erkoren hat? Lehren will ich Dich Runen der Weisheit und des Sieges, enthüllen will ich Dir das Zauberreich der deutſchen Sage, das Wunderland der Poeſie. Einflößen wird Dir der Anblick eine Fülle von Melodien, eine Kraft der Töne, wie ſie vor Dir Keiner ſang und anſchlug, verleihen wird es Dir eine Herrſchaft und eine Macht über Geiſter und Herzen, wie ſie noch nie ein Sterblicher beſeſſen. Komm, mein Erlöſer, komme bald!“ —

Beim Erwachen fühlte ſich der junge Künſtler an die fieberheiße Stirne, — war dies wirklich ein Traum, — eine Viſion? „Auf zu ihr, der erhabenen Jungfrau, auf zu ihr, der deutſchen Sage!“ ſo rief es frohlockend und mahnend in ihm, — doch der Weg war weit und ſchwierig, — noch ſollte er nicht ſo raſch zum erſehnten Ziele gelangen.

Zunächſt beſchäftigte ihn wieder das Bild des letzten Volkstribunen Rienzi. Bis ſpät in die Nacht hinein wurde dann geübt, daß entſetzt ob des Höllenſpektakels die Bartruſſen auf der Straße ſtehen blieben. Da flogen die Saiten des Flügels wie Spreu vor dem Winde, und zuletzt hörte man nur noch ein dreſchflegelähnliches Holzgeraſſel.

Doch mittlerweile lief Wagners Kontrakt in Riga ab; der Direktor ſelbſt, v. Holtei, trat zurück, und in unſeres Komponiſten Innern erſcholl unwiderſtehlich der Ruf: Nach Paris! —

In Pillau begab ſich Wagner mit ſeiner Frau an Bord eines Segelſchiffes, das ihn nach London bringen ſollte. Unvergeßlich blieb ihm dieſe Seefahrt, denn ſie war reich an Unfällen. Dreimal litt das Schiff, vom heftigſten Orkan auf wilden Wogen umhergepeitſcht, und einmal ſah ſich der Kapitän genöthigt, in einen norwegiſchen Hafen einzulaufen. Zackige Blitze zerriſſen den gewitterſchweren Mantel des Himmels, — eine hehre Frauengeſtalt erſchien ihm und wies wie zürnend zurück zur Heimath. „Bleib' im deutſchen Vaterlande, komm in meine Arme!“ — ſo ſchien das göttliche Weib ihm zuzurufen, — „in der Fremde harren Deiner Unverſtand und Enttäuſchungen, am heimiſchen Heerde findeſt Du, wonach Dein Herz ſich ſehnt!“ Schon bog das tanzende Schiff durch die norwegiſchen Scheeren, mit ſchrillem Gekreiſche umflatterten es ſchneeweiße Möwen, da, — wie eine ernſte Mahnung und Warnung zugleich, — ſauſt unheimlich und geſpenſterhaft ein ſchwarzes Fahrzeug ohne Geräuſch über die haushoch ſich

thürmenden Wellen, — der Fliegende Holländer, er war es wirklich! und unauslöschlich blieb dem Künstler das leibhaftig geschaute Bild inmitten dieser gewaltigen Scenerie.

Trotz der Empfehlung Meyerbeers, den er in Boulogne traf, wollte es Wagner in Paris nicht glücken. Titanenhaft ringend mit dem herrschenden Modegeschmack und der äußersten Not, trat er einst nach Anhörung von Beethovens IX. Symphonie auf die düsteren Gassen der Weltstadt, fröstelnd durchschauerte ihn die Pariser Herbstluft, aber innerlich wogte und klang es von unbeugsamem Heldentrotz und elegischer Klage um verlorenes Glück. Da trat ihm ein urdeutscher Titane vor die Seele, — Faust, und dumpf murmelte er die Worte:

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen:
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

Und so gebar der schöpferische Genius seine Ouvertüre zu Goethes Faust. Hier erscheint uns zwar der lebenssatte, aber stets von neuem ringende Prometheus, schmerzlich um sich blickend und nur graue Oede, trostlose Leere gewahrend, aber mit inbrünstigem Verlangen ankämpfend, bis er sich, blutend zwar, doch siegreich mit der Glorie eines gewappneten Erzengels über das zu seinen Füßen windende giftige Gewürm erhebt. Aus dieser Zeit stammt wohl auch das Motiv zu seiner IX. Symphonie, das die musikalische Uebersetzung der Faust'schen Worte enthält:

Entbehren sollst du, sollst entbehren! —

Auch Wagner gehörte zu jener Klasse armer, deutscher Künstler, „die in Paris ihre Muttersprache von neuem schätzen lernen und darüber vergessen, Französisch zu lernen, deren

patriotiſcher Sinn ſich von neuem ſtärkt und die, ſo ſehr ſie ſich auch ſcheuen, zurückzukehren, vor Heimweh vergehen; ſie haben in der Regel viel Phantaſie und Talent und vor allem ſind ſie treue Freunde.“ Unſer Künſtler mußte durch allerhand muſikaliſche und literariſche Frohnarbeiten ſein nothdürftiges Daſein friſten, oft rächte er ſich durch ſatiriſche Kritiken, oft durch Galgenhumor. So ſchilderte er u. a. den Hungertod eines deutſchen Muſikers mitſammt ſeinem treuen Hunde. Seinen gedrückten Verhältniſſen aufzuhelfen, ſuchte ihn Meyerbeer an der großen Oper einzuführen, — und wieder tauchte das düſtere Bild des „Fliegenden Holländers“ vor ſeiner Seele auf. Auch an ſeinem „Rienzi“ ſchuf er weiter, doch hatte er für beide Werke keine günſtigen Auſpizien. Und ſo rang er weiter im Kampfe des Daſeins, ſchrieb Artikel für Muſikblätter und Klavierauszüge aus Halévys Opern. Die Bekanntſchaft mit damals gefeierten großen Geiſtern, wie Auber, Scribe, Berlioz, ja ſelbſt mit Liszt, dem er ſpäter ſo nahe trat, blieben ohne Erfolg für ſeine Lebensverhältniſſe. Wie ein aus dem Gefängniß Befreiter athmete er auf, als er einen kleinen Landaufenthalt in Meudon bezog. Da wohnte er der erſten Aufführung des „Freiſchütz“ in der großen Oper bei. Die keuſcheſten Erinnerungen ſeiner Jugendjahre umwehten ihn, ein ſüßes, unwiderſtehliches Heimweh beſchlich ihn, das ſich rührend in den Worten malt, die er damals niederſchrieb:

„O du, mein herrliches deutſches Vaterland! Wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich ſchwärmen, und wäre es nur, weil du den „Freiſchütz“ gebarſt! Wie muß ich das Volk lieben, das den „Freiſchütz“ liebt, das noch heute an die Wunder der naivſten Sage glaubt, das noch heute im Mannesalter die ſüßen, geheimnißvollen Schauer empfindet, die in ſeiner Jugend ihm das Herz durchbebten. O, du liebenswürdige Schwärmerei! Du Schwärmerei vom Walde, vom Abend, von

den Sternen, vom Monde, von der Dorfthurmglocke, wenn ſie Sieben ſchlägt! Wie iſt Der glücklich, der euch verſteht, der mit euch glauben, fühlen, träumen, ſchwärmen kann! Wie iſt mir wohl, daß ich ein Deutſcher bin!"

Und dieſes ergreifende Gefühl der Heimathloſigkeit, einen wie erſchütternden Ausdruck hat es im „Fliegenden Holländer" erhalten!

„Seit Byron" — ſagt Liszt davon — „hat kein Poet ein ſo bleiches Phantom in düſterer Nacht aufgerichtet." Wie ſchön drückt ſich z. B. die Sehnſucht nach der Heimath in dem Lied des jungen Steuermanns aus:

Ach, lieber Sturmwind, blas noch mehr!
Mein Mädel verlangt nach mir! —

Seltſamerweiſe ward ihm aus München der Beſcheid: „Die Oper eigne ſich nicht für Deutſchland!" Hierzu bemerkte Wagner: „Ich Thor hatte geglaubt, ſie eigne ſich nur für Deutſchland, da ſie Saiten berührt, die nur bei den Deutſchen zu erklingen imſtande ſind."

Durch den Einfluß Meyerbeers ward die Oper in Berlin angenommen, und da auch ſein „Rienzi" in Dresden Eingang fand, ſo ſah er der Aufführung ſeiner beiden größeren Erſtlingswerke im lieben deutſchen Vaterlande entgegen. Gefunden hatte er die verzauberte Braut, erlöſt hatte er die deutſche Sage vom Banne tödtlicher Vergeſſenheit, unwiderſtehlich mahnend und lockend rief ihm das göttliche Weib in ſeinen Träumen zu: „O kehr' zurück, Du kühner Sänger!" — Und in der That, er hörte dieſe Worte, er las ſie im Volksbuche vom Ritter Tannhäuſer, der auf ſeinem Gang zum Wettkampf der Minneſänger auf der Wartburg von den Verlockungen der Frau Venus betroffen wird. Freilich weiß die älteſte Quelle dieſer Sage, das Tannhäuſerlied, nichts von einer Verbindung des Wartburgkrieges mit dem Geſchicke des fahrenden Sängers. Bekanntlich ſteht aber das alte Lied vom Sängerſtreit am Hofe zu Eiſenach

zwiſchen Heinrich von Oſterdingen und dem Zauberer Klingsor aus Ungarn in Verbindung mit einer anderen echtdeutſchen Sage, dem Lohengrin. Damit that ſich vor den erſtaunten Blicken unſeres Künſtlers eine neue, nie geahnte und gekannte und doch ſo heimiſche Welt auf. Und ſo hatte Frau Saga, ſeine erkorene Muſe und Göttin, den Vorhang gelüftet und in ſtrahlender Zauberpracht ein verborgenes Wunderland enthüllt. Und dieſes Wunderland, — es war ſeine liebe Heimath. Da zog es ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt ins theure Vaterland. Wie ein Verbannter, wie ein Gefangengeweſener und jetzt Befreiter kehrte er, 29 Jahre alt, im April 1842 zurück. Thränen der Rührung entquollen ihm, als er zum erſtenmale den Vater Rhein ſah, ſehnſüchtig breitete er ſeine Arme aus, wie einſt die 10 000 Griechen beim Anblick des Meeres, das ſie mit dem frohlockenden Rufe „Thalatta“ begrüßten. Erſchüttert und ſelig ergriffen rief er aus: „O Vater Rhein, hier an deinen grünen deutſchen Wogen ſchwöre ich armer Künſtler meinem Vaterlande ewige Treue!“ — Und dieſe Treue, er hat ſie redlich gehalten.

Ob wohl auch der junge Künſtler damals ſchon dem Wellengeſang der Rheintöchter lauſchte und das verführeriſche Rheingold aus der Tiefe leuchten ſah?! — Gewiß iſt, daß er im Thüringerwalde die im Sonnenlicht ſtrahlenden Zinnen der Wartburg mit bedeutungsvollem Blick begrüßte, und in ſeinem Geiſt wohl ſchon die Melodie des Pilgerchors ertönte:

Beglückt darf nun dich, o Heimath, ich ſchauen, —
Und grüßen froh deine lieblichen Auen;
Nun laß ich ruh'n den Wanderſtab . . .

Mit der Aufführung des „Rienzi“ an der Dresdener Hofbühne hatte Wagner die Grenze ſeiner Leiden erreicht. Etwas Unerhörtes, nie Dageweſenes ereignete ſich am 20. Oktober 1842. Mit athemloſer Spannung lauſchte das Publikum volle

ſechs Stunden, ohne die Geduld zu verlieren. Und als der Komponiſt am folgenden Morgen die Oper kürzen wollte, widerſetzten ſich die Sänger, vor allem Tiſchatſchek, mit dem Ausruf: „Nicht einen Takt! Es war zu himmliſch!“

Und nun ſein „Fliegender Holländer“ mit der verſtändnißinnigen Interpretation einer Schröder-Devrient als Senta!

Wagner ward königl. ſächſiſcher Hofkapellmeiſter zu Dresden.

Nicht blieben ihm in dieſer Stellung Verkennung und Angriffe erſpart; doch brach ſich ſein Genie allmählich Bahn. Sein „Fliegender Holländer“ fand auch in Kaſſel unter Spohrs wohlwollender Aegide Anklang, und in Riga ward er geradezu enthuſiaſtiſch aufgenommen. „Es ward“ — wie es in einer Rezenſion heißt — „dem größeren Publikum durch halbbewußte Intuition inne, daß ihm hier etwas anderes geboten werde, als italieniſche Milch.“ ... „Und ſo ſei uns denn der „Fliegende Holländer“ — heißt es da weiter — „ein Hoffnungsſignal, daß wir bald ganz von der wüſten Irrfahrt in den fremden Meeren ausländiſcher Muſik erlöſt ſeien und die ſelige deutſche Heimath finden werden.“ —

Ein Schritt weiter in dem idealen Streben, eine, wie er ſelbſt ſagte, „deutſche Originaloper“ zu ſchaffen, war ſeine Bearbeitung des „Tannhäuſer“. Beſonders anregend in dieſem Schaffen war für unſern Künſtler die von ihm ſelbſt betriebene Ueberführung der Aſche des allverehrten Meiſters Weber aus England auf deutſche Erde und die ihm würdig veranſtaltete Todtenfeier, bei der Richard Wagner die innigen Worte ſprach:

„Der Brite erkennt dich an, der Franzoſe bewundert Dich, aber lieben kann Dich nur der Deutſche. Du biſt ſein, — ein warmer Tropfen ſeines Blutes, ein Stück von ſeinem Herzen!“ —

Was unſeren Künſtler zunächſt vollauf beſchäftigte, war die Vollendung ſeines Tannhäuſer. Ein glühender Lavaſtrom ſinn-

licher Leidenſchaft durchſtrömt das Werk, wie eine fiebernde Erregtheit den Meiſter beherrſchte und vorwärts trieb, ſich durch die Abſchließung desſelben künſtleriſch zu befreien. Ja, oft befiel ihn aufregende Panik, ein jäher Tod könne ihn daran hindern. Und ſo entſtand jener gluthvolle, im Banne der Göttin Venus ſchmachtende Held, ſinnlich ſich verzehrend und leidenſchaftlich ringend, ſich der unwürdigen Feſſeln zu entreißen. Es war jener Rieſenkampf zwiſchen nach Genußſucht dämoniſch verlangender und nach chriſtlichidealer Läuterung ſtrebender Seele, — zwiſchen dem heidniſchen Götzendienſte der Venus und dem mittelalterlich-romantiſchen, ſchwärmeriſchen Marienkult. Wie Mephiſtopheles in der Oper „Fauſt“ vor dem hingehaltenen Kreuze zurückweicht, ſo verſinkt die Teufelin Venus mit all ihrem ſirenenhaften Höllenſpuk beim Anrufen der h. Maria in die Tiefe zurück. Und damit dem auch auf weltliche Liebe Anſpruch machenden Herzen ſeine volle Befriedigung werde, tritt dem vom Banne ſündiger Sinnenluſt befreiten Helden als Verkörperung reiner und idealer Weiblichkeit die engelgleiche Geſtalt Eliſabeths entgegen, die den kühnen Sänger ſchon lange zuvor in halbbewußter Liebe verehrte. Mit bewundernswerther Findigkeit, wie ſie nur dem wahren Genie eigen iſt, entlieh Wagner dieſe Figur der Prophezeiung des Zauberers Klingsor, die dieſer auf der Wartburg aus den Sternen las, nämlich daß ſeinem Könige Andreas von Ungarn eine Tochter geboren werde, die beſtimmt ſei, dereinſt Gattin des Sohnes des Landgrafen zu werden. Dieſe Tochter war die durch die Legende nachmals verewigte heilige Eliſabeth, die unſer Meiſter als Nichte des Landgrafen auftreten läßt. Und mit welchem Zauber hat der Tondichter dieſes Weſen umkleidet! Mit welchem Jubel begrüßt ſie die ſtrahlende Halle, darinnen der kühne Sänger aufs neue eingekehrt, der, ach, ſo oft ihr Herz entzückt! Wie unnachahmlich reizend iſt das Erwachen der Liebe und das ſchamhaftholde

Eingeſtändniß ihrer Gefühle gemalt! Wie wirkungsvoll der Sängerſtreit in unſer Drama eingeflochten, wie ſchwungvoll und pompös klingt der Einzugsmarſch! Und wie erhaben das Preislied Wolframs zur Verherrlichung der platoniſchen Liebe! Gehen nun auch, wie einige Kritiker mit Recht hervorheben, die Gegner „Tannhäuſers" in ihrer hyperidealiſtiſchen Auffaſſung vom Weſen der Liebe ſicherlich zu weit, wonach ſelbſt die Lippen an dem Bronnen zu kühlen ein Verbrechen ſei, — ſo bekundet offenbar unſer Sänger einen unverzeihlichen Rückfall, das Loblied der heidniſchen Göttin Venus anzuſtimmen, aus deren ſündigen Armen er ſich doch mannhaft losgerungen. Aber unſer Mitleid und unſere Sympathie erwacht für ihn aufs neue durch ſeine demüthige Unterwerfung und durch die Hartherzigkeit eines ſtolzen Kirchenfürſten. Die ſchneidende Disharmonie zu mildern, womit der mittelalterliche Mythus ſchließt, wonach Tannhäuſer wieder verzweifelt zum Venusberg zurückkehrt, erfindet der Tondichter den Opfertod einer reinen Jungfrau, der zur Heiligen verklärten Eliſabeth. Und ſo bildet die Erhebung zum Göttlichen einen verſöhnlichen Schluß für die irrende und ringende Menſchenſeele. Ergreifend und gewaltig fallen die Akkorde jenes Pilgerchors ein, die abwechſelnd mit den ſirenenhaften Geigentönen in der meiſterhaften Ouvertüre den Widerſtreit der Sinnenluſt mit dem Aufſchwung zu Gott malen, erſchütternd abwechſelnd wie die Poſaunen Jerichos, — ſchmetternd und brauſend wie die Trommeten des jüngſten Gerichts.

Nach einem ſo aufreibenden Schaffen fühlte unſer Künſtler das dringende Bedürfniß einer Erholung. Er fand ſie in dem reizend gelegenen Marienbad. Und hier in der Heiterkeit der Umgebung erſchien ihm das anmuthige humoriſtiſche Gegenbild des Sängerkriegs auf der Wartburg in dem ſpießbürgerlichen Gebahren der Meiſterſänger. Und ſo ſchuf er die erſte nationale komiſche Oper. Wie im „Tannhäuſer" dem Verirrten der edelſte

Vertreter des Idealismus, Wolfram, mitfühlend entgegentritt, ſo findet auch Stolzing in Hans Sachs, dem Vater, aber nicht dem Knechte der erfundenen Regeln des Meiſtergeſangs, einen väterlichen Freund. Wie wohlthuend und ſympathiſch berührt uns dieſer treue Typus echten deutſchen Volksgeiſtes und wie anmuthig erſcheint uns in Evchen das Bild des ſchlichten, natürlichen, gemüthsinnigen deutſchen Bürgersmädchens! Nitzſche rühmt beſonders die „goldhelle, durchgegohrene Miſchung von Einfalt, Tiefblick der Liebe, betrachtendem Sinn und Schalkhaftigkeit."

Ein neuer erhabener Stoff füllte die Seele des Meiſters aus, — die Lohengrin-Sage. Und wie jedes große Werk eines gewaltigen Genius eine Art Selbſtbekenntniß enthält, ſich damit ein Stück ſeines ureigenſten Weſens von ſeiner Seele loßringt, — ſo dürfen wir wohl auch in der gottgeſandten, aber nicht verſtandenen Lichtgeſtalt des Gralsritters, der von dannen zog, weil das Weib, dem er ſich vertraute, ſich ihm nicht in blindem Glauben rückhaltlos ergab, eine Wiederſpiegelung ſeines damals vielverkannten und mißverſtandenen Geiſtes erblicken. Oft beſchlich ihn das Gefühl troſtloſer Vereinſamung. Doch das iſt das Loos aller großen Geiſter, die von den Alltagsmenſchen unverſtanden in dem Gewühle der Welt umherwandeln wie in einer unendlichen Wüſte, die Worte des Dichters empfindend:

Wo biſt du, mein gelobtes Land,
Geſucht, geahnt und nie gekannt?
Das Land, das Land, ſo hoffnungsgrün,
Das Land, wo meine Roſen blühn?
Wo meine Träume wandelnd gehn,
Wo meine Todten auferſtehn,
Das Land, das meine Sprache ſpricht? —

Die Sonne dünkt mich matt und kalt,
Die Blüthe welk, das Leben alt,
Und was ſie reden, leerer Schall, —
Ich bin ein Fremdling überall.

Wenn er dann in wehmüthigen Gedanken vor ſich hinſann, dann beſuchte ihn ſeine hohe Gönnerin und Freundin, die ihn ſeit ſeinen Künſtlerleiden in Paris nicht verlaſſen, — ſeine tröſtende Göttin, ſeine begeiſternde Muſe, — die deutſche Sage.

„Verzage nicht, Du edler Jünger der Kunſt!“ — ſo redete ſie ihn an, — kommen wird einſt die Zeit, da die Deutſchen ſtolz Dich ihren Sohn nennen, unſterblich wird Dein Ruhm erklingen und die Welt erfüllen, und nach Aeonen werden Deine Schöpfungen noch die ſtaunende Nachwelt ergötzen! Verzage nicht! Noch reich an Schätzen iſt das Wunderland, das ich Dir erſchloſſen, noch ruhen viele Kleinode ungekannt und ungewürdigt in meinem Zauberſchloß. Schau her und erquicke Dich!“

Und ſiehe! In leuchtender Strahlenglorie tauchte das ſchönſte und herrlichſte deutſche Heldenideal in unvergänglicher Jugendſchönheit auf mit dem Götterblick und der bezauberndſten Liebenswürdigkeit.

„Siegfried!“ rief der Meiſter entzückt und begeiſtert aus und verſank in ſelbſtverlorenes Sinnen und Dichten. Und vor ſeinem Geiſte zogen die Bilder des Drachenkampfes, der ſchlummernden Brunhilde und der minniglichen Krimhilde auf. Zuletzt der göttliche Held, gebückt über den Brunnen, durchbohrt von Hagens heimtückiſchem Speere.

„Siegfrieds Tod!“ rief der Künſtler, wie von einer göttlichen Offenbarung erleuchtet. Und wieder ward es Nacht um ihn her. Einſam ſaß er vor einem Berge und träumte ſehnſüchtig mit dem deutſchen Volke von des Vaterlandes Wiedergeburt und Erſtehung des Kaiſerreichs. Da that ſich der Berg vor ihm auf, und er gewahrte einen ehrwürdigen Greis ſchlummernd ſitzen vor einem marmelſteinernen Tiſch, durch den ſein langer Bart gewachſen. Plötzlich erwachte derſelbe mit dem Rufe: „Soll ich denn ewig ſchlafen in meiner Gruft?“

„Friedrich Barbaroſſa!“ rief da unſer Meiſter. „Nein, Du ſollſt erwachen! Das deutſche Volk verlangt nach Dir!“

Es war das Jahr 1848; doch die Zeit war noch nicht gekommen.

Aber nicht nur künſtleriſch beſchäftigte den leidenſchaftlichen Geiſt Wagners das Bild der Sehnſuchtsträume des deutſchen Volkes, der ſchlummernde Rothbart und ſeine Wiedererweckung. Gewaltig gährten auch in ſeinem Innern die revolutionären Ideen der damaligen Zeit und nicht minder konnte er ſich, wie das aufgeregte Volk mit der Thatſache abfinden, daß der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die ihm angetragene deutſche Kaiſerkrone zurückgewieſen hatte.

Schon Liszt, der Wagners Tannhäuſer in Weimar aufführen wollte, hatte unſeren Künſtler bei ſeinem Beſuche in Dresden in der Geſellſchaft unheimlich ausſehender Kameraden in Heckerhüten getroffen, unter denen die Schlagwörter fielen: „Wir wollen keine Fürſten mehr ernähren!“

So brach denn auch in Dresden ein Aufſtand aus, der König mußte fliehen, Barrikaden von uneinnehmbarer Feſtigkeit wurden in den Straßen errichtet und das Zeughaus geſtürmt. Aber beim Angriff preußiſcher Hülfstruppen zerſtoben die Freiſchaaren, und dabei ging das Opernhaus in Flammen auf. Unter den Flüchtigen befand ſich auch Wagner, nicht unfroh über ſeine Befreiung aus dem Zwange des Hofes und Publikums.

Zunächſt in Weimar bei Liszt fand der Heimathloſe ein Aſil und das vergebens geſuchte Verſtändniß für ſeine Kunſt. Doch nicht lange war hier ſeines Bleibens. Unſtät und ruhelos irrte Wagner in Paris und in der Schweiz umher und vollendete einige Schriften, in denen er ſeine Grundanſchauungen vom Berufe des Künſtlers, dem innigen Zuſammenhang und der nothwendigen Verſchmelzung der Künſte und dem Kunſtwerk der Zukunft niederlegte. Daneben trug er ſich mit einem genialen

Operustoff, den ihm wiederum die germanische Sagenwelt eingab. Es war der Mythus von dem kunstreichen Schmied Wieland, dem nordischen Daedalus, in dem sich der Künstler offenbar selbst schilderte. Schwanhilde, die Jugendgeliebte Wielands, ist die Verkörperung seines eigenen Künstlerideals; doch wie der nordische Schmied durch den Tyrannen Neiding gezwungen, so mußte auch Wagner im Frohndienste eines banausischen Publikums arbeiten. Und wie Wieland eine unwürdige Leidenschaft zur Königstochter Bathilden fesselt, so wird der Meister durch die falsche Industriekunst geblendet, bis er endlich, von dem Tyrannen gelähmt, zum Bewußtsein seiner schimpflichen Knechtschaft gelangt und sich die Flügel der Befreiung schmiedet, mit Hülfe deren er der Welt der Neidinger entrinnt, — blutigroth bestrahlt von den Flammen der Revolution.

Im Februar 1850 eilte Wagner mit diesem Entwurf nach Paris, aber eine Nervenkrankheit hinderte ihn an der Ausführung seines Planes. Nach seiner Genesung begab er sich wieder in die Schweiz zurück.

Inzwischen bereitete sich im Musensitz Weimar, das den alten Ruhm eines Hortes klassischer Geister jetzt aufs neue bewähren sollte, die erste Aufführung des „Lohengrin" vor. Sie fand statt an Goethes Geburtstage, den 28. August 1850. Viele Kunstästhetiker, wie Ludwig Nohl, erblickten in diesem Meisterwerk den Gipfelpunkt von Wagners Schaffen. Und in der That schon die Wahl des Stoffes bekundet den gottbegnadeten Genius. In welches Zauberland der Poesie und in ein wie leuchtendes Wunderreich der Romantik trägt uns mit dem Schwanennachen und dem gralgesandten Ritter der verzückte Blick, und mit welch' himmlischsüßen Klängen berauscht der Komponist unser Ohr! Ein seliger Schauer und ein wonniges Beben durchrieselt unser Innerstes, und wir fühlen uns dieser Welt voll Alltagsprosa entrückt in ein von wunderbarem Farben-

glanz ſchillerndes, von Sphärenmuſik durchzittertes Lichtreich. Wie gebannt und bezaubert ſchauen und lauſchen wir, als theilte ſich uns eine göttliche Offenbarung des Reinſten und Erhabenſten mit, deſſen überhaupt menſchliche Kunſt befähigt iſt. „Wie faßt uns ſeligſüßes Grauen! Welch' holde Macht hält uns gebannt!“ —

Und wo hätte je die Künſtlerphantaſie ein duftigeres, poetiſcheres Bild reiner und unentweihter Jungfräulichkeit erſchaffen, als in Elſa?!

Ihr träumeriſch-verzücktes Hoffen und Harren auf den gottgeſandten Erlöſer, ihr anfänglich rührend demüthigendes, gläubiges Vertrauen und ihre volle Hingabe an den hoch über ihr ſtrahlenden Ritter und Helden, — mit wie ergreifenden Klangfarben iſt dies vom Meiſter wiedergegeben! Wie überwältigend tönt ihr vertrauensſeliges Lied in Ortrud's Ohr:

Du Aermſte kannſt wohl nie ermeſſen,
Wie zweifellos mein Herze liebt!
Du haſt wohl nie das Glück beſeſſen,
Das ſich uns nur durch Glauben giebt!
Kehr bei mir ein! Laß mich dich lehren,
Wie ſüß die Wonne reinſter Treu'!
Laß zu dem Glauben dich bekehren:
Es giebt ein Glück, — es giebt ein Glück, das ohne Reu! —

Und welch' keuſcher und doch ſo poetiſcher Hauch durchweht die Scene im Brautgemach! Den Höhepunkt dramatiſcher und muſikaliſcher Wirkung erreicht aber die Oper in dem Abſchied und namentlich in jenem unvergleichlichen Recitativ:

In fernem Land, unnahbar euren Schritten
Liegt eine Burg, die Montſalvat genannt! —

Ueberirdiſche Sphärenmuſik, welche die innerſten Fibern unſerer Seele erſchwingen macht, eröffnet dem verzückten Blick eine leuchtende Perſpektive in das Reich voll Glanz und Wonne, in das Zauberland chriſtlicher Romantik, zum Wundertempel des

Grals, deſſen Anſchauen Kraft und Leben, ja die höchſte Seligkeit verleiht.

Daß Wagner den Zenith ſeines Künſtlerſchaffens erreicht hatte und von ſeiner hohen Sendung als Reformator der Operumuſik durchdrungen war, beweiſen auch die mannigfachen, epochemachenden Schriften, in denen er ſeine bahnbrechenden Ideen niederlegte. Die wichtigſte iſt ohne Zweifel ſein für das muſikaliſche Drama grundlegendes Werk: „Oper und Drama", worin er die Muſik nur als den letzten und vollendetſten Ausdruck dichteriſcher Gedanken hinſtellt und beſonders gegen Meyerbeer eifert, der den Dichter zwinge, ſeinen Effekthaſchereien zu dienen. Die Muſik verhalte ſich zur Poeſie, wie das Weib zum Manne, — der dichteriſche Gedanke erzeugt die lebendige Melodie.

Die neuen Ideen riefen einen wahren Sturm hervor, wie dies bei jeder geiſtigen Revolution von je der Fall war. Unverſtand und Mißverſtändniß, Neid und gekränkter Ehrgeiz, angeborene Streitſucht oder — wohlfeiler Spott, — vor allem der herrſchende Modegeſchmack bäumten ſich verkörpert wie ein gewaltiges Ungethüm gegen den kühnen Genius. Doch gleich Siegfried, dem leuchtenden Heldenideale, das jetzt ſein Inneres beſeelte, — ſtieß er mannhaft ſein ſelbſtgeſchmiedetes Schwert dem Ungeheuer in die Bruſt.

Aber auch die Anerkennung fehlte ihm nicht. So urtheilt Liszt in einem Buche über Wagners „Tannhäuſer" und „Lohengrin" folgendermaßen: „Es erſtand ein überragendes Genie, ein ſprühender Flammengeiſt, berufen, eine doppelte Krone von Feuer und von Golde zu tragen, der träumte kühn, wie Dichter träumen und ein Ziel ſich ſteckte, ſo hoch, wie es nur in Zukunft von einem urtheilsfähigeren Publikum gewürdigt werden kann."

Und wie eine jede Schöpfung eines gewaltigen Genius als

eine Loslösung, als ein Stück seines ureigensten Innern aufzufassen ist, so erzeugte der große Ringkampf des Meisters die künstlerisch gestaltete Geschichte jenes vollendetsten urgermanischen Helden- und Jünglingideals, — des Drachenkämpfers Siegfried. Und wie sich sein Geist vorwärts und rückwärts mit dem Lieblingsbilde der deutschen Heldensage beschäftigte, — so entstand eine großartige Komposition mehrerer innerlich zusammenhängender Meisterwerke, die man unter dem Gesammtnamen der Nibelungentetralogie begreift. Wie aus nächtig dämmernder Tiefe stieg in ihm das mächtige, weitausgespannte Grundmotiv jener wunderbaren Instrumentalbegleitung empor, das sein Vorspiel „Rheingold" durchzieht und uns jene mysteriöse Vorgeschichte des Goldhorts vor die Seele führt, dessen Besitz Unheil und Todesverhängniß nach sich zog.

Es nimmt sich zum Hintergrund den erschütternden nordischen Mythus von der Götterdämmerung, jenes durch eigene Schuld herbeigeführten Untergangs der Götter und Welten. Mit Hülfe der Riesen haben sich die nordischen Asen eine strahlende Burg erbauen lassen, wollen aber den versprochenen Lohn, die Himmelsgöttin Freyja selbst, nicht ausliefern. Der listige Gott Loki (Loge), mit dem sich der Göttervater Wodan zu seinem Verderben verbunden, schafft Rath und entreißt dem Zwergen Alberich das Rheingold, das dieser selbst zuvor den Rheintöchtern geraubt. Mit diesem Golde wird die Gestalt der verpfändeten Göttin Freyja einem altgermanischen Sühnegesetz zufolge bedeckt und ausgelöst. Doch nicht ganz wird sie verhüllt, und Wodan ist genöthigt, noch einen Ring aus dem Goldhort zu opfern, an dessen Besitz der Zwerg einen verhängnißvollen Fluch geknüpft. Und dieser Fluch geht sofort in Erfüllung. Der eine Riese Fafner erschlägt seinen Bruder und hütet fortan in Drachengestalt den Hort.

Als vollzöge sich der Akt einer Weltschöpfung, so schwellen

die Töne in immer lebendigerem Werdedrange, zu ſtets organiſcherer Geſtaltung ſich vervielfältigend, immer neubelebt und in immer helleren Klangfarben aufwärts ſtrebend, oder in wohliger Daſeinsfreude in ſich zurückkehrend. Unter den feierlich brauſenden Accorden eines majeſtätiſchen Marſches ziehen die Götter auf der farbigen Regenbogenbrücke in ihre ſtrahlende Burg Walhalla; aus der Tiefe erſchallt der Klagegeſang der ihres Goldes beraubten Nixen.

Nicht verſchweigen wollen auch wir unſere äſthetiſchen Bedenken bezüglich der von Wagner in dieſer Kompoſition übertriebenen Alliteration, die nicht ſo ganz mit Unrecht die Spottſucht hervorrief. Der Text, auf den ja der Meiſter den bisher üblichen gehaltloſen und ſeichten Machwerken gegenüber ein ſo großes Gewicht legte, macht in ſeiner Form einen ſeltſamen Eindruck. Es wird einem oft ganz merkwürdig zu Muthe, wenn man Verſe lieſt, wie:

Ihr ſchmählich ſchlaues, lüderlich ſchlechtes Gelichter!
Nährt ihr nur Trug, ihr treuloſes Nickergezücht!

Glücklicherweiſe hat ſich der Tondichter in ſeinem letzten Werke „Parſifal“ wieder von dieſer Bizarrerie entfernt.

Fühlten ſich Manche vielleicht von der etwas fremdartigen und fernliegenden Expoſition im „Rheingold“ enttäuſcht, ſo ſteigerte ſich ſicherlich ihr Intereſſe beim Anhören der „Walküre“ von Scene zu Scene und ging ſchließlich in Entzücken und lauten Beifall über. Unſer Geiſt wird eingeführt in die Vorgeſchichte Siegfrieds, des Nibelungenhelden, in die Abenteuer und Schickſale ſeiner Ahnen, des von Wodan beſchirmten Wälſungengeſchlechts, in denen wir Züge höchſter urgermaniſcher Kraft und urwäldlicher Wildheit finden. Aufs tiefſte erſchüttert uns das Leid und Weh des heimathloſen Flüchtlings Siegmund, wie er in Sturm und Regen umherirrend endlich die gaſtliche Hütte ſeiner Zwillingsſchweſter Sigelinde findet, die

an Hunding vermählt ist. Ohne sie zu erkennen, wird er von allgewaltigem Zauber zu ihr hingerissen, und auch sie steht wie festgebannt vor seiner Mitleid und Bewunderung erregenden Heldengestalt. Sie verhilft ihm zu dem siegreichen Wunderschwert, das einst Wodan in den Eichstamm, der als Stütze das Dach der Hütte trägt, mit der Verheißung hineingestoßen, daß es nur dem gehören soll, der imstande sei, es herauszuziehen. Und dies vermag nur Siegmund, der Wälsungenheld.

Ist es nun wohl auch bedenklich, daß unser Meister, einem Ausläufer der Sage folgend, Siegmund sich mit der Schwester Sigelinde, die noch dazu eines Anderen Weib ist, vereinen läßt, — so verdanken wir doch dieser Erfindung eine der wirkungsvollsten und hinreißendsten Scenen. Magisch gießt der Vollmond sein silbernes Licht in die Hütte, süße Vogelstimmen tönen aus der Frühlingswaldesnacht zum offenen Fenster herein, und mit den einschmeichelnden Klängen der leidenschaftlichsten Liebeslieder glauben wir den ganzen berauschenden Duft des wiedergeborenen Lenzes selig einzuathmen.

Doch der Frevel fordert den Groll der Ehewächterin Frigg heraus, und ihrer Rache muß der Göttervater seinen Liebling preisgeben. Schon naht Hunding, die Schmach zu rächen, und Wodan beauftragt seine geliebte Tochter Brunhilde, eine Walküre, Siegmund unterliegen lassen. Ein orchestrales Prachtstück ist der Ritt der Walküren.

Aber Brunhilde, von Mitleid mit Siegmund und seiner Schwestergattin Sigelinde gerührt, beschließt wider Willen Wodans, ihren und ja auch seinem Liebling den Sieg zuzuwenden. Doch zürnend erscheint der Göttervater in den Wolken, zerspellt mit seinem Speer das Wälsungenschwert in Stücke, — und Siegmund fällt. Und nun wendet sich Wodans Groll auch gegen Brunhilde, die Ungehorsame. Einen furchtbaren Kampf mit seinem Mitleid und seiner Liebe ringend, muß er

doch die widerſpenſtige Tochter ſtrafen. Auf hohem Bergeskamm, am Fuße einer Tanne verſenkt er die Walküre in tödtlichen Schlummer mit der Verheißung, daß nur ein Held, der das Fürchten nicht kenne, imſtande ſei, ſie zu erlöſen. Ergreifend endlich iſt Wodans Abſchied von der innig geliebten Tochter, magiſch und geheimnißvoll malen die zickzackſpringenden, irrlichtelirenden Töne des Orcheſters die wabernde, kniſternde Lohe, die um die Entſchlafene einen Feuerwall ſchließt.

So ſchlummert ſie denn gleich der Erdenbraut im Winter, bis ſie der Sonnenbräutigam mit ſeinem Flammenkuß erweckt.

Inzwiſchen giebt Sigelinde mit Verluſt ihres Lebens dem Helden das Daſein, der dazu erkoren iſt, die Walküre zu erlöſen. Wild im Walde wächſt das Urbild eines kräftigen germaniſchen Knaben voll ſtrotzenden Jugendübermuths und naiver Sitteneinfalt auf, — Siegfried, der leuchtende Wälſungenſproß, in der Hut eines mißgeſtalteten Zwerges Mime, der ſich für ſeinen Vater ausgiebt. Mit Recht bezweifelt dies der Sohn der Wildniß, da nur Gleiches vom Gleichen ſtamme, und mit einem Herzen voll natürlicher warmer Empfindung fragte er nach ſeiner Mutter. Mit ſeiner unbändigen Kraft und ſeinem vor nichts zurückſchreckenden Muthe macht er dem feigen Schmiedemeiſter bange und will ſich darob todtlachen. Alle Schwerter, die Mime ihm geſchmiedet, zerſchmettert er, bis ihm dieſer die Stücke von Siegmunds Schwert, welche Siegelinde verwahrt hatte, aushändigt. Davon bereitet ſich der Held eine Waffe, welche die Probe beſteht. Nun gedenkt ſich Mime ſeiner zu bedienen, um den goldhütenden Drachen Fafner zu erſchlagen, dem Alberich, Mimes Bruder, gerne den Schatz entriſſen ſehen möchte, vor allem den verhängnißvollen Ring des Nibelungen. Siegfried iſt gerne bereit, das Ungeheuer zu erlegen; das Abenteuer reizt ihn, und Furcht kennt er ja

nicht. Die Lagerstätte des Drachen zu ergründen, versenkt er sich in die Tiefe des Waldes.

Den Reiz und geheimnißvollen Schauer der germanischen Waldespracht malt der Tondichter in so unnachahmlichen Klangfarben, daß wir an Lieblichkeit und Naturwahrheit demselben nichts auf dem weiten Gebiete der Kunst gleichzusetzen wüßten. Da wallet und zittert ein so wonniges Beben und Flüstern durch Blätter und Blüthen, da pfeift und girrt, flötet und jubelt ein so fröhliches Waldkonzert, da zirpt und summt ein so seliges Weben der Insektenwelt, da huscht und raschelt ein so geheimnißvolles Begegnen des scheuen Wildes, daß wir andachtsvoll und athemlos, entzückt und verwundert lauschen. Es ist uns, als würde uns eine göttliche Offenbarung von dem innersten Wesen und Walten der Natur. Wo ist ein von Gott begnadeter Geist, dem es vergönnt war, so in das Heiligthum der Natur einzudringen? Kein Dichter, kein Maler hat dies so verstanden als Richard Wagner. Ist es uns doch, als läge er mit lauschendem Ohre am Herzschlag der Natur, als dringe sein Geist in die Eingeweide der Erde, sein Auge ins Allerheiligste des Himmels.

Ja, auch unser Meister verstand gleich Siegfried nach bestandenem Drachenkampf die Stimmen der Vögel, die Laute der Thiere, die feinsten Klänge der Natur! Gleich Siegfried umfängt auch uns im Schatten der breitästigen Linde ein seligsüßer Schauer, eine selbstverlorene Träumerei von unserer Kindheit, eine wonnige Vorahnung glücklicher Zukunft, wie beim halbbewußten Erwachen unserer ersten Liebe. Wie reizend naiv berührt uns Siegfrieds Einfall, auf einem Schilfrohr die Stimme der Vögel nachzuahmen! Und als ihm das nicht gelingt, nimmt er sein Horn und schmettert ein lustiges Lied.

Da singt unserem Helden ein liebliches Waldvögelein von einem minniglichen Weibe, das verzaubert ruhe in tiefem

Schlummer, von wabernder Lohe umgeben, und ſehnſüchtig ſeiner harre, des berufenen Erlöſers. Und unwiderſtehlich folgt er der lockenden Stimme, raſtlos treibt's ihn durch Dickicht und Dorn, nicht ſchreckt ihn der lodernde Feuerwall, kühn ſpringt er durch die züngelnde Flamme, und wie gebannt ſteht er vor dem ſchlafenden Weibe! Da befällt ihn ein Zittern und Zagen, — er, der muthige Recke, den kein Unthier des Waldes jemals erſchreckt, dem der ſchnaubende Drache keine Furcht eingejagt er wird zum erſten Male von einem unbegreiflichen Bangen befallen, — vor einer ſchlafenden Maid! O wunderbar ſchöne, tief ergreifende Stelle! — Doch die Allgewalt der Liebe beſiegt die Schüchternheit, die jedem unverdorbenen echtdeutſchen Jünglingsherzen in der Nähe einer von keuſcher Sitte und unentweihter Seelenreinheit wie von einem Feuerwall umgebenen Jungfrau eigen iſt, es zieht ihn hin, wo auf halbgeöffneten Lippen ein Hauch ihrer Seele zu ſchweben ſcheint, — dieſen Hauch will er durſtig erhaſchen. Da ſchlägt die ſchlummernde Erdenbraut die Wimpern auf und ſchaut dem Erretter beglückt in ſeine leuchtenden Sonnenaugen. Noch einmal bäumt ſich der Adel der Göttlichkeit in ihr auf, den ſie opfern muß, des Geliebten Weib zu werden, — doch ſeliglächelnd giebt ſie Götterglück und Unſterblichkeit dahin für die vergängliche Liebe ſterblicher Erdenſöhne.

Das Verhängniß erfüllt ſich in der Schlußkataſtrophe der ſogenannten Götterdämmerung. Siegfried kommt an den Königshof in Worms, vergißt infolge eines ihm dort gereichten Zaubertrankes Brunhilden und wirbt um die burgundiſche Prinzeſſin Gudrun, die im Nibelungenliede bekanntlich Krimhilde heißt. Ja, er erbietet ſich für ſeinen zukünftigen Schwager Gunther ſeine verlaſſene Braut an ſeiner Statt zu werben, aber unter der Maske desſelben. So wird Brunhilde getäuſcht und gezwungen, Gunthers Gattin zu werden, den ſie für ihren zweiten

Befreier aus der Waberlohe hält. Dem Schickſalsſpruch gemäß muß' ſie aber dem als Weib folgen, der ſie vom Zauberbanne erlöſt. Sobald Brunhilde den Trug entdeckt, weiht ſie Siegfried der Rache und zieht den Vaſallen Hagen hinzu, der als Sohn des Zwergkönigs Alberich nach dem Nibelungenhorte und vor allem nach jenem verhängnißvollen Ringe lüſtern iſt.

Auf einer Jagd wird die ſchändliche That verübt. Arglos und heiter hatte Siegfried ſich zuvor in ſeligen Rückerinnerungen ergangen. Dem Getödteten wird ein Scheiterhaufen errichtet, den auch Brunhilde beſteigt, um ſich im Tode mit dem zu vereinen, der ihr in Liebe und Treue verbunden, doch von ihr im Leben getrennt war. Umſonſt verſucht Hagen den Ring des Nibelungen an Siegfrieds Finger zu entreißen, Brunhilde wirft ihn den Rheintöchtern zu, die ihn jauchzend empfangen. Die Flammen des Scheiterhaufens lodern empor, erfaſſen die Götterburg Walhalla, und ſie und die Götter ſelbſt verſinken in Aſche mit dem Untergange ihres Lieblingshelden Siegfried. Dies iſt nach Wagner die Götterdämmerung.

Zieht ſich durch die ganze großartige Kompoſition das leitende Grundmotiv vom Fluche, der am unrechtmäßigen Beſitze des Goldes haftet, ſo kehren andererſeits in dieſer Schlußkataſtrophe wie zuſammenfaſſend noch einmal all die charakteriſtiſchen Einzelmotive des Ganzen wieder und es ſchließt mit einem ergreifenden Orcheſterſchwung, ernſt an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen gemahnend.

Für dieſen Verluſt alles Irdiſchen kann uns nach Hans v. Wolzogen nur ein ſelbſtloſes Entſagen und die Selbſtüberwindung tröſten, und was dem Leben allein Reiz verleiht und es lebenswerth erſcheinen läßt, — das iſt die Liebe.

In dieſem Sinne ruft Brunhilde beim Beſteigen von Siegfrieds Scheiterhaufen:

Verging wie ein Hauch der Götter Geſchlecht,
Laß ohne Walter die Welt ich zurück.
Meines heiligſten Wiſſens Hort weiſ' ich der Welt nun zu;
Nicht Gut, nicht Gold, nicht göttliche Pracht,
Nicht Haus, nicht Hof, nicht herriſcher Prunk,
Nicht trüber Verträge trügender Bund,
Noch heuchelnder Sitte hartes Geſetz, —
Selig in Luſt und Leid läßt die — Liebe nur ſein! —

Eine gewiſſe Verwandtſchaft mit dieſer Nibelungenkompoſition hat ein anderer Stoff, den Wagner ungefähr gleichzeitig behandelte, — es iſt die Sage von Triſtan und Iſolde. Auch in ihr ſpielt urſprünglich ein Liebestrank eine große Rolle; doch hat der Meiſter ihn erſetzt durch eine wirkliche ſofort bei der erſten Begegnung entbrennende heftige gegenſeitige Leidenſchaft. Auch hier ſoll der Held dem Freunde die Braut zuführen, die das Schickſal ihm ſelbſt beſtimmt hatte. Das Hauptmoment liegt hier in der verzehrenden Liebesqual und dem dadurch unausbleiblichen Tode. Ungemein wirkungsvoll iſt das Motiv des Schweigens hier vertieft, jene ſtumme, höchſte Beredſamkeit, wogegen jeder Aufſchrei ſchwaches Lallen iſt. Das Sujet, bekanntlich von Gottfried von Straßburg ſinnebeſtrickend behandelt, hat im Original ſeine äſthetiſchen Bedenken.

Die künſtleriſche Vollendung Wagners war mit den letztgenannten Werken zur Reife gediehen, wie auch ſein Leben einen Ruhepunkt fand.

Inzwiſchen hatte er nämlich für das Blühen und Gedeihen ſeiner Kunſt im hochgebildeten, leider ſo traurig dahingeſchiedenen König Ludwig von Bayern einen mächtigen Gönner und Beſchirmer gefunden. In ſeinem ſiebzehnten Lebensjahre hatte dieſer als Kronprinz zum erſten Male den Lohengrin gehört und war darüber in ſolche Ekſtaſe gerathen, daß er das feierliche Gelübde ablegte, ſobald er den Thron beſtiegen, dem Schöpfer dieſes Werkes hülfreich die Hand zu reichen.

Im April 1863 hatte Wagner im Vorworte zu seiner Nibelungendichtung die Idee der Errichtung einer nach griechischem Muster amphitheatralisch zu erbauenden Festbühne ausgesprochen, bei der das Begaffen der Zuschauer beschränkt und die oft lächerlichen Bewegungen des Orchesters unsichtbar wären. „Gäbe es wohl," — so sagt er darin, — „kunstliebende Männer und Frauen genug, dazu die Mittel zusammenzubringen? Oder gäbe es wohl einen Fürsten, der dazu aufwendete, was ihn die Unterhaltung seines mangelhaften Operntheaters eine kurze Zeitlang kostet?"

Und der Fürst fand sich.

Mit dem Füllhorn seiner Gnade übergoß er den hochbeglückten Künstler.

O König, holder Schirmherr meines Lebens!
Du höchster Güte wonnereicher Hort!
Wie ring' ich nun, am Ziele meines Strebens,
Nach jenem deiner Huld gerechten Wort,
In Sprach' und Schrift, wie such' ich es vergebens!
Und doch zu forschen treibt mich's fort und fort,
Das Wort zu finden, das den Sinn dir sage
Des Dankes, den ich dir im Herzen trage! —

so stammelte der vielgeprüfte Meister nach endlich gefundenem Verständniß. Doch noch nicht war er in den ersehnten Hafen eingelaufen. Mißverständniß des Volkes, Engherzigkeit des Hofes, Neid und Mißgunst der lieben Zunftgenossen vertrieben ihn aufs neue von der Seite seines hohen Freundes. Georg Herwegh hat dies sehr treffend also besungen:

Vielverschlagner Richard Wagner aus dem Schiffbruch von Paris,
Nach der Isarstadt getragner, sangeskundiger Ulyß!
Ungestümer Wegebahner, deutscher Tonkunst Pionier,
Unter welche Insulaner, theurer Freund, geriethst du hier!
Und was hilft dir alle Gnade ihres Herrn Alkinous!
Auf der Lebenspromenade dieser erste Sonnenkuß!
Die Philister scheelen Blickes, spucken in den reinen Quell,

Keine Schönheit rührt ihr dickes, undurchdringlich dickes Fell.
Ihres Hofbräuhorizontes Grenzen überfliegst du keck
Und du bist wie Lola Montez, dieser Biedermänner Schreck:
Solche Summen zu verplempern nimmt der Fremdling sich heraus!
Er bestellte sich bei Semper'n gar ein neu Komödienhaus!
Ist die Bühne, drauf der Robert, der Prophet, der Troubadour
Münchens Publikum erobert eine Bretterbude nur?
Schreitet nicht der große Vasco weltumsegelnd über sie?
Doch Geduld. — du machst Fiasko, hergelaufenes Genie! —
Ja trotz allen deinen Kniffen, wir versalzen dir die Supp'
Morgen wirst du ausgepfiffen; — vorwärts Franziskanerklub!

Wagner ging wieder in die Schweiz, doch die Aufführung seiner „Meistersinger" in München brachte ihn dem König wieder näher. Und so hatten sich die Worte des Dichters erfüllt:

Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Auch hatte ihm das Schicksal nach dem Tode seiner ersten Gattin, die dem rasenden Schwunge des feurigen Rades nicht zu folgen vermocht, in Cosima, der Tochter seines Freundes Liszt, der geschiedenen Gattin Hans v. Bülows, diejenige Lebensgefärtin zugeführt, die seinen Genius verstand. Aus diesem Bunde, den Hans v. Bülow später selbst als die einzig richtige Lösung erkannt hatte, entsproß ein Sohn, mit dem verheißungsvollen Namen Siegfried. Ihm widmete der glückliche Vater sein liebliches Siegfried-Idyll.

Aber es fehlte auch nicht an den kunstsinnigen Männern und Frauen, mit deren Hülfe sein Lieblingsplan zur Ausführung kam, — der Bau eines Nationaltheaters. Nachdem im Jahre 1870 uns wieder ein Deutsches Reich erstanden war, dessen Begründer Wagner seinen „Kaisermarsch" gewidmet, mußte auch der deutschen Kunst ein würdiger Tempel erstehen, und am 22. Mai 1872, dem sechzigsten Geburtstage des Meisters, ward der Grund zum Nationaltheater in Bayreuth gelegt. An der Feier prach er zu seinen Freunden und Patronen die warmen Worte:

„Es ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut: der ewige Gott lebt in ihm wahrhaftig, ehe er sich auch den Tempel seiner Ehre baut . . . So sei der stolze Bau geweiht durch Ihre Liebe, Ihre Segenswünsche, durch den tiefen Dank, den ich Ihnen trage, Ihnen allen, die mir wünschten, gönnten, gaben und halfen! Er sei geweiht durch den deutschen Geist, der über die Jahrhunderte hinweg Ihnen seinen jugendlichen Morgengruß zujauchzt!"

Und im August 1876 pilgerten die Kunstfreunde von allen Seiten, darunter Kaiser Wilhelm I., Großfürst Konstantin und der Kaiser von Brasilien nach Bayreuth zur Einweihungsfeier.

Das Festspiel brachte seinen nunmehr vollendeten „Ring des Nibelungen". Das dicht gedrängte Haus brach zum Schlusse in einen Sturm des Beifalls und der Begeisterung aus. Gerührt dankte der Meister mit den Worten:

„Sie haben jetzt gesehen, was wir können, wollen jetzt Sie! Und wenn Sie wollen, so haben wir eine deutsche Kunst!"

Ja, wohl hatten wir jetzt eine deutsche Kunst in Bayreuth!

Vollendet ist das ewige Werk:
Auf Bergesgipfel die Götterburg,
Prachtvoll prahlt der prangende Bau!
Wie im Traume ich ihn trug,
Wie mein Wille ihn wies,
Stark und schön steht er zur Schau:
Hehrer, herrlicher Bau!

Und in diesem würdigen Kunsttempel wohnte und thronte des Meisters hohe Gönnerin, seine begeisternde Muse, die deutsche Sage in liebendem Vereine mit den gleichgesinnten Schwestern, — der Poesie und Musik. Und oft saß der Lieblingsjünger, der sich in der Nähe ein trauliches Heim erbaut, Wahnfried genannt, weil hier „sein Wähnen Frieden fand", — zu Füßen der erhabenen Frau und lauschte sinnend und träumend ihren göttlichen Offenbarungen. Und so blickte sein Auge sehn-

ſüchtig und verlangend und rang mit der Geſtaltung des höchſten Künſtlerideals, das in ſeiner Seele noch formlos lebte und webte.

„Was iſt das höchſte Ziel menſchlichen Ringens, was giebt dem dürſtenden Menſchengeiſte Erquickung, was der mit Erdennoth und inneren Leidenſchaften kämpfenden Seele Befreiung, Erlöſung und Befriedigung, — wo ruht der Menſch aus in alle Ewigkeit?“ ſo fragte er ſich ſelbſt, in Nachdenken verſunken. Und wie eine Luftſpiegelung der Fata Morgana dem Irrenden in der Wüſte, oder dem ziellos auf dem weiten Meere Dahinfahrenden, — ſo ſtieg, von magiſchem Lichte beleuchtet, plötzlich vor ſeinen Augen ein ſtrahlender Wundertempel hernieder, funkelnd von Gold und Edelſteinen, aus deſſen Innerem ein überirdiſcher, beſeligender Glanz ausging, Kraft und Geneſung bringend dem im Anſchau'n Verſunkenen.

„Es heißt der Gral!“ ſo tönte es dem Meiſter mit ſeinen eigenen Klängen aus ſeinem Lohengrin ins verzückte Ohr und aus wunderbarem Duft und Schall wob er ſein höchſtes und vollendetſtes Werk, ſeinen Schwanengeſang, — ſeinen „Parſifal“.

Der in Waldeseinſamkeit in echt deutſcher Sitteneinfalt und Weltunkenntniß aufgewachſene „blöde Thor“, wie ihn Wolfram v. Eſchenbachs tiefſinniges Epos uns ſo anmuthend ſchildert, ſein Irren und Suchen nach dem höchſten Heile, ſeine endliche Befriedigung in tiefreligiöſer Hingabe an den Inbegriff des Heiligſten und Göttlichſten in Töne zu gießen, die jedes fühlenden Menſchen Seele bis in die innerſten Fibern erzittern machen ſollten, das war des Tondichters höchſte und idealſte Aufgabe für die nächſte Zukunft.

Anlehnend an die Legende von Joſef von Arimathia hat die heilige Lanze in Wagners Parſifal eine tiefſinnige Bedeutung. Dieſelbe war dem Gralshüter Anfortas, als er ſein Herz der ſinnlichen Liebe zuwandte, von dem Zauberer Klingsor entwunden worden und ſeit der Zeit ſiecht er an einer unheilbaren Wunde.

Klingsor hat sich nach unseres Tondichters Phantasie ein Zauberschloß voll sündiger Lust erbaut und lockt durch seine Sirenen die Ritter in das Netz der Sinnlichkeit. In seinem Banne steht die Zauberin Kundry, eigentlich die Gralsbotin, welche, anklingend an die heilige Legende, dereinst Herodias, die Mörderin Johannes des Täufers, war. Nur ungern dient sie ihrem Meister und sehnt sich nach Erlösung. Unser Held Parsifal (dessen Namen Wagner nach Görres aus dem arabischen parsifal d. h. „reiner Thor" ableitet, der wohl aber richtiger aus dem altfranzösischen perce-val d. i. „bring durchs Thal!" herzuleiten ist) erscheint zuerst der Sage gemäß als der Blöde und Einfältige, der aus Unverstand das Heil verscherzt, das ihm in der Nähe des Grals winkt und nach des Anfortas Verwundung nicht fragt.

Das Gralsmysterium als christliches Abendmahl könnte in seiner Darstellung auf der Bühne bedenklich erscheinen, hinterläßt aber den Eindruck der höchsten Weihe.

Mit der ärgerlichen Ausweisung Parsifals aus dem Heiligthum durch den weisen Gurnemanz schließt der erste Aufzug.

Im zweiten Akte besteht unser Held die Feuerprobe der Sinnlichkeit in Klingsors Wundergarten. Er widersteht den Sirenen und den Reizen der in ein üppiges Weib verwandelten Zauberin Kundry. Machtlos schleudert Klingsor gegen ihn den Wunderspeer; Parsifal erbeutet ihn und sobald er damit das Kreuzeszeichen in die Luft schreibt, versinkt das ganze Zauberschloß, und die Mädchen liegen als verdorrte Blumen in der Einöde.

Im letzten Aufzug kommt der Held am Charfreitag zu dem greisen Gurnemanz und vernimmt, daß der alte Gralshüter Titurel gestorben, Anfortas aber immer noch an seiner Wunde siehe. Hier findet er auch die Heidin Kundry in Reue und Buße und erlöst sie durch die Taufe. Hierauf bringt er dem

todtwunden Anfortas Heilung durch Auflegung des Speers und wird ſein Nachfolger im Gral.

Dies mit dürren Worten der Inhalt eines unübertroffenen Meiſterwerks, das natürlich nur im Verein mit der Muſik genoſſen und gewürdigt werden kann.

So erſchien der Ehrentag, der 26. Juli 1882, an dem das neue Muſikdrama zum erſten Male aufgeführt ward mit nie dageweſenem Erfolg. Von allen Ländern waren die Theilnehmer des Bühnenweihfeſtſpiels zum „deutſchen Olympia“ geſtrömt, man hörte ſie, wie beim Thurmbau zu Babel, in allen Zungen reden, aber doch war es nur die eine Sprache der Begeiſterung, der eine Ton des Entzückens. Nach allem, was Augen- und Ohrenzeugen darüber berichteten, hat die Kunſt aller Zeiten bis jetzt noch nichts geſchaffen, das von einer ſo gewaltigen und nachhaltigen Wirkung geweſen.

So ſagt Liszt: „Ja, wohl macht es die davon Ergriffenen verſtummen, ſein weihevoller Pendel ſchlägt von dem Erhabenen zu dem Erhabenſten.“ . . .

„Schon im erſten Akte tritt uns eine Harmonie des muſikaliſch-dramatiſchen und kirchlich-religiöſen Stils entgegen, welche es einzig ermöglicht, daß wir hart nebeneinander den furchtbarſten, das Herz zerreißenden Schmerz und wiederum jene weihevollſte Andacht erleben, wie ſie einzig durch das Gefühl der Gewißheit der Erlöſung in uns wach wird.“ . . .

Der verſtorbene edle, kunſtſinnige Kaiſer Friedrich III. wohnte am 29. Auguſt 1882 dem Parſifal bei und äußerte bis ins Innerſte bewegt:

„Ich finde keine Worte für den Eindruck, den ich empfangen, es überſteigt alles, was ich erwartet, es iſt großartig. Ich bin tief ergriffen und ich begreife, daß das Werk in modernen Theatern nicht gegeben werden kann. . . . Es iſt mir, als wäre ich nicht in einem Theater, ſo erhaben iſt es.

Und in der That übte das Festspiel die weihevollste Stimmung aus, wie sie der feierlichste Akt in einer Kirche nicht reiner hervorbringen kann. Und diese gewaltige Wirkung hatte es auf alle Zuhörer, Freunde und Feinde des Meisters, auf Leute jeden Standes, jeder Konfession, jeder Nation. Schreibt doch z. B. ein Franzose darüber:

„Das Werk, das geradezu einen tosenden Beifallssturm hervorrief, hinterläßt, immer gewaltig, einen alles beherrschenden Eindruck der Hoheit und Lauterkeit."

Und als ob der Meister das Höchste geschaffen, dessen menschliche Kunst fähig ist, rief ihn der Tod ab von der olympischen Höhe seines Ruhmes. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte die Trauerbotschaft am 13. Februar 1883 die Herzen aller Kunstsinnigen, aller Gebildeten in ganz Deutschland, in ganz Europa, ja in der ganzen Welt. Da war nur eine Stimme, daß ein seltenes Genie dahingegangen, daß das leuchtendste Gestirne am Künstlerhimmel erloschen, der „Töne Meister", ein ruhmvoller Herscher im Reiche des Klanges, ein Zauberer gleich Orpheus, ein erhabener Prophet, ein kühner Held und ein Märtyrer zugleich. Darum wurden ihm Ehren nach seinem Tode, wie sie keinem Sieger und Befreier, keinem Fürsten und Vater des Volkes bis dahin zu theil geworden. Und bei aller Tragik welch schöner Tod! In geistiger Frische und Vollkraft, in ungeschwächter Rüstigkeit, auf dem Gipfel künstlerischen Könnens und Schaffens, einen nicht gealterten Jüngling raffte ihn die unbarmherzige Todessichel hinweg. Wer denkt dabei nicht wieder unwillkürlich an Siegfried, den furchtlosen Helden, den siegreichen Drachentödter und kühnen Erlöser der verzauberten Brunhilde, wie ihn der finstere Hagen, ein Sohn der Nacht heimtückisch, als er am Borne des Lebens trank, durchbohrte?! —

Und so folgen wir im Geiste dem Trauerzuge, der die

von Blumen begrabene Leiche aus dem ſonnigen Italien überführt zu ſeinem ſtillen Wahnfried, „da wo ſein Wähnen Frieden fand“. Voraus wandeln tief verhüllt drei hohe Frauengeſtalten, die treueſten Freundinnen des verewigten Meiſters, die deutſche Sage, die Poeſie und die Muſik. Dazu ertönt in wuchtigen rhythmiſchen Stößen jener ergreifende Trauermarſch, der in wunderbarer Weiſe das ganze Lebensgeſchick des verſchiedenen Helden zuſammenfaßt, — ſchmetternde Trompetenklänge, ſehnende Liebesſeufzer Brunhildens, kriegeriſcher Schwertruf und rührend wehmüthige Klage des Horns.

Er iſt dahin, — ein Dichter und ein Held! Ein herrliches, reiches Künſtlerleben, anfänglich voll Noth und Kämpfe, dann voll Ehren und Triumphen hat ausgelebt. Wo iſt ein Sterblicher, der das gewagt, der das gelitten und das erreicht hat? Wie ein König geehrt, faſt wie ein Heiliger vergöttert, iſt er geſtorben im vollſten Sonnenglanz des Ruhms. Er war der Wiederbeleber der deutſchen Sagenwelt, ein begeiſteter Verehrer und Pfleger deutſcher Kunſt. Ihr baute er einen Nationaltempel, für ſie warb er Jünger, für ſie ſchrieb er Werke, die, — wir leben der Ueberzeugung, — ſein Volk hochhalten und nie vergeſſen wird.

Das walte Gott und der deutſche Volksgeiſt!

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(714)

Der Sinn für Naturschönheiten in alter und neuer Zeit.

Von

Dr. Ferdinand Hoffmann,
Oberlehrer in Gera.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1889.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Vieles Gewaltige lebt, doch nichts
Iſt gewaltiger als der Menſch;
Denn ſelbſt über die dunkele
Meerfluth zieht er, vom Süd umſtürmt,
Hinwandelnd zwiſchen den Wogen
Den rings umtoſten Pfad.
Die höchſte Göttin auch, die Erde,
Zwingt er, die ewige, nie ſich erſchöpfende,
Während die Pflüge ſich wenden von Jahr zu Jahr,
Wühlt ſie mit der Roſſe Kraft um! u. ſ. w.

Mit dieſen ſtolzen Worten preiſt Sophokles in einem ſchwungvollen Chorliede ſeiner „Antigone“[1] die Macht des menſchlichen Geiſtes und ſeine Thatkraft, und wir ſtimmen ihm beſonders inbetreff des gewaltigen Einfluſſes bei, welchen der Menſch von jeher auf die Erde, ſeinen Wohnplatz, ausgeübt hat und noch ausübt. Traurige Wüſteneien hat des Menſchen Hand und Fleiß in blühende, fruchtbare Gefilde umgewandelt; den Urwald hat er gelichtet, Zonen und Jahreszeiten durcheinander gemengt und die weichlichen Gewächſe des Orients an rauheres Klima gewöhnt. Ströme und Bäche kämpfen vergebens gegen das wohlverwahrte Ufer, und feſte Dämme hindern ſelbſt die ſchäumende Meereswelle an gefährlichen Ein- und Uebergriffen in das fruchtbare Land. Allenthalben, wo der Menſch ſich angeſiedelt hat, wandelt der Fuß auf gebahnten Wegen: über breite Flüſſe und gähnende Tiefen führen feſte Brücken, breite, bequeme Heerſtraßen über ſteile Gebirge und durch zerklüftete

Felsmaſſen, meilenlange Tunnel mitten durch die Berge, Kanäle verbinden entfernte Flüſſe oder umgehen gefährliche Untiefen, Stromſchnellen, Wirbel und Waſſerfälle!

Können wir demnach auch mit Recht in den „Siegeshymnus" auf den Menſchengeiſt einſtimmen, ſo dürfen wir doch auch nicht vergeſſen, was wir der „Mutter Natur" zu verdanken haben. Wir ſind nämlich nicht nur die Herren der Erde, ſondern auch ihre Kinder, ſo gut wie die Blumen des Feldes, und es wäre daher im höchſten Grade wunderbar, wenn dieſelbe durch ihre Erſcheinungen und Formen nicht ebenfalls einen nachhaltigen und vielfach ſogar beſtimmenden Einfluß auf die Entwickelung des Menſchen ausgeübt hätte und noch übte, und wenn ſich dieſer Einfluß nicht in mancherlei Erſcheinungen, Formen und Charakteren des Lebens zu erkennen gäbe.

Dies iſt in der That der Fall, und der Verfaſſer hat bereits anderwärts[2] den Einfluß der Natur auf die Kulturentwickelung der Menſchen ausführlich nachgewieſen.

Wir wollen daher an dieſer Stelle auf eine andere Seite dieſes Einfluſſes eingehen und den Nachweis zu liefern verſuchen, inwiefern ſich der dadurch bedingte Sinn für die Schönheiten der Natur zu verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Völkern in der Literatur, und zwar beſonders in der Poeſie, geäußert hat.

Die Anregung zu dieſen Unterſuchungen hat Alexander v. Humboldt im zweiten Theile ſeines „Kosmos" gegeben, und auf Grund ſeiner Andeutungen hat ſich eine ziemlich reiche Literatur gebildet. Wir haben uns für unſeren Zweck auf die neueſten Werke beſchränkt, und zwar für das Alterthum auf Motz, „Ueber die Empfindung der Naturſchönheit bei den Alten" (1865), und Roſcher, „Das tiefe Naturgefühl der Griechen und Römer in ſeiner hiſtoriſchen Entwickelung" (1875),[3] für die neuere Zeit auf: Friedländer, „Ueber die Entſtehung

und Entwickelung des Gefühls für das Romantiſche in der Natur“ (1873). An der Hand dieſer Werke wollen wir jetzt eine kurze Wanderung durch die Literaturen verſchiedener Zeiten und Völker unternehmen, um zu ſehen, wie ſich der Sinn für Naturſchönheiten zu erkennen gegeben hat.

I. Das Naturgefühl der Griechen und Römer im allgemeinen.

Was nun zunächſt die Griechen und Römer betrifft, ſo iſt es ein weitverbreiteter und noch heute vielfach beſtehender Irrthum, daß dieſe der Natur kalt und unempfindlich gegenüber geſtanden hätten, weil ihre ungeduldige Phantaſie ſie über die Natur hinweg zum Drama des menſchlichen Lebens führte. Freilich berufen ſich die Verfechter dieſer Meinung auf Schiller, welcher in ſeiner Abhandlung „über naive und ſentimentaliſche Dichtung“[4] Folgendes ſagt: „Wenn man ſich der ſchönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab, wenn man bedenkt, wie vertraut dieſes Volk unter ſeinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie ſehr viel näher ſeine Vorſtellungsart, ſeine Empfindungsweiſe, ſeine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derſelben ſeine Dichterwerke (!) ſind, ſo muß die Bemerkung befremden, daß man ſo wenig Spuren von dem ſentimentaliſchen Intereſſe, mit welchem wir Neueren an Naturſcenen und Naturcharakteren hangen können, bei denſelben antrifft. Der Grieche iſt zwar im höchſten Grade genau, treu, umſtändlich in Beſchreibung derſelben, aber doch nicht mehr und mit keinem vorzüglicheren Herzensantheil, als er es auch in Beſchreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüſtung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechaniſchen Produktes iſt, — die Natur ſcheint mehr ſeinen Verſtand und ſeine Wißbegierde, als ſein moraliſches Gefühl zu intereſſiren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindſamkeit, mit ſüßer Wehmuth an derſelben, wie wir

Neueren. Ja, indem er sie in ihren einzelnen Erscheinungen personifizirt und vergöttert und ihre Wirkungen als Handlungen freier Wesen darstellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche sie für uns gerade so anziehend ist. Seine ungeduldige Phantasie führte ihn über sie hinweg zum Drama des menschlichen Lebens" u. s. w.

Aber mit Unrecht berufen sich die Vertreter jener Ansicht auf Schiller; denn dieser leugnet hier keineswegs den Sinn der Alten für die Natur überhaupt („der Grieche ist im höchsten Grade treu" u. s. w.), sondern — und zwar mit vollem Rechte — das sentimentalische Interesse, mit welchem wir Neueren an Naturscenen und Naturcharakteren hängen können; er leugnet nur, daß der Herzensantheil, welchen die Alten an der Natur nahmen, größer gewesen sei, als derjenige, welchen sie an den Gegenständen z. B. der Kunst nahmen, und auch das mit Recht. Denn, sagt er, „bei diesen (den Griechen) artete die Kultur nicht so weit aus, daß die Natur darüber verlassen wurde (wie bei uns!). Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerke der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neueren Nationen; da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er außerhalb dieser auch nicht von ihr überrascht werden, und so kein dringendes (d. h. sehnsüchtiges, sentimentales!) Bedürfniß nach Gegenständen haben, in denen er sie wiederfand. Einig mit sich selbst und glücklich im Gefühl seiner Menschheit mußte er bei dieser als seinem Maximum stehen bleiben und alles andere derselben zu nähern bemüht sein (man vergleiche hiermit die Stelle in dem Gedichte „Die Götter Griechenlands": „An der Liebe Busen sie zu drücken, gab man höhern Adel der Natur" u. s. w.), während

wir, uneinig mit uns ſelbſt und unglücklich in unſeren Erfahrungen von Menſchheit, kein dringenderes Intereſſe haben, als aus derſelben herauszufliehen und eine ſo mißlungene Form aus unſeren Augen zu rücken". — Nehmen wir endlich noch dazu, daß Schiller in der zuerſt angeführten Stelle ausdrücklich die Dichterwerke der Griechen als treue Abdrücke der Natur bezeichnet, ſo ſcheint es in der That unbegreiflich, wie ſich jener Irrthum ſo lange hat halten können.

Aber abgeſehen davon, daß man ſich wohl hätte hüten ſollen, unſerem großen Schiller einen ſolchen Irrthum ohne weiteres in die Schuhe zu ſchieben, ſo hätte auch von einer ſolchen Unterſchätzung des Naturgefühls der Alten ſchon die allgemeine Bemerkung abhalten ſollen, daß die Natur zu allen Zeiten und an allen Orten nicht nur die leiblichen Bedürfniſſe des Menſchen und ſeine körperliche Entwickelung, ſondern auch ſein Denken und Empfinden faſt unbedingt beherrſcht hat und, ſo ſehr ſich auch der Menſch nach und nach ihrem Einfluſſe zu entziehen gewußt hat, auch heute noch beherrſcht.

II. Das Naturgefühl der Griechen.

Muß dies nämlich ſchon im allgemeinen zugeſtanden werden, ſo wird es noch unwiderſprechlicher, wenn man bedenkt, mit welch offenem, empfänglichem Sinne das Griechenvolk — um mit dieſem zu beginnen — begabt war und in welcher einzigartigen wundervollen Natur dasſelbe lebte. Wir erinnern[5] zunächſt an das herrliche Klima, welches ſchon von den Alten als die ſchönſte Mitgift Griechenlands geprieſen wird, mit ſeiner glücklichen Mitte zwiſchen dem ſchroffen Gegenſatz der Jahreszeiten des mittleren und nördlichen Europa einerſeits und dem Gluthklima des benachbarten Afrika andrerſeits; nirgends wirkt es verweichlichend oder erſchlaffend, ſondern durch ſeine verhält-

nißmäßige Trockenheit überall ſpannend und erregend. Die große Klarheit der Luft läßt unter dem tiefblauen Himmelsdome auch die fernſten Gebirgslinien mit großer Schärfe erkennen. Licht, Klarheit, Beſtimmtheit der Umriſſe herrſchen im Bilde der griechiſchen Landſchaft überall.

Dabei iſt das Klima keineswegs gleichförmig, ſondern zeigt verſchiedene Abſtufungen, und es löſen ſich zahlreiche Vegetationsgebiete in raſcher Reihenfolge ab, ein Umſtand, der einen lebhaften Austauſch der Erzeugniſſe und regen Verkehr herbeiführte. Dieſen wieder begünſtigte das umgebende Meer aufs höchſte, und zwar nicht nur durch den vielgeſtalteten Küstenumriß, der überall wie vom Meere aufgelockert erſcheint, nicht nur durch den Reichthum hoher, weithin ſichtbarer Landmarken und zahlreich verſtreuter Inſeln, welche nirgends den Schiffer die Einſamkeit der Meerfahrt fühlen laſſen, ſondern namentlich auch dadurch, daß dieſes Meer zu den ruhigſten des Erdtheils gehört; denn ſelbſt während der kurzen Winterzeit mit ihren unruhigeren Winden ſind eigentliche Stürme, wie ſie die Nordſee kennt, ſelten.

Aber nicht nur die Wegſamkeit und, man könnte ſagen, Menſchenfreundlichkeit dieſes Meeres verdient hervorgehoben zu werden, ſondern vor allem auch der hohe maleriſche Reiz, welchen dasſelbe der griechiſchen Landſchaft gewährt. Faſt von jedem Berggipfel erblickt man dieſen weiten blauen Spiegel, wie er ſich in den mannigfaltigſten Windungen ins Land eindrängt. So erfreuten ſich die Griechen überall der ſchönen Wechſelwirkung von Meer und Land, und wenn der Anblick hoher Bergſpitzen, welche mit ihren ſtarren, ſcheinbar unzerſtörbaren Felsmaſſen weit über das Gebiet des Alltäglichen hinausragen, die Seele ernſt und feierlich ſtimmt, ſo regt der Blick auf das immer bewegte, ſtets veränderliche, und doch immer ſchöne Element des Meeres Sinn und Einbildungskraft nach den mannigfaltigſten Richtungen an.

Und endlich die gesammte Bodengestaltung des Landes selbst: welcher Wechsel zwischen üppigen Marschen, wohlbewässerten Binnenebenen, engen, von Flüssen durchrauschten Waldthälern, weitgedehnten Bergheiden und den hoch darüber hinausstrebenden steilen, nackten Felsabhängen, welche bei wechselnder Beleuchtung der Landschaft immer neue Reize verleihen und deren bisweilen wahrhaft großartige Formen nirgends den Charakter des Bizarren, Zufälligen, Verworrenen tragen, und diese Gegensätze in nächster Nähe, sich gewissermaßen durchdringend und gegenseitig belebend! Fürwahr, mit einem Lande von so anregender Schönheit kann sich kein Land Europas auch nur annähernd vergleichen!

Griechenland bedingte demnach durch seine Natur die glückliche Mitte zwischen Ruhe und Anspannung, Sammlung und Zerstreuung, Genuß und Arbeit, es war also ganz vorzüglich geeignet, ein jugendfrisches, hochbegabtes Volk zur höchsten harmonischen Ausbildung aller Kräfte des Geistes und Gemüthes zu erziehen, und so haben denn auch die Griechen dem Charakter ihres Landes gemäß, welchen man in einer mannigfaltigen und ungewöhnlichen, dabei aber doch maßvollen Schönheit finden kann, in ihrem ganzen Leben dieselbe maßvolle Schönheit überall darzustellen und zu erreichen gesucht. Wenn dem aber so ist, so können wir mit vollem Rechte erwarten, daß die wundervolle Pracht und Schönheit des griechischen Landes auch in der Literatur des Volkes ihren entsprechenden Ausdruck gefunden hat. Und so ist es in der That.

Nicht bei allen Griechen freilich wird der Sinn für die Schönheiten der Natur in gleichem Maße vorhanden und entwickelt gewesen sein, sondern hauptsächlich bei den Gebildetsten, d. h. vor allem bei Künstlern und Dichtern, aber was diese, und besonders die Letzteren, die edelsten und besten Söhne ihres Volkes, gedacht und ausgesprochen haben, das wird jeder im

Volke zu denken und nachzuempfinden imſtande geweſen ſein, und wir dürfen daher dieſe Aeußerungen gewiß als einen treuen Ausdruck von dem Denken und Empfinden des ganzen Volkes, ja, ich möchte ſagen, als eine Kundgebung des Volksbewußtſeins anſehen.

Nachdem wir uns durch dieſe Auseinanderſetzungen den Weg gebahnt haben, gehen wir nun zu der Frage über, wie ſich zunächſt bei den Griechen der Sinn für Naturſchönheiten geäußert hat.

Die erſten Aeußerungen dieſer Art finden wir bei den Griechen, wie bei den verwandten Völkern der Inder und Germanen, bereits in der Mythologie. Man dachte ſich die Natur von göttlichen Weſen in idealmenſchlicher Geſtalt beſeelt, deren Handlungen ſich in elementaren Vorgängen der Natur zu erkennen gaben; es haben alſo Sonne und Mond mit ihren Verfinſterungen und Wechſeln, Morgen- und Abendröthe, Blitz und Donner, der Kampf zwiſchen Sommer und Winter, das Erwachen der Natur im Frühling und ihr Abſterben im Winter u. v. a. Vorgänge, welche den Menſchen entweder unmittelbar berührten oder doch einen tiefen Eindruck auf ihn machten, die erſte Veranlaſſung zur Mythenbildung gegeben. Viſcher ſagt daher ſehr ſchön von der Naturreligion überhaupt: ſie ſei ein Augenaufſchlagen über die Naturwunder. Von keiner aber gilt dies in vorzüglicherem Sinne als von der griechiſchen; denn dieſe zeugt von einem ſo innigen Zuſammenhange zwiſchen der menſchlichen Seele und dem Naturleben, von einer ſolchen Klarheit der Geſtaltung, von einer ſolchen Macht und Tiefe der Poeſie und von einer ſo lebendigen Naturbegeiſterung, wie ſie heutzutage höchſtens noch der Dichter oder der begeiſterte Naturforſcher zu empfinden und auszuſprechen vermag.

Um aus dem unendlich reichen Schatze nur wenige Bei-

ſpiele herauszugreifen, ſo hat die innige Wechſelwirkung zwiſchen Natur und Seelenleben bei den Griechen ihren ergreifenden Ausdruck gefunden in den ſchwermüthigen Sagen von ſchönen, in der Blüthe der Jugend hingerafften Jünglingen wie Adonis, Linos, Hyakinthos, Narkiſſos u. a. Die Sage von Hylas, welcher von Quellnymphen geraubt wurde, könnte man mit Goethe's „Fiſcher" vergleichen, da in beiden der geheimnißvolle Zauber veranſchaulicht wird, welchen eine klare, durchſichtige, ſanft bewegte Waſſerfläche auf jeden Menſchen ausübt. Und wenn die Sage vom Narkiſſos erzählt, er habe im Walde irrend ſein eigenes Bild erblickt und ſich in Sehnſucht ſelbſt verzehrt, ſo weiſt dies in faſt romantiſcher Weiſe auf den ſehnſüchtigen Schauer hin, welchen die Waldeinſamkeit in uns hervorruft. Die wundervolle Sage von dem ſchönen Jüngling Endymion, welcher in ſeiner Felſenhöhle ruhend allnächtlich von der Mondgöttin Selene beſucht wird, iſt ein ſchönes Bild „des tiefen Schlafes der Nacht, wann alle Wälder ruhen",[6] aber nach einer dem Alterthume ſehr gewöhnlichen Uebertragung auch „des Todesſchlummers in der einſamen Felſenhöhle des Gebirges, deren Nacht von dem ſchimmernden Lichte der Liebe durchleuchtet wird".[7] Daß die Alten endlich auch die charakteriſtiſchen Erſcheinungen der Thierwelt nicht unbeachtet gelaſſen haben, beweiſt das alte Volksmärchen von Prokne, der Nachtigall (erſt in ſpäteren Sagen iſt Philomele an ihre Stelle getreten, während Prokne die Schwalbe und ihr Gemahl Tereus der Wiedehopf iſt). Man dachte ſich dieſe als verwandelte Prinzeſſin, welche um ihr durch eigene Schuld verlorenes Kind Itys oder Itylos — der Name bildet die langgezogenen Klagetöne ihres Geſanges nach — in ſchönen, ſchwermüthigen Weiſen klagt, ſo daß dieſe in die allgemeine Luſt des Frühlings wie tiefe Schmerzenslaute hineinklingen: dieſe Sage iſt mithin ein Beweis dafür, daß die

Alten bereits das Schwermüthige im Gesange der Nachtigall kannten und empfanden.

Die ersten wirklichen Naturschilderungen finden wir in den homerischen Gedichten und zwar hauptsächlich in der Menge von Gleichnissen, welche in dieselben eingewebt sind. Und hier ist die Natur mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet und sind so viele anschauliche und anziehende Scenen derselben abgelauscht, daß wir wohl erkennen, der Dichter will uns nicht etwa nur die Umgebung schildern, in welche er seine Helden gestellt hat, sondern er betrachtet auch die Natur selbst mit dem innigsten, vielseitigsten Interesse, obwohl er selbst nirgends persönlich hervortritt.

In den Gleichnissen erscheint neben den mannigfaltigsten Scenen aus der Thierwelt besonders oft das wild bewegte, sturmgepeitschte Meer, welches mächtig an das Gestade oder den einsam stehenden Felsen anschlägt; ferner der Vollmond sammt den Sternen, Regenbogen, Nebel und Sturmwind. Wir heben besonders die Stelle hervor, wo die Wuth des Krieges verglichen wird mit dem Feuer, welches (Il. 17, 737 ff.):

Ungestüm, die Stadt der Männer durchstürmend,
Plötzlich in Flamm' aufliegt und verbrennt; wegschwinden die Häuser
Im hochlodernden Glanz und hinein saust mächtig der Sturmwind,

eine Schilderung, voll markiger Kraft und Anschaulichkeit, welche nur in der Ausführung von derjenigen in Schillers Glocke übertroffen wird, wo ebenfalls die Feuersäule flackernd emporsteigt und durch der Straßen lange Zeile mit Windeseile fortwächst, während der Sturm heulend geflogen kommt und die Flamme brausend sucht, so daß sie in gewaltiger Flucht wächst bis in des Himmels Höhen, riesengroß!

An einer anderen Stelle vergleicht Homer den Euphorbus (Il. 17, 53) mit

— dem ſtattlichen Sprößling des Oelbaums, welchen ein Landmann
Nährt am einſamen Ort, wo genug vorquillt des Gewäſſers;
Lieblich ſproßt er empor und ſanft bewegt ihn die Kühlung
Aller Wind' umher und ſchimmernde Blüthe bedeckt ihn;
Aber ein Sturm, der ſich plötzlich erhebt mit gewaltigen Wirbeln,
Reißt aus der Grube den Stamm und ſtreckt ihn lang auf die Erde.

Aus der übrigen Menge ſei nur noch das berühmte Gleichniß von den im Herbſte fallenden Blättern (Il. 6, 146) erwähnt, weil ſich darin eine faſt modern-ſentimentale Stimmung kundgiebt:

Gleichwie die Blätter im Walde, ſo ſind die Geſchlechter der Menſchen:
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knoſpende Wald, wenn neu auflebet der Frühling:
So der Menſchen Geſchlechter: dies wächſt und jenes verſchwindet.

Aber wir finden bei Homer auch Naturſchilderungen ohne Gleichniß. Als Hephäſtos mit ſeinem Gluthſtrahl den Skamander austrocknet, da wird die Umgebung des Fluſſes mit folgenden Worten geſchildert (Il. 21, 345—352):

Ganz ward trocken das Feld und gehemmt das blinkende Waſſer.
— Da ſtürmte der Gott in den Strom helleuchtender Flamme.
Brennend ſtanden die Ulmen, die Weidichte und Tamarisken,
Brennend der Lotos zugleich, Riedgras und duftender Galgant,
Welche die ſchönen Gewäſſer des Stroms weitwuchernd umſproßten.

Zahlreicher ſind dieſe Schilderungen aber in der Odyſſee; am bemerkenswertheſten ſind die folgenden.

Nauſikaa beſchreibt dem Fremdlinge Odyſſeus (Od. 6, 260 ff.) den Weg nach der Stadt und erwähnt zuerſt die beiden Häfen, welche mit ihren Schiffen den Eingang verengen, dann auch den „Markt um den prangenden Tempel Poſeidons, rings umhegt mit geſchleiftem und eingegrabenem Bruchſtein", und heißt ihn endlich ſich ſetzen nah am Wege in dem

— lieblichen Hain der Athene,
Pappelgehölz; ihm entrinnt ein Quell, der die Wieſe durchſchlängelt,
Wo mein Vater ein Gut ſich beſtellt mit blühendem Garten.

Als dann Odyſſeus unter Athenaias Führung glücklich und wohlbehalten in den Palaſt des Alkinous eingetreten iſt, bewundert er den herrlichen Garten des Königs (Od. 7, 114 ff.):

Dort ſind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln,
Voll der ſaftigen Birne, der ſüßen Feig' und Granate,
Auch voll grüner Oliven und rothgeſprenkelter Aepfel.
Dieſen erleidet die Frucht nie Mißwachs oder nur Mangel,
Nicht im Sommer, noch Winter, das Jahr durch; ſondern beſtändig
Vom anathmenden Weſt treibt dies und anderes zeitigt.
Birne reift auf Birne heran und Apfel auf Apfel,
Traub' auf Traube gelangt und Feig' auf Feige zum Vollwuchs
Dort auch prangt ein Gefilde, von edelem Weine beſchattet,
Einige Trauben, umher auf ebenem Raume gebreitet,
Dorren am Sonnenſtrahl, und andere ſchneidet der Winzer,
Andere keltert man ſchon; hier ſtehn noch Herlinge ſeitwärts,
Eben der Blüth' entſchwellend und andere bräunen ſich mählich.
Dort auch zierlich beſtellt ſind Beet' am Ende des Weinlands,
Reich an manchem Gewächs und ſtets ſchönprangend das Jahr durch.
Auch ſind dort zwo Quellen; die ein' irrt rings in dem Garten
Schlängelnd umher, und die andr' ergießt ſich unter des Hofes
Schwell' an den hohen Palaſt, woher ſich ſchöpfen die Bürger.
Siehe, ſo prachtvoll ſchmückten Alkinous' Wohnung die Götter!

Aber auch Ithaka, die Heimath des Odyſſeus, birgt manche Naturſchönheit. Da iſt zuerſt die Bucht des Meergreiſes Phorkys,

Gegen der Ithaker Stadt; und zwo vorragende Spitzen
Laufen mit zackigem Fels, zur Mündung der Bucht ſich ſenkend;
Dieſe hemmen die Fluth, die der Sturm lautbrauſend heranwälzt,
Draußen zurück; inwendig, auch frei der Feſſel, verweilen
Schöngebordete Schiffe, nachdem ſie zur Anfuhrt gelangt ſind.
Aber am Haupte der Bucht grünt weitumſchattend ein Oelbaum.
Eine Grotte zunächſt voll lieblich dämmernder Anmuth
Iſt den Nymphen geweiht, die man Najaden benennet, u. ſ. w.
(Od. 13, 97 ff.).

Schön iſt auch die Umgebung der Hauptſtadt; denn Od. 17, 204—211 heißt es:

Als sie nunmehr, fortwandelnd den höckrichten Weg des Gebirges,
Nahe gekommen der Stadt und schon der Brunnen erreicht war,
Schöngefaßt, hellfließend, woher sich schöpften die Bürger;
Ringsum war auch ein Hain von wasserliebenden Pappeln
Ganz in die Runde gepflanzt, und herab floß kaltes Gewässer,
Wo den Nymphen des Quells die Wanderer pflegten zu opfern:
Dort nun traf auf jene des Dolios Sohn Melantheus.

Alle diese Punkte übertrifft aber die herrliche Gegend, in welcher die Grotte der Kalypso lag, ja diese setzte selbst den Götterboten Hermes in staunende Bewunderung. Von ihr heißt es Od. 5, 63—74:

Ringsher wuchs um die Grotte des grünenden Haines Umschattung,
Erle zugleich und Pappel und balsamreiche Cypresse.
Dort auch bauten sich Nester die breitgefiederten Vögel,
Habichte sammt Baumeulen und sammt breitzüngiger Krähen
Wassergeschlecht, das kundig der Meergeschäfte sich nähret.
Hier auch breitete sich um das Felsengewölbe ein Weinstock,
Rankend in üppigem Wuchs und voll anhangender Trauben.
Auch vier Quellen ergossen gereiht ihr blinkendes Wasser,
Nachbarlich neben einander und schlängelten hierhin und dorthin,
Wo rings schwellende Wiesen hinab mit Violen und Eppich
Grüneten. Traun, wohl selbst ein Unsterblicher, welcher dahin kam,
Weilte bewunderungsvoll und freute sich herzlich des Anblicks.

Bei den griechischen Lyrikern finden sich infolge der fragmentarischen Ueberlieferung ihrer Gedichte nicht so viele Spuren des Sinnes für Naturschönheiten, wie wir hoffen und wünschen möchten; doch sind immer genug vorhanden, um zu beweisen, daß auch ihnen das Verständniß und der Sinn für dieselben keineswegs abging. Wir greifen auch hier nur einige heraus.

So zeigt der alte spartanische Sänger Alkman (ca. 620 v. Ch.) in einem Fragmente eine tiefe Naturempfindung, wenn er sagt:[8]

Es schlummern der Berge Gipfel,
Die Schluchten und Hügel zumal;

Was kriecht auf dunkeler Erde,
Es ſchlummert in Kluft und Thal;
Es ſchlummern die Thiere des Waldes,
Die fleißigen Immlein auch,
Die Ungethüme des Meeres,
Die Vöglein im Waldeshauch.

Wen erinnert dieſes ſtimmungsvolle Gedicht nicht an Goethe's „Wanderers Nachtlied“:

Ueber allen Gipfeln iſt Ruh,
In allen Wipfeln ſpüreſt du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein ſchweigen im Walde —

es fehlt nur das: „Warte nur, balde ruheſt du auch“, womit der moderne Dichter die melancholiſche Empfindung, welche die Waldesruhe in ihm erweckt, geradezu ausſpricht, während der antike objektiv bleibt und allein durch die Schilderung zu wirken ſucht.

Schon bei Homer bemerkten wir den feinen Zug, daß er neben den ſchattigen Hain oder den einzelnen herrlichen Baum gewöhnlich den murmelnden Quell oder überhaupt ein ſchönes Gewäſſer ſtellte; denn die Bäume gewinnen ja unglaublich für den Eindruck der Schönheit durch jenes Ueberhängen und Neigen über die Fluth, durch die Spiegelung in dem klaren Elemente, und das traumhafte Geflüſter in den Zweigen verbindet ſich mit dem ſanften Rauſchen des Waſſers zu der ſchönſten Wirkung. Denſelben ſinnigen Zug finden wir auch in einem der anakreontiſchen Lieder, wo es heißt:[9]

Mit kühlem Schatten ladet
Der ſchöne Baum zur Raſt,
Er ſchüttelt die ſchlanken Zweige
Mit zarter Blätter Laſt;
Die kühle Quelle ſprudelt
So ſilberhell darein:
Wer kehrte nicht mit Freuden
Am holden Orte ein!

Ganz in derſelben Weiſe ſchildert auch Sappho das einladende Murmeln der Quelle, in welches das Rauſchen der Blätter hineintönt und zum Schlummer einladet. Beſonders reich aber iſt an ſolch reizenden Naturbildern die Anthologie, aus welcher wir nach der Zuſammenſtellung von Jakobs folgende Züge herausnehmen:

Süß plaudern im grünen Gezweig die Lüfte,
Thauig und friſch erſtrahlt im Hain von den Blumen die Wieſe.
Schön mit Veilchen geſchmückt, herrlich mit Roſen gekränzt. —
Rundum tönt Philomelens Geſang, wetteifernd mit ihnen
Schallt harmoniſch das Lied feuriger Grillen darein. —
Sieh, wie ergießt und verſchlingt ſich das Haar reichlockigen Epheus,
Und ſein grünes Geflecht kränzet die Wieſen umher. —
Still entgleitet der zögernde Fluß durch buſchiges Ufer,
Leiſe bewegend den Fuß blühender Bäume des Hains. u. ſ. w.

Solche lieblich lauſchigen Plätzchen werden dann ſtets als die Freude und der Lieblingsaufenthalt des Eros, Bacchus und der Aphrodite geprieſen, welche dem Orte ſelbſt den „unſterblichen Glanz" verliehen haben.

Und wie bei den Griechen die innige Freude an ſchönen und altehrwürdigen Bäumen überall ſichtbar iſt (Eiche von Dodona: Odyſſ. 14, 327), ſo liebten ſie auch die bunte Welt der Blumen mit ihren hellen Kinderaugen. Das wird ſofort einleuchten, wenn man bedenkt, welche hervorragende Stelle die Blumen im Leben der Alten einnahmen, wie ſie die unzertrennlichen Begleiterinnen jeder Freude waren, jede Trauer milderten und in ſanfte Wehmuth verwandelten. So iſt beſonders die Bedeutung der Roſe in dem anmuthigen anakreontiſchen Liede „Auf die Roſe" nach allen Seiten hin behandelt: die zarte Roſe iſt des Gelages liebe Freundin, die Wonne der Götter und Menſchen, der Frühlingsſchmuck der Grazien, der Liebling der Muſen, die Blume der Liebe. Sie iſt Balſam für die Kranken, ja ſelbſt für den Tod, und ſie verleiht den holden Duft der Jugend:

kurz, ohne die Roſe mag nichts geſchehen, und ſo haben denn auch die Götter beſondere Sorgfalt darauf verwandt, das wunderliebliche Kind der Erde, die ſüßduftende, köſtliche Roſe, aufſprießen zu laſſen.

Hatte ferner ſchon Homer den wunderbaren Anblick geſchildert, welchen es gewährt, wenn das dunkle Gewölk plötzlich entweicht und beim hellen Schimmer des nächtlichen Himmels die ganze Gegend in den ſchönſten Umriſſen daliegt (Il. 16, 298):

Wie wenn dickes Gewölk der Blitzſtrahlſchwinger hinwegtreibt,
Ringsum werden die Warten, die zackigen Höhn und der Thalgrund
Sichtbar; ſchön durchbricht den unendlichen Aether der Himmel u. ſ. w.,

ſo wird auch von den Lyrikern die Herrlichkeit, der ſtrahlende und doch ſo milde Glanz der ſüdlichen Nächte, von welchen Goethe ſagt:

Und mir leuchtet der Mond
Heller als nordiſcher Tag,

ſehr wohl empfunden und zum Ausdruck gebracht. Wie reizend iſt z. B. bei Sappho der aufgehende Vollmond beſungen:[10]

Strahlt Selene voll im Silberſcheine,
Bergen ſchnell ihr liebliches Geſicht
Vor der Göttin hellem Licht
Alle Sterne, groß' und kleine.

Dieſelbe Dichterin hat auch die ſehnſuchtsvolle Schwermuth, welche die Nacht erweckt, in folgenden ſchönen Verſen ausgeſprochen:[11]

Der Mond, der iſt verſchwunden,
Erblaßt der Sterne Schein,
Es enteilen die flüchtigen Stunden;
Ich ſitze noch immer allein!

Endlich bricht ſelbſt bei den griechiſchen Tragikern mitten im Gewühl aufgeregter Leidenſchaften und wehmüthiger Gefühle ein tiefer Naturſinn in begeiſterte Schilderungen der Landſchaft aus.

Mit jubelnder Wonne begrüßt der Chor in der Antigone[12] den Sonnenaufgang:

Strahl der Sonne, du ſchönſtes Licht,
Wie die ſiebenthorige Stadt
Thebe nimmer zuvor dich ſah,
Endlich thateſt du froh dich auf,
Wimper des goldenen Tages,
Ueber Dirkes ſtrömende Fluth zu wandeln.

Auch bei Euripides[13] finden wir das machtvolle Andringen des Lichtes, die Pracht des Sonnenaufganges mit tiefer Empfindung geſchildert, und derſelbe Dichter malt uns an anderer Stelle[11] die frühe Morgendämmerung, das erſte Erwachen des Lebens in der Landſchaft: wenn

Ihr ſanft harmoniſches Lied
Weint noch Philomele im Wald,
Itys, Itys, ihr Rufen
In frühem Jammer erſchallt,

dann zieht der Jäger zum frühen Tagewerk hinaus und der Schiffer ſpannt die Segel zur Fahrt auf die See . . .

Bisweilen tritt auch das gemüthliche Intereſſe an der Natur, der Herzensantheil, durch welchen ſie uns wie ein treuer Freund erſcheint, rührend hervor. Aias[15] redet das Meer an:

Wohlauf
O Sund, wogenlaut,
Ihr meernahen Grotten und du Uferhain,
O lang, lang, der Zeit ſchon zu viel
Um dieſe Troerſtadt
Hieltet ihr mich; aber hinfort
Nicht mehr beſeelt vom Athem . . .
O ſkamandriſches
Nachbarliches Geſtröm . . .
Nimmer ſiehſt du mehr
Dieſen Mann . . .

dann nimmt er in ergreifenden Worten von der Natur Abſchied:[16]

Dich, o des gegenwärt'gen Tages glänzend Licht,
Und dich, auf goldnem Wagen thronend, Helios,
Begrüß' ich heut zum letzten Mal und niemals mehr!
O Sonn', o heilger Boden meines Heimathlands.
O Salamis, des väterlichen Herdes Sitz,
O herrliches Athen und du, vertrautes Volk,
Ihr Flüſſ' und Quellen hier und Ebne Trojas du,
Euch alle grüß' ich, lebet wohl, ihr Pfleger mein!
Dies Wort, dies allerletzte ruft Euch Aias zu!

Man hat mit Recht darauf hingewieſen, daß dieſer Monolog ſelbſt in einzelnen Worten an den Monolog der Jungfrau von Orleans erinnert:

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich ſtillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna ſagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Wieſen, die ich wäſſerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieſes Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht, und nimmer kehrt ſie wieder!

In dieſem Zuſammenhange erwähnen wir noch, daß öfter auch der „Wunſch der Beflügelung, die naive Sehnſucht nach dem leichten, freien, fröhlichen Leben des Vogels, wie ſie unſere Volkslieder ſo oft und ſo hübſch ausſprechen", ſich zu erkennen giebt. Dies iſt beſonders bei Euripides der Fall:[17]

Ferne möcht' ich ſein in Waldesſchluchten
Und enteilen mit der Vögel Schaar,
Mit des Flügels Schlage zu den Buchten
Adrias, wo mit den Wolken klar
Die Geſtade tränkt Eridanos,
Und die Töchterſchaar des Helios,
Gramverzehrt um ihres Bruders Loos,
Heißen Thränenſtrom entſende,
Der als lichter Bernſtein blende,
Wallend in des tiefen Fluſſes Schooß.

Möchte fliegen zu den liederreichen
Heſperiden, wo am Ufer glühn
Goldne Aepfel und die Schiffer weichen —
Denn der Gott läßt ſie nicht weiter ziehn,

Der im dunklen Meeresſchooße ſitzt, — Bräutlich Lager ſich ergießen [ßen,
Dort, wo Atlas ſeinen Himmel ſtützt, Und die üpp'gen Fluren Segen ſprie-
Wo ambroſ'ſche Quellen um des Zeus Reichen Segen zu der Götter Preis.

Hätteſt du, die weißen Segel bauſchend,
Kretas Schiff, durch Sturmesnacht,
Und durch wilde Wellen rauſchend,
Meine Herrin nie hierher gebracht! —

Sehnſuchtsvoll erhebt auch der Chor in der Antigone[18] ſeine Blicke nach dem doppelgipfeligen Parnaß „mit der koryki-ſchen, von den bacchiſchen Nymphen bewohnten Tropfgrotte, wo der kaſtaliſche Quellguß und „der nyſiſchen Höhn epheu-umrankte Bergſäum', und grün, voll Trauben die Meerküſte", der Lieblingsaufenthalt des Bacchos, lag.

Meiſt jedoch dienen die Naturſchilderungen bei den Tragi-kern als Seiten- und Gegenſtücke zur Handlung. Ganz richtig iſt darauf hingewieſen worden, daß dies ſchon bei Homer der Fall ſei, wo die Trauernden, Zürnenden, Betenden an das Geſtade des brauſenden Meeres eilen, um hier an der Gleich-förmigkeit und Unermeßlichkeit der niemals raſtenden Wogen Frieden und Ruhe zu finden.

So ſitzt Odyſſeus, von der Kalypſo wider Willen zurück-gehalten, alle Tage

. . . auf Felſen und ſandigen Dünen,
Wo er mit Thränen und Seufzern und innigem Gram ſich zerquälend,
Auf das verödete Meer hinſchaute, Thränen vergießend,

und als Achilles von Agamemnon der Briſeis beraubt worden iſt, geht er grollend an das Ufer des Meeres,

Weint' und ſetzte ſich ſchnell, abwärts von den Freunden geſondert,
Am grauwogenden Strand und ſchaut' in die dunkele Meerfluth.
Flehend zur trauteſten Mutter mit Heftigkeit, ſtreckt' er die Hand aus.[19]

Gleicher Weiſe bildet bei Sophokles die heitere Schönheit, die Ruhe und ſtille Einfalt der Natur von Kolonos den er-

greifendſten Gegenſatz gegen die ungeheuren Verirrungen menſchlicher Leidenſchaften und die furchtbaren Strafen des Schickſals. Der Chor begrüßt den vom Geſchick ſo entſetzlich heimgeſuchten blinden König Oedipus mit folgendem wundervollen Chorliede:[20]

Im roſ'prangenden Land, o Gaſtfreund, gelangteſt du hier zum beſten Ruhſitz,
Dem glanzvollen Kolonos, wo
Die helltönende Nachtigall
Gern einkehrt und weithinausklagt in blühende Thale,
Tief aus grünender Nacht des Epheus und heiligem Laub des Gottes,
Früchtebeladenem, welches die Sonne nicht
Und keines Stürmewehens Anhauch trifft. — [täglich —
Hier blüht unter des Himmels Tau ſtets in traubiger Pracht Narkiſſos
Und in Gold ſtrahlend Krokos; und nie verſiegt hier ſchlafloſes Gewäſſer,
Irrend her von Kephiſſos Quellſtrom, nein, immer die Tage lang
Suchet die Auen, der lebenentbindende
Mit ſeinem lautern Regen, die weitlachenden. —
Stolz ausbreitet ſich hier über das Land, ſchwellend und üppig,
Ein ungepflegt ſich ſelber erzeugend
Gewächs, der hochheilige Oelbaum,
Welcher des Feindes Lanze zurückſcheucht
Und deſſen Zweig kränzt des Knaben Wiege u. ſ. w.

In der Antigone ſtimmt die Schilderung des Schauplatzes von ſeiten des Wächters harmoniſch mit der Handlung überein. Er ſchildert[21] zuerſt die Hitze und Schwüle, welche über der Landſchaft ausgebreitet lag, bis plötzlich ein Wirbelſturm ſich erhebt, „tobend in des nahen Walds belaubten Häuptern", und den hohen Luftraum ausfüllt; als ſich aber das Unwetter verzogen hat, gewahren die Hüter die klagende Antigone am Leichnam ihres Bruders. Gerade ſo laſtet auch über der ganzen Tragödie anfangs unheimliche Stille und Schwüle, bis der Schickſalsſturm verheerend hereinbricht. Zugleich aber heben die Schrecken der Natur den unerſchütterlichen Heldenſinn des Mädchens kräftig hervor.

Nicht minder wirkſam iſt es, wenn der Lyriker Simonides

das Toſen und Wüthen des Meeres dem ruhigen Schlummer eines unſchuldigen Kindes gegenüberſtellt. Die Sache iſt folgende. Danae war von ihrem Vater Akriſios infolge der Weisſagung, er werde durch die Hand ſeines Enkels fallen, mit dem kleinen Perſeus in einen Kaſten geſperrt und den Fluten des Meeres übergeben. Nichts ahnend von ſeinem Schickſale und jener entſetzlichen Lage, ſchläft das Kind, während die Mutter voll Demuth und Ergebung in die Rathſchlüſſe des Zeus neben ihm wacht und ihren Schmerz in folgenden ergreifend ſchönen Worten ausſpricht:[22]

Fühlſt nicht, o Kind, die herbe Pein,
Dich wiegte die kindliche Unſchuld ein
In dem engen, erzbeſchlagenen Haus,
In der finſteren Nacht, in der Dunkelheit Graus.

Nicht vor der ſalzigen Woge dir grauſt,
Die dir dein lockiges Köpfchen umbrauſt;
Das Brauſen des Windes, nicht macht es dir Schmerz,
Schlummerſt auf purpurnem Pfühle, mein Herz.

Dich ſchreckt nicht der Schrecken der ſtürmiſchen Nacht,
Hörſt nicht die Mutter, die über dir wacht:
Schlafe mein Kind, o ſchlafe, du See,
Schlafe, mein unermeßliches Weh!

Bevor wir das griechiſche Drama verlaſſen, erwähnen wir noch das anmuthige Lied, in welchem Ariſtophanes in den „Vögeln" den Kukuk ſeine Nachtigall zum Geſange auffordern läßt mit den Worten:[23]

Süß Weibchen, auf! auf! und verſcheuche den Schlaf,
Laß quellen den Born des geweihten Geſangs,
Den ſo ſüß hinſtrömt dein ſeliger Mund,
Wenn um dein, wenn um mein Kind Itys du
In unendlicher Sehnſucht hell wehklagſt
Aus tiefſter Bruſt!

Von der ſäuſelnden Linde Gezweig ſteigt rein
Dein Schall zu dem Thron des Kroniden empor,

Wo der goldenumlockte Apoll dein lauſcht
Und zu deinem Geſang in die Lyra greift,
Und zu deinem Geſang den umwandelnden Chor
Der Unſterblichen führt;
Und es weht von der Lippe der Himmliſchen dir
Mittrauernd mit dir,
Der Götter ſelige Wehmuth.

Demſelben Dichter, welcher hier den wehmuthsvollen Geſang der Nachtigall in ſo wunderbar ergreifender Weiſe ſchildert, verdanken wir auch noch ein reizendes Idyll, indem der Chor in den „Vögeln" ſingt:[24]

Wohl ſind wir Vogelſchaaren
Glückſelig, trotz des Winters Froſt
Bedürftig keines Kleides;
Auch brennt uns nicht der Sonne Gluth,
Der Pfeil des ſchwülen Sommers;
Im Blumenwieſengrunde kühl,
In Laubes Schooß, da ſchlaf ich',
Wenn im Kornfeld heimlich zirpend Heimchen ſeinen bangen Ruf,
Vor des Mittags glühnder Stille wie im Wahnſinn jammernd ruft.

und außerdem ein Bild gleichſam aus der Vogelperſpektive. In den „Wolken"[25] ruft nämlich Sokrates die Wolken, die „Segler der Lüfte", herbei, damit ſie ſich über Athen lagern, und die Wolken ziehen denn auch herbei und ſchauen hinab auf „heilge Gefilde, von Saaten ſchimmernde, heilge Bäche, ſo lauter rieſelnde, weitaufblitzendes Wogen des Meeres" u. ſ. w.

Aus den griechiſchen Proſaikern führen wir noch die berühmte Schilderung des Tempethales an, welche Aelian uns überliefert hat: ſie iſt zwar im weſentlichen topographiſch, aber der pythiſche Aufzug, „welcher vom heiligen Lorbeer die ſühnenden Zweige bricht", giebt ihr einen gewiſſen künſtleriſchen Mittelpunkt.

Zum Schluß noch eine Naturſchilderung, welche uns Cicero[26] aus Ariſtoteles aufbewahrt hat und welche uns „den goldenen

Strom der Ariſtoteliſchen Rede", zugleich aber auch etwas von der begeiſternden Kraft des platoniſchen Genius erkennen läßt; ſie heißt folgendermaßen: „Wenn es Weſen gäbe, welche beſtändig unter der Erde gelebt hätten in Wohnungen, geſchmückt mit Statuen und Gemälden und allem, was man zum Glücke für unerläßlich hält; wenn dieſe Weſen dann Kunde erhielten von dem Walten und der Macht der Götter und durch die geöffneten Erdſpalten aus jenen verborgenen Tiefen zu den Wohnungen der Menſchen herausträten; wenn ſie alſo hier urplötzlich Erde und Meer und das Himmelsgewölbe erblickten, den Umfang der Wolken und die Kraft der Winde erkännten, die Sonne bewunderten in ihrer Größe, Schönheit und Wirkung, wie ſie mit ihrer Lichtfülle den Tag bewirkt; wenn ſie endlich, ſobald die einbrechende Nacht die Erde mit Finſterniß umhüllt, den Sternenhimmel, den ab- und zunehmenden Mond, den Auf- und Untergang der Geſtirne und ihren von Ewigkeit her geordneten unveränderlichen Lauf erblickten: da würden ſie wahrlich ausrufen, es gebe Götter und ſo große Dinge ſeien ihr Werk!" Dieſe herrlichen Worte klingen in der That wie die Geſänge der Erzengel im Prolog zu Goethes Fauſt und ſtehen im Alterthum faſt einzig da als ein Beweis für das Daſein höherer, himmliſcher Mächte aus der Schönheit und unendlichen Größe der Schöpfung!

Aus unſeren Anführungen geht wohl zur Genüge hervor, daß es den Griechen keineswegs an Wärme und Tiefe der Empfindung für die Schönheiten der Natur gefehlt hat, ja in Anbetracht der Mangelhaftigkeit, mit welcher uns viele Abſchnitte der griechiſchen Literatur überliefert worden ſind, müſſen wir ſogar ſagen, daß die Aeußerungen des Naturſinnes bei den Griechen überraſchend zahlreich ſind. Aber freilich, um es noch einmal hervorzuheben, das Verhältniß der Griechen zur Natur

war nicht wie das des Bräutigams[27] zur Braut, d. h. wir finden hier nicht das sehnsuchtsvolle Verlangen wie in Goethes „Ganymed“:

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter,
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne,
Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach, an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebel-
Ich komm', ich komme! [thal —
Wohin, ach wohin?
Hinauf, hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir, mir!
In eurem Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Allliebender Vater!

Wir finden hier auch nicht jenes bräutliche Umfassen, jenes Himmelaufjauchzende und Ueberströmende des Gefühls, welches das Goethesche Mailied kennzeichnet:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust!
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

Wir finden ferner nicht jenes Verschenken der eigenen Seele an die Natur, jene Empfänglichkeit für die wechselvollen Erscheinungen derselben in der eigenen Seele, jene Kunst, die Erscheinungen organisch zu einem einheitlich gestimmten Naturbilde zusammenzufassen, jene Einheit mit der Natur, so daß dieselbe

Landſchaft uns bei dem Jauchzen der glücklichen Liebe feſtlich zu prangen und, wenn die Bruſt gepreßt und das Auge getrübt iſt, zu trauern und zu weinen ſcheint: das alles iſt der Ausdruck des modernen Naturgefühls. Der Grieche befand ſich zur Natur in dem Verhältniß der ruhigern Ehe, der anerkennenden Freundſchaft; er kannte die Natur, er war ihr alter, treu liebender, aber nicht ſehnſüchtig ſchmachtender Verehrer; und darum konnten uns die Griechen jene plaſtiſch-klaren Bilder hinterlaſſen, wie wir ſie oben vorgeführt haben!

III. Der Sinn für Naturſchönheiten bei den Römern.

Bevor wir zu der Behandlung des Naturgefühls bei den Römern übergehen, ſchicken wir einige wenige Bemerkungen über Italiens Natur voraus.[28]

Um von Norden nach Süden vorzugehen, ſo gehören zuerſt die Umgebungen der norditaliſchen Seen zu den ſchönſten und reizendſten Landſchaften überhaupt. Der Lago Maggiore, im Norden von hohen Bergen, im Süden von ſanfteren Hügeln umgeben, vereinigt an ſeinen Ufern die Wildheit der Gebirgswelt mit aller Lieblichkeit des italieniſchen Himmels, ja die Borromeiſchen Inſeln erſcheinen manchen Reiſenden als wahre Feeninſeln. Würdig reiht ſich der Comerſee an, der ſchon von alters her mit einem Kranze von Landhäuſern und Schlöſſern eingefaßt iſt, und endlich der Gardaſee mit ſeiner ſchönen, von Süden nach Norden vom tiefſtem Grün zum ſchönſten Blau übergehenden, durchſichtigen Fluth, deſſen Ufer ebenfalls mit den mannigfaltigſten, bald lieblich-idylliſchen, bald wilderhabenen Naturſchönheiten ausgeſtattet und wegen ihres milden Klimas reich angebaut ſind. Da alle dieſe Seen am Ausgange der ſüdlichen Alpenthäler liegen, welche ebenſo den Sonnenſtrahlen ungehinderten Eingang gewähren, als gegen die Nordwinde geſchützt ſind, ſo ſind ihre Ufer mit der üppigſten ſüdeuropäiſchen

Vegetation, Lorbeer, Pinie, Cypreſſe, Citrone, geſchmückt. Selbſt in der weniger geſchützten Ebene des Po wachſen ſüße Kaſtanien, Feigen und Mandeln; die Grenze der Aecker bilden Maulbeerbäume und Ulmen, an welchen man die Weinreben aufrankt und guirlandenartig von Wipfel zu Wipfel zieht: das ganze Land erſcheint daher wie ein großer, ſchöner Park.

Weiter ſüdlich erwähnen wir ferner als eine Perle landſchaftlicher Schönheit den ſchmalen, von lieblichen Buſen eingeriſſenen Küſtenſaum des Liguriſchen Meeres, an deſſen Nordſpitze Genua, la Superba (die Prächtige), thront; noch weiter ſüdlich den See von Perugia (lacus Trasimenus) mit ſeinem düſter-maleriſchen Charakter. Auch das Albanergebirge, zwei Meilen ſüdöſtlich von Rom, eine maleriſche Gruppe ausgebrannter Vulkane, aber reich bewaldet und mit ſchönen Dörfern, Villen und Paläſten bedeckt, zählt zu den ſchönſten und anziehendſten Gegenden Italiens. Von dem ſchönen Lande das Schönſte iſt aber der zauberhafte Buſen von Neapel mit der Rauchſäule des Veſuv im Hintergrunde und rings von zahlreichen kleinen Anſiedelungen umgeben. Die ganze Gegend, in welcher Neapel liegt, war ſchon im Alterthum und iſt noch heute der Garten von Italien, das Paradies Europas, überall aufs ſorgfältigſte angebaut und mit zahlloſen Städtchen, Dörfern, Villen dicht bedeckt. Hier tritt die Kultur der Orangen allgemeiner auf, reift der Wein ſeine köſtlichſten Trauben (Maſſiker, Falerner, Lacrimae Chriſti), erſcheinen Granaten, Johannisbrot, Piſtazien und beginnt der Baumwollenbau, auf den Hügeln Oel- und Obſtbau (Mandeln, Feigen u. ſ. w.), während dichte Kaſtanienwälder die Abhänge der Berge bedecken und in der Ebene die ernſten Cypreſſen mit Pinien und Palmen den ſchönſten Gegenſatz bilden. Inmitten dieſer Herrlichkeit erhebt ſich iſolirt der Veſuv, und zwiſchen dieſem und der Vulkangruppe der Phlegräiſchen Felder thront Neapel, „ein Stück Himmel

auf die Erde gefallen", ſo ſchön, daß es als höchſtes Glück geprieſen wird: „Neapel ſehen und ſterben!"

Und nun noch einige Worte im allgemeinen.

„In der Gebirgsbildung Italiens," ſagt Viktor Hehn,[29] „iſt der harte Eigenſinn, die aufthürmende cyklopiſche Wuth getilgt, in Geſtalten und Profilen herrſcht eine reife Milde, plaſtiſcher Schwung, weicherer Wellenfluß, welcher aber den Ernſt, die Beſtimmtheit und Energie nicht ausſchließt. Es treten hier jene geſchloſſenen Bergbilder auf, deren Anordnung und Konturen dem Auge die reinſte Befriedigung gewähren; in fließender Linie, bequem und heiter, bald ſcharfkantig abgeſchnitten, bald wie ein unbeweglich ſchwebender lichtgetränkter Duft liegt der Hauptzug in der Ferne gelagert und ſendet am Bande ſchmaler, niedriger Landzungen blaue, maleriſche, ſchwimmende Vorgebirge ins Meer. Mit reinerem Glanze als die Nord- und Oſtſee leuchtet auch das Meer, nach Farbe und Anſehen unendlich variirt, bald röthlich angehaucht mit ſilbernen Rändern, bald wallend wie ſchwerer Seidenſtoff, in Höhlen oder im Schatten der Uferfelſen wie flüſſiger Ultramarin oder Smaragd und unter Ruderſchlägen in funkelnden Tropfen ſpritzend. Das unbeſchreibliche Farbenſpiel der Abendröthe verklärt Himmel und Erde in den feinſten Abſtufungen und leiſeſten Uebergängen vom hellſten Roſenroth bis zum glühendſten Purpur und Violett."

Bei dieſer wundervollen Schönheit des italieniſchen Landes und Himmels iſt es von vornherein ſchon ganz unmöglich, den Römern das Naturgefühl abzuſprechen. In der That zeugen die Villen und Parkanlagen, welche ſchon im Alterthum in allen Theilen Italiens angelegt wurden, zeugen die Dämme mit herrlichen Burgen und Schlöſſern, welche ſie ins Meer hinausbauten, um ungehindert deſſen erhabenen und ſtärkenden Einfluß genießen zu können, zeugen die Anlagen von Teichen, von Veilchen-, Myrten- und Roſengärten laut und deutlich für die

Naturliebe der Römer. Aber vergebens ſchauen wir uns nach gleich zahlreichen Naturſchilderungen in ihrer Literatur um, wie wir ſie bei den Griechen hatten. Dies hat hauptſächlich in Folgendem ſeinen Grund.

Neben ſo vielen Anlagen zur praktiſchen Thätigkeit war nämlich der römiſche Volkscharakter in ſeinem kalten Ernſte, ſeiner nüchternen Verſtändigkeit weniger ſinnlich erregbar als der griechiſche, er wandte ſich daher mehr der alltäglichen Wirklichkeit zu, als der dichteriſch idealiſirenden Naturbeobachtung und Naturbeſchreibung; dazu kam ferner noch, daß auch der Sprache des alten Latium eine geringere Bildſamkeit, eine beſchränktere Wortfügung und überhaupt eine mehr realiſtiſche Richtung als idealiſtiſche Beweglichkeit eigen war. Daher fand das Drama[30] noch die meiſten Anknüpfungspunkte im römiſchen Volkscharakter, den ſcharfer Blick für das Auffallende der äußeren Erſcheinung, die Gabe feiner Beobachtung, lebendiger Nachahmung und raſcher Erwiderung auszeichneten, und neben ihm wurde beſonders die Satire, bei welcher ebenfalls das Dramatiſche anfangs überwogen zu haben ſcheint, und das Lehrgedicht gepflegt; erſt ſpät und in beſchränktem Umfange wurde die Lyrik betrieben. Es haben daher nur wenige kräftige und ſchöpferiſche Geiſter, getragen von echter Vaterlandsliebe, die im Volkscharakter liegenden Hinderniſſe zu überwinden gewußt und glänzen durch Erhabenheit der Ideen und durch Anmuth der Darſtellung.

Ein ſolches poetiſches Genie war Lucretius, welcher in ſeinem philoſophiſchen Lehrgedichte „Ueber die Natur“ (ca. 58 v. Chr.) trotz des ſpröden Stoffes eine lebensfriſche Schilderung giebt von dem Uebergange des Menſchengeſchlechtes aus dem Dickicht der Wälder zum Feldbau, zur Beherrſchung der Naturkräfte und zur bürgerlichen Geſittung. Der Anfang[31] heißt folgendermaßen:

Ihnen [den Menſchen] gefiels, dem Körper in eichelbelaſteten Wäldern
Gütlich zu thun; und des Arbutus Frucht, die jetzt nur im Herbſte
Purpurfarbig zur Reif' anſchwellen wir ſehen, erzeugte
Damals viel zahlreicher und auch weit größer die Erde. —
Aber zu ſtillen den Durſt, da lockten ſie Quellen und Ströme;
Wie noch jetzo die Fluth, die hohen Gebirgen entſtürzet,
Fernhin durch ihr Geräuſch die dürſtenden Scharen des Wilds ruft.
Waldige Grotten der Nymphen ſodann, umirrend die Nacht durch,
Wählten zum Lager ſie ſich, aus denen das rieſelnde Naß quoll,
Welches mit reichlichen Tropfen beſpülte die thauenden Felſen,
Thauende Felſen, auf grünendes Moos abtröpfelnd von oben,
Theils auf freiem Gefild ausbrach und ſprudelnd hervorquoll. u. ſ. w.

Und weiter 1391:

Oft auch neben einander gelagert im ſchwellenden Graſe
Neben dem fluthenden Bach, umſchirmt von ragenden Aeſten,
Thaten ſie gütlich dem Leib bei ganz beſcheidenem Aufwand. —
Namentlich, wenn anlachend das Wetter erſchien und des Jahres
Fröhliche Zeit mit Blumen die grünenden Auen bemalte:
Jetzo erhoben ſich Scherze, Geſpräch' und ſüßes Gelächter
Schallten umher; denn es ſchaltete frei nun die ländliche Muſe.
Haupt und Schultern ſich dann mit gewundenen Kränzen zu ſchmücken
Und mit Blumen und Laube, gemahnete üppiger Muthwill u. ſ. w.

Müſſen wir dies nun ſchon bei einem Dichter anerkennen, ſo iſt es unzweifelhaft geradezu bewundernswerth und zeugt von einem edlen Charakter, wenn ein Staatsmann in einem vielbeſchäftigten und bewegten Leben trotz eines durch politiſche Leidenſchaften aufgeregten Gemüthes lebendiges Naturgefühl und Liebe zur ländlichen Einſamkeit ſich erhalten hat. Und dieſes Lob gebührt, man mag ſonſt über den Mann denken wie man will, keinem anderen als Cicero. Die herrliche Umgebung ſeines Geburtsortes Arpinum im Volskiſchen Gebirge hatte gewiß ſchon im Knabenalter tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und ſo ſchildert er uns in ſeinen Schriften „Von den Geſetzen" und „Vom Redner" die italieniſche Natur mit größter Treue. Wir ſehen den Liris von hohen Pappeln beſchattet;

man erkennt beim Herabsteigen von dem steilen Berge hinter der alten Burg von Arpinum den Eichenhain am Bache Fibrenus, wie durch Theilung des Flüßchens eine Insel entsteht, der Lieblingsaufenthalt Ciceros. Und von seinem Landhause bei Antium schreibt Cicero an seinen Freund Atticus (XII, 9 und 15): „Nichts ist erfreulicher als diese Einsamkeit, nichts anmuthiger als dieser Landsitz, als das nahe Ufer und der Blick auf das Meer. — In der Einöde der Insel Astura am Ufer des tyrrhenischen Meeres stört mich kein Mensch; und wenn ich mich früh Morgens in dem dichten und rauhen Walde verborgen habe, verlasse ich denselben vor Abend nicht. Nächst meinem Attikus ist mir nichts so lieb wie diese Einsamkeit; in ihr pflege ich meinen Verkehr mit den Wissenschaften; doch wird dieser oft durch Thränen unterbrochen, gegen welche ich vergebens kämpfe."

Wenden wir uns nun den Dichtern wieder zu, so bietet uns zuerst Vergil manche Stelle, welche ein zartes und reges Naturgefühl erkennen lassen. Wo ist das sanfte Spiel der Meereswogen, wo die Ruhe der Nacht glücklicher beschrieben, und im Gegensatz zu diesen heiteren Bildern, wo finden wir kräftigere Darstellungen des einbrechenden Ungewitters, der Meerfahrt und Landung, des Felsensturzes und des flammensprühenden Aetna?

Ovid giebt wiederholt, wenn auch allgemein gehaltene Schilderungen von Höhlen, Quellen und stillen Mondnächten, und Catull zeigt in seinem Lobliede auf die Halbinsel Sirmio im Gardasee, daß ihm die wundervolle Schönheit, mit welcher dieselbe von der Natur begabt ist, keineswegs unbekannt war.

Horaz endlich hat es in verschiedenen Gedichten ausgesprochen, wie sehr ihn der tiefe, idyllische Friede seines geliebten Landgutes bei Tibur im Gegensatze zu dem betäubenden Geräusche und Gedränge der Weltstadt erquickte und bezauberte. Wir heben zunächst das Folgende hervor (I., 7):[32]

Mögen andre Mitylene und das helle Rhodos loben,
Epheſus, Korinthos' Mauern, wie ſo herrlich es zweimal
Auf das Meer blickt, oder Theben, durch des Bacchus Ruhm gehoben,
Oder Delphi, Sitz Appollos, oder Tempes heilges Thal.

Manchem iſt es Lieblingsarbeit, mit unendlichen Geſängen
Hoch der jungfräulichen Pallas Stadt zu preiſen, und er ſucht
Kränze ſich vom rings gepflückten Zweig des Oelbaums aufzuhängen
Auf die Stirne. Mancher ſingt wohl Argos' ſtolze Roſſezucht

Und Mycenäs reiche Fluren, Junos Namen zu verkünden.
Mich hat weder Lacedämon, führt's auch große Thaten aus,
Noch Lariſſas fette Weide je vermocht ſo zu entzünden,
Wie der Wiederhall des Echos von Albuneas Grottenhaus

Und wie Anios Waſſerfälle oder Tiburs Schattenhaine
Und Obſtgärten, von den Bächen reich bewäſſert hier und dort u. ſ. w.

Dasſelbe Wohlgefallen an der freien Natur athmet auch das folgende Gedicht (II., 6):

Mir vor allem lacht der Fleck entgegen,
Wo wie vom Hymettus Honig träuſt,
Wo ſich überreich des Oelbaums Segen
Gleich Venafrums grünen Früchten häuft.

Dort nur herrſchen lange Lenzestage,
Lauer Winter auch, und Bacchus Freund,
Aulons Weinberg, tauſcht nicht mit der Lage,
Wo Falernerblut die Rebe weint.

Jene ſel'gen Hügel, jene Auen
Rufen mich und dich; dort ſoll dereinſt
Deine letzte Thräne niederthauen
Auf des Dichters Grab, den du beweinſt.

Und wie reizend beſchreibt der Dichter (II., 13) ſeine Lieblingsquelle Bandusia, welche unter dem Schatten einer Eiche munter aus dem Felſen hervorſprudelt, ſo daß ihr ſelbſt die größte Sommerhitze nicht ſchadet, ſondern ſie jederzeit erquickende Kühlung gewährt:

Die Hundstagszeit, der Gluthen voll,
Berührt dich nicht mit ihrer Laſt,
Denn du gewähreſt kühle Raſt
Dem Stier, der matt am Pfluge ging,
Und weidendem Lamme, das dich fand.

Auch du wirſt hochberühmt genannt
Als Quell, wenn ich die Eiche ſing',
Die auf dem Felſen ſteht gepflanzt,
Woraus dein Waſſer murmelnd tanzt.

Endlich ſei noch der ſinnigen Schilderung des erwachenden Frühlings Erwähnung gethan, mit welcher Horaz den Vergil in launiger Weiſe zum Wein und zum Lebensgenuß einladet, IV., 12:

Die Begleiter milden Frühlings,
Die verſcheucht des Meeres Drohn,
Thraciens kühle Winde blaſen
In die ſchlaffen Segel ſchon.
Nicht mehr ſtarren in dem Froſte
Draußen Wieſ' und Wald und Feld,
Nicht mehr brauſen wilde Flüſſe,
Von dem Winterſchnee geſchwellt.

Um den Itys kläglich ſeufzend
Baut die Nachtigall ihr Neſt,
Schande für das Haus der Kekrops,
Die ſich nimmer tilgen läßt;
Weil ſie einſtens böſe Wolluſt
An der Könige Geſchlecht
In ſo grauſam harter Weiſe
Hat vergolten und gerächt.

In dem zarten Graſe ſingen
Zu den Tönen der Schalmei
Fetter Schafe frohe Hüter
Luſt'ge Lieder mancherlei
Und erfreuen Pan, den gnäd'gen,
Dem das Vieh im grünen Feld,
Dem Arkadiens fichtenreiches,
Dunkles Hügelland gefällt.

Dieſe Stelle beweiſt zugleich, daß der Dichter auch den tiefen Schmerzensſchrei kannte, welcher aus der Bruſt der Nachtigall in die Luft des Frühlings hineintönt.

Zuſammenfaſſend bemerken wir nur, daß von den römiſchen Dichtern vorzugsweiſe ſolche Landſchaften geſchildert werden, welche einen beruhigenden, friedlichen und dem Idyll verwandten Eindruck auf den Beſchauer machen, und dieſe Beobachtung wird durch die in jener Zeit zuerſt auftauchende Landſchaftsmalerei beſtätigt, deren Erzeugniſſe uns in den Fresko-Gemälden des (75 n. Chr.) untergegangenen Pompeji in überraſchender Menge erhalten geblieben ſind. Demnach ſind alſo die hauptſächlichſten Vorwürfe der Malerei wie der Dichtkunſt: „klar ſich abhebende Berge von nicht zu bedeutender Höhe, einſame, weithin ſichtbare Bergrücken, ſcharf abgegrenzte Vorgebirge und Ufergeſtade, offene, freundliche, einladende Thäler, Buchten und Baſſins, eingefaßt von phantaſtiſchen Uferbauten und ſtets belebt von jagenden, fiſchenden und herdenhütenden Menſchen". Von dem ewigen Schnee der Alpen dagegen, welche ſo herrlich im Morgen- und Abendroth ſtrahlen, von der Schönheit des blauen Gletſchereiſes, von der großartigen Natur einer Schweizerlandſchaft iſt keine Schilderung aus dem Alterthume zu uns gekommen. Und doch waren die Alpen den Römern vollſtändig bekannt; denn alljährlich gingen Staatsmänner und Heerführer und in ihrem Gefolge Dichter und Schriftſteller durch die Schweiz nach Italien. Aber dieſe Reiſenden wiſſen nur von den abſcheulichen, unfahrbaren Wegen zu erzählen, während ſie die Alpennatur gänzlich kalt ließ. So wiſſen wir von Julius Cäſar, daß er auf der Reiſe über die Alpen ſich mit trocknen grammatiſchen Studien befaßte, und Silius Italicus (er ſtarb ca. 100 n. Chr. Geb., zu einer Zeit alſo, wo die Schweiz ſchon ziemlich angebaut war) beſchreibt die Alpengegend

als eine ſchreckenerregende Einöde, während er von den Felſenſchluchten Italiens und den buſchigen Ufern des Liris nicht Rühmens genug machen kann. Selbſt die Naturſchönheiten des mittleren Frankreich, der Rheinufer und der Lombardei ſcheinen auf die Römer keinen Eindruck gemacht zu haben. Da nun dieſe Abneigung gegen die Alpennatur ſich auch bei den heutigen Römern noch findet, ſo gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir ſie auf den Gegenſatz zwiſchen nördlicher und ſüdlicher Natur zurückführen. Wer Italien geſehen hat, ſagt Viktor Hehn in ſeinem Buche über Italien, begreift es vollkommen, daß die Erinnerung an jene Linien der Berge, jene reiche Modellirung des Bodens und der braunen Erde, die luftgefärbten Felſenufer, das klingende Meer, die Meteore des Himmels, die ganze Harmonie und ſtille Selbſtgenügſamkeit der klaſſiſchen Gegenden, in welchen der harte Eigenſinn, die aufthürmende cyklopiſche Wuth nördlicher Landſchaften gemildert iſt und überall in Geſtalten und Profilen eine reiſe Milde, plaſtiſcher Schwung, weicherer Wellenfluß herrſcht, der doch den Ernſt, die Beſtimmtheit und Energie nicht ausſchließt, kurz, daß alle dieſe Schönheiten denjenigen, welcher ſie genoſſen und verſtanden, nicht verläßt und häufig für die relativen Reize der nordiſchen Natur unempfindlich macht.

IV. Das Naturgefühl der Deutſchen.

a. Im Mittelalter.

Wir kommen nun zu den Vertretern des deutſchen Mittelalters. Auch hier iſt noch nirgends eine Spur von ſentimentaler Naturanſchauung zu finden, ſondern es erhielt ſich, der Beſchaulichkeit germaniſcher Natur entſprechend, ſtets eine mehr idylliſche und oft ſogar elegiſche Naturanſchauung. Infolgedeſſen haben ſich die Dichter jener Zeit nirgends in abgeſonderten Naturſchilderungen ergangen, d. h. in ſolchen, welche

keinen anderen Zweck hatten, als denjenigen, den Eindruck einer Landſchaft auf das Gemüth mit glänzenden Farben darzuſtellen, ſondern auch hier ſind dieſe Schilderungen nur die Folie für die Handlung oder für die Empfindung des Dichters, indem ſie im Epos mit den geſchichtlichen Vorgängen im Zuſammenhang ſtehen oder in der Lyrik wirkſame Heber und Träger der Stimmung abgeben. Deshalb findet ſich alſo weder im Nibelungen- noch im Gudrunliede eine eingehende Naturſchilderung. Selbſt bei der ſonſt ausführlichen Beſchreibung der Jagd, auf welcher Siegfried ermordet wird, geſchieht nur im allgemeinen der blumenreichen Heide und des kühlen Brunnens unter der Linde Erwähnung.

Im Gudrunliede finden wir dreimal das Gleichniß von den Schneeflocken, beſonders Strophe 861:

So dicht ſieht von den Alpen man nicht Schneeflocken wehn,
Wenn Wirbelwinde wüthen, als ſie Geſchoſſe ſenden;

aber, wie man ſieht, in aller Kürze und nur als Nebenſache. Ebenſo iſt es Strophe 1354 — 1356 der Fall, wo es heißt:

Der Mond ſchien durch die Nacht hin, da ſahen ſie ihn alle. —
Der Morgenſtern bald ſtrahlte herab mit mildem Schein,
Da trat in eins der Fenſter ein ſchönes Mägdelein,
Die ſpähte, ob es Zeit ſchon, daß es tagen ſollte,
Weil ſie großen Lohn ſich damit von Frau Gudrun verdienen wollte.

Da ſah das edle Mägdlein des Morgens Dämmerſchein
Und in des Waſſers Spiegel, wie es wohl mußte ſein,
Sah glänzen ſie die Helme und viel der lichten Schilde.
Die Burg war rings verſchloſſen; von Waffen leuchtete hell das Gefilde.

Auch hier iſt dies anſchauliche Bild keineswegs Selbſtzweck, wie man es etwa bei einem modernen Dichter eingeflochten finden würde, ſondern ſoll lediglich die Spannung vor dem wichtigen Ereigniſſe der Befreiung Gudruns vermehren.

Dieſelbe Beobachtung machen wir auch bei den höfiſchen Kunſtepikern, wie Hartmann von Aue, Wolfram von Eſchenbach, Gottfried von Straßburg u. ſ. w.

Die Minneſänger endlich reden zwar oft genug von dem wunderſchönen Mai, dem ſüßen Geſange der Nachtigall, dem Thau, der ſo herrlich auf den Blumen der Heide blinkt, aber alles nur, um ihre Gefühle darin abzuſpiegeln. Am beſten finden wir unſere Bemerkung beſtätigt an folgendem Gedichte Walthers von der Vogelweide:[33]

Wenn die Blumen aus der Erde dringen,
Gleich als lachten ſie hinauf zur Sonne
Morgens früh am ſchönen Maientag,
Wenn die kleinen Vöglein lieblich ſingen
Ihre ſchönſten Weiſen: welche Wonne
Hat die Welt, die ſo beglücken mag?
Man glaubt ſich wohl im Himmelreiche.
Nichts ſonſt ſich dieſer Luſt vergleiche.
Doch Eines hat mich mehr entzückt,
Mein Herz mit höherm Muth beſeelt,
So oft mein Aug' es hat erblickt.

Denkt, ein edles, ſchönes Fräulein ſchreite
Wohlgekleidet, ſchönbekränzt hernieder,
Unter Menſchen froh ſich zu ergehen,
Wohlgemuth in fröhlichem Geleite,
Freundlich um ſich blickend hin und wieder,
Wie die Sonne unter Sternen anzuſehen·
Der Mai mit ſeinen Wundern allen,
Er kann mir niemals ſo gefallen,
Wie ihr bewundernswerther Leib·
Da laß' ich alle Blumen ſtehn
Und blicke nach dem holden Weib!

Man ſieht, die ſchöne Natur dient dem Dichter nur als Hintergund, auf welchem ſich das Bild der Geliebten nur um ſo ſchöner abhebt.

Aus dieſer ganzen Richtung der Minneſänger erklärt es ſich auch, warum uns diejenigen, welche wie Friedrich von

Haufen an einem Kreuzzuge nach Paläſtina theilnahmen, oder welche wie Walther von der Vogelweide und Freidank Italien beſuchten, warum uns dieſe, ſage ich, keine Schilderung von dieſen Ländern hinterlaſſen haben. Statt deſſen ſpricht der erſtere wiederholt ſeinen Schmerz über die Trennung von der Geliebten aus, und Freidank weiß über Rom nichts weiter zu ſagen, als daß in den Paläſten der einſtigen Herrſcher Gras wachſe.

Ebenſo wenig finden wir im Mittelalter eine Schilderung der Alpennatur.

b. Bis zum 18. Jahrhundert.

Aus der Zeit der großen Reiſen und Entdeckungen heben wir nur eine Stelle aus den Tagebüchern des Columbus über das neuentdeckte Land hervor:

„Die Anmuth dieſes Landes," ſagt er, „ſteht hoch über derjenigen der Ebene von Cordoba. Alle Bäume glänzen von immergrünem Laube und ſind ewig mit Früchten beladen. Auf dem Boden ſtehen die Kräuter hoch und blühend. Die Lüfte ſind lau wie im April in Caſtilien, es ſingt die Nachtigall ſüßer, als man es beſchreiben kann. Bei Nacht ſingen wieder andere, kleinere Vögel; auch höre ich unſeren Grashüpfer und die Fröſche. Einmal kam ich in eine tiefe eingeſchloſſene Hafenbucht und ſah, was kein Auge geſehen: hohes Gebirge, von dem die Waſſer lieblich herabſtrömen. Das Gebirge war bedeckt mit Tannen und anderen vielfach geſtalteten, mit ſchönen Blüthen geſchmückten Bäumen. Den Strom hinaufſteuernd, der in die Bucht mündete, war ich erſtaunt über die kühlen Schatten, die kryſtallhellen Waſſer und die Zahl der Singvögel. Es war mir, als möchte ich ſo einen Ort nie verlaſſen, als könnten tauſend Zungen dies alles nicht wiedergeben, als wei-

gere sich die verzauberte Hand es niederzuschreiben." — Zu solcher beredten Schilderung hatte die Schönheit der Natur den einfachen Seemann begeistert!

Durch die großen Reisen und Entdeckungen nahm natürlich auch die Länderkunde und vor allem die Erdbeschreibung einen bedeutenden Aufschwung.

Vorher „war das Interesse der Reisen fast ganz dramatisch, ja die nothwendige und dazu so leichte Einmischung des Wunderbaren gab ihnen beinahe epische Färbung. Die Sitten der Völker wurden minder beschrieben, als sie sich durch den Kontakt der Reisenden mit den Eingeborenen anschaulich machten. Die Vegetation blieb namenlos und unbeachtet, wenn nicht hier und da einer sehr angenehmen oder seltsam gestalteten Frucht oder einer außerordentlichen Dimension von Stamm und Blättern gedacht wurde" u. s. w. (Humboldt, Kosmos II., S. 69.) Mit der zunehmenden Ausdehnung des Gesichtskreises, der wachsenden Fülle von Ideen und Gefühlen und ihrer Wechselwirkung verschwand nun das dramatische Element bald gänzlich, wurde aber reichlich ersetzt durch den „Reichthum des Beobachteten, die Größe der Weltansicht und das rühmliche Bestreben, die Eigenthümlichkeit jeder vaterländischen Sprache zur anschaulichen Darstellung zu benutzen. — Ohne den heimathlichen Boden zu verlassen, sollen wir nicht nur erfahren können, wie die Erdrinde in den entferntesten Zonen gestaltet ist, welche Thier- und Pflanzenformen sie beleben; es soll uns ein Bild verschafft werden, das wenigstens einen Theil der Eindrücke lebendig wiedergiebt, welche der Mensch in jeglicher Zone von der Außenwelt empfängt. Dieser Anforderung zu genügen, diesem Bedürfniß einer Art geistiger Freuden, welche das Alterthum nicht kannte, arbeitet die neuere Zeit; die Arbeit gelingt, weil sie das gemeinsame Werk aller gebildeten Nationen ist, weil sie bei der Vervollkommnung der Bewegungsmittel auf Meer und

Land die Welt zugänglicher, ihre einzelnen Theile in der weiteſten Ferne vergleichbarer macht. (Humboldt, Kosmos II., 71.)

Am kräftigſten und gelungenſten hat dieſen Weg moderner Natur- und Erdbeſchreibung unſer großer Landsmann Georg Forſter († 1794) eingeſchlagen.

Durch Forſter begann, ſagt Humboldt, S. 72, eine neue Aera wiſſenſchaftlicher Reiſen, deren Zweck vergleichende Erd- und Völkerkunde iſt. Mit einem feinen äſthetiſchen Gefühle begabt, in ſich bewahrend die lebensfriſchen Bilder, welche auf Tahiti und anderen, damals glücklicheren Eilanden der Südſee ſeine Phantaſie erfüllt hatten, ſchilderte Forſter zuerſt mit Anmuth die wechſelnden Vegetationsſtufen, die klimatiſchen Verhältniſſe, die Nahrungsſtoffe in Beziehung auf die Geſittung der Menſchen nach Verſchiedenheit ihrer urſprünglichen Wohnſitze und ihrer Abſtammung. Alles, was der Anſicht einer ausländiſchen Natur Wahrheit, Individualität und Anſchaulichkeit gewähren kann, findet ſich in ſeinen Werken vereint. Nicht etwa nur in ſeiner trefflichen Beſchreibung der zweiten Reiſe des Kapitän Cook, ſondern mehr noch in den kleinen Schriften liegt der Keim zu vielem Großen, was die ſpätere Zeit zur Reiſe gebracht hat. Wir nennen nur die Namen eines Ritter, Peſchel, Humboldt, als der Männer, welche auf dieſem Wege erfolgreich weiter fortgeſchritten ſind.

Auf dem Gebiete der Poeſie hat ſich in unſerem Vaterlande, ebenſo wie in anderen Literaturen, das Naturgefühl bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein in der Form des Idylls, des Schäferromans und des Lehrgedichts offenbart. Angeregt durch den Engländer James Thomſon, deſſen beſchreibendes Gedicht „Die Jahreszeiten" einen ſentimentalen Hang zur Natur kundgiebt, wandelten auf dieſem Wege Paul Flemming, Heinrich Brockes, Ewald von Kleiſt, Friedrich von Hagedorn, Salomon Geßner, Albrecht von Haller

und ſelbſt noch Joh. Heinrich Voß; ſie laſſen eine liebevolle Hingabe an die Natur und ein beſchauliches Verſenken in dieſelbe erkennen. Als beſonders charakteriſtiſch führen wir ein Stück aus Kleiſts „Frühling“ an:

Hier, wo der gelehnete Fels, mit immergrünenden Tannen
Bewachſen, den bläulichen Strom zur Hälfte mit Schatten bedecket,
Hier will ich ins Grüne mich ſetzen. — O welch ein Gelächter der Freude
Belebt rund um mich das Land! -- Friedfertige Dörfer und Herden
Und Hügel und Wälder! Wo ſoll mein irrendes Auge ſich ausruhn?
Hier unter der grünenden Saat, die ſich in ſchmälernden Beeten,
Mit bunten Blumen durchwirkt, in weiter Ferne verlieret?
Dort unter den Teichen, bekränzt mit Roſenhecken und Schlehdorn?
Auf einmal reißet mein Auge der allgewaltige Belt fort,
Ein blauer Abgrund voll tanzender Wellen. Die ſtrahlende Sonne
Wirft einen Himmel voll Sterne darauf. Die Rieſen des Waſſers
Durchtaumeln, aufs neue belebt, die unabſehbare Fläche. —
Sieh, ländliche Muſe, den Anger voll Roſſe! Sie werfen
Den Nacken empor und ſtampfen mit freudig wiehernder Stimme;
Der Fichtenwald wiehert zurück. Gefleckte Kühe durchwaten,
Geführt vom ernſten Stier, des Meierhofs buſchichte Sümpfe.
Ein Gang von Espen und Weiden führt zu ihm, und hinter ihm hebt ſich
Ein Rebengebirg empor, mit Thyrſusſtäben bepflanzet;
Ein Theil iſt mit Schimmer umwebt, in Flor der andre gehüllet;
Itzt flieht die Wolke; der Schimmer eilt ſtaffelweis über den andern.
Die Lerche beſteiget die Luft, ſieht unter ſich ſelige Thäler,
Bleibt ſchweben und jubilirt. Der Klang des wirbelnden Liedes
Ergötzt den ackernden Landmann. Er horcht gen Himmel; dann lehnt er
Sich über den wühlenden Pflug, wirft braune Wellen aufs Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Elſtern. Der Säemann ſchreitet gemeſſen,
Gießt goldenen Regen ihm nach u. ſ. w.

Nicht minder lehrreich iſt folgende Stelle aus Hallers „Alpen“, die wir um ſo ausführlicher geben, als das Gedicht ſelbſt wohl ziemlich unbekannt ſein dürfte:

:23. Wenn Titans erſter Strahl der Gipfel Schnee vergüldet
Und ſein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigſten gebildet,
Mit immer neuer Luſt von einem Berg erblickt;
Durch den zerfahrnen Dunſt von einer dünnen Wolke

Eröffnet ſich zugleich der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke,
Zeigt alles auf einmal, was ſein Bezirk enthält;
Ein ſanfter Schwindel ſchließt die allzu ſchwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzuſchauen taugen.

34. Ein angenehm Gemiſch von Bergen, Fels und Seen
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Geſicht.
Die blaue Ferne ſchließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein ſchwarzer Wald die letzten Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebirg' die ſanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Thale wiederhallt;
Bald ſcheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf deſſen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet ſich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümmt, ſich im Entfernen ſchmälern.

35. Dort ſenkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Der ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt,
Sein froſtiger Kryſtall ſchickt alle Strahlen wieder,
Den die geſtiegne Hitz' im Krebs umſonſt beſtürmt.
Nicht fern vom Eiſe ſtreckt, voll futterreicher Weide,
Ein fruchtbares Gebirg' den breiten Rücken her:
Sein ſanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide
Und ſeine Hügel ſind von hundert Herden ſchwer.
Den nahen Gegenſtand von unterſchiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

36. Hier zeigt ein ſteiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldſtrom eilt hindurch und ſtürzet Fall auf Fall.
Der dickbeſchaumte Fluß dringt durch der Felſen Ritzen
Und ſchießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall;
Das dünne Waſſer theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft ſchwebt ein bewegtes Grau.
Ein Regenbogen ſtrahlt durch die zerſtäubten Theile
Und das entfernte Thal träukt ein beſtändger Thau.
Ein Wandrer ſieht erſtaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und ſich in Wolken gießen.

38. Wenn dort der Sonne Licht durch fliehnde Nebel ſtrahlet
Und von dem naſſen Land der Wolken Thränen wiſcht,
Wird aller Weſen Glanz mit einem Licht bemalet,
Das auf den Blättern ſchwebt und die Natur erfriſcht;

Die Luft erfüllet ſich mit reinen Ambradämpfen,
Die Florens bunt Geſchlecht gelinden Weſten zollt,
Der Blumen ſcheckicht Heer ſcheint um den Rang zu kämpfen,
Ein lichtes Himmelblau beſchämt ein nahes Gold;
Ein ganz Gebirge ſcheint, gefirnißt von dem Regen,
Ein grünender Tapet, geſtickt mit Regenbögen.

39. Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane
Weit über'n niedern Chor der Pöbelkräuter hin;
Ein ganzes Blumenvolk dient unter ſeiner Fahne,
Sein blauer Bruder ſelbſt bückt ſich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf und krönt ſein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Beſtrahlt der bunte Blitz vom feuchten Diamant;
Gerechteſtes Geſetz! daß Kraft ſich Zier vermähle,
In einem ſchönen Leib wohnt eine ſchöne Seele.

40. Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur ſein Blatt im Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergold'ten Schnäbel,
Die ein von Amethyſt gebild'ter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blatt, im Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Wiederſchein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein geſtreifter Stern in weiße Strahlen ein;
Smaragd und Roſen blühen auch auf zertretner Heide
Und Felſen decken ſich mit einem Purpurkleide u. ſ. w.

V. Das moderne Naturgefühl.

Wir haben mit unſeren Ausführungen wohl zur Genüge bewieſen, daß die Ausdehnung des Begriffs der Naturſchönheit auf das Rauhe, Düſtere und Oede, auf das Phantaſtiſche und Wilde, das furchtbar Erhabene nicht nur dem Alterthume, ſondern auch dem Mittelalter und ſelbſt einem großen Theile der Neuzeit fremd geweſen iſt.

Allerdings haben ſich im Alterthume wie in jenem Theile der Neuzeit manche Stimmen hören laſſen, welche die Schönheit auch der Gebirgswelt prieſen. Dahin gehört z. B. aus dem

Alterthume jenes tiefbewegte Lebewohl, welches der unglückliche auf der einsamen Felseninsel Lemnos ausgesetzte Philoktet bei seiner endlichen Erlösung aus dieser Verbannung dem mittlerweile liebgewonnenen felsigen Eilande zuruft:[34]

Wohlauf denn, scheidend begrüß' ich das Land!
Leb' wohl, mein Felsdach, das mich geschirmt;
Ihr Nymphen der Bäche, ihr Au'n, lebt wohl,
Du mächtig am Vorberg brandendes Meer,
Wo die Fluthen, erregt von den Stößen des Süds,
Oft netzten mein Haupt in dem Winkel der Kluft,
Wo den klagenden Laut, wann wild auf mich
Einstürmte der Schmerz, der hermäische Berg
Im Rückhall oft mir herübergesandt!
Ihr Brunnen umher und Apollons Quell,
Ich verlaß euch nun, ich scheide von euch,
Der nie so Kühnes zu hoffen gewagt,
O Lemnos, umfluthetes Land, leb wohl!

Und von den Neueren führen wir eine Stelle aus einem Briefe Konrad Geßners (1541) an einen Glarner Freund „über die Bewunderung der Berge" an, eine Aeußerung der Bewunderung für die Großartigkeit und Herrlichkeit des Hochgebirges, welche auch in unseren Tagen kaum überboten werden könnte: „So lange mir Gott das Leben schenkt, habe ich beschlossen, jährlich einige Berge oder doch einen zu besteigen, theils um die Gebirgsflora kennen zu lernen, theils um den Körper zu kräftigen und den Geist zu erfrischen. Welchen Genuß gewährt es nicht, die ungeheuren Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie stimmt es zur Andacht, wenn man umringt ist von den Schneedomen, die der große Weltbaumeister an dem einen langen Schöpfungstage geschaffen hat! Wie leer ist doch das Leben, wie niedrig das Streben derer, die auf dem Erdboden umherkriechen, nur um zu erwerben und spießbürgerlich zu genießen! Ihnen bleibt das irdische Paradies verschlossen."

Aber alle dieſe Stimmen waren doch ſehr vereinzelt: die große Mehrzahl vermochte nicht in das Lob einzuſtimmen. Ja, die ſüdlichen Völker, beſonders die Italiener und Spanier, fühlen ſich noch heute von den Alpen unangenehm berührt und abgeſtoßen. „Ihrem durch eine ſo viel reichere Naturſchönheit verwöhnten Auge erſcheint das Gewaltige des Hochgebirges ungeheuer und erdrückend, das Ernſte finſter und troſtlos, das Wilde grauenhaft und entſetzlich“,[35] ja, „ſelbſt Nordländer, welche längere Zeit den vollen Zauber der ſüdlichen Natur empfunden haben, ſehen das Hochgebirge nicht ſelten mit dem Blicke des ſüdlichen Menſchen an“. So machte auf Winckelmann der erſte Anblick der Tiroler Alpen einen gewaltigen Eindruck; er nannte die Berge „ſchrecklich ſchön“ und meinte, man habe nichts Wunderbares, nichts Erſtaunendes geſehen, wenn man dies Land nicht geſehen habe, nahm ſich daher vor, bei Gelegenheit die Berge wieder zu beſuchen. Allein bald ergriff ihn der Zauber der ſüdlichen Gegend, wo man „in ſchattigen Lorbeerwäldern und in Alleen von hohen Cypreſſen und an Gatterwerken von Orangerieen geht“, wo „die Natur ſo mannigfaltig, ſo entzückend iſt, daß ſie immer neu bleibt, und die Spaziergänge in einer ſolchen Menge vorhanden ſind, daß auch außer den himmliſchen Villen auf jeden Tag im Jahre ein neuer Gang könnte gerechnet werden“. Als er daher nach zwölf Jahren im Frühjahr 1768 Tirol wiederſah, vermochte er auch nicht einmal „relative Reize“ mehr in der Alpenlandſchaft zu erkennen, und „als er mit Cavaceppi eine Stunde in die Tiroler Berge eingefahren war, bemerkte dieſer plötzlich, daß Winckelmanns Züge einen ganz veränderten Ausdruck angenommen hatten. Er rief: „Sehen Sie, mein Freund, was für eine entſetzlich ſchaurige Landſchaft! Dieſe unermeßlich emporſteigenden Berge!“[36] So vollſtändig hatte ſich ſein Naturgefühl verwandelt.

Während also diese Unbekanntschaft mit dem Gebirge bei den Südländern in dem Gegensatze von südlicher und nördlicher Natur seinen Grund hatte, lag sie bei den Nordländern in der Unbekanntschaft mit jenen Gegenden; denn bis ins achtzehnte Jahrhundert war die eigentliche Gebirgswelt den gebildeten Völkern Nord-Europas im großen und ganzen offenbar so gut wie unbekannt; zunächst allerdings wegen ihrer Unzugänglichkeit und Unwirthlichkeit, vor allem aber auch deshalb, weil das Naturgefühl der Wenigen, welche jene Gegenden betraten, sich daselbst eher zurückgeschreckt als angezogen, oder höchstens flüchtig angeregt fand, weil mithin die Gebirgsländer auf die Reiselust überhaupt noch keine Anziehungskraft ausüben konnten.

Rousseau war es, der das Naturgefühl auf das Wildromantische und furchtbar Erhabene ausdehnte und damit zugleich dasselbe vollständig umgestaltete.

Rousseau war am Ufer des Genfer Sees aufgewachsen, und jene reizenden Landschaften des nördlichen Ufers hatten in ihm eine starke und tiefe Liebe zur Natur hervorgebracht, welche durch seine Weltflucht und seinen Haß gegen die Ueberkultur bis zur Ueberschwenglichkeit gesteigert wurde. Wenn sich also anfangs seine Liebe auf die ganze, sich selbst überlassene Natur erstreckte, so fühlte er sich immer mehr und mehr gerade von den wildesten und einsamsten Umgebungen angezogen, je tiefer sein Gemüth erkrankte. „Ich verlange Gießbäche, Felsen, Tannen, dunkle Wälder, Berge, rauhe auf- und abführende Pfade und recht fürchterliche Abgründe neben mir.“ Und so deckte er (1761, in seiner neuen Heloise 37) seinen Zeitgenossen die Wunder der bisher unbekannten Alpennatur auf, und mit Erstaunen las man hier, daß auch diejenigen Gegenden ihren eigenthümlichen Zauber besitzen, wo, wie es im 23. Briefe des 1. Buches heißt, bald ungeheure Felsenriffe über dem Haupte des Wanderers hängen, bald schäumende, tosende Wasserfälle

ihn in einen dichten Nebel hüllen, bald ein nieverſiegender Gießbach neben ihm einen Abgrund von ſchwindelerregender Tiefe öffnet; wo er ſich bald im Dunkel eines dichten Waldes verliert, bald beim Heraustreten aus einer Schlucht plötzlich durch den Anblick einer lieblichen Matte entzückt wird. — Ferner ſchildert Rouſſeau die Gegenſätze nicht nur von Kultur und Wildheit, ſondern auch in den Naturſcenen ſelbſt! Nach Oſten die Blumen des Frühlings, nach Süden die Früchte des Herbſtes, nach Norden das Eis des Winters; ſo vereinigte die Natur alle Jahreszeiten, alle Klimate, alle Bodenformen in ſchönſter Harmonie; auch die verſchieden beleuchteten Bergſpitzen, die Abwechſelung von Sonnenlicht und Schatten, der Unterſchied der Morgen- und Abendbeleuchtung: alles erregte die Bewunderung immer wieder von neuem und ſchien ſich wie auf einem wirklichen Theater darzuſtellen. Dieſer Menge der verſchiedenſten Eindrücke ſchrieb der Wanderer die Ruhe zu, welche in ſeine Seele wiederkehrte. Als er aber die Wolkenregion überſtiegen und die heitre Höhe erlangt hatte, wo man Donner und Sturm unter ſich entſtehen ſah, da erkannte er deutlich in der Reinheit der Luft die wahre Urſache ſeines Stimmungswechſels und der Wiederkehr des ſo lange vermißten Seelenfriedens. In der That, ſagt er, iſt es der allgemeine Eindruck bei allen (obwohl ſie es nicht alle beachten), daß man in der reinen und klaren Luft hoher Berge neben einer größeren Leichtigkeit des Athemholens und des Körpers auch eine größere Heiterkeit des Geiſtes empfindet: die Wünſche ſind weniger heftig, die Leidenſchaften weniger heiß; die Gedanken nehmen, der Umgebung entſprechend, einen großartigen und erhabenen Charakter an, ein ruhiges Wohlgefühl, welches nichts Scharfes und Sinnliches an ſich hat. Es ſcheint, als ob man beim Emporſteigen über den Wohnplatz der Menſchen alle niedrigen und weltlichen Empfindungen unten läßt, und je mehr man ſich

den himmlischen Regionen nähert, nimmt die Seele etwas von ihrer unveränderlichen Reinheit an. Man ist ernst, ohne traurig, ruhig, ohne unempfindlich zu sein. Ich möchte behaupten, daß bei einem längeren Aufenthalte an solchem Orte keine heftige Gemüthsbewegung, keine Launenhaftigkeit standhalten kann, und ich bin verwundert, daß Bäder in der heilsamen und wohlthuenden Gebirgsluft noch nicht zu den großen Heilmitteln der Arzneikunde und der Sittlichkeit gehören. — Die Mannigfaltigkeit, Großartigkeit und Schönheit von tausend überraschenden Schauspielen, das Vergnügen, immer neue Gegenstände um sich zu sehen, fremde Vögel, seltsame und unbekannte Pflanzen, gewissermaßen eine neue Natur zu betrachten, sich in einer neuen Welt zu befinden: alles dies bietet den Augen ein unbeschreibliches Durcheinander, dessen Zauber noch durch die Durchsichtigkeit der Luft erhöht wird, denn diese läßt die Farben lebhafter, die Umrisse schärfer, alle Aussichten näher erscheinen. Die Entfernungen erscheinen geringer als in der Ebene, wo die Dichtigkeit der Luft die Erde mit einem Schleier bedeckt; der Horizont bietet dem Auge mehr Gegenstände, als er fassen zu können scheint: kurz, dies Schauspiel hat etwas Magisches, Uebernatürliches, das Geist und Sinne bezaubert: man vergißt alles, man vergißt sich selbst, man weiß nicht mehr, wo man ist."

So machte die neue Heloise und die andern Schriften Rousseaus die Ufer des Genfer Sees und die westliche Schweiz überhaupt bald zu einem Ziel für die Touristen von ganz Europa, jeder wollte „die heiligen Orte der Heloise von Rousseau" sehen, wohin, wie Meiners (1788) sagt, „jetzt alle Fremden von Lausanne aus wallfahrten"; und noch heute, nach hundert Jahren, üben die Alpen dieselbe Anziehungskraft aus.

Aber die neue Heloise wirkte nicht allein erweiternd, sondern auch geradezu umgestaltend auf das Naturgefühl ein. Denn wie der Held der Heloise in der Einsamkeit und Wildheit der

Natur, in der Reinheit und Klarheit der Luft ſeine Ruhe und den Frieden ſeiner Seele wiederfand, ſo ſuchten bald alle zartbeſaiteten, von unbefriedigter Sehnſucht erfüllten, kranken und verletzten Seelen in der unveränderlichen Reinheit, Stille und Größe der Alpennatur Zuflucht vor dem Gewühl, dem Schmutze und der Kleinlichkeit des menſchlichen Daſeins. In den Einöden und Wildniſſen erblickten die gefühlvollen Gemüther Schönheiten und Wunder, welche den andern Menſchen verborgen blieben und welche ihr Herz über alle Alltäglichkeit und Gemeinheit emporhob. Mit einem Worte, die Auffaſſung der Natur wurde fortan eine *ſubjektive* und das Verhältniß des Menſchen zu derſelben ein mehr *innerliches*. Man ſtand der Natur nicht mehr kalt und fremd gegenüber, ſondern lieh ihr eine Seele; man meinte die Sprache der Natur verſtehen zu können und erblickte in ihren tauſendfach wechſelnden Erſcheinungen und Zuſtänden, in der ſtillen Einſamkeit der Wälder und Thäler, in den gewaltig emporragenden Spitzen und Felſen nur die ſtummen Spiegelbilder der eigenen inneren Seelenzuſtände, und je mehr man ſich doch durch die Kultur von der Natur entfernt wußte, und je mehr man ſich von der Welt abgeſtoßen fühlte, deſto verlangender ſtreckte man nach ihr die Arme aus:

Nimm mich, nimm mich hin aufs neue,
Voll iſt meiner Leiden Maß!
Wieder kehrt zu dir in Reue,
O Natur, du vielgetreue,
Der im Glücke dein vergaß. (M. Kalbeck.)

kurz, es entſtand diejenige Art des Naturgefühls, welche man mit dem Namen der ſentimentalen oder modernen zu bezeichnen pflegt

Niemand hat dies Sehnen und Umfaſſen der Natur anſchaulicher dargeſtellt, als unſer Schiller in ſeinem Gedichte „Die Ideale":

Wie einſt mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umſchloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend ſich ergoß,
So ſchlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur mit Jugendluſt,
Bis ſie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbruſt.

Und theilend meine Flammentriebe,
Die ſtumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verſtand;
Da lebte mir der Baum, die Roſe,
Mir ſang der Quellen Silberfall,
Es fühlte ſelbſt das Seelenloſe
Von meines Lebens Wiederhall.

Hand in Hand mit dieſer ſubjektiven Naturanſchauung ging bei Rouſſeau die Forderung einer faſt unbeſchränkten Berechtigung der Individualität gegenüber den in Staat und Geſellſchaft, in Kunſt und Leben beſtehenden, meiſt verknöcherten Regeln und Ordnungen. Aber während dies in Frankreich jene „fürchterliche Bewegung" hervorrief, welche wir als franzöſiſche Revolution bezeichnen, bewirkte es in Deutſchland eine mächtige Umwälzung auf literariſchem Gebiete, welche den Namen „Sturm- und Drangperiode" führt.

In Deutſchland hatten Klopſtock, Wieland und Leſſing in verſchiedener Weiſe neue Bahnen eröffnet und eine Gährung in der deutſchen Jugend hervorgerufen, welche ſtürmiſch auf- und abwogte, ungeſtüm von einem Extrem zum andern drängte. Das Naturevangelium Rouſſeaus aber war der elektriſche Funke, welcher die Mine entzündete und wodurch das, was unklar und unbewußt im Herzen der deutſchen Jugend gelegen hatte, Leben und Bewußtſein, Ziel und Richtung, Gehalt und Geſtalt gewann. Rückkehr zur Natur, Abſchüttelung der Ketten,

in welche der Menſch und ſeine Freiheit durch eine falſche und unſelige Kulturentwickelung geſchlagen worden war, das waren die Loſungsworte der Stürmer und Dränger, und nichts ſtimmte zu der namenloſen Sehnſucht, der Luſt am Schmerz, der brütenden Schwermuth, der Zerriſſenheit und Verzweiflung, den überſchwenglichen Gefühlen, in welche das damalige Geſchlecht ſich zu verſenken liebte, beſſer als das Wilde und Romantiſche in der Natur; das Urbild der Landſchaft, welche nun mit Vorliebe aufgeſucht und mit Meiſterſchaft geſchildert wurde, wurde daher jene von Rouſſeau beſchriebene Einſiedelei am Meillerie: „Ein von der Schneeſchmelze gebildeter Gießbach ſtürzte in der Entfernung von zwanzig Schritten in ein ſchmutziges Waſſer und führte mit Geräuſch Schlamm, Sand und Steine mit ſich fort. Hinter uns trennte eine Kette unzugänglicher Felſen den freien Platz, auf dem wir uns befanden, von dem Theile der Alpen, die man Gletſcher nennt, weil ungeheure, unaufhörlich zunehmende Eisgipfel ſie ſeit Anfang der Welt verdecken. Schwarze Tannenwälder verbreiteten ihre düſtern Schatten zur Rechten, ein großes Eichengehölz war zur Linken, jenſeits des Gießbachs und zu unſern Füßen trennte uns die unermeßliche Waſſerfläche, die der See im Schoß der Alpen bildet, von den reichen Ufern des pays de Vaud, deren Gemälde der Gipfel des majeſtätiſchen Jura krönte."

Aus Rouſſeaus Kulturverachtung und Naturbegeiſterung floß der Charakter jener Zeit, nämlich einestheils eine revolutionäre Richtung der Geiſter, ein Aufbäumen gegen die ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände, und andrerſeits eine krankhafte Weichheit und Sentimentalität, ein Schwelgen in unklaren und überſchwenglichen Gefühlen. Beide Richtungen finden wir am ſchärfſten und reinſten dargeſtellt bei unſerem Goethe; denn während er im „Götz von Berlichingen" das Auflehnen der Geiſter gegen die ſtaatliche Ordnung verewigt hat, finden wir

in seinem Roman „Die Leiden des jungen Werther“ die krankhafte Weichheit und Gefühlsschwelgerei, sowie die anderen ungesunden Auswüchse seiner Zeit. Werther ist ein Mann von reichster Empfindung, feinstem Gefühl, innigstem Natursinn: aber alles dies in einem Maße, welches die Grenze des Gesunden weit überschreitet. Uns interessirt hier am meisten sein überschwengliches Naturgefühl, welches sich besonders in dem Stück vom 10. Mai zu erkennen giebt, da wir hier ein anschauliches Bild von der Naturempfindung jener Zeit überhaupt erhalten; dort heißt es:

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist wie die meine. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im Grase am fallenden Bache liege, und näher der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden, wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mücken näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel

deiner Seele, wie deine Seele iſt der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund! aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer Erſcheinungen!“

Goethe ſuchte, wie dies ja ſeine Art war, durch die Darſtellung dieſer Krankheit ſowohl ſich ſelbſt von ſolchen Ueberſchwenglichkeiten innerlich loszulöſen, als auch einen ähnlich heilenden Einfluß auf ſeine Zeit zu üben. Die Folge des in der ganzen leſenden Welt mit grenzenloſem Enthuſiasmus aufgenommenen, aber freilich auch mit wunderbarer Gewalt geſchriebenen Buches war jedoch nur ein wahres „Wertherfieber“, d. h. eine Steigerung der krankhaften Sentimentalität, welche nun dichteriſch verklärt und damit faſt ſittlich gerechtfertigt ſchien. Da gab Goethe 1775 ſeinen Zeitgenoſſen die Lehre nochmals mit den Worten eines Gedichtes:

Zu den Leiden des jungen Werther.

Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben,
Jedes Mädchen ſo geliebt zu ſein;
Ach, der heiligſte von unſern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Du beweinſt, du liebſt ihn, liebe Seele,
Retteſt ſein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, dir winkt ſein Geiſt aus ſeiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

Das „Wertherfieber“ dauerte allerdings noch einige Zeit fort, bis am Ende das Feuer ſich in ſich ſelbſt verzehrte.

Mit ſeinem „Werther“ hat Goethe jedenfalls nicht nur das Naturgefühl ſeiner Zeitgenoſſen, ſondern auch der folgenden Zeiten von allen krankhaften Verirrungen befreit; höchſtens im modernen Romane hat ſich jene ungeſunde Naturempfindelei erhalten, und auch die moderne Lyrik ſcheint ihrer als eines bequemen Hintergrundes nicht entrathen zu können oder zu wollen. Im übrigen aber ſteht unſer Naturgefühl geläutert und gereinigt da, in einer Ausdehnung, wie ſie kein Volk, kein

Zeitalter vor uns gekannt hat. Jeder Erdſtrich bietet uns die Wunder ſeiner Gliederung und Geſtaltung, alle Theile des weiten Schöpfungskreiſes vom Aequator bis zur kalten Zone, wo auch immer der Frühling eine Blüthe treibt, können und dürfen ſich einer begeiſternden Kraft auf unſer Gemüth erfreuen.

Es würde zu weit führen, wollten wir das heutige Naturgefühl in ſeiner Univerſalität an einzelnen Beiſpielen erläutern:[38] ſo reich iſt die heutige Literatur auf dieſem Gebiete an herrlichen Erzeugniſſen aller Art. Wir beſchränken uns daher auf einen Dichter, der auch in dieſer Beziehung als ein Muſter daſteht, ich meine auf Goethe.

Wo iſt eine einfache Naturſcene natürlicher und doch ſo ſinnig und anziehend dargeſtellt, wie in dem kleinen Gedichte:

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh geſproſſet
In lieblichem Flor;
Da kam ein Bienchen
Und naſchte fein,
Die müſſen wohl beide
Für einander ſein!

Wo iſt die Freude am erwachenden Frühlinge anmuthiger ausgeſprochen als in ſeinem Gedichte „Frühzeitiger Frühling“?

Tage der Wonne
Kommt ihr ſo bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal,
Sind es die Wieſen,
Iſt es das Thal.

Blauliche Friſche!
Himmel und Höh'!
Goldene Fiſche
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauſchet im Hain;
Himmliſche Lieder
Schallen darein!

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naſchen die Bienen
Summend am Saft.

Leiſe Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger reget
Bald ſich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich ſich im Strauch.
Aber zum Buſen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Muſen,
Tragen das Glück!

Saget, ſeit geſtern
Wie mir geſchah?
Liebliche Schweſtern,
Liebchen iſt da!

Wer hat der Sehnſucht nach Italien beredtere Worte zu leihen gewußt, als Goethe in ſeinem Mignonliede? Ja, man kann ſagen, nie und nirgends vielleicht im ganzen Bereich der deutſchen Poeſie hat ſich ein tiefes Gefühl in holderen Tönen ausgeſprochen. Wer ſich von der lieblichen Naturſchilderung der erſten Verſe:

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe ſtill und hoch der Lorbeer ſteht?

noch nicht mit unwiderſtehlicher Gewalt fortgeriſſen fühlt, den ergreift aber ſicher der wiederholte Ausruf der letzten Zeilen:

Kennſt du es wohl —
Dahin, dahin
Laß mich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Und dasſelbe ſtarke und tiefe Naturgefühl durchdringt auch alle übrigen Werke Goethes, ſowohl ſeine Reiſen durch die Schweiz und Italien, als auch die Metamorphoſe der Pflanzen und ſein Lebenswerk, den „Fauſt“. Ich erinnere nur an den Spaziergang Fauſts mit Wagner, wo der erſtere in die bedeutungsvollen Worte ausbricht:

Doch laß uns dieſer Stunde ſchönes Gut
Durch ſolchen Trübſinn nicht verkümmern!
Betrachte, wie in Abendſonneglut
Die grünumgebnen Hütten ſchimmern!

Sie rückt und weicht, der Tag iſt überlebt,
Dort eilt ſie hin und fördert neues Leben.
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu ſtreben!
Ich ſäh im ew'gen Sonnenſtrahl
Die ſtille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen ſeinen Schluchten;
Schon thut das Meer ſich mit erwärmten Buchten
Vor den erſtaunten Augen auf.
Doch ſcheint die Göttin endlich wegzuſinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir der Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein ſchöner Traum, indeſſen ſie entweicht!
Ach zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen.
Doch iſt es jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt,
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhn
Der Adler ausgebreitet ſchwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath ſtrebt.

Und endlich, wer hat eifriger ſeine Zeitgenoſſen angeregt, „des Weltalls heilige Räthſel zu löſen", das Bündniß zu erneuern, welches einſt im Jugendalter der Menſchheit Phyſik, Philoſophie und Poeſie zu einem untrennbaren Ganzen verband? In der That, auch hierin ſteht unſer Goethe einzig und unübertroffen da!

Doch ich will die Geduld des Leſers nicht länger auf die Probe ſtellen; ich würde mich aber glücklich ſchätzen, wenn es mir trotz der fragmentariſchen Behandlung des Stoffes, welche

manche Blüthe, ja manche Literatur ganz zu übergehen zwang, gelungen wäre, dem Leſer einen Einblick in die Art und Weiſe zu verſchaffen, in welcher ſich der Sinn für die Schönheiten der Natur in alter und neuer Zeit zu erkennen gegeben hat.

Anmerkungen.

[1] Sophokles' Antigone, überſetzt von Donner, V. 332 ff. — Vergleiche Schillers akademiſche Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Zwecke ſtudirt man Univerſalgeſchichte?"

[2] „Aus der Kulturgeſchichte Europas (Pflanzen und Hausthiere)." Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Holtzendorff, Nr. 348. — „Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwickelung der Menſchen;" ebenda Nr. 464.

[3] Programm der Fürſten- und Landesſchule Meißen, 1875.

[4] Schillers Werke, Berlin, G. Hempel, Bd. XV, S. 484.

[5] Bei nachſtehender Schilderung hat ſich Verfaſſer angelehnt an Guthe-Wagner, Lehrbuch der Geographie, 5. Auflage, II., S. 129—131.

[6] Welcker, Götterlehre, I., 557.

[7] Preller, Griechiſche Mythologie, I., S. 363—364.

[8] Eigene Uebertragung. Alkmann, Fr. 53: Bergk. Poetae Lyrici[3] p. 645.

εὕδουσιν δ' ὀρέων κορυφαί τε καὶ φάραγγες,
πρώονές τε καὶ χαράδραι,
θῆρές τ' ὀρεσκῷοι καὶ γένος μελισσᾶν
καὶ κνώδαλ' ἐν βένθεσι πορφυρέας ἁλός·
εὕδουσιν δ' οἰωνῶν φῦλα τανυπτερύγων·

[9] Eigene Uebertragung. Bergk, P. L.[3] p. 816:

Παρὰ τὴν σκιὴν Βαθύλλου
κάθισον· καλὸν τὸ δένδρον
ἁπαλὰς δ' ἔσεισε χαίτας
μαλακωτάτῳ κλαδίσκῳ·
παρὰ δ' αὐτὸν ἐρεθίζει
πηγὴ ῥέουσα πειθοῦς·
τίς ἂν οὖν ὄρων παρέλθοι
καταγώγιον τοιοῦτο;

[10] Eigene Uebertragung. Sappho, Fragm. 3: Bergk, P. L.[4] p. 668:

Ἀστερες μὲν ἀμφὶ καλὰν σελάναν
ἄψ ἀποκρύπτοισι φάεννον εἶδος,
ὅπποτ' ἂν πλήθοισα μάλιστα λάμπῃ
(ἀργυρέα) αὔγαν.

[11] Eigene Uebertragung. Sappho, Fragm. 52: Bergk, P. L. p. 679:

Δέδυκε μὲν ἀ σελάνα
καὶ πληΐαδες, μέσαι δὲ
νύκτες, παρὰ δ' ἔρχετ' ὤρα,
ἐγὼ δὲ μόνα καθεύδω.

[12] Sophokles' Antigone, überſetzt von Thudichum, V. 100—105.
[13] Euripides' Jon. 83 ff.
[14] Euripides' Fragm. aus Phaethon bei Motz, a. a. O. S. 103.
[15] Sophokles' Aias, überſetzt von Thudichum, V. 412 ff.
[16] Ebendaſelbſt V. 856—865 (eigene Uebertragung).
[17] Euripides' Hippolyt., überſetzt von Mähly, V. 739 ff.
[18] Sophokles' Antigone, überſ. von Thudichum, V. 1126 ff.
[19] Homers Od. 5, 156 ff. und Il. 1, 349 ff. Vergleiche Il. 1, 34; 9, 182; 23, 58—61; Od. 2, 261—262.
[20] Sophokles' Oedipus Koloneus, überſ. von Thudichum und Minckwitz, V. 669 ff.
[21] Sophokles' Antigone, V. 415 ff.
[22] Simonides, Fragm. 37, V. 4 ff.: Bergk, P. L.[3], p. 883:

. . . ὦ τέκος,
οἷον ἔχω πόνον,
σὺ δ' ἀωτεῖς γαλαθηνῷ τ' ἤτορι κνώσσεις ἐν ἀτερπεῖ
δούρατι χαλκειογόμφῳ.
νυκτιλαμπεῖ κυανέῳ τε δνόφῳ σταλείς.
αὐαλέαν δ' ὕπερθεν τιὰν κόμαν βαθεῖαν
παριόντος κύματος οὐκ ἀλέγεις,
οὐδ' ἀνέμου φθόγγων,
κείμενος ἐν πορφυρέᾳ χλανίδι, καλὸν πρόσωπον.
Εἰ δέ τοι δεινὸν τό γε δεινὸν ἦν,
καί κεν ἐμῶν ῥημάτων λεπτὸν ὑπεῖχες οὖας.
κέλομαι δ' εὕδε βρέφος, εὕδέτω δὲ πόντος,
εὕδέτω δ' ἄμετρον κακόν. κ. τ. λ.

[23] Ariſtophanes' Vögel, überſetzt von Droyſen, V. 211 ff.
[24] Ebenda, V. 1093—1097.
[25] Ariſtoph. Wolken, überſetzt von Droyſen, V. 275 ff.

[26] Cicero, de natura deorum, II., 37.

[27] Vergleiche: Roſenberg, Die Lyrik des Horaz, S. 104 ff.

[28] Nach Guthe-Wagner, Lehrbuch der Geographie, 5. Auflage II., S. 183. — Daniel, Lehrbuch der Geographie, 40. Auflage, herausgegeben von Kirchhoff, S. 205 ff. — Püß, Lehrbuch der vergleichenden Erdbeſchreibung, 9. Auflage, S. 161 ff.

[29] Viktor Hehn, Italien, Skizzen und Streiflichter, bei Friedländer über die Entſtehung und Entwickelung des Gefühls für das Romantiſche in der Natur, S. 37 f.

[30] Vergl. Teuffel, Geſchichte der röm. Literatur, 2. Aufl., Einleitung.

[31] T. Lucretius Carus, Von der Natur der Dinge. Deutſch von Binder, V., 937 bis zu Ende.

[32] Wir geben die Stellen aus Horaz nach der vortrefflichen Ueberſetzung von Köſter, des Q. Horatius Flaccus ſämmtliche Dichtungen. Naumburg 1879. — Die Naturanſchauung des Horaz iſt ausführlich behandelt von Roſenberg a. a. O.

[33] Willmanns, Walther von der Vogelweide, S. 137, 16 (Eigene Uebertragung).

Sô die bluomen ûz dem grase dringent,
Same si lachen gegen der spilden sunnen,
In einem meien an dem morgen fruo,
Und die kleinen vogellîn wol singent
In ir besten wise die si kunnen,
Waz wünne mac sich dâ genôzen zuo?
Ez ist wol halb ein himmelrîche.
Suln wir sprechen, waz sich deme geliche,
Sô sage ich waz mir dicke baz
In mînen ougen hât getân,
Und tæte ouch noch gesæhe ich daz.

Swâ ein edeliu schoene frowe reine,
Wol gekleidet unde wol gebunden,
Dur kurzewîle zuo vil liuten gât,
Hoveliehen hôhgemuot, niht eine,
Umbe sehende ein wênic under stunden,
Alsam der sunne gegen den sternen stât -
Der meie bringe uns al sîn wunder,
Waz ist dâ wünnecliches under
Als ir vil minneclicher lîp?
Wir lâzen alle bluomen stân,
Und kapfen an daz werde wîp.

[34] Sophokles' Philoktet, überſetzt von Donner, V. 1452 ff.

ἕρπε νῦν στείχων χώραν καλέσω.
χαῖρ', ὦ μέλαθρον ξύμφρουρον ἐμοί.
Νύμφαι τ' ἔνυδροι λειμωνιάδες.
καὶ κτύπος ἆρσην πόντου προβολῆς,
οὗ πολλάκι δὴ τοὐμὸν ἐτέγχθη
κρᾶτ' ἐνδύμυχον πληγαῖσι νότου.
πολλὰ δὲ φωνῆς τῆς ἡμετέρας
Ἑρμαῖον ὄρος παρέπεμψεν ἐμοὶ
στόνον ἀντίτυπον χειμαζομένῳ.
νῦν δ', ὦ κρῆναι Λύκιόν τε ποτόν
λείπομεν ὑμᾶς, λείπομεν ἤδη.
δόξης οὔ ποτε τῆσδ' ἐπιβάντες.
χαῖρ', ὦ Λήμνου πέδον ἀμφίαλον.

[35] Friedländer, a. a. O. S. 37.

[36] Juſti, Winkelmann, II.,[2] S. 427 bei Friedländer a. a. O.

[37] Julie ou la nouvelle Héloise, lettres de deux amans, habitans d'une petite ville au pied des Alpes; recueillies et publiées par J. J. Rousseau, I, l. XXIII. Leipsic 1801.

„Tantôt d'immenses rochers pendaient en ruines au-dessus de ma tête. Tantôt de hautes et bruyantes cascades m' inondaient de leur épais brouillard. Tantôt un torrent éternel ouvrait à mes côtés un abyme dont les yeux n'osaient sonder la profondeur. Quelquefois je me perdais dans l'obscurité d'un bois touffu. Quelquefois en sortant d'un gouffre une agréable prairie réjouissait tout à coup mes regards. Un mélange étonnant de la nature sauvage et de la nature cultivée . . . la nature semblait encore prendre plaisir à s'y mettre en opposition avec elle-même . . . Au levant les fleurs du printemps, au midi les fruits de l'automne, au nord les glaces de l'hiver; elle réunissait toutes les saisons dans le même instant, tous les climats dans le même lieu, des terreins contraires sur le même sol . . . Ajoutez les pointes des monts différemment éclairées, le clair-obscur du soleil et des ombres, et tous les accidens de lumière qui en résultaient le matin et le soir; vous aurez quelque idée des scènes continuelles qui ne cessèrent d'attirer mon admiration et qui semblaient m'être offertes en un vrai théâtre . . . J'attribuais durant la première journée, aux agrémens de cette variété, le calme que je sentais renaître en moi . . . Après m'être promené dans le nuages, j'atteignais un séjour plus serein, d'ou l'on voit dans la saison le tonnere et l'orage se former au-dessous de soi . . . Ce fut là que je démêlais sensiblement dans la pureté de l'air où

je me trouvais, la véritable cause du changement de mon humeur, et du retour de cette paix intérieure que j'avais perdue depuis si longtemps. En effet, c'est une impression générale qu'éprouvent tous les hommes, quoiqu' ils ne l'observent pas tous, que sur les hautes montagnes où l'air est pur et subtil, on se sent plus de facilité dans la respiration, plus de légéreté dans le corps, plus de sérenité dans l'esprit, les plaisirs y sont moins ardens, les passions plus modérées. Les méditations y prennent je ne sais quel caractère grand et sublime, proportionné aux objects qui nous frappent, je ne sais quel volupté tranquille qui n'a rien d'âcre et de sensuel. Je semble qu'en s'élevant au-dessus du séjour des hommes on y laisse tous les sentiments bas et terrestres, et qu'à mesure qu'on approche des régions éthérées, l'ame contracte quelque chose de leur inaltérable pureté.

On y est grave sans mélancolie, paisible sans indolence, content d'être et de penser . . . Je doute qu'aucune agitation violente, aucune maladie de vapeurs pût tenir contre un pareil séjour prolongé, et je suis surpris que des bains de l'air salutaire et bienfaisant des montagnes ne soient pas un des grands remèdes de la médecine et de la morale . . .

Imaginez la variété, la grandeur, la beauté de mille étonants spectacles; le plaisir de ne voir autour de soi que des objets tout nouveaux, des oiseaux étrangers, des plantes bizarres et inconnues, d'observer en quelque sorte une autre nature et de se trouver dans un nouveau monde. Tout cela fait aux yeux un mélange inexprimable dont le charme augmenté encore par la subtilité de l'air qui rend les couleurs plus vives, les traits plus marqués, rapproche tous les points de vue; les distances paraissent moindres que dans les plaines, où l'épaisseur de l'air couvre la terre d'un voile, l'horison présente aux jeux plus d'objets qu'il semble ne pouvoir contenir: enfin, ce spectacle a je ne sais quoi de magique, de surnaturel qui ravit l'esprit et les sens; on oublie tout, on s'oublie soi-même, on ne sait plus où l'on est."

[38] Es findet ſich vielleicht ſpäter einmal Gelegenheit, auf die italieniſche, ſpaniſche, engliſche und vor allem die neuere deutſche Literatur näher einzugehen.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(776)

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Angewandte Aesthetik in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays von **Gustav Portig.** Gr. 8°, 50 Bogen, 2 Bände, eleg. geh. Mk. 9.—.

Inhalt: Die schöne Gartenkunst. — Die Schönheit der Pflanzenwelt. — Gottfried Semper und die moderne Architektur. — Rafael und das Madonnenideal. — Rafael's Schule von Athen. — Rafael's Disputa und Dürer's Allerheiligenbild. — Das Weltgericht in der Malerei. — Das Gottesideal des Hubert van Eyck. — Michelangelo und Cornelius. — Der Zeus des Phidias. — Die Venus bei den Alten, bei Tizian und Thorwaldsen. — Laokoon und Niobe. — Die Pietà bei Michelangelo und bei Rietschel. — Die Schönheit des menschlichen Körpers. — Die hohen Messen von J. S. Bach und L. van Beethoven. — Die Christus-Oratorien von Händel und Beethoven, Liszt und Liszt. — Richard Wagner's Stellung in der Kunstgeschichte. — Das Requiem in seinen hervorragendsten Vertretern. — Absolute Höhen der Kunst. — Das Wesen der Antike. — Kleinigkeiten in der Kunst. — Ueber Bemalung von Gebäuden und Statuen. — Zur Aesthetik des Kunstgewerbes.

Zur Geschichte des Gottesideals in der bildenden Kunst von **Gustav Portig.** Gr. 8°, 9 Bogen, elegant geheftet Mk. 3.—.

Inhalt: Das vorchristliche Gottesideal. — Das Gottesideal der christlichen Kunst. — Die Darstellung göttlicher Personen durch Typen und Symbole. — Die Darstellung von Gottvater. — Gottvater in der Plastik. — Gottvater in der Malerei. — Die Darstellung der Dreieinigkeit. — Die Teinität in der Plastik. — Die Teinität in der Malerei. — Die Krönung der Maria. — Die Himmelfahrt der Maria.

Aspasia. Ein Künstler- und Liebes-Roman aus Alt-Hellas von **Robert Hamerling.** Mit Illustrationen von Herm. Dietrichs. Dritte durchgesehene Auflage. 3 Bände in Prachtband geb. Mk. 18, hochelegant geh. Mk. 15.

Wiener Freie Presse schreibt: Dieses herrliche Werk des berühmten Autors, das uns an dem Faden einer spannenden Handlung eine glänzende Reihe von farbensatten Bildern aus Alt-Hellas vorführt, liegt in einer seinem innern Werthe entsprechenden Prachtausgabe vor. Dem Werke selbst brauchen wir keine Lobrede mehr zu halten. Die Kritik des In- und Auslandes hat einstimmig ihr Votum zu Gunsten des Romans abgegeben. Diese Bilder sind meisterhaft gezeichnitten und reihen sich den besten Erzeugnissen der modernen Holzschneidekunst ebenbürtig an die Seite.

Photographien

von

Menzel's Gemälde zum Ehrenbürgerbrief

der Stadt Hamburg

für Herrn **G. C. Schwabe in London.**

Kabinett-Format	Preis Mk. 1.	Folio-Format	Preis Mk. 3.
Doppelkabinett-	„ „ „ 2.	Royal-	„ „ „ 5.

von dem stilvoll ausgeführten Diplom, Kabinett-Format, Preis Mk. 1
und von der dazu gehörigen geschmackvollen Mappe, Kab.-Format, Preis Mk. 1.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Soeben ist erschienen:

Zeichnen und Sehen.

Ein Vortrag

von

W. Henke,

Professor der Anatomie in Tübingen.

2. Auflage. Preis 80 Pf.

Geschichten aus Wald und Feld.

Bilder aus dem Pflanzen-, Thier- und Menschenleben

von

Prof. Friedr. Körner.

Eleg. cart. in buntem Umschlag. Preis 1.50 Mk.

Kulturbilder und Humoresken

aus dem Alltags- und Modeleben der Völker

von

Prof. Friedr. Körner.

Eleg. cart. in buntem Umschlag. Preis 1.50 Mk.

Bilder aus dem Natur- und Kulturleben.

Von

Prof. Friedr. Körner.

Elegant cart. in buntem Umschlag. Preis 1.50 Mk.

Der Verfasser dieser ebenso angenehm unterhaltenden wie belehrenden Lektüre vereinigt gründliches, gediegenes und vielseitiges Wissen mit der Gabe geschmackvoller und eleganter Darstellung. Seine tief poetisch angelegte Natur offenbart sich auf jeder Seite dieser anheimelnden Erzählungen, welche die neuesten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen in farbensprühender, durch die Schönheit ihrer Form ansprechender Darstellung sowohl den Gebildeten, wie einfacheren Naturen vor Augen führen.

Die
Auflöſung des Karolingiſchen Reiches
und die
Gründung dreier ſelbſtändiger Staaten.

Von

Dr. W. Richter
in Hattingen (Ruhr).

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1889.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

In jener Zeit, wo das Merowingiſche Königsgeſchlecht der Regierung unfähig und keiner vorhanden ſchien, welcher die königliche Gewalt im Namen derſelben über das Geſammtreich ausüben konnte, ſo daß Alle, welche bisher nur eine untergeordnete Selbſtändigkeit genoſſen, ſich vollſtändig unabhängig zu machen ſuchten: da war es der waffengeübte Karl Martell, welcher die übermüthigen Großen des Landes unterdrückte. Ein ſolcher Verſuch der Auflöſung in kleine Gebiete konnte allerdings von Karl um ſo leichter im Keime erſtickt werden, da der größere Theil dieſer Tyrannen, wie ſie Einhard in der Lebensbeſchreibung Karls des Großen nennt, ſeine Selbſtändigkeit nicht etwa auf eine Stammesverſchiedenheit, ſondern darauf gründen konnte, daß die alles umfaſſende Gewalt daniederlag. Andererſeits aber hätte dieſe Auflöſung nicht nur zur Unterdrückung der gemeinſamen Freiheit geführt, ſie mußte bei der damaligen Weltlage eine Unterwerfung unter fremde Herrſchaft zur Folge haben. Die Franken hätten, weil ſie die Unterordnung unter eine gemeinſame Centralgewalt verſchmähten, Knechte der Sarazenen, Frieſen, Normannen und Avaren werden müſſen. In dieſem entſcheidenden Augenblicke, als der Herzog von Aquitanien ſeine Tochter dem arabiſchen Heerführer vermählt hatte, bannte Karl durch die innere Einigung die äußere Gefahr. Aquitanien, Sachſen, Friesland wurden wieder erobert; in der mörderiſchen ſiebentägigen Schlacht bei Tours und Poitiers überwand er die

Araber und zwang ſie zur Rückkehr nach Spanien. Den Germanen war dadurch die Herrſchaft Europas, dem Chriſtenthum das Uebergewicht im Abendlande geſichert. Seine Siege machten ihn um ſo mehr zum Helden des Volkes, als er aus dem Kampfe mit einem Volke voll fanatiſcher Begeiſterung für den „größten Propheten des ewigen Gottes" ſiegreich hervorging. Er konnte während ſeiner langen Regentſchaft bei dem Vertrauen, das er im Volke genoß, den Thron eine Zeitlang unbeſetzt laſſen und bei ſeinem Tode die Herrſchaft wie ein Merowingiſcher König unter ſeine Söhne theilen.

So gewaltig nun auch ſeine und ſeines Sohnes Pippin Thaten waren, die ihrer Familie die Herrſchaft im Frankenlande ſicherten, ſie bildeten doch nur die Vorſtufen zu dem Throne, auf welchem Karls des Großen Größe für alle Zeiten unerreicht zum Staunen der Menſchheit ſich erheben ſollte. Denn alles, was ſeine Vorfahren begründet und begonnen hatten, nahm er auf und führte es in großartiger Weiſe weiter. Das fränkiſche Reich bildete die Grundlage der Herrſchaft und von ihm iſt es ausgegangen; er hat aber nicht nur, wie ſein Biograph ſagt, das Frankenreich, welches er von ſeinem Vater groß und mächtig überkommen hatte, ſo herrlich erweitert, daß ſein Umfang faſt verdoppelt wurde, er hat vielmehr die Herrſchaft, welche immer ſchon keinen nationalen Charakter an ſich trug, zu einem Weltreiche gemacht. Als der Herzog Thaſſilo ins Kloſter geſchickt und Bayern fränkiſchen Grafen untergeordnet war, da beſaß Karl noch weit mehr als einſt ſchon Theudebert beſeſſen hatte. Denn auch die weſtgothiſchen Provinzen im ſüdlichen Gallien, das Reich der Langobarden in Italien ſtanden unter ſeiner Herrſchaft, dazu die Beſitzungen der Briten auf dem Feſtlande, das Land der Basken, ſlaviſche und avariſche Gebiete im Oſten, Rom ſelbſt mit dem römiſchen Biſchof waren in ſeiner Gewalt. Darum hörte er auf, fränkiſcher

König zu ſein und wurde zum römiſchen Kaiſer gekrönt und dadurch zum oberſten Schirmherrn der Kirche und zum Lenker des Rechts und Friedens in der Chriſtenheit erhoben.

Der Papſt hatte nach des Kaiſers eigener Auffaſſung nur die Hand geboten, eine Würde zu begründen, welche unabhängig von ihm daſtand, der er ſelbſt ſammt Rom untergeben war. Denn Rom gehörte zum Imperium, der Papſt war ein Biſchof wie andere auch, zwar dem Range nach der erſte, aber doch dem Kaiſer verpflichtet. Der Papſt und die Bewohner Roms leiſteten dem Kaiſer den Eid der Treue, während die Kirche ſich eines beſonderen Schutzes erfreute. Er heißt geradezu „Regent der heiligen Kirche"; die Kirchenverſammlungen durften nicht nur auf ſeine Genehmigung zuſammentreten, er ergänzte ſelbſt ihre Beſchlüſſe, er änderte Mangelhaftes ab und hatte die entſcheidende Stimme. Der Kaiſer war die Quelle der geiſtlichen und weltlichen Geſetzgebung. Durch die Kaiſerkrone wurde Italien einer der weſentlichſten Beſtandtheile des Reiches; damit war zugleich der Grund gelegt zu der innigen, für die Geſchicke beider Länder in vieler Hinſicht beſtimmenden Verbindung zwiſchen den noch rohen aber kriegeriſchen deutſchen Stämmen und den feiner gebildeten aber üppigen Italienern.

Mit ſtaunenswerther Weisheit und Geiſtesgröße hatte der Kaiſer ſeine Aufgabe gelöſt. Und ſo gewaltig und folgenreich ſeine weitverzweigten Kriegsthaten waren, ſtrahlte doch ſein Ruhm als Geſetzgeber bei weitem heller durch die Geſchichte der Menſchheit. War es doch ein Geſetz und ein Recht, gleiche Formen der Verwaltung, welche er in dem weiten Reiche durchzuführen beſtrebt war. Er ſelbſt war der höchſte Richter, er verfügte über Krieg und Frieden, die Staatsgeſetzgebung ruhte weſentlich in ſeinen Händen. Seine Thaten ſind, von welcher Seite man ſie auch immer betrachten mag, gleich bedeutend, und unter richtiger Würdigung derſelben beginnt Nithard, dem Karl

(781)

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

der Kahle aufgetragen hatte, die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben, ſein Werk: „Er war ein Mann, welcher an jeglicher Weisheit und Tugend die Zeitgenoſſen ſo ſehr überragte, daß er allen Bewohnern der Erde furchtbar, der Liebe und zugleich der Bewunderung werth erſchien, und ſeine Regierung war in jeder Beziehung ehrenvoll und ſegensreich.“ Und Einhard, der ganz unter dem Einfluß von Karls Zeitalter aufgewachſen war, ſagt: „Immer aber war Römern und Griechen die Macht der Franken verdächtig, woher auch jenes griechiſche Sprichwort entſtanden iſt: Den Franken habe zum Freund, aber nicht zum Nachbar.“

Was die Vorſehung dem Herrſcher des Frankenreichs zunächſt zugewieſen hatte, alle die einzelnen Theile des deutſchen Volkes unter einen Staatsverband zu bringen, war durch ihn zum Abſchluß gelangt. Zugleich hatte er ſie zu einem Glauben und zu einer Kirche geeinigt und mit dem Chriſtenthume ihnen die Keime höherer geiſtiger Bildung eingepflanzt. Es kann uns zwar nicht entgehen, daß manche Einrichtungen, die der Kaiſer getroffen, dem Zweck, welchem ſie dienen ſollten, nicht völlig entſprachen, daß er ſelbſt mancherlei Schwierigkeiten nicht zu überwinden vermochte. Es fehlte immerhin noch manches, bevor man dieſes große Reich in ſich fertig und abgeſchloſſen hätte betrachten können. Dies fiel den nächſten Nachfolgern zu; es galt neben einer wohlgeordneten Staatsverwaltung die Hineinziehung der angelſächſiſchen und iriſchen Gebiete in den Verband des Kaiſerthums, eine Ausbreitung des Reichs und des chriſtlichen Glaubens über die nordiſchen Germanen, die Vertreibung des Islam aus Spanien. Aber leider erſcheint die Geſchichte gerade am wenigſten als die ſtetige Verwirklichung einer beſtimmten Idee; in ihr behauptet die Vielfältigkeit der Verhältniſſe ein ſehr großes Recht. Durch das tapfere Geſchlecht des Pippin von Landen war das Abendland aus dem hoffnungsloſen Zuſtande unter den letzten Merowingern befreit;

dasſelbe Geſchlecht hatte dem Frankenreiche zwei Könige gegeben, welche den wankenden Thron befeſtigt hatten; wie ſchnell aber gelangen wir leider von der Zeit der völligen Reſtauration in Staat und Kirche zu der des Verfalls der meiſten Schöpfungen des großen Kaiſers; ſein Sohn Ludwig hinterließ dies in glänzender Machtfülle ererbte Reich nach ſechsundzwanzigjähriger Regierung, wie ein neuerer Geſchichtſchreiber ſagt, einem zerriſſenen Körper gleich, deſſen zuckende Glieder nur einen Schein des früheren Lebens noch bewahren, und nie wieder wollten trotz aller Verſuche die Stücke ſich zu einem lebensvollen Ganzen zuſammenfügen.

Nach dem Tode der beiden älteren Söhne war Ludwig der einzig überlebende Sohn und Thronfolger Karls des Großen, aber auch der unfähigſte. Von dem älteren der beiden verſtorbenen, Karl, hatte der Kaiſer am meiſten gehofft, aber ſeine Hoffnungen waren durch dieſes Sohnes Tod vereitelt. Bei der im Jahre 806 vom Kaiſer geplanten Reichstheilung war beſtimmt, daß wenn ein Sohn ſtürbe, die beiden anderen ſich in ſeinem Antheile theilen ſollten. Der jetzige Fall, daß zwei geſtorben und nur einer übrig geblieben, war nicht vorgeſehen; deshalb wurde die Frage der Nachfolge 813 noch einmal vorgenommen und erwogen. Wäre man bei dem erſten Theilungsplane geblieben, ſo hätte das Geſammtreich Karls zwiſchen Ludwig und Bernhard von Italien, dem Sohne Pippins, getheilt werden müſſen. Allein ſeit jenen Jahren hatte ſich manches verändert, und es erſchien dem Kaiſer und ſeinen Räthen nöthig, das Reich ungetrennt zu erhalten: es blieb deshalb nur die Wahl zwiſchen Ludwig und Bernhard. Karl dem Großen ſcheint es zwar nicht verborgen geweſen zu ſein, daß Ludwigs Fähigkeiten in keinem Verhältniß zu der ungeheueren Laſt der Reichsregierung ſtanden. Deshalb war der Kaiſer anfangs auch

nicht gewillt, Ludwig zum Universalerben einzusetzen. Von Bernhard, einem hoffnungsvollen Jünglinge, versprach er sich mehr als von Ludwig, welchem Psalmsingen und Bibellesen lieber war, als die Sorge um das Reich, und der deshalb einmal geradezu „Mönch" genannt wird. Und ein anderer Geschichtschreiber, welchen man den Astronomen nennt, sagt von ihm: „Der fromme Sinn des Königs war schon von frühester Jugend, damals (i. J. 812) aber besonders für den göttlichen Dienst und die Erhöhung der heiligen Kirche besorgt, so daß man ihn nach seinen Werken eher einen Priester als einen König nennen könnte." Daß er nicht zum Herrscher geboren war, erkannte Ludwig auch selbst; wollte er doch schon früher wie einst Karlmann in einem Kloster seiner natürlichen Bestimmung leben. Aber seine Freunde und Rathgeber hatten zu viel Gewalt über ihn und hielten ihn von diesem Schritte fern. Wollte man aber Bernhard zum Alleinherrscher einsetzen, so war wiederum ein Bürgerkrieg die nächste Folge, denn es wäre von vielen als eine Ungerechtigkeit angesehen, wenn sich Ludwig, der rechtmäßige Sohn, seinem Neffen, dazu einem Bastard, hätte unterordnen sollen. So gab Karl nach, und es wurde beschlossen, Ludwig sollte das ganze Reich seines Vaters übernehmen, Bernhard als Vasall König der Langobarden sein.

Wenngleich Ludwig anfangs auf dem Wege seines Vaters fortgegangen ist und mit gleichen Grundsätzen die Regierung weiterzuführen versucht hat, auch durch wiederholte Anordnungen die Anwendung der Gesetze sichern wollte, manche unter seinem alternden Vater eingerissene Mißbräuche abzustellen sich bemühte, so blieb alles dieses ohne nachhaltige Wirkung, weil er nicht beharrlich in gleicher Weise fortfuhr und alle alten Uebelstände sich wieder einschlichen.

Er wird uns als wohlgebildet geschildert, stark von Körper und in Bogen und Lanze so geübt, daß ihm keiner der Seinigen

gleichkam. Auch an Kenntniſſen gebrach es ihm nicht, vor allem aber fehlte Ludwig der ſcharfe Herrſcherblick, die Selbſtſtändigkeit, weshalb er bald ein Spielball der Parteien wurde. Seine ganze Natur, die ſich lieber den Beſchäftigungen des Friedens als dem wilden Werk der Waffen hingab, fühlte ſich heimiſcher in der Anordnung geiſtlicher und kirchlicher Inſtitutionen als in den beſchwerlichen Regierungsgeſchäften, er war der Meinung, daß der gute Zuſtand der Kirche die erſte Bedingung der Wohlfahrt ſeines Reiches ſei. Dieſe Sorge für das Wohl der Kirche iſt ja allerdings nicht zu tadeln, mit Recht müſſen wir aber bedauern, daß er darüber die Reichsregierung vernachläſſigte. Aber er vermochte ſich nicht mit vielem auf einmal zu befaſſen: worauf ſich ſein beſchränkter Geiſt wandte, das beſchäftigte ihn ſo ſehr, daß er darüber alles andere vergaß.

Als er noch zu Lebzeiten ſeines kaiſerlichen Vaters König von Aquitanien war, hatte ſich um ihn ein Hof gebildet, der ihn vollſtändig beherrſchte; auf ihn übten die Grafen Meginhar, Bigo, vor allen Witiza den größten Einfluß. Und wie ſie ihn damals als König in ihrer Gewalt hatten, ſo hofften ſie auch den ſpäteren Kaiſer nach ihrem Willen lenken zu können. Es war daher die Befürchtung der alten Räthe erklärlich, daß ſie unter Ludwig, der ſie kaum kannte, keinen Einfluß haben würden. Und ſo kam es auch. Ludwig, von Groll erfüllt gegen die Rathgeber ſeines Vaters, verjagte gleich nach ſeinem Regierungsantritt den ganzen Hof. Wala, einer der großſinnigſten und thatkräftigſten Männer ſeiner Zeit, wurde Mönch in Corbie, ebenſo wurden Adelhard, welchen Karl der Große ſeiner Einſicht und Rechtſchaffenheit wegen hochgeachtet hatte, und andere ihrer Stellen am Hofe entſetzt, obwohl der Kaiſer ihn bei der Krönung eindringlich ermahnt hatte, nur ſolche Männer zu ſeinen Beamten zu wählen, welche in jeder Beziehung ſolcher hohen Auszeichnung würdig ſeien, und keinen auf Einflüſterung

und Verdächtigung hin ſeiner Lehen und Würden zu berauben. Witiza, eines Grafen Sohn, welcher in ſeiner Jugend den hohen Stand verachtet hatte und zweifelhaft geweſen war, ob er ſich als Hirte verdingen oder Schuſter werden ſollte, um jedenfalls ſein Brot mit den Armen theilen zu können, ſpäter aber doch in den geiſtlichen Stand eingetreten war, hatte am Hofe den größten Einfluß. Jene Männer aber, die durch Ludwig ihre Stelle verloren hatten, konnten ihre Zurückſetzung nicht verſchmerzen.

Ludwig war am Grünen Donnerſtage des Jahres 817 in große Lebensgefahr gerathen, indem die Galerie, welche die königliche Pfalz zu Aachen mit der Hofkirche verband, über ihn zuſammenſtürzte. Dieſes Ereigniß erfüllte ihn mit Vorahnungen ſeines Endes, und die unſichere Lage ſeiner Söhne ihrem Vetter Bernhard gegenüber ließ es ihm und ſeinen Räthen nothwendig erſcheinen, bei Zeiten die Nachfolge im Reiche zu regeln. Ludwig erklärte daher ſeinen älteſten Sohn Lothar nicht nur für ſeinen Nachfolger in der Kaiſerwürde, ſondern nahm ihn auch zum Genoſſen ſeiner Herrſchaft. Den Männern des alten Hofes war dieſe Verfügung nicht willkommen, ſie beſchloſſen daher durch eine Verſchwörung ihren alten Einfluß wiederzugewinnen. Bernhard von Italien, welcher als Vaſall des Kaiſers das Recht hatte, bei Berathung einer ſo wichtigen Sache ſeine Stimme mitabzugeben, war abſichtlich nicht zum Reichstage geladen; ihn ſuchte man jetzt zu den Waffen gegen die Anordnungen des Kaiſers zu rufen. Bernhard wurde gewonnen. Er ergriff die Waffen gegen ſeinen Oheim, in dem Glauben, ganz Italien würde ihm beifallen.

Aber die Stimmung für Bernhard war keine allgemeine. Von Italien aus machte man dem Kaiſer eine übertriebene Vorſtellung von ſeines Vaſallen Betreiben. Ludwig rief ſofort alle Heerpflichtigen zum Zuge nach Italien. Bernhard unterwarf

ſich jedoch, ehe er zu thätlichen Feindſeligkeiten geſchritten war, und bat den Kaiſer fußfällig um Verzeihung; er wurde als treubrüchiger Vaſall zum Tode verurtheilt. Ludwig verweigerte anfangs die Ausführung des Urtheilſpruchs, er entſetzte ſich vor dem Gedanken, den Sohn ſeines Bruders ſterben zu laſſen, aber die Wuth ſeiner Gemahlin ließ nicht nach, bis er endlich den Befehl gab, allen Verurtheilten die Augen auszuſtechen, damit ſie noch Zeit hätten, wenigſtens für das Heil ihrer Seelen zu ſorgen. Die weniger ſchuldig Befundenen wurden theils gefangen geſetzt, theils zu Mönchen geſchoren und in Klöſter geſteckt.

Dieſe Unſelbſtändigkeit Ludwigs war die erſte Veranlaſſung zu allen ſpäteren Aufſtandsverſuchen und Empörungen im Reiche. Denn als Ludwig nun gar öffentlich Kirchenbuße dafür gethan, daß er dem Verräther das Augenlicht nicht gelaſſen habe, da war keiner im ganzen Frankenlande, welcher nicht durch Aufruhr und Verrath ſeiner Unzufriedenheit Luft gemacht hätte. Die eigenen Söhne erhoben das Schwert gegen den Vater und nahmen ihn gefangen. Das waren die Folgen einer verblendeten Politik, die ſich ſcheute durch exemplariſche Beſtrafung einiger politiſcher Verbrecher das Anſehen der Regierung zu erhalten.

Während Ludwig den größten Theil der Reichsgeſchäfte ſeinen Räthen überließ, die Führung der Kriege ſeinen Feldherren anvertraute, lebte er ungeſtört ſeinen Neigungen, bald der Jagd, bald mönchiſchen Studien und klöſterlichen Uebungen. Es iſt intereſſant zu beobachten, wie in Einhards Annalen faſt jährlich ein größerer Jagdzug des Kaiſers erwähnt wird; er gab ſich aber dieſen Vergnügungen nicht etwa hin, wenn die Reichsgeſchäfte ruhten, ſondern es wird ausdrücklich geſagt: „Der Kaiſer ſchickte gegen ſie hinreichende Truppen und unterdrückte mit Gottes Hülfe den Aufſtand, dann begab er ſich zur Jagd nach den Vogeſen.“ Andererſeits lebte er wiederum ſeinen

mönchiſchen Studien in dem Grade, daß der ſogenannte Aſtronom erklärt: „Das war des heiligen Kaiſers Streben, daß ſein Reich in heiliger Gelehrſamkeit und heiligen Werken immer herrlicher ſtrahlte, und der, welcher mit ähnlicher Erniedrigung Chriſti Beiſpiel nachahmend, ſich zum Armen erniedrige, mehr und mehr erhoben würde.“

Die Verfaſſung des fränkiſchen Reiches ruhte im weſentlichen noch auf dem altgermaniſchen Königthum, noch immer galt im ganzen und großen jenes Rechtsbuch, welches die ſaliſchen Franken in der Zeit, da ſie noch an der Schelde wohnten, hatten aufzeichnen laſſen. Es iſt daher begreiflich, daß dieſe nicht ausreichte, um dauernd die Grundlage einer ſtaatlichen Vereinigung zu ſein, wie ſie durch Karl den Großen ins Leben gerufen war. Auch die Einheit des religiöſen Bekenntniſſes iſt keine genügende Grundlage einer ſtaatlichen Gemeinſchaft, vielmehr entſchied die Kraft, welche Karl auf allen Gebieten ſeiner Wirkſamkeit zeigte, und ſobald dieſe erlahmte oder ſeinen Nachfolgern abging, ſo mußte auch das Staatsgefüge auseinanderfallen. Auch die großen Reichsverſammlungen, ſo bedeutend ſie unter Karl geweſen, und ſoviel er ſie auch benutzt hatte, um ſeine Zwecke durchzuſetzen, zeigten doch in der Mangelhaftigkeit ihrer Zuſammenſetzung, wie viel zu einer durchgreifenden Ordnung noch fehlte. Unter Ludwig entbehrten ſie faſt jeder neuen durchſchlagenden Verfügung. Das Staatsweſen erforderte in jener Zeit ein perſönliches Eingreifen des Königs bei allen wichtigen Verhältniſſen, denn noch nicht war das fränkiſche Reich eine ſo wohl gegliederte Maſchine, daß die Räder ohne einen gebietenden Willen, welcher ſie lenkte, ſich von ſelbſt bewegt hätten. Ludwig erkannte das leider nicht; er übertrug vielmehr den größten Theil der Reichsgeſchäfte ſeinen Räthen, worüber ihm ſchon die Zeitgenoſſen Vorwürfe gemacht haben.

In der Sorge für das Recht war Ludwig ebenfalls nur selten thätig, wie aus des Königs eigener Erklärung auf dem Wormser Reichstage 829 hervorgeht. Er ist nämlich bereit, hinfort wöchentlich einmal die Klagen anzuhören, in denen die Beamten kein Recht gewähren wollten. Regelmäßige Gerichtsversammlungen konnten schon der beständigen Fehden wegen gar nicht abgehalten werden, und welche unbegrenzte Folgen daraus hervorgingen, ersehen wir aus der allgemeinen Unsicherheit im Lande selbst. Räuber und Diebe trieben dergestalt ihr Unwesen, daß Ludwig endlich bewaffnete Macht gegen sie aufbieten mußte.

Während der Kaiser anderen Beschäftigungen und seinem Vergnügen sich widmete, kam es bald dahin, daß unter den kaiserlichen Räthen einer vorzugsweise die Regierung leitete, in welcher er als oberster Rath erscheint. Und wie sehr Ludwig von seinen Räthen sich leiten ließ, erhellt aus Nithard, welcher berichtet, daß der Kaiser einen gewissen Adelhard so lieb gewonnen habe, daß er alles, was dieser gewollt, im Reiche geschehen ließ, und Adelhard, weniger auf das allgemeine Beste bedacht, Jedem zu willen gehandelt hätte. Daher, so fährt Nithard fort, rieth er, Immunitätsrechte und Staatsgüter zum Vortheil Einzelner zu vertheilen, und da er zu bewirken wußte, daß Jeder erhielt, was er wünschte, richtete er den Staat zu Grunde.

Wie Ludwig in der Verwaltung und dem Gerichtswesen seine Unthätigkeit an den Tag legte, so zeigte er auch seine Unfähigkeit, wenn es galt, die Grenzen des Reichs zu schützen vor feindlichen Einfällen. Denn der Friedenszustand, welchen Karl der Große geschaffen, konnte unter weniger starken Königen nicht lange dauern. Der Gedanke an die alte Selbständigkeit mußte in den unterworfenen Stämmen erwachen, der Wunsch, sie wiederzugewinnen, sich in ihnen regen. Die unruhigsten aber

von allen waren neben den Briten, Wasken und ſpaniſchen Arabern die Normannen. Während wir den Kaiſer Karl in den früheren Jahren ebenſo wie ſeinen Vater und Großvater regelmäßig ſelbſt bei dem Hauptzuge des Jahres den Oberbefehl führen ſehen, zog Ludwig nur einige Male ſelbſt mit aus und zwar auf kleineren Zügen. Mehrere Jahre hindurch waren nutzloſe Heereszüge gemacht. Während die Normannen ſeit dem Jahre 834 regelmäßig das durch Handel und Gewerbfleiß reiche Friesland plünderten, kümmerten Ludwig Familienangelegenheiten, wurde er von Weiberliſt umſtrickt. Die Normannen, gegen deren Einfälle ſchon unter Karl dem Großen der Schutz der Küſten eine beſondere Wichtigkeit erlangt hatte, waren bald nach des Kaiſers Tode ſchaarenweiſe herangekommen, auf die Unthätigkeit Ludwigs bauend waren ſie in den Rhein eingelaufen, hatten Utrecht geplündert und theils in Aſche gelegt. Ebenſo wurde Seeland gebrandſchatzt; die Einwohner von Durſted mußten, um nicht ganz vernichtet zu werden, den Seeräubern geben, was dieſe verlangten. Da machte ſich der Kaiſer endlich auf; ehe er aber mit dem Heere nach Nymwegen kam, waren die Normannen mit ihrem Raube bereits auf hoher See. Der eigentliche Fehler war, es fehlte an einer ſtrengen Küſtenwacht und einer Flotte, welche Karl angefangen, Ludwig aber nicht fortgeſetzt hatte zu bauen. Während aber hier endlich Fürſorge getroffen wurde, vergaß man, daß es am anderen Ende des Reiches auch Feinde gab; in demſelben Jahre kündigten Obotriten und Wilzen den Gehorſam auf.

Hieraus mag zur Genüge hervorgehen, daß kriegeriſche Thätigkeit Ludwig zuwider war. Allerdings ſind wohl die Unglücksfälle, welche unter ihm von außen über das Reich kamen, nicht größer geweſen als die, welche auch ſein Vater theilweiſe nicht hatte verhindern können, aber er hatte keine Siege aufzuweiſen, welche zur Entſchuldigung und zum Troſte

hätten dienen können. Sein Vater war jahrelang gegen gewaltige und hartnäckige Feinde ausgezogen, er nur gegen das kleine Volk der Briten oder seine zum Aufstand gereizten Söhne. Wenn aber ein stattlicher Bau, wie er von Karl dem Großen begonnen und ziemlich vollendet war, erhalten und zum Abschluß gebracht werden sollte, so kam es nur auf die Kraft großer Persönlichkeiten auf dem Throne an. Diese Kraft ging aber Ludwig dem Frommen ab. Er war gutmüthig und ließ sich leiten zum Guten wie zum Bösen; Männer standen um ihn, welche um jeden Preis herrschen wollten, deswegen sich unaufhörlich anfeindeten, verdrängten und durch solches Treiben Kaiser und Reich zu Grunde richteten. Ludwig wäre der liebenswürdigste Privatmann, der glücklichste Fürst eines kleinen Landes gewesen, aber seines Vaters großes Reich zu regieren, dazu war er zu schwach und unselbständig. Sein Sohn und Nachfolger Lothar war ebenfalls kein Regent, wie ihn das Reich bedurft hätte, der dem unter Ludwig eingerissenen Unwesen hätte wehren können; ihm wird von gleichzeitigen Geschichtschreibern ausdrücklich vorgeworfen, daß er die Kunst des Regierens nicht besitze, auch keine Spur guten Willens in seinem Thun zeige.

Die zweite Ursache der Auflösung des Karolingischen Reichs lag in dem Prinzip der Reichstheilung unter die Söhne des Königs; das zähe Gesetz der Theilung zeigte sich stärker als die von der Kirche geforderte Untheilbarkeit des heiligen Reiches.

Nach altem deutschen Rechte stand bei Erledigung des Thrones allen ehelichen Söhnen des Verstorbenen ein gleicher Anspruch auf das Reich zu. Das Erbrecht, welches also im fränkischen Reiche in einer mehr privatrechtlichen Weise aufgefaßt wurde, trug neben der Auflösung in kleinere Gebiete

noch mancherlei Nachtheile in ſich. Denn trotz des gleichen Rechtes aller Söhne auf einen Reichstheil iſt es erklärlich, daß doch in der jedesmaligen Theilung der väterlichen Willkür und Vorliebe ein weiter Spielraum ſich öffnete. Ebenſo begreifen wir auch, daß derjenige von den Söhnen, welcher ſich bei der Theilung zurückgeſetzt glaubte, dieſelbe umzuſtoßen verſuchte. Und dieſe Unſicherheit in der Erbfolge, welche ſchon unter den Merowingern eine Urſache des Zerfalles des Reiches war, hatte auch bei den erſten Karolingern ſchwere Folgen gehabt. Dahin zählen wir den Kampf Karl Martells gegen ſeine Stiefmutter und deren Enkel, die Streitigkeiten Griſos mit Karlmann und Pippin, endlich die Entzweiung Karls des Großen mit Karlmann, welcher durch ſeinen frühen Tod es ſeinem königlichen Bruder ermöglichte, das fränkiſche Reich ſeiner Beſtimmung entgegen zu führen. Seine Neffen ſchloß er von der Thronfolge im Reiche aus, ohne daß hierin eine Verletzung des Rechtes geſehen iſt. Aber auch Karl hielt ſpäter an dem Herkommen feſt, wie ſein Theilungsplan vom Jahre 806 zeigt. Wurden nun auch die damals geplanten Theilungen vereitelt, ſo blieben ſie doch augenſcheinlich Vorbild der ſpäteren Anordnungen.

Ludwig vereinigte unter ſeinem Scepter noch einmal alle fränkiſchen Lande, aber ſchon im Jahre 817 verfügte er über die Nachfolge, eine Neuerung inſofern, als die Einheit des Reiches über das Leben Ludwigs hinaus gerettet werden mußte. Eine förmliche Theilung verſtieß aber gegen die univerſale Idee, welche man namentlich vom kirchlichen Standpunkt aus mit dem Kaiſerthum verband, in welchem man die beſte Bürgſchaft für die Fortdauer des geregelten Zuſtandes ſah. Es wurde daher der Verſuch gemacht, den Gedanken eines einheitlichen Imperiums ſo zur Geltung zu bringen, daß die Herrſchaft der Brüder dem älteſten, Lothar, ſich unterordnen ſollte. Dieſer, bisher König von Bayern, ſollte als Kaiſer an die Stelle

ſeines Vaters treten, ſeine Brüder in dasſelbe Verhältniß zu ihm, wie er ſelbſt, Pippin und Bernhard zum Vater geſtanden hatten. Einmal im Jahre ſollten ſie um Lothar ſich ſammeln, ſie ſollten ſelbſtändig keinen Krieg führen oder Frieden ſchließen, ſich auch nicht verheirathen ohne ſeine Zuſtimmung; wenn einer tyranniſch regierte, ſollte ihn der Kaiſer ermahnen und auch ſtrafen, wenn die Ermahnung nicht helfe. Außerdem ſollten ihre Königreiche dereinſt nicht unter die Söhne getheilt werden, ſondern mit Einwilligung des Vaters an je einen übergehen. Aber eben dieſe Beſtimmungen riefen einen entſchiedenen Widerſtand hervor, hieran entzündeten ſich die Kämpfe, welche mit der Bildung dreier ſelbſtändiger Staaten endigten. Die Auflöſung des Reiches geſchah freilich nicht in einem regelmäßigen Verlauf, auch gingen die Stämme und Völker nicht ſo aus der Vereinigung hervor, wie ſie darin aufgenommen waren, ſondern es hatte ſich das Zuſammengehörige mehr aneinander geſchloſſen, mancherlei Umbildungen hatten ſtattgefunden: größere, ausgebildetere Nationen ſind es, welche uns fortan entgegentreten.

Durch den Tod ſeiner Gemahlin drängte ſich in Ludwig der Gedanke von neuem auf, die Regierung niederzulegen und ſich in ein Kloſter zurückzuziehen. Doch auf den Rath ſeiner um ihre eigene Herrſchaft beſorgten Großen ging er eine neue Ehe ein mit Judith, die ihm im Jahre 823 Karl, nachher der Kahle benannt, gebar. Seine Geburt wurde die Quelle unſäglichen Unglücks für das Volk. Daß die Kaiſerin Judith ihn gleich ihren Stiefſöhnen mit einer Herrſchaft ausgerüſtet ſehen wollte, war der Mutter zu verzeihen, daß der Kaiſer ihrem Wunſche nachgab, war nicht zu tadeln, doch die Mittel, welche man ſpäter anwandte, waren verwerflich und gefahrbringend.

Das durch Bernhards Tod erledigte Italien war im Jahre 822 Lothar als ſpäterem Kaiſer überwieſen. Woher

ſollte Ludwig nun ein Beſitzthum für Karl nehmen, welcher ſeine Anſprüche ebenſo rechtlich begründen konnte als ſeine Brüder? Die Häupter des alten Hofes wollten die Reichstheilung vom Jahre 817 erhalten wiſſen, der künftige Kaiſer ſollte nach ihrer Anſicht eine ſo große Macht haben wie nur möglich, damit ſeine jüngeren Brüder ſich nicht einfallen ließen, ihm gleichſtehen zu wollen; die Kaiſerin Judith und ihr Anhang ſprachen für eine neue Theilung, in welcher Karls Rechte gewahrt würden. Ludwig ſelbſt fehlte es allzuſehr der Oppoſitionspartei gegenüber an Entſchloſſenheit, er ging Wege, welche ihm bald Vorwürfe zuziehen und Streitigkeiten hervorrufen mußten. Er ſuchte nämlich ſeinem Sohne Karl dadurch Freunde zu erwerben, daß er vielen Vaſallen von ſeinen Erbgütern zu Lehen gab, daß er Bisthümer und Klöſter an Leute niederer Abkunft verlieh, damit ſie, dieſer Wohlthat eingedenk, ſeinen Plan begünſtigen ſollten. Der Hof ſpaltete ſich daher in Parteien, ſein Palaſt wurde ein Tummelplatz politiſcher Intriguen. Dadurch wurden die wichtigſten Reichsangelegenheiten oft vernachläſſigt, die größte Geſetzloſigkeit fing an um ſich zu greifen, die Fauſt ſprach Recht. Ebenſo waren die Grenzen bedroht; faſt die ganze ſpaniſche Mark wurde dadurch die Beute der Araber.

In dieſer Zeit iſt es, wo der erwähnte Wala ſelbſt gegen das Treiben des Kaiſers auf das heftigſte eifert. Er tadelt Ludwigs Nachläſſigkeit für die Kirche, ſein Beſtreben, durch Verleihung geiſtlicher und weltlicher Güter und Würden für ſeinen Sohn einen Anhang zu gewinnen. Auch im Volke ſcheint hin und wieder ſchon Unzufriedenheit laut geworden zu ſein. Die Worte Walas verfehlten ihre Wirkung nicht, denn der Kaiſer erließ ein Ausſchreiben ins Reich, wodurch er für das folgende Jahr vier große Synoden zu Mainz, Paris, Lyon und Toulouſe berief, um über die Mißſtände des Reiches, als deren Haupturſache er ſeine eigenen Unkenntniſſe und Ver-

ſäumniſſe angiebt, gemeinſchaftlich zu berathen. Die Biſchöfe rügten damals viele Mängel und Gebrechen; vor allem forderten ſie, daß die fürſtliche Gewalt ſich nicht in kirchliche Angelegenheiten einmiſchen, die Prieſter ſich nicht mit weltlichen Geſchäften befaſſen ſollten. Sie ermahnten den Kaiſer, Friede und Eintracht unter ſeinen Söhnen und Räthen zu erhalten.

Auf der Reichsverſammlung zu Worms im Auguſt 829, wo die Beſchlüſſe der Synoden dem Kaiſer zur Genehmigung überreicht waren, erklärte Ludwig ſeinen jüngſten Sohn zum Herzog der Alemannen. Der Grund, weshalb man gerade dieſes Land erkoren hatte, lag ohne Zweifel darin, daß hier Karls mütterliche Verwandte, die Welfen, anſäſſig waren. Und es kann nicht befremden, wenn man nach dieſer kaiſerlichen Erklärung auf den Gedanken kam, daß bei der übergroßen Vorliebe der ſtolzen und herrſchſüchtigen Kaiſerin Alemannien nur dazu beſtimmt ſein werde, gewiſſermaßen als erſte Abſchlagszahlung auf viel höhere Forderungen zu dienen, welche die Kaiſerin im Namen ihres Sohnes erheben würde. Das Land war von Lothars Beſitz genommen, und er gedachte die erſte Gelegenheit zu benützen, um den neuen Herzog ſeines Beſitzthums zu berauben; nicht weniger legten die beiden anderen Brüder ihre Unzufriedenheit über dieſe Verfügung des Vaters offen an den Tag.

Wala, Hilduin, Eliſachar, welche der neuen Verordnung widerſprochen hatten, wurden mit ihren Anhängern durch den allmächtigen Markgrafen Bernhard, den Schatzmeiſter, vom Hofe verwieſen. Das konnten aber Männer nicht ertragen, die in der Herrſchaft alt geworden waren; ſie dachten auf Umſturz der Regierung. Ludwig ſollte abgeſetzt, der Weiber- und Günſtlingsherrſchaft ein Ende gemacht werden, Lothar den Thron beſteigen. Zur offenen Empörung hatte Lothar keinen Muth, er hätte nicht nur gegen ſeinen Vater, ſondern auch

gegen ſeine Brüder kämpfen müſſen, welche Vergrößerung ihrer eigenen Reichsantheile wünſchten, und dieſe konnten ſie nur erwarten, wenn ſie nicht dem Bruder, ſondern dem Vater beiſtanden.

Die Verſchwörung ſchien unter Lothars geheimer Leitung zunächſt gegen die willkürliche Macht des Miniſters Bernhard gerichtet zu ſein. Als der Kaiſer von Aachen ab ſeinen Feldzug nach der Bretagne antrat, verließ ihn ein Theil des Heeres und wandte ſich nach Paris; der Kaiſer zog ſeinem Sohne Pippin, welcher ſich als Werkzeug gebrauchen ließ, nach Compiègne entgegen. Pippin ergriff die Zügel der Regierung und ſchickte die Kaiſerin in das Kloſter zu Laon, Bernhard entfloh nach Barcelona. Auf den Kaiſer drang man mit harten Klagen ein; die Kaiſerin ſollte ihn durch Tränke behext und um den Verſtand gebracht haben. Man verlangte von ihr, daß ſie den Kaiſer überrede, die Regierung niederzulegen und im Kloſter zu leben, wozu auch ſie ſich verſtehen ſollte. Sie nimmt in dem Kloſter zu Poitiers den Schleier, um ſich gegen Gewaltthätigkeiten zu ſchützen. Als nun Lothar ſelbſt kam, billigte er offen, was geſchehen war, hielt einen Reichstag und verfuhr ſchonungslos gegen die Anhänger der Kaiſerin. Wurde auch die Form der Regierung noch beibehalten, der Kaiſer, in der Gewalt ſeines Sohnes, hatte doch nichts als den Titel. Seine täglichen Geſellſchafter waren die Mönche aus dem benachbarten Kloſter zu Soiſſons, welche ihn bereden ſollten, ins Kloſter zu gehen. Er aber, der in der früheren Zeit oft den Gedanken gefaßt hatte, im Kloſter zu leben, widerſtand jetzt, da er gezwungen werden ſollte. Nachdem die Mönche in Soiſſons ſich der künftigen Erkenntlichkeit des Kaiſers verſichert hatten, leiteten ſie eine Gegenrevolution ein, und einer von ihnen unternahm eine geheime Sendung des Kaiſers an Pippin und Ludwig, um ihnen zu verſprechen, daß ihre Landestheile erweitert würden,

wenn sie dem Vater jetzt beiständen. Die Brüder wurden gewonnen, die Aussichten auf Gebietserweiterung hatten ihnen gefallen. Neuer Muth beseelte den Kaiser. Lothar, den die Verbündeten zu bewegen suchten, entweder einen entscheidenden Schlag auszuführen oder mit den Seinigen Compiègne zu verlassen und eine größere Macht zu sammeln, vermochte nicht die Sache bis aufs äußerste zu führen. Er hatte wohl den Wunsch, aber nicht den Muth, Ludwig vom Throne zu stoßen und suchte nun die Aussöhnung mit seinem Vater nicht aus Reue, sondern aus charakterloser Schwäche. Lothars Getreue wurden ergriffen und gefangen gesetzt, und über sie sollte auf dem Reichstage zu Aachen das Urtheil gesprochen werden. Die Versammlung verurtheilte sie zum Tode, Lothar selbst hatte das Todesurtheil aussprechen müssen; um ihn aber noch mehr zu beschämen, begnadigte der Kaiser sie und begnügte sich, sie mit Verlust ihrer Lehen und Würden zu bestrafen. Auch die Kaiserin Judith erschien auf dem Reichstage, schwur einen Reinigungseid, wurde vom Papste des Gelübdes des Klosterlebens entbunden und ihrem Gemahl zurückgegeben.

Von neuem nahmen die Brüder die Fehde auf. Wäre Ludwig ein umsichtiger Fürst gewesen, dann konnte er alle Versuche derselben im voraus vereiteln. Wenn er ihnen sein Wort hielt, wenn er sie an sich zu fesseln verstand, so brauchte er keinen zu fürchten, denn die jüngeren Söhne waren ihrer Stellung wegen Lothars Feinde. Auch schien die übertriebene Zärtlichkeit, welche Ludwig für Judith zeigte, die Bevorzugung, die er Karl zutheil werden ließ, den Söhnen erster Ehe ein Recht zu geben, ihre Stiefmutter zu hassen und einen Theil der Abneigung, welche sie ihnen einflößte, auch den Vater entgelten zu lassen. Aber Ludwig stieß auch sie von sich, und so konnte es gelingen, alle drei gegen den Vater aufzuhetzen und ihn zu stürzen.

Es kam zum offenen Kriege. Der Vater hatte seinen Sohn Pippin, welcher die Mutter im Jahre zuvor gefangen genommen hatte, als Gefangenen nach Trier schicken wollen, er entkam aber und rüstete sich zum Kriege. Die Brüder wurden zum gemeinsamen Kriege gegen den Vater gewonnen, auch den Papst Gregor IV. gewann Lothar, um mit ihm nach Deutschland zu ziehen und eine Versöhnung zwischen Vater und Söhnen zu versuchen.

Auf dem Rothfelde, unweit Kolmar, lagerten sich die feindlichen Heere. Schon rückten sie zum Kampfe gegen einander vor, als der Papst erschien, um Vorschläge des Friedens zu machen. Drei Tage unterhandelten Kaiser und Papst. Unterdessen wußten die Vasallen der Söhne durch Ueberredung und Versprechungen die Treue der kaiserlichen Truppen wankend zu machen. Als der Papst unverrichteter Sache zu den Söhnen zurückkehrte, da zogen in der nächsten Nacht ganze Scharen vom Kaiser zu den Verbündeten hinüber, und am anderen Morgen waren nur wenige Getreue beim Kaiser geblieben. Als der Kaiser dies Häuflein sah, sprach er gutmüthig: „Gehet ihr auch zu meinen Söhnen; ich will nicht haben, daß meinetwegen nur ein Einziger das Leben oder ein Glied verlieren soll.“ Er ließ darauf die Söhne bitten, für seine, seiner Gemahlin und seines Sohnes Karl Sicherheit Sorge tragen zu wollen. Auf ihre Aufforderung ritt er mit den Seinigen hinüber. Die Söhne erwiesen ihm äußerlich alle Ehrerbietung, alsbald aber wurde Judith dem jüngeren Ludwig übergeben, während Lothar den Vater und Karl bei sich behielt.

Die Stimme des Volkes hat über diese Vorgänge schwer gerichtet: sie nannte den Platz, wo die meisten Großen von Ludwigs Anhange, die ihm Treue gelobt hatten, abtrünnig wurden, das Lügenfeld.

Indem die Söhne durch Belohnung des Verraths, durch

Ermunterung zum Treubruch einen leichten Triumph errangen, brachten sie der königlichen Würde eine unheilbare Wunde bei. Die wichtigste Frage war nun die, wie soll es mit dem Kaiser und Reich werden? In der Lebensbeschreibung Ludwigs lesen wir: „Sie verpflichteten das Volk durch Schwur und theilten das Reich unter sich in drei Theile," und an einer anderen Stelle wird gesagt, daß der Papst und die Versammelten Lothar gedrängt hätten, die Herrschaft an sich zu nehmen; er habe endlich eingewilligt. Wenn aber auch sein Theil der glänzendste war, so scheint von einer eigentlichen Oberherrlichkeit über die Brüder nicht die Rede gewesen zu sein, mußte doch auch Lothar die Früchte des Sieges mit den Brüdern, deren Beistand ihn hatte erringen helfen, theilen. Karl war selbstverständlich nicht bedacht, er wurde ins Kloster Prüm geschickt. Lothar nahm den Vater mit nach Compiègne, Judith wurde über die Alpen nach Tortona geführt. Der Verfall des Reiches, dem man durch Entthronung Ludwigs und Erhebung Lothars auf den Thron hatte vorbeugen wollen, trat nun erst recht ein. Wie weit man gekommen, zeigt die Behandlung des Kaisers, den man zu überreden suchte, seine eigenen Sünden seien an allem Unglück schuld, die Bischöfe ermahnten ihn, seine Sünden einzugestehen und übergaben ihm eine Schrift, auf der alle seine schweren Süden aufgezeichnet waren. Man hatte ihn darin für das ganze Elend im Reiche verantwortlich gemacht, er selbst mußte sich der ferneren Regierung für unwürdig erklären. Seines Wehrgehänges beraubt, lag am 13. November 833 ein Kaiser auf den Stufen des Altars der Kirche des heiligen Medardus bei Soissons und flehte Menschen um Vergebung an, die er theils aus dem Staube der Hörigkeit zu Bischöfen erhoben hatte.

Alle diese Anklagen, um derentwillen Ludwig Kirchenbuße thun und dem Throne entsagen sollte, waren nur Beiwerk im Vergleich zu dem wahren Kern derselben, der Aufhebung der

Thronfolgeordnung vom Jahre 817. Denn die Häupter der fränkiſchen Geiſtlichkeit wollten an die Stelle des alten auf Vererbung und Volkswahl beruhenden Königthums ein durch geiſtliche Weihe übertragenes Kaiſerthum ſetzen. Die königliche Gewalt war in ihren Grundfeſten erſchüttert, die höchſte Würde mißhandelt, der Verhöhnung und dem Spotte preisgegeben.

Die Mißhandlung des Vaters hatte den Sohn Ludwig entrüſtet; er beredete ſich mit Pippin, und beide zwangen Lothar, daß er den Vater aus der einſamen Kloſterzelle wieder losgab. Der Kaiſer empfing nun aus den Händen der Biſchöfe die Waffen zurück. Lothar bat fußfällig um Verzeihung und erhielt Italien als Unterkönigthum.

Neue Theilungen beſchäftigten den Kaiſer. Karl dem Kahlen wurde ſtatt Alemannien 837 Friesland von der Nordſee längs der ſächſiſchen Grenze bis an die Ripuariens, das Land an den Mündungen des Rheines und der Maas und das zwiſchen Maas und Seine beſtimmt. Mit ſeiner Wehrhaftmachung erhielt er noch das Gebiet zwiſchen Seine und Loire und wurde auch mit der Königskrone geſchmückt. Während ſo Karl Gallien erhielt, mit deſſen nördlicher Hälfte er noch eine Anzahl deutſcher Gaue verband, verblieb der Süden Pippin, bis deſſen Tod im Dezember 838 Karl die Ausſicht auf den Beſitz Aquitaniens machte und ſomit auf die ganze Weſthälfte des Reiches.

Im Oſten des Geſammtreiches verſuchte Ludwig von Bayern die benachbarten deutſchen Lande zu gewinnen. Er nannte ſich König und zählte ſeit 833 die Jahre ſeiner Regierung in Oſtfranken. Wahrſcheinlich iſt ihm bei der damaligen Theilung der größere Theil der deutſchen Lande zugefallen, und nach der erfolgten Erhöhung des Kaiſers iſt er im Beſitz dieſer Länder geblieben. Das linke Rheinufer mit Gewalt ſeinem Vater wieder zu entreißen, gelang ihm nicht, vielmehr glaubte dieſer, die letzte Erhebung ſeines Sohnes benutzen zu können, um das ganze übrige

Land nun unter Lothar und Karl zu theilen. Auf dem Reichstage zu Worms 839 wurde folgende Theilung vorgeschlagen und von Lothar genehmigt: Zu Italien sollte ein Stück von Burgund, das Thal von Aosta, das Land zwischen Jura und St. Bernhard und vom Jura bis zur Saone und Rhone gelegt werden, dann alle deutschen Stämme mit Ausnahme von Bayern, welches Ludwig verblieb, so daß die Maas und eine von der Maas gezogene Linie die westliche Grenze bildete. Karl erhielt den Westen, nämlich Aquitanien, Septimanien mit der spanischen Mark, Burgund und die Provence bis zu den Seealpen und zur Saone, dann Neustrien und Ripuarien am linken Ufer der Maas. Der Vater sollte aber, so lange er lebe, die Oberherrschaft behalten. Pippins Söhne waren übergangen.

Solche Zurücksetzung verletzte Ludwig, und noch einmal erhob er sich in seinem Unwillen dagegen, indem er die Herrschaft über die deutschen Stämme bis zum Rheine beanspruchte. Als der Kaiser nach Worms ziehen wollte, um dort einen Reichstag gegen seinen Sohn zu halten und eben über den Rhein gehen wollte, fühlte er sein schnell herannahendes Ende. Auf einer Rheininsel in der Gegend von Ingelheim starb er nach einem mühseligen Leben im Alter von 65 Jahren am 20. Juni 840, nachdem er vorher auf den Rath der frommen Bischöfe seinem Sohne Ludwig verziehen hatte. — Der Tod des Kaisers änderte die Lage der Dinge und machte das Loos der Völker nun von der Laune eines Weibes unabhängig.

Als Quelle zu den folgenden Kämpfen der Söhne Ludwigs haben wir Nithards Werk, welches freilich nur einen sehr kurzen Zeitraum umfaßt, aber zu den bedeutendsten Quellen Karolingischer Geschichte gezählt werden muß. Wir hören einen wackeren Helden und umsichtigen Staatsmann berichten, was er durchlebt, woran er selbst unmittelbaren Antheil genommen hat.

Daß jedoch seine Schrift als die eines Anhängers Karls des Kahlen, mit welchem er die Wechselfälle des Krieges theilte, parteiisch ist, versteht sich von selbst.

Der sterbende Kaiser hatte Lothar zu seinem Nachfolger im Reiche ernannt und ihm die Reichsinsignien unter der Bedingung übersandt, daß er die Treue gegen die Kaiserin und Karl bewahre, diesem das zugetheilte Land lasse und ihn selbst beschütze. Sobald nun Lothar in Italien den Tod seines Vaters vernommen hatte, schickte er Boten durchs Land, seine Ankunft zu verkündigen. Hier wurden Belohnungen versprochen, dort Strafen angedroht.

Er wandte sich zunächst gegen Ludwig von Bayern. In Worms hatte Ludwig schon eine Besatzung gelegt und war dann den aufgebotenen Sachsen entgegengeeilt; Lothar vertrieb diese und zog dann mit seinem Heere nach Frankfurt. Da aber Ludwig sich schon mit den Sachsen vereinigt hatte, trafen beide Brüder unerwartet zusammen: Ludwig lagerte bei Frankfurt, Lothar an der Mündung des Mains. Es wurde zunächst ein Waffenstillstand geschlossen, wonach sich beide am 11. November in Frankfurt einfinden sollten, um ihren Streit durch Vergleich oder Kampf zu entscheiden.

Während Lothar sich nun gegen Karl wandte, nahm Ludwig von den Alemannen, Sachsen und Thüringern die Huldigung entgegen. Karl schickte eine Gesandtschaft an Lothar mit bittenden Vorstellungen um Ruhe und Einigkeit; während sie aber scheinbar günstig aufgenommen wurde, entsetzte Lothar alle, welche Karl dem Kahlen nicht abtrünnig werden wollten, der ihnen von seinem Vater verliehenen Ehrenämter. Lothar war über die Seine gegangen und kam nach Chartres. Hier, durch einen Anhang verstärkt, wollte er gegen Karl aufbrechen. Dieser hatte mittlerweile das von dem jüngeren Pippin aufgewiegelte Aquitanien beruhigt. Bei Orleans trafen sich die Brüder und

ſchlugen kaum zwei Meilen von einander ihr Lager auf, in Lothars Hand lag es, dem Kriege nach dieſer Seite hin ein Ende zu machen. Wieder ſchloß er Unterhandlungen ab, wonach Karl außer Aquitanien und Septimanien die Provence und zehn Grafſchaften zwiſchen Loire und Seine erhalten, in dieſem Beſitzſtande aber ſo lange ruhig verweilen ſollte, bis beide auf einer zum 8. Mai 841 anberaumten Zuſammenkunft ſich zum gemeinſamen Wohle würden ausgeglichen haben. Inzwiſchen ſollte er Ludwig unangefochten laſſen. Auf dieſem letzten Punkte, deſſen Nichterfüllung von ſeiten Lothars keinem Zweifel unterlag, beſtanden die Abgeordneten Karls, damit dieſer den Schein des Rechtes für ſich hätte, wenn er ſich an den Vertrag nicht bände.

Nach mehrmonatlichem Hin- und Herziehen ſchwand jede Hoffnung auf Frieden: es kam am 25. Juni zur Schlacht bei Fontenoy, in welcher ſchon um Mittag nach blutigem Kampfe alles entſchieden war. Karl und Ludwig waren Sieger geblieben. Die Schlacht hatte dazu beigetragen, den Riß unheilbar zu machen und die große Schöpfung Karls des Großen zum Falle zu bringen. Sie entſchied über das Schickſal des Karolingiſchen Reiches, ſie entſchied auch über unſer Deutſchland. Der Verſuch Lothars, die Einheit des Reiches zu behaupten, war geſcheitert Alle, die an der alten Erinnerung feſthielten, waren auf ſeiner Seite geweſen, und auch jetzt noch dachte Lothar mit ihrer Hülfe den Kampf fortzuſetzen. Es war vergebens. Karl und Ludwig ſtritten nicht nur für die Unabhängigkeit ihrer Herrſchaften, ſondern auch für die Völker, an deren Spitze ſie ſtanden, zwei Reiche hatten ſich zu bilden angefangen, das eine romaniſch, das andere deutſch, die ſich jetzt zu gemeinſamer Vertheidigung die Hand boten.

Noch einmal bemühte ſich Lothar, Anhänger zu gewinnen. Er ſuchte die ſtark gelichteten Reihen der Seinen wieder auszufüllen, indem er das Krongut rückſichtslos an Private ver-

ſchleuderte und Unfreien für kriegeriſche Leiſtungen nach erfolgtem Siege die Freiheit ſchenkte. Ja, er trug keine Scheu, mit den unteren Ständen der Sachſen in Verbindung zu treten. Auf ihr Mißvergnügen über die drückende Abhängigkeit bauend, verhieß ihnen Lothar das alte Herkommen und die alten Geſetze aus heidniſcher Zeit zurückzugeben. Selbſt die Dänen wollte er gegen das Reich führen, als er ſich endlich, weil die ihm treu gebliebenen Großen die Einſtellung des Kampfes forderten, dazu verſtand, mit ſeinen Brüdern um den Frieden zu unterhandeln, und da dieſe einwilligten, kam man dahin überein, daß eine gleichmäßige Theilung dem langen Streite ein Ende machen ſollte.

Die Abgeordneten der drei Brüder traten am 19. Oktober zuſammen. Da man ſich aber darüber verſtändigte, daß ohne eine genaue Kenntniß des Landes keiner mit gutem Gewiſſen ſchwören könnte, nach ſeiner beſten Ueberzeugung möglichſt gleich zu theilen, ſo wurde der Waffenſtillſtand bis zum 14. Juli 843 ausgedehnt. Jeder König ſandte dreißig Männer aus, welche ein genaues Verzeichniß aller Grafſchaften, Bisthümer, Abteien und königlichen Güter nach Größe und Beſchaffenheit aufnehmen und zu Verdun zuſammentreten und die Theilung vollführen ſollten. Im Auguſt beſchwuren die drei Brüder die Theilung. In Bezug auf die Wormſer Theilung vom Jahre 839 verlor Lothar an Ludwig alle deutſchen Länder auf der rechten Rheinſeite mit Ausnahme von Friesland, und auf dem linken Ufer die Gaue von Mainz, Worms und Speier; dagegen gewann er von Karl die Niederlande außer Weſtflandern, die Provence und einen ſchmalen Strich auf dem rechten Ufer der Rhone. Die Königreiche, in deren rechtmäßigem Beſitze ſie ſich befanden, Langobardien, Aquitanien, Bayern, kamen hierbei nicht in Frage. — Die Trennung war eine völlige, die jede Gemeinſamkeit der Regierung aufhob und auch Lothar

als dem Kaiſer keine Rechte in den Reichen der Brüder geſtattete.

Es lag in der Natur der Sache, daß unter ſchwachen Königen der ſouveränen Staatsgewalt Gefahr drohte. Die Herzöge von Aquitanien, Bayern, Alemannien, Friesland waren vernichtet, und ihre Völker einer Selbſtändigkeit beraubt, auf welche ſie ſtolz geweſen waren. Seitdem nun das Regiment in den Händen Ludwigs ruhte und Vater und Söhne ſich fortwährend bekämpften, glaubte das Vaſallenthum, eingedenk früherer Zeiten, wo es in trotziger Unabhängigkeit ſtand und auf den Nacken des freien Volkes das Joch ſeiner Herrſchaft legte, dieſe Zeit zu benutzen, um ſeine alte Gewalt wieder zu erkämpfen; Herzöge, Markgrafen, Grafen und Miſſi fordern unbedingten Gehorſam und ſtreben nach Erblichkeit ihrer Macht.

Wir hören ſchon Karl den Großen klagen, daß der Kriegsdienſt zu vielen Bedrückungen der Gemeinfreien Anlaß gegeben, daß ſie ſich gedrängt ſahen, in Abhängigkeitsverhältniſſe einzutreten, in der Hoffnung, dadurch eine Schutz gegen die immer verſchärften und unerträglicheren Forderungen zu erlangen. Je ſchrecklicher nun unter Ludwigs und ſeiner Söhne Regierung Verheerung und allgemeine Unſicherheit hereinbrachen, je härter infolge des immerwährenden Kriegszuſtandes der Heerbann auf dem Volke laſtete und die vermehrte Belaſtung drückender wurde, je freier ſich andererſeits die Grafen, deren Hülfe die Könige bedurften, ſich alles erlaubten, deſto gewiſſer erblickte der einzeln ſtehende Mann in dem Schutze, den man als Vaſall eines Höheren genoß, das einzige Mittel, um ſich nicht einen zweifelhafteren Schutz durch den Verluſt ſeiner Freiheit erkaufen zu müſſen. Dieſes Uebel trug zum Unglücke des Staates dazu bei, den Stand der Gemeinfreien zu vernichten.

Die Beſtrebungen Karls des Großen, die Macht des Adels

durch Hebung des freien Standes zu beſchränken, waren in den Kriegsjahren ohne Erfolg geblieben. Die Zahl der mittleren und kleinen freien Grundbeſitzer, die das nothwendige Element im Staatsleben waren, ſchmolz zuſammen. Als dies Element verſchwand, rückte das Vaſallenthum näher an den Thron, raubte ihm Gut und Recht, zog ſchließlich die Entſcheidung über Krieg und Frieden an ſich und ſetzte an die Stelle von Recht und Geſetz ſeine ungebundene Willkür und Geſetzloſigkeit. In der immerwährenden Fehde waren die Vaſallen gegen ihren eigenen König durch die Söhne ihres Herrn zum Kriege aufgerufen, waren ſie durch verſchiedenartige Lockungen zum Verrath und Treubruch angereizt. Ueberall lockerten ſich die ſittlichen Bande. Denn wenn die vornehmſten Männer des Reiches das Beiſpiel gaben, den Eid der Treue nicht mehr zu achten, ebenſo leichtfertig den Schwur zu brechen als einen anderen zu leiſten, wie ſollten da die geringeren es mit ihren Lehns- und Unterthanenpflichten genauer nehmen? Nur ſelten, heißt es in der Lebensbeſchreibung des Wala, ſind diejenigen, welche dem Könige Treue halten, keiner weiß Vaterland und Mitbürger wohl zu berathen, keiner erweiſt ſeinen Freunden und Genoſſen die ſchuldige Liebe.

Während die Großen die allgemeine Verwirrung benutzten, um Gut und Reichthum zu vermehren, ſchmachtete das Volk oft in der drückendſten Armuth. Die Noth war im weſtfränkiſchen Reiche im Jahre 843 ſo geſtiegen, daß Erde mit wenig Mehl vermiſcht Vielen als Brot diente; zwei Jahre ſpäter raffte der Hunger Tauſende von Menſchen weg, und im folgenden Winter zogen die Wölfe durch die verödeten Gegenden. Welche Macht, welchen Reichthum hatten dagegen einzelne Große aus dem allgemeinen Elend davongetragen! und fragte man nach der Art, wie ſie dieſelben erworben, ſo war es die gewiſſenloſeſte Parteigängerei, die frechſte Nichtachtung jedes höheren Anſehens. So

handelten die, welche als dem Könige persönlich verpflichtete Männer mit den Beamten seine Absichten in jeder Weise fördern, im Krieg und Frieden für sein Interesse einstehen, seinen königlichen Willen zur Geltung bringen sollten.

Die Beamten sahen auf diese Weise mit jedem Jahre eine immer größere Anzahl Freie ihrer amtlichen Gewalt entzogen; von dieser war immer mehr und mehr in die Hände mächtiger Grundherren und Senioren übergegangen. Was ihnen blieb, war zwar immer noch genug, um diesen Beamten den Vorrang unter jenen Großen zu geben. Denn sie vereinigten Civil- und Militärgewalt in sich, und hierin lag das nächste Mittel, sich dem Gehorsam schwacher Könige zu entziehen und sich ihnen mit trotziger Uebermacht entgegenzustellen.

Karl der Große und Ludwig hatten unter anderem die Bewohner der spanischen Mark von dem Gerichtszwange der Grafen insoweit entbunden, daß sie kleinere Streitsachen unter sich durch selbstgewählte Richter entscheiden durften, und daß Diejenigen, welche Vasallen auf ihren Gütern hielten, in kleineren Angelegenheiten Richter ihrer Untergebenen wären. Dadurch entgingen dem Grafen viele Gefälle: um sich dafür schadlos zu machen, legten sie den Einwohnern willkürliche Abgaben auf, verdrängten sie aus ihrem Besitze, oder, wenn sie selbst Einwanderer als Vasallen auf ihre wüsten Güter gesetzt hatten, jagten sie dieselben wieder fort, nachdem jene das Land urbar gemacht hatten. Wir erfahren ferner, daß in der Zeit, als das Bisthum Osnabrück verwaist war, Graf Kobbo die auf den Zehnten begründeten Einkünfte des Bisthums an sich riß, um sie seinem Bruder, dem Abt von Corvey, und seiner Schwester, der Aebtissin von Herford, zu übertragen, obgleich deren Klöster in einem anderen Sprengel lagen. Außerdem haben die Beamten sich Einkünfte angeeignet, welche an sich dem Könige und Herrn gebührten. Ebenso scheinen in der Zeit der allmählichen

Auflöſung des Reiches mächtige Große ſich das Münzrecht angeeignet zu haben. Die Verleihungen dieſes Rechtes ſind aus der Zeit Karls mit Sicherheit nicht nachzuweiſen. Ludwig ſcheint mit ſolchen den Anfang gemacht zu haben; das Bisthum Le Maus und das Kloſter Corvey ſind die erſten, die ſich dieſes Vorrechtes rühmen. Unter Ludwigs Nachfolgern wird es häufiger und öfter mit dem Marktrecht verliehen. Die weſentliche Bedeutung liegt aber darin, daß der Ertrag der Münzen dem Beliehenen zufiel, wenn auch die Prägung unter Bild und Namen des Königs erfolgte.

Die wirkliche Bedeutung und die Kraft, ihrer amtlichen Stellung die nöthige Geltung zu verſchaffen, verdankten die Beamten mehr dem Umfange ihrer Begüterung und ihres Seniorats. Um ſo entſchiedener lernten ſie daher bald ihre amtlichen Befugniſſe als perſönliche Beſitzthümer betrachten, deſto leichter trat vor dem Gefühle des eigenen Vortheils der Gedanke an die königliche Macht in den Hintergrund, deſto ſchneller eilte endlich das Beſtreben der Zeit, Vaſallenthum und Beneſiziarbeſitz in den Familien erblich zu machen, auch hinſichtlich der Aemter, ihrer Erfüllung entgegen.

Wie ſtand es denn in dieſer Zeit mit den königlichen Sendboten, welche die Rechte des Thrones in allen Theilen der Monarchie zu wahren berufen waren? Auch dieſes Inſtitut blieb unter Karls Nachfolgern nicht ungeſchmälert beſtehen. In Italien ſehen wir noch über das neunte Jahrhundert hinaus Sendboten im Namen des Königs Gericht halten, Beſchwerden und Klagen entgegennehmen, und unter Karl III. iſt von ihrer Ausſendung die Rede; in Deutſchland hingegen ſcheint das Inſtitut zurückgetreten zu ſein. Es werden zwar mehrmals einige erwähnt, aber von einer regelmäßigen Wirkſamkeit derſelben als einer die geſammte Verwaltung regelnden und beaufſichtigenden Behörde iſt keine Rede mehr. Es iſt klar, daß

hiermit ein Theil jener ſtrengeren Einheit aufgegeben wurde, welche Karl der Große eingeführt hatte.

Einzelne Grafen erhielten als ſtändige Beamte zeitweilig die obere Leitung einer Provinz, namentlich in militäriſcher Beziehung. Eine ſolche Stellung nahmen in Bayern ſchon unter Karl zuerſt Gerold und Audulf ein, Heerführer und Richter in einer Perſon; unter Ludwig dem Deutſchen und ſeinen Nachfolgern ſteht dann der böhmiſche Markgraf an der Spitze der Großen. Es leuchtet ein, daß eine ſolche ſtändige Gewalt von der urſprünglichen Geſtalt des Amtes verſchieden war. Die geiſtliche Seite ihrer Befugniſſe fiel ganz weg, und von einer unparteiiſchen Beaufſichtigung der Beamten konnte keine Rede ſein. Aehnlich wie in Bayern jene Markgrafen, nur noch unbeſchränkter mögen in Sachſen die Liudolfinger ſolche Obliegenheiten geübt haben. Nur in einem Falle taucht die alte Benennung für dieſe ſo weſentlich anders gewordene Gewalt auf: Reginhard von Lothringen legt ſich den Titel eines Königsboten bei, vielleicht in dem Sinne eines höchſten königlichen Stellvertreters. So lockerten ſich durch die Beſeitigung der von den Sendboten geübten Aufſicht die Bande der Abhängigkeit des Beamtenthums von dem Königthum.

Je mehr man ſich daran gewöhnte, den König vor allem nur als den Senior ſeiner Vaſallen zu betrachten, deſto mehr trat auch die eigenthümliche Weihe ſeiner Herrſchaft hinter den Charakter einer Gewalt zurück, deren jene Vaſallen wieder in gleicher Art gegen ihre wehrhaften Unterthanen fähig waren. Mittelſt dieſer Gewalt eine möglichſt große Anzahl tapferer Männer um ſich zu ſammeln, war der natürlichſte Gebrauch, zu dem dieſe Großen ihren amtlichen Einfluß und ihren Grundbeſitz verwenden konnten: die Berechtigung jedes freien Mannes, ſich einen Senior zu wählen, geſtattete dem Könige keine Beſtimmung über das Maß ihrer Macht. Je ſtärker die Vaſallen

waren, deſto leichter trieb einerſeits der Schutz und die Belohnung, welche ihr Seniorat verſprach, andererſeits die Schwierigkeit, ſich ihrem Uebergewicht zu entziehen, immer zahlreichere Mannſchaften zu ihrer Verſtärkung in ihre Dienſte. Dem Herrn hatten ſie ſich anzuſchließen, ihm folgten ſie, wohin dieſer ſie führte, ſelbſt gegen den berechtigten Herrſcher. In den Händen Einzelner vereinigte ſich unter ſolchen Umſtänden eine große Gewalt. Es mußte dahin kommen, daß auch ihre Theilnahme an den auswärtigen Händeln wieder eine erhöhte Bedeutung erlangte, und bei dem Streite der Könige ſchließlich eine Anzahl Große die Aufgabe übernahm, die Theilung des Reiches zu vollziehen, jedem Gebiete das Seinige zuzuweiſen und ſo als Richter ihrer eigenen Könige aufzutreten.

Aber auch nach dem Vertrage von Verdun hatten die Könige nicht die Kraft, ſich als wirkliche Herrſcher zu zeigen und den wilden Trieben ihrer Großen gehörige Grenzen zu ſetzen. War doch ſogar auf dieſem Vertrage jedem Vaſallen freigeſtellt, ſich aus den Brüdern ſtets einen Herrn zu wählen, wodurch dem Aufſtande Thür und Thor geöffnet wurde. Während von Verſprechungen und eidlichen Verpflichtungen an das Volk unter den erſten Karolingern noch keine Rede iſt, iſt dies in der zweiten Generation nach Karl vorgekommen. Da die Söhne und Enkel Ludwigs des Frommen ſich bekämpften und jeder ſeine Herrſchaft auf Koſten des anderen zu erweitern ſuchte, ließen ſie ſich bewegen, um die Unterſtützung der Großen zu erhalten, ihnen eidliche Verpflichtungen zu machen. Den einfachſten Anforderungen des Königs hören wir die reichlichſten Verſprechungen oft in einem ſo bittenden Tone beigefügt, daß kaum noch von einem Rechte des Königs die Rede ſein kann; das Verlangen getreuer Dienſte wagte der König gar nicht mehr auszuſprechen, ohne die kräftigſten Zuſicherungen daran zu knüpfen, daß auch jedem Vaſallen ſein Rang und Beſitzthum

gewahrt werden ſollte, Zuſicherungen, deren Nachdruck man nicht ſelten durch reuige Bußbekenntniſſe über die Vergangenheit zu erhöhen ſuchte.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß eine ſolche Entwickelung die unausbleibliche Folge der Ausbildung des Seniorats war. Es iſt freilich kein planmäßiger Streit zwiſchen Königthum und Volk, kein Streit, der mit vollem Bewußtſein der Prinzipien, welche man vertrat, der mit dem gründlichſten Verſtändniſſe der Mittel, welche zur Verwirklichung derſelben zu ergreifen waren, geführt iſt. Mochte ſich der Einzelne auf das mannigfachſte und frechſte über Recht und Geſetz hinwegſetzen, den Rechtszuſtand als ſolchen einer planmäßigen Neuerung zu unterwerfen, die Schwäche des Königthums zur Gewinnung einer den Vaſallen günſtigeren Verfaſſung zu benutzen, das kam Keinem in den Sinn.

Und wie hat die Geiſtlichkeit den erlangten Einfluß benutzt? Die Kirche hatte Karl und ſeinen Vorgängern viel zu verdanken, ſie hatte ſich unter Karls Regierung wohl befunden und durfte auch die ſeines Sohnes ſegnen. Der Papſt hatte durch ſie einen Fürſtenſtaat und die Anerkennung ſeines Primats erlangt, weite heidniſche Länder waren durch Karls Waffen dem Chriſtenthum gewonnen, neue Bisthümer, reiche Abteien waren in großer Anzahl angelegt. Der Gottesdienſt war prachtvoll eingerichtet, Schulen für Geiſtliche und Volk überall, geiſtliche und weltliche Wiſſenſchaft gepflegt. Und auch Ludwig hat anfangs an dieſem Werke trefflich weitergearbeitet. Zwei große geiſtliche Stiftungen, die des Kloſters Corvey und des Erzbisthums Hamburg ſind es, welche der Regierung Ludwigs verdankt werden, Stiftungen, welche für die Kultur des nördlichen Deutſchlands von großer Wichtigkeit geworden ſind. Die Mönche des Kloſters Corvey haben hernach für die Verbreitung der Religion und der Bildung viel gethan. Hamburg, das zweite Erzbisthum auf deutſchem

Boden, war bestimmt, der kirchliche Mittelpunkt des Nordens zu werden. Von hier aus sollte die nordische Kirche regiert und erweitert werden; aber es fehlte der neuen Schöpfung, den Heiden gegenüber, Karls des Großen schützende Hand. Im Jahre 845 traf Hamburg das Unglück, von den Dänen vernichtet zu werden, worauf Ludwig der Deutsche das Bisthum Bremen mit Hamburg vereinigte und so seinen Bestand sicherte.

Die Aufrechterhaltung der königlichen Macht war daher eine unerläßliche Bedingung des Wohlstandes der Kirche, und es war eine Pflicht der Hierarchie, im Verein mit dem Königthum dem Vasallenthum Einhalt und Trotz zu bieten. Die Geistlichkeit ist ihren Wohlthätern wenig dankbar gewesen, sie hat vielmehr im Bunde mit dem Vasallenthum die königliche Macht nicht nur angegriffen, sondern bis in den tiefsten Grund erschüttert.

Die Ernennung der Bischöfe lag fast ganz in den Händen Karls und seines Nachfolgers. Nur in wenigen Fällen ist auch von Karl das Recht der freien Wahl anerkannt und bestätigt. Ludwig erklärte dann, als er im Jahre 817 ausführliche Verfügungen zur Ordnung der kirchlichen Verhältnisse erließ, seine Zustimmung zu dem Verlangen der Geistlichkeit, daß die Wahl der Bischöfe frei durch den Klerus und das Volk erfolge. Dennoch ist dadurch keine große Veränderung herbeigeführt, zumal der Kaiser wenigstens das Bestätigungsrecht behielt. Wir hören, daß unter dem Papste Eugenius dem Kaiser Ludwig und seinem Sohne Lothar Geistlichkeit und Volk in Rom huldigen. Sie geloben zugleich, nicht zu gestatten, daß ein Papst anders gewählt werde als den Satzungen gemäß, daß der Neugewählte nicht geweiht werde, wenn er in Gegenwart der kaiserlichen Sendboten und des römischen Volkes nicht geschworen habe, daß er keinen Unterthan ohne Urtheil und Recht an Leben und Gut antasten wolle. Auch die Rechtspflege in Rom wird unter die

Aufsicht der Sendboten gestellt, und der Kaiser als die höchste Instanz bezeichnet. Es räumte in den ersten Jahren seiner Regierung Ludwig dem Papste und der Kirche nicht mehr Rechte ein als sein Vater. Als aber die Schwäche Ludwigs mehr und mehr offenbar wurde, als die eigenen Söhne mit dem Vasallenthum gegen den Kaiser sich auflehnten, da unterstützte der hohe Klerus die Empörung.

Eine Gelegenheit, die päpstliche Macht zu steigern, bot sich durch die Parteinahme des Papstes für die Söhne Ludwigs. Gregor IV. war hauptsächlich durch Wala und Hilduin Papst geworden und mußte Lothar gewogen sein. Lothar führte ihn nach Deutschland, um ihm die Entscheidung des Streites aufzutragen: das war ein Zuwachs der päpstlichen Macht, der früher im Frankenlande unerhört war, den anzuerkennen man auch von Ludwig nicht erwarten konnte. Lothar war von einem Papste zum Kaiser gekrönt; dadurch war das von Karl und Ludwig bestrittene Recht der Kaiserkrönung geltend gemacht. Ludwig aber hatte Lothar die Nachfolge in der Kaiserwürde genommen, und man mußte befürchten, daß er sie seinem Lieblingssohne zuwenden werde: alles Gründe, die den Papst veranlassen konnten, gegen den Kaiser einzutreten.

List und Gewalt wurden ebensowenig gescheut, Ludwig wurde gestürzt; Vasallen hatten ihn gestürzt, die Geistlichkeit das Werk gefördert. Die Geistlichkeit hat Ludwig ab- und eingesetzt, sie hat sich für Lothars Ansprüche erklärt, ihr fällt die Rolle zu, auch wider diesen zu entscheiden. Eben in diesen Vorgängen spricht sich die Steigerung ihrer Macht aus. Aber sie dient auch entgegengesetzten Interessen, und die eben siegreiche Partei weiß in ihr eine Unterstützung ihrer Partei zu finden. Wenn bisher die Bischöfe die Bestrebungen zur Aufrechterhaltung der Einheit des Reiches begünstigt haben, so bieten solche auch wieder die Hand zur Theilung, welche Ludwig

und Karl mit Ausſchluß Lothars vorzunehmen beſchloſſen; ſie fordern zugleich eine Erklärung der Könige, daß dieſe nach Gottes Willen die Herrſchaft führen wollen, und ſobald dieſe gegeben iſt, rathen, ermahnen und befehlen ſie, daß es nun auch geſchehe. Zu einer ſolchen Ausübung der höchſten Souverenetätsrechte bot eben der Bürgerkrieg den Biſchöfen die erwünſchte Gelegenheit. Nach der Schlacht bei Fontenoy ſchien es allen das beſte, ſagt Nithard, die Angelegenheit vor die Biſchöfe und Prieſter zu bringen, damit durch ihren Willen alles, was geſchehe, Gedeihen und Kraft habe. Es konnte nicht ausbleiben, daß bald die Entſcheidung aller Thronſtreitigkeiten, aller Zwiſte über Länderbeſitz von den Synoden abhing, und wenn auch dieſe ſich ſtets für den Sieger erklären mochten, ſo bedurfte es für einen länderſüchtigen König oder einen herrſchſüchtigen Vaſallen nichts weiter als die Biſchöfe des Landes für ſich zu gewinnen. Karl der Kahle erlebte es, daß eine Synode franzöſiſcher Biſchöfe ihn feierlichſt abſetzte und Ludwig zum Könige erhob. Ebenſo mußte ſein Enkel Ludwig es dulden, daß die Biſchöfe von Burgund dieſes Land von Frankreich losriſſen und es dem empörten Vaſallen Boſo als Königreich gaben.

Nikolaus I. und Johann VIII. verſuchten ſchon des ſpäteren Gregor VII. Rolle, nur die Macht fehlte ihnen noch. Nikolaus verſtand die Schwäche der weltlichen Macht zu benutzen, mit ihm erhob ſich das Papſtthum über jede weltliche Macht, Kaiſer und Könige behandelte er als ihr Vorgeſetzter. Doch iſt daraus dem politiſchen Leben keine neue Geſtalt und Feſtigkeit, keine innere und äußere Sicherheit gegeben. Er hat Kaiſer und Könige gedemüthigt und ihre Macht gemindert, aber er erreichte dadurch nur zeitweilige Triumphe des Papſtthums. Indem er die Könige demüthigte, machte er ſie und ihre Würde dem wilden Vaſallenthum noch verächtlicher, und die innere Zerrüttung der Reiche wurde größer. Dies Vaſallenthum konnte aber von

keinem Papſte gebändigt werden, ſondern allein von mächtigen Königen. Daher wäre es allerdings klüger geweſen, wenn Nikolaus ſtatt die königliche Macht und Würde zu ſchwächen und zu erniedrigen, ihr vielmehr mit ſeinem apoſtoliſchen Anſehen zu Hülfe gekommen und durch dasſelbe die Untüchtigkeit und Kraftloſigkeit ihrer Träger unterſtützt hätte.

Hatte auch die Geiſtlichkeit von dem Kaiſer Lothar ihre Ziele nicht erreicht geſehen, ſo blieben doch ihre Wünſche und Entwürfe für die fränkiſche Kirche dieſelben, und ſo entſtand jene großartige Fälſchung der ſogenannten pſeudo-iſidoriſchen Dekretalen, deren Verfaſſer es unternahm, anſcheinend aus den älteſten Quellen des Kirchenrechtes, Erlaſſen der römiſchen Biſchöfe aus den erſten Jahrhunderten alle die Rechte herzuleiten und als ſchon verliehene darzuſtellen, nach deren Beſitz die Kirche trachtete, um eine größere Selbſtändigkeit dem Staate gegenüber zu erlangen.

Manche von der Kirche empfundene Uebelſtände waren durch den Einfluß politiſcher Wirren allmählich recht drückend geworden, ſo die Verfügung der weltlichen Macht über kirchliche Aemter und Güter, die Vertreibung von Geiſtlichen aus politiſchen Gründen. Um dieſe daher gegen ſolche Beeinträchtigungen und Verfolgungen ſicher zu ſtellen, ſollte man an den päpſtlichen Stuhl appelliren können, es ſollte in jedem Prozeß gegen einen Biſchof der Papſt die letzte Inſtanz ſein; Laien und niederen Geiſtlichen war es unterſagt, als Ankläger oder Zeugen gegen einen Biſchof aufzutreten. Die Könige aber und Großen durften ſich keinerlei Einwirkung auf die geiſtlichen Gerichte geſtatten. Ohne des Papſtes Genehmigung durfte keine Synode abgehalten werden, in ſeiner Hand lag die Entſcheidung über alle wichtigen kirchlichen Angelegenheiten und die Errichtung und Beſetzung der Bisthümer. Alle die Rechte, welche bisher die Könige mit den Provinzialſynoden ausgeübt hatten, ſollten

ein unveräußerliches Recht des Papſtthums ſein. Während die Päpſte ſelbſt nicht gerichtet werden konnten, und ihnen Unabſetzbarkeit zugeſtanden wurde, ſollten ſie befugt ſein, über Alle zu richten. Während fränkiſche Biſchöfe das ſittenloſe Leben Lothars II. zu beſchönigen gewußt hatten, ſprach Nikolaus auf der Synode zu Rom über die Handlungen des Königs das Verdammungsurtheil aus und entſetzte die beiden Erzbiſchöfe von Köln und Trier. Nach dem Tode Ludwigs II. erhielt Karl III. aus den Händen Johannes VIII. die Kaiſerkrone, nicht als Erbſtück ſeines Geſchlechts und Hauſes, ſondern als Geſchenk. — Die Verfügung über die Kaiſerkrone war an den Papſt übergegangen, und mit dem Untergange des Erbkaiſerreiches ging auch das Karolingiſche Erbkönigthum ſeiner Auflöſung entgegen.

Die etwas unnatürliche Theilung des Reiches im Jahre 843 findet ihre Erklärung darin, daß man auch dieſe nicht als eine endgültig abſchließende, ſondern als eine, die durch jeden Erbfall wieder umgeſtoßen werden konnte, angeſehen hat. Denn der Vertrag ſchloß eine weitere Zerſplitterung der Theilreiche unter die Söhne Derer, die ihn eingingen, nicht aus, er ruhte vielmehr auf dem Prinzip, aus welchem er ſelbſt entſprungen war. Hierauf und beſonders auf den Ausdruck der drei Brüder in öffentlichen Verſammlungen „unſer gemeinſchaftliches Reich", ſich ſtützend, hat man annehmen zu müſſen geglaubt, daß nicht mit dem Vertrage von Verdun, nicht mit dem Jahre 843, der Anfang des Deutſchen Reiches, von Frankreich und Italien zu ſetzen ſei, ſondern erſt ſpäter. Verhältniſſe und Reichsgrenzen blieben nicht wie ſie jetzt feſtgeſtellt waren, noch einmal fand eine Wiedervereinigung der ganzen Monarchie ſtatt.

Keinen der ſpäteren Karolinger beſeelte der Gedanke einer höheren Politik, der über den Berechnungen des augenblicklichen

Vortheils ſteht: ſie ſtrebten nur danach, den Verwandten Länder zu entreißen, die Kaiſerkrone zu erlangen. Sie führten Kriege, wodurch die Kraft, welche das Vaterland vor auswärtigen Feinden beſchützen ſollte, nutzlos vergeudet wird, gaben ſich der Herrſchaft der Vaſallen und dem Papſtthum hin, opferten Provinzen, Schätze und Rechte, Land und Leute wollten ſie auf fremde Koſten vermehren, nicht imſtande, was ſie rechtmäßig beſaßen, zu regieren und weltliche und geiſtliche Große im Zaume zu halten. „Pro rege est regulus, pro regno fragmina regni“, ſo drückt der Dichter den Abſtand zwiſchen der erhabenen Stellung Karls des Großen und der ärmlichen ſeiner Enkel aus.

Wir wenden uns zunächſt zum weſtfränkiſchen Reiche. Außer den Normannen, welche in den Jahren 843 bis 868 nicht weniger als 46 Raubzüge machten und von den ſchwachen Königen große Summen durch bloße Drohungen erhalten hatten, waren die Bretagner im ewigen Aufſtande gegen Karl den Kahlen; mehr als zehnmal Frieden mit ihm ſchließend, brachen ſie ihn ebenſo oft und verwüſteten das Reich. Ebenſo große Noth hatte Karl mit den Aquitaniern. Denn bald nach 843 fielen ſie an Pippin ab; als aber dieſer vertrieben war, riefen ſie Ludwig den Deutſchen zu ihrem Herrn aus, welcher ſeinen Sohn Ludwig nach Aquitanien ſchickte, um es in Beſitz zu nehmen. Auch Ludwigs Herrſchaft trugen die Aquitanier nicht. Das ganze Land fällt wieder dem aus dem Kloſter entflohenen Pippin zu, und Ludwig muß im folgenden Jahre nach Deutſchland fliehen. Wiederum konnte ſich Pippin gegen Karl nicht halten, der jetzt die Aquitanier zwang, ſeinen Sohn Karl als König anzunehmen, um im folgenden Jahre wieder Pippin zum Könige zu bekommen. Mit ihnen verbanden ſich die meiſten fränkiſchen Großen und luden Ludwig den Deutſchen ein, den Thron von Frankreich zu beſteigen. Der Plan ſcheiterte an dem Umſtande, daß Ludwig durch einen Zug gegen die Slaven zu

lange aufgehalten wurde, nach Frankreich aufzubrechen. Dadurch gewann Karl auf kurze Zeit das Uebergewicht; aber noch in demſelben Jahre mußte er Pippin weichen. Die fränkiſchen Großen, längſt des Gehorſams gegen die Geſetze entwöhnt, verſchwören ſich gegen Karl. Eine Geſandtſchaft ging im Jahre 858 nach Deutſchland, um Ludwig einzuladen, den weſtfränkiſchen Thron zu beſteigen. Karls Tyrannei, ſo ſagen ſie, ſei nicht länger zu ertragen, denn, was die Heiden, welche widerſtandslos plündern und morden könnten, ihnen noch übrig ließen, das richte jener durch hinterliſtiges Wüthen zu Grunde. Niemand im Volke wollte ſeinen Verſprechungen und Eidſchwüren Glauben ſchenken, Alle verzweifelten an ſeiner Milde. Ludwig rückte darauf mit einem Heere in Frankreich ein. Karl entfloh, von einer kleinen Anzahl zuverläſſiger Anhänger begleitet, nach Burgund, doch ſchon im folgenden Jahre mußte Ludwig wieder weichen, denn Diejenigen, welche den gehofften Lohn ihres Abfalles von Karl davongetragen hatten, erkannten das kräftige Regiment Ludwigs als ihren weiteren eigenſüchtigen Plänen hinderlich, und nachdem ſie ihre Zwecke erreicht hatten, fanden ſie die nachgiebige und ſchlaffe Regierungsweiſe Karls vortheilhafter. Es gelang Karl im Januar des Jahres 859 den franzöſiſchen Thron wiederzugewinnen. Um wieder Anhang zu bekommen, hatte er natürlich Verſprechungen in keiner Weiſe ſparen dürfen und ſah ſich daher auf allen Seiten von ungeſtümen Drängern beſtürmt. So gebrach es ihm bald an aller Macht, den grenzenloſen Unordnungen zu ſteuern, die das Land zerrütteten.

Aehnlich ſchlimme Zuſtände herrſchten in Italien. Denn die zwölf Jahre, welche Lothar über Italien regierte, brachte er in erfolgloſen Verſuchen zur Beunruhigung ſeiner Brüder, meiſt aber in thatenloſer Ruhe hin, während die Sarazenen im Süden, die Normannen im Norden immer weiter um ſich griffen. Nicht eine einzige größere Waffenthat gegen auswärtige Feinde

weiß die Geſchichte von ihm aufzuweiſen. Er mußte es erleben, daß die Araber die Tiber hinauf bis Rom fuhren und St. Peter plünderten. Italien vernachläſſigend, gefiel er ſich lieber in den fränkiſchen Landen ſeines Bruders. Erſt ſpäter hatte er auf alle ehrgeizigen Pläne gegen Karl aufrichtig verzichtet. Lebensſatt und von ſchwerer Krankheit gequält, entſchloß er ſich im Jahre 855 freiwillig aller irdiſchen Herrlichkeit zu entſagen, um im Kloſter zu Prüm ſeine Frevel gegen Vater und Brüder zu büßen. Hier ſtarb er. Die Idee der Reichseinheit, für welche er gekämpft, weil er der älteſte Erbe war, erlitt nicht nur durch ſeine Beſiegung bei Fontenoy eine Niederlage, er machte auch durch die weiteren Theilungen die Idee des Kaiſerreiches ganz unmöglich. Es bezeichnet im Gegentheil die neue Theilung einen neuen Abſchnitt in dem Auflöſungsprozeß des großen Frankenreiches.

Das Kaiſerthum war ein bloßer Titel geworden. Lothars Söhne, zufrieden, in ihrem Beſitze nicht geſtört zu werden, begnügten ſich in dem Streit ihrer Oheime mit der Rolle untergeordneter Vermittler oder Aufhetzer, auf deren Stimme eben nicht geachtet wurde. Es erhielten Ludwig als Kaiſer Italien, Karl die Provence und Burgund, Lothar das nach ihm genannte Lothringen. Karl der Kahle ſuchte, von Ländergier getrieben, Karl und Lothar ihrer Länder zu berauben; Lothar fand nur in einem Bunde mit Ludwig dem Deutſchen Schutz gegen ſeinen Oheim, Karls Reich, Burgund, wurde wirklich durch einen Heereszug des franzöſiſchen Königs, der aber nicht die Eroberung des Landes zur Folge hatte, heimgeſucht.

Ludwig der Deutſche war von den Brüdern entſchieden der tüchtigſte. Er hatte glückliche Kriege geführt, und ihm kam es beſonders zu ſtatten, daß er nun ſchon ſeit 825 unbeſtritten in Bayern geherrſcht hatte. Es fingen die Deutſchen bereits an zu ahnen, daß ſie ein Volk ſeien, und ſie beugten ſich fortan

einem Könige, der vorwiegend seine Hofhaltung in Regensburg hatte. Seine Eroberungsversuche hatten aber nachtheilige Rückwirkungen auf sein eigenes Reich ausgeübt. Denn nicht umsonst hatten diese ostfränkischen Großen das zuchtlose und gewaltthätige Treiben ihrer Standesgenossen im Westen kennen gelernt und an der Straflosigkeit ihrer Handlungen Gefallen gefunden. Familienverbindungen verknüpften vielfach den Adel des einen mit dem des anderen Landes und schufen über die künstlichen Grenzen hinaus gemeinsame Interessen der großen Geschlechter. Daneben mußte Ludwig an seinen beiden Söhnen, Karlmann und Ludwig, den Kummer erleben, den er selbst seinem Vater bereitet hatte: sie empörten sich gegen ihn.

Was nämlich dem Zustande des getheilten Reiches zur Sicherung diente, war nicht etwa die innere Stärke und der innere Halt der seit dem Vertrage von Verdun bestehenden Einzelstaaten; es war im Gegentheil ihre innere Schwäche und Haltlosigkeit, vermöge deren ein jeder sich selbst zusammenzuhalten, alle Kraft aufbieten mußte und daher der Fähigkeit, sich zu einem starken Schwerpunkt für die auseinanderfallenden Theile der übrigen zu machen, entbehrte. Zwar dauerte das Streben nach einer Wiedervereinigung des Getrennten fort; die Versuche einiger Theilkönige sich zu Herren des Ganzen zu machen, wiederholten sich, und namentlich bot das Aussterben des Lotharingischen Hauses dazu eine schöne Gelegenheit. Den Einzelkönigthümern wurde dadurch ihre schwierige Aufgabe nur noch erschwert, die Auflösung eines jeden in seine auseinanderstrebenden Bestandtheile beschleunigt.

Ludwigs II. Thätigkeit blieb auf Italien, wo Araber und Normannen ihr Raubwesen trieben, beschränkt. Der König konnte ihnen ohne eine Flotte auf dem Meere nicht wehren; auf dem Lande hat er sie freilich mehrmals in einzelnen glücklichen Kämpfen zu schlagen gewußt, aber dauernde Erfolge ließen

ſich hier nicht gewinnen. In Calabrien haben ſie ſich alsbald feſtgeſetzt und von hier wie vom benachbarten Sizilien aus immer wieder die italieniſchen Küſten verheert.

Lothars II. Regierung wurde durch eheliche Wirrniſſe aufs tiefſte erſchüttert, und als der Papſt Hadrian mit dem Banne drohte, eilte er nach Italien, um ſich durch einen Eid zu reinigen. Auf der Rückkehr ſtarb er jedoch eines plötzlichen Todes. Sein Bruder Karl von der Provence und Burgund war ſchon 863 kinderlos geſtorben, und da Ludwig II. nur eine Tochter hatte, ſetzte ſich Karl der Kahle zwar raſch in den Beſitz Lothringens, ſah ſich aber ebenſobald durch die drohende Haltung ſeines Bruders Ludwig zu einer Theilung genöthigt. So kam es am 8. Auguſt 870 zum Vertrage zu Meerſen, worin Ludwig den Plan, den er von Anfang an gehegt hatte, verfolgte und die weſentlich deutſchen Provinzen aus Lothars Reich, nämlich Friesland, das linke Rheinufer bis zur Maas, Elſaß, das Land an der Moſel bis Trier und Metz für ſich beanſpruchte; Karl erhielt das übrige. Dieſe Lande hatten zur Vereinigung aller Deutſchen gefehlt; das Werk, welches der Verduner Vertrag begründet, war vollendet: das deutſche Reich hatte ſeine wahren Grenzen erreicht, es vereinigte alle Völker, unter denen die deutſche Art ſich rein erhalten hatte.

Fünf Jahre ſpäter ſtarb Lothar II. Nach dem Rechte der Nachfolge fiel ſein Reich an den älteren Oheim, Ludwig den Deutſchen, und dieſer beabſichtigte auch, ſein Recht geltend zu machen. Da eilte Karl der Kahle über die Alpen und bewirkte durch Geſchenke und Verſprechungen, daß ihn die langobardiſchen Großen zum Könige von Italien wählten, und der Papſt ihn mit der Kaiſerkrone ſchmückte. Die ſchleunige und durchgreifende Hülfe, welche der Papſt von ihm für das bedrängte Italien verlangte, brachte der Kaiſer nicht, da er ſowohl im eigenen Lande unaufhörlich bedrängt wurde, als auch von ſeinem Bruder

einen neuen Krieg fürchtete. Dieſer wäre auch ſeinem Ehrgeiz entgegengetreten, wenn er nicht ſchon längere Zeit an einer Krankheit darniedergelegen hätte, welche ſeinem vielbewegten Leben am 26. Auguſt 876 zu Frankfurt ein Ende machte. Er war der kräftigſte unter allen Nachkommen Karls, der fähigſte und tüchtigſte unter den Söhnen Ludwigs des Frommen geweſen; er hatte es verſtanden, ſein königliches Anſehen in Deutſchland aufrecht zu erhalten und ſich auch nicht geſcheut, dem Papſte gegenüber zu treten, wenn es galt, ſeine und ſeiner Krone Rechte zu ſichern. „Im Kampfe ſieggekrönt," ſchreibt Regino, „befliß er ſich viel eifriger der Kriegsrüſtungen als der Feſtgelage, die Waffen waren ſein größter Schatz, er liebte mehr des Eiſens Härte als des Goldes Glanz." Freilich wurde auch ſein Reich noch einmal unter ſeine Söhne, von denen Karlmann dem Vater am ebenbürtigſten war, getheilt. Sie wieſen zunächſt die Gelüſte ihres Oheims auf die Rheinlande zurück und trafen dann eine neue Reichsordnung, wonach Karlmann Bayern und die Oſtländer, Ludwig III. Oſtfranken, Thüringen, Sachſen und Friesland, Karl der Dicke Alemannien und Elſaß als ſelbſtändige Königreiche bekamen.

Aber der Tod, welcher in den nächſten Jahren in dem Karolingiſchen Hauſe eine große Ernte hielt, vereitelte bald alle Pläne und Entwürfe. Zunächſt ſtarb Karl der Kahle im Oktober 877, als er aus Italien heimkehrte. Mit ihm war der Kaiſerthron und die Herrſchaft Italiens erledigt. Wer ſollte nun Kaiſer werden? Karls Sohn und Nachfolger in Frankreich, Ludwig der Stammler, ſchwach an Geiſt und Körper, beſaß nicht einmal Kraft genug, ſich durch ſich ſelbſt der Angriffe Hugos, eines Sohnes Lothars und der Waldrada, zu erwehren, ſondern mußte den Schutz der Biſchöfe anrufen. Der einzige Karolinger, welcher der Krone würdig war, war Karlmann, König von Bayern, welcher auch als der älteſte Karolinger der

älteſten Linie des Stammes die erſten Anſprüche hatte. Während ihm die Großen anhingen, der Papſt ſeine Abneigung zeigte, und er ſo durch allerhand Intriguen abgehalten wurde, erkrankte und ſtarb er im Jahre 880; ihm folgte im Tode ſein Bruder Ludwig 882, und Karl der Dicke gewann ganz Deutſchland.

Inzwiſchen war in Frankreich Ludwig der Stammler geſtorben; ſeine Söhne waren wie der Vater krank und ſchwach und nicht imſtande die trotzigen Vaſallen im Zaume zu halten. Die geiſtige und körperliche Kraft der Karolingiſchen Familie in Frankreich ſchien entſchwunden zu ſein.

Karl der Dicke, dem das Glück ſeine Gaben in allzu verſchwenderiſcher Weiſe gegeben hat, eilte nach Italien, um die Kaiſerkrone zu gewinnen. Und noch während er in Italien war, kamen die Boten, welche ihm auch die Krone des Weſtreichs übertrugen, denn Karlmann von Frankreich, auf der Jagd tödtlich verwundet, war, kaum achtzehn Jahre alt, geſtorben. Wer ſollte nun Nachfolger werden? An den letzten Sprößling vom Stamme Karls des Kahlen, den nachgeborenen Sohne des Stammlers, Karl, einen fünfjährigen Knaben durfte man bei der entſetzlichen Noth, in welcher ſich das Weſtreich befand, und dem Andrängen von Dänen und Normannen nicht denken. Es blieb daher nichts weiter übrig, als Karl dem Dicken den weſtfränkiſchen Thron zu übertragen. Täuſchte man ſich auch vielleicht nicht über ſeine Schwäche, ſo war er doch wegen ſeiner erprobten Krieger der einzige Anker, welcher dem Reiche gegen das drohende Unwetter einigen Halt gewähren konnte. Von der Einheit des Reiches hoffte man vor allen Dingen die Abwehr der äußeren Feinde.

Mit Ausnahme der Provence, in welcher Boſo ſich behauptete, und der Bretagne, die unabhängig geblieben war, reichte ſeine Macht gerade ſo weit, wie die Ludwigs des Frommen, aber nur in ſeiner Perſon beruhte die Einheit dieſer Reiche,

die durch eine Trennung von 41 Jahren einander fremd geworden waren. Es bezeichnet aber den beginnenden Niedergang seines Glückes, daß die Feststellung der Erbfolge für seinen unehelichen Sohn ihm mißlang, und daß in Italien eine Papstwahl stattfand, welche den Interessen seines Hauses nicht förderlich sein konnte. Zu Falle brachte diesen trägen, von beständigem Kopfleiden gequälten Fürsten, der auch im Innern die Zügel der Regierung aus den Händen fallen ließ, seine Schwäche gegen äußere Feinde. Als er nämlich die Normannen, welche Paris mit harter Belagerung bedrängten, durch einen schimpflichen Vertrag zum Abzug bewog und ihnen nicht nur alle Beute ließ, sondern sogar einen Landstrich zum Ueberwintern anwies, da fielen seine deutschen Vasallen von ihm ab und richteten ihre Blicke auf seinen Neffen Arnulf, Herzog von Kärnthen, Karlmanns natürlichen Sohn. Und als dieser mit einem bayrischen und slavischen Heere nach Westen aufbrach, traten die Ostfranken, Sachsen und Thüringer auf seine Seite. Umsonst entbot Karl seine Vasallen zu einem Reichstage nach Tribur; die meisten folgten der Mahnung Arnulfs nach Forchheim und erwählten ihn zu ihrem Könige. Karl folgte willenlos dem Gebot und fand im folgenden Jahre in dem Kloster Reichenau auf einer lieblichen Insel des Bodensees, wohin er sich zurückgezogen hatte, ein ruhmloses Ende im Januar 888. Sicherlich war es für ihn und in noch höherem Grade für das Reich das höchste Unglück, daß ihm die Herrschaft über andere Länder als über das kleine Schwaben zugefallen war.

Durch die Wahl Arnulfs zum Nachfolger Karls in Deutschland ist die durch den Vertrag von Verdun begründete naturgemäße Scheidung der zwei nur lose verbundenen Theile des fränkischen Gesammtreiches in zwei politisch gesonderte Theile vollendet. Es war eine unmittelbare Folge der Schlacht bei Fontenoy gewesen, daß die äußeren Feinde die Grenzen des

Reichs durchbrachen; während aber in den späteren Jahrzehnten die Fürsten genug im Inneren zu thun hatten und nicht fähig waren, äußere Feinde zurückzuhalten, ist es Arnulf, der nicht nur die Normannen schlug, sondern sich auch gegen Swatopluk (Zwentibold) wandte, welcher vom Böhmerwalde bis zu den Karpathen ein mächtiges Reich gestiftet hatte. Gezwungen im Jahre 893 den Kampf zu unterbrechen, marschirte er auf den Ruf des Papstes nach Italien gegen Wido (Guido), der sich das Königthum anmaßen wollte. Er erreichte seinen Zweck nicht, auch die gehoffte Kaiserkrone entging ihm. Auf einer zweiten Heerfahrt befreite er Rom und erhielt vom Papste die Krone. Nach seinem Tode erkannten die deutschen Stämme, wie viel sie an dem Kaiser verloren hatten. Die Herzogsgewalt, welche unter ihm fast allenthalben, in Sachsen, Rheinfranken, Schwaben, Bayern, Lothringen und Kärnthen ihr Haupt zu erheben anfing, erstarkte noch mehr, als sein unmündiger Sohn Ludwig von den geistlichen und weltlichen Großen auf den Thron erhoben wurde. Nur mit Rücksicht auf die Besorgniß, daß bei einer Abweichung von der herkömmlichen Erbordnung das Reich in Parteien zerfallen möchte, ist die Wahl dieses Kindes zum deutschen Kaiser zu erklären. Alsbald sind es die Ungarn, welche in das durch den Hader der Edelleute geschwächte Deutschland einfallen. Sie rücken bis Bayern vor, das der König seinem Schicksale überließ. Das Heer wurde an der Mündung des Lech geschlagen, der König Ludwig selbst mußte sein Heil in der Flucht suchen. Im Innern herrschten Gewaltthätigkeiten und gesetzwidrige Selbsthülfe; das überhandnehmende Faustrecht, Unordnung und Verwirrung erreichten ihren höchsten Grad. Am schwersten wurde wohl der Frankengau am Main acht Jahre lang durch die Babenberger Fehde heimgesucht und zerrüttet, als der tapfere Graf Adalbert von Babenberg das Geschlecht der Konradiner in Hessen, Franken und beim Rhein

bekämpfte, bis er endlich auf seiner Burg unweit Schweinfurt von einem starken Heere belagert, sich unterwarf und vor seiner eigenen Burg enthauptet wurde. — Ludwig das Kind starb zum Glück für das zerrüttete Land im achtzehnten Lebensjahre.

Bei der seltenen Anwesenheit des Oberhauptes hatten sich die einzelnen Stämme des Frankenreichs gewöhnt, ihre Blicke auf die Männer zu richten, welche in ihrer Mitte die reichsten, angesehensten und tapfersten waren, sie am besten führen und vertreten konnten. „Nach Karls des Dicken Tode," so sagt die gleichzeitige Ueberlieferung, „lösen sich die Reiche, die seinem Befehle gehorcht hatten, als ob sie eines gesetzmäßigen Herrn entbehrten, aus ihrem Verbande in Theile auf und erwarteten nicht mehr ihren natürlichen Herrn, sondern jedes schickt sich an, aus seinen Eingeweiden sich einen König zu wählen."

Die französischen Edelleute erkannten größtentheils Odo, Grafen von Paris und Herzog von Francien, der im Kriege gegen die Normannen Muth und Feldherrntalent bewiesen und ein Jahr die Seineinsel wider ihre Angriffe vertheidigt hatte, als König an. Von den verheerenden Raubzügen wurde Frankreich aber befreit, seitdem Rollo (Rolf), welcher seit 876 die friesischen und westfränkischen Küstenstriche geplündert hatte, mit der nach ihnen benannten Normandie belehnt wurde, unter der Bedingung, daß er mit seinen Normannen das Christenthum annehme, seine Raubzüge einstellte und das Reich beschützte.

Die burgundischen Länder im Rhonethale und am Genfer-See waren durch den Grafen Boso von Vienne, den Schwager und Günstling Karls des Kahlen, von dem Frankenreiche losgerissen und mit Hülfe des Papstes in ein eigenes Königreich, Nieder-Burgund mit der Hauptstadt Arles, verwandelt; auf beiden Seiten des Jura behauptete seit 887 der Welfe Rudolf von Hoch-Burgund, ein Urenkel Ludwigs des Frommen, eine

unabhängige Stellung, und in Italien gewann der Herzog Wido von Spoleto nach langem Kampfe mit seinem Gegner Berengar von Friaul für sich und seinen Sohn eine kurze Herrschaft und von dem Papste die Kaiserkrone, aber ohne Glanz und Macht.

Das Reich Karls des Großen bleibt fortan getrennt. Was er einst in rühmlicher Weise geschaffen, konnten seine ihm unähnlichen Nachfolger nicht erhalten, geschweige denn zu einem Abschluß bringen. Durch das leidige Prinzip der Reichstheilung zerfiel das Gesammtreich in eine Anzahl Königreiche, deren Herrscher in beständiger Fehde untereinander begriffen waren. Dadurch kam die weltliche und geistliche Aristokratie hoch, bildete sich ein Vasallenthum aus, das den König in seiner Gewalt hatte und nach seinem Willen leitete, selbständige Gewalten, die dem Gesammtreiche Abbruch thaten. Die Völker, welche Karl einst unter eine Herrschaft vereinigt hatte, finden sich durch Sprache, Recht und Sitte zusammen; die deutschredenden Stämme schließen sich mehr und mehr zu einer Nation zusammen; die Bevölkerung im Westen und Süden bildet seit dem Verduner Vertrag ihre fränkisch-romanische Nationalität gleichfalls fester und bestimmter aus. Die Erblichkeit der Krone ist beseitigt, und Wahlkönige treten an die Spitze der Staaten, doch überall sind sie nur von den weltlichen und geistlichen Großen erhoben, die sich im Laufe des Jahrhunderts glaubten das Recht errungen zu haben, ihren obersten Lehnsherrn zu wählen und allein die Interessen der Völker zu vertreten.

Etwa tausend Jahre nach dem Verduner Vertrage lehnte Friedrich Wilhelm der IV. die deutsche Kaiserkrone ab, weil er sich der furchtbaren Aufgabe nicht gewachsen fühlte. Am 18. Januar 1871 wurde das neue deutsche Kaiserreich verkündet. König Wilhelm I. übernahm die Kaiserwürde nicht

aus Ruhmſucht, ſondern nur in dem Bewußtſein der Pflicht gegen das große Vaterland und mit dem Vorſatze, allzeit ein Mehrer des Reichs zu ſein, nicht an kriegeriſchen Eroberungen, ſondern an den Gütern und Gaben des Friedens. Am 9. März 1888 ſchloß der greiſe Heldenkaiſer, der Begründer der deutſchen Einheit, die lebensmüden Augen, welche ſo lange freundlich und ſorgend über den deutſchen Geſchicken geleuchtet hatten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(828)

Dr. fr Holtzendorff

Digitized by Google

Franz von Holtzendorff.

Ein Nachruf

von

Dr. Felix Stoerk,
ordentlichem Professor der Rechte in Greifswald.

Mit einem Bildniß von Holtzendorffs.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1889.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Rud. Virchow.

Die geistige Gemeinde, welche aus den Blättern der vorliegenden Sammlung seit einer Reihe von Jahren in stets wachsender Zahl Erhebung zu den großen Fragen unserer Zeit, Läuterung des sittlichen und geistigen Erkennens gefunden, hat einen schweren Verlust zu beklagen: Franz v. Holtzendorff ist am 4. Februar 1889 nach schweren muthvoll ertragenen Leiden aus einem thatenreichen Leben geschieden, das unabläßig dem hehren Dienste der Wissenschaft und der Wahrheit, der Aufklärung und geistigen Erleuchtung seiner Zeit gewidmet war.

Es liegt uns an dieser Stelle die Ehrenpflicht ob, Demjenigen, der uns durch eine lange Reihe an Mühen und an Erfolgen reicher Jahre ein guter Führer, ein sicherer Leiter gewesen, an dieser Stelle selbst ein letztes Ehrengeleite zu gewähren. Wir thun es, indem wir uns in der herben Stunde des Verlustes dessen bewußt werden, was er uns gewesen, und aufs neue klarlegen, was wir an ihm besessen haben. Nicht der äußere Werdegang dieses gehaltvollen Lebens ist es, dem wir hier nachgehen können, es würde uns abziehen und den Rahmen der uns gesteckten Aufgabe überschreiten; wir wollen hier nur in großen Zügen v. Holtzendorff's Leben schildern, so weit es unser war, so weit es von dem Verblichenen eingestellt gewesen in den dreifachen Dienst der Wissenschaft, der humanen Volksaufklärung und in den Dienst des großen Vaterlandes.

Einem uralten märkischen Adelsgeschlechte entsprossen, wurde Franz v. Holtzendorff auf dem seither für die Familie ver-

lorenen Stammsitze auf Vietmannsdorf in der Ukermark am 14. Oktober 1829 geboren. Sein Vater zählte zu jenen überzeugungsfesten Anhängern der freiheitlichen Bewegung aus den Reihen des preußischen Adels, welche durch ihr energisches Eintreten für Konstitution und Volksvertretung in der vorkonstitutionellen Zeit des preußischen Staatslebens das weitreichende Mißtrauen der Standesgenossen wachgerufen hatten. In der That gehörte Holtzendorffs Vater zu den Bestverfolgten und Bekämpften jener bewegten vierziger Jahre, in welche erst die tiefen Erschütterungen des „tollen Jahres" Sichtung und Klärung bringen sollten. Weil er in einer strafrechtlichen, mit einem Jagdfrevel zusammenhängenden Untersuchung nach dem alten Inquisitionsprozeß „nur vorläufig freigesprochen" worden war, entzog man dem vielfach schwärmerisch für den Liberalismus Eintretenden von regierungswegen seine kreisständischen Rechte, und der unter seinem Patronate stehende Geistliche wurde angewiesen, ihn aus dem üblichen Kirchengebete der Pfarrgemeinde auszuschließen. Erst das Jahr 1848 brachte dem maßlos Verfolgten die Erfüllung dessen, was er erstrebt, und damit auch die Wiederherstellung seiner ständischen Ehrenrechte. Einen Zug dieses stürmenden und kämpfenden Geistes dürfte auch der älteste Sohn Franz mit sich genommen haben, da er das Elternhaus verlassen hatte, um die alte Schulpforte zu beziehen. Den tiefwirkenden Einfluß der väterlichen Art bekannte dieser denn auch später in den warmen Worten, mit welchen er sein an Ideen und Anregungen reiches Buch über die Prinzipien der Politik (Berlin 1869) seinem Vater widmete. „An Dir," schreibt v. Holtzendorff daselbst, „habe ich zuerst verstehen gelernt, welche Anforderungen das öffentliche Leben an den Charakter stellt. Einer damals besonders bevorzugten Gesellschaftsklasse durch Geburt und Grundbesitz angehörig, erhobst Du 1843 Deine Stimme für die Einführung einer reichsständischen Verfassung

mitten im Heerlager Derjenigen, denen die Anbetung des abſoluten Staatsweſens als Lehnspflicht galt. Wenn auch heute vielfach vergeſſen, ſind gerade jene Verfolgungen, denen Du nicht entgehen konnteſt, für mich eine Mahnung geblieben, daß in ſtaatlichen Dingen auch die wiſſenſchaftliche Forſchung auf Unabhängigkeit der Geſinnung und Vorurtheilsloſigkeit angewieſen iſt." — Ermuntert und gefördert durch inſtruktive Reiſen, deren eine ihm in jungen empfänglichen Jahren die Bekanntſchaft und den näheren Verkehr mit dem zur Zeit auf dem Gipfel ſeines politiſchen Ruhmes ſtehenden engliſchen Staatsmanne Richard Cobden eintrug, widmete ſich Franz von Holtzendorff ſeit Oſtern 1848 an den Univerſitäten Berlin, Heidelberg und Bonn dem juriſtiſchen Studium, welchem er anfänglich zweifelnd und ſogar abgeneigt gegenüberſtand, das er aber gleichwol ſchon im Jahre 1852 mit der Erlangung der Doktorwürde zu einem glanzvollen Abſchluſſe bringen konnte. Nach wenigen in der Gerichtspraxis verbrachten Jahren trat er mit dem ganzen ihm innewohnenden reichen Können und ernſten Wollen in den akademiſchen Beruf, deſſen Zierde und kraftvolle Stütze er ſeither geworden. Seit 1857 lehrte er mit beſtem Erfolg als Privatdozent, ſeit 1861 als außerordentlicher Profeſſor an der Hochſchule zu Berlin, wo ſeine Vorträge über die ſtrafrechtlichen Fächer, über Staats- und Völkerrecht die einmüthige Anerkennung weiter Fachkreiſe erwarben; daneben hielt er jedoch auch regelmäßig öffentliche Vorleſungen, wie ſie an allen preußiſchen Univerſitäten gebräuchlich geworden, über Fragen und Gegenſtände von einem allgemeineren Zeitintereſſe, ſogenannte Publica, zu welchen nicht blos jeder akademiſche Bürger, ſondern mit Erlaubniß des Rektors jeder Gebildete überhaupt Zutritt erlangt. Holtzendorff erlebte hier die Freude, daß ſich in ſeinen zahlreichen durch den Zauber einer glänzenden Vortragsgabe ſtets anziehend geſtalteten Vorleſungen über Reform des Strafprozeſſes und des Strafvoll-

zuges, über Deportation und Strafkoloniſation, Gefängniß-weſen, über Abſchaffung des Duells, Kriminalpolitik, über das Verhältniß der Kirche zum Staat, über die weltliche Herrſchaft des Papſtthums u. ſ. w., abgehalten in dem großen ſchmuckloſen Hörſaale der Friedrich-Wilhelmsuniverſität, eine große Zahl bildungsfreudiger Männer aus den empfänglichſten Kreiſen der mächtig aufſteigenden Großſtadt einfand, um dem Gedankengange des unermüdlichen Lehrers geſpannt zu folgen und fruchtverheißende Anregungen mit nach Hauſe zu nehmen.

Bei der Durchführung und erneuten Ausarbeitung dieſer und ſtoffverwandter, für weitere Kreiſe berechneten Vorleſungen entſprach v. Holtzendorff keineswegs in rein formaler Weiſe den Forderungen eines amtlichen Lehrauftrages, — es war ihm hier vielmehr innerer, heiliger Ernſt, der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß ſtaatlicher Fragen die denkbar breiteſte Entwickelung zu geben. Hier lag mehr als jenes Mittheilungsbedürfniß vor, das im engen Rahmen der akademiſchen Lehrthätigkeit zuweilen nicht volles Genügen zu finden vermag. Holtzendorff hatte es wie nur wenige ſeiner Zeitgenoſſen erkannt, daß zu den bedeutſamſten Fragen, die wir von der Tagesordnung politiſchen Wirkens und ſtaatlichen Denkens abzuſetzen nicht vermögen, diejenige gehört, die da lautet: Wie findet das unerläßliche Poſtulat der Wiederbelebung des Volksbewußtſeins von der rechtzeugenden Volkskraft ſeine Erfüllung? Er war frei von jener weitverbreiteten Selbſttäuſchung, die nicht ſehen und zugeſtehen will, daß von allen Gebieten der Wiſſenſchaft gerade die Jurisprudenz es iſt, von welcher ſich in unſeren lernbegierigen und bildungsſtolzen Tagen das lebendige Volksintereſſe am allgemeinſten und beſtimmteſten abgewendet hat. Und doch ſtellt unſer öffentliches Leben ſo viele und wichtige Anſprüche an das Rechtsbewußtſein und an die Rechtskenntniſſe unſerer Mitbürger, daß wir uns ſtaunend fragen müſſen, wie es denn komme, daß

der große Apparat unſerer Laienjuſtiz im Schöffen- und Schwurgericht und in den zahlloſen Organen der Selbſtverwaltung dennoch fungiren kann, trotzdem jenes Niveau der allgemeinen Rechtsbildung kaum über die primitivſten Straf- und Privatrechtsbegriffe hinausragt. Vergegenwärtigen wir uns dazu im Geiſte die faſt unermeßlich zu nennende Summe von Geſetzen, mit welchen in den letzten Dezennien unſer Geſammtvaterland überſchüttet worden, ſo wird man auf den erſten Blick zugeſtehen müſſen, daß kaum ein Gebietstheil des Lebens in Staat, Familie, Religionsgenoſſenſchaft und wirtſchaftlicher Produktionsſphäre von den eingreifenden, gründlich umgeſtaltenden Veränderungen unberührt geblieben iſt. Von der Neuaufrichtung des Deutſchen Kaiſerthums, vom allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrecht an bis hinüber zum Reichsſtrafgeſetzbuch mit ſeiner Fülle neuer Ideen und Geſtaltungen, von der jüngſten Regelung des Deutſchen Gerichtsweſens und Gerichtsverfahrens bis zur Neuordnung des Maß-, Münz- und Gewichtsſyſtems, von der Generalſydonalordnung bis zu den minutiöſen Ausgeſtaltungen unſerer Arbeiterſchutzeinrichtungen, in Provinz, Kreis und Gemeinde iſt alles, aber auch alles auf völlig neue Rechtsgrundlagen geſtellt worden. Und was geſchah dieſer in der Geſchichte faſt beiſpielloſen geſetzlichen Reformation gegenüber, um im Volke das Bewußtſein zu erwecken, daß dies Recht nicht etwas ihm Fremdes ſei, ihm nicht fremd bleiben ſolle, ſondern ſeiner eigenen Entwickelung entnommen wurde und ſomit wieder zu einem Theile ſeines geiſtigen Beſitzes werden müſſe? — Die Frage kann nicht anders als mit einem reſignirten Achſelzucken beantwortet werden. In dieſe wunde Stelle unſeres Kulturlebens ſucht das von Vielen nicht ſelten falſch beurtheilte Streben v. Holtzendorffs nach einer Populariſirung der Rechtskenntniſſe heilende oder zum mindeſten lindernde Mittel zu legen.

Holtzendorff hat es ſo gut als irgend ein Anderer in aller

Schärfe erkannt, daß ſchon der Verſuch einer annähernden Erkenntniß des geſammten Geſetzesinhaltes einer reichbewegten Zeit den Beruf eines Menſchenlebens zu erfüllen vermag, daß ſeine geiſtige Verarbeitung harter geiſtiger Zucht, methodiſcher Schulung bedarf; aber Holtzendorff war wenig geneigt, ſich mit der Thatſache auf behaglichen Friedensfuß zu ſtellen. Er erkannte die Schwierigkeit nur, um ſeine Kraft in ihrer Bekämpfung zu ſtählen. In der Darſtellung über das Verhältniß des poſitiven Rechts zur Politik kommt er öfter auf dieſen Kardinalpunkt zurück. Im völligen Widerſpruch zum wirklichen Leben ſtehend, bezeichnet er den Satz, daß Jeder das Recht kennen muß, obwohl der Richter in unſerer Zeit nur zu gut weiß, daß er ſelbſt das Recht in ſeiner Ganzheit nur ſehr unvollkommen kenne oder das einmal erkannte hinterher wieder vergißt. „In dieſer Vorausſetzung, daß Jeder, ſelbſt der Schreibens- und Leſensunkundige in Staaten ohne Schulzwang, die Summe aller Geſetze, die vielleicht ein Vermächtniß früherer Jahrhunderte ſind und die vollſtändig geſammelt vielleicht nur in wenigen richterlichen Privatbibliotheken ſich vorfinden, kennen ſoll und muß, daß ſein Thun nach dieſem Maßſtab zu beurtheilen iſt, liegt die größte aller überhaupt denkbaren Fiktionen.“ Holtzendorff hat einen unverſchleierten Blick für die Wahrheitwidrigkeit jener oberſten Fiktion, für dieſen ſchwerwiegenden Gegenſatz zwiſchen der juriſtiſchen Forderung der Geſetzeskenntniß und der Thatſache der allgemeinen nur ausnahmsweiſe nicht beſtehenden Geſetzesunkenntniß; er ſpricht es aber auch als ſeine wiſſenſchaftliche Ueberzeugung aus, daß jeder Sachkundige von der Nothwendigkeit einer ſolchen Fiktion überzeugt ſei, wenn anders das Geſetz eine objektive Macht über die menſchlichen Handlungen bewahren ſoll. „Nicht eine Nothwendigkeit, ſondern eine reine Zufälligkeit wäre die praktiſche Geltung des Rechts, wenn der Richter ſich in jedem Falle auf eine Unterſuchung darüber einlaſſen müßte, ob das Vorhandenſein

und wohl auch der Inhalt des Gesetzes selbst den vor dem Richterstuhle stehenden Parteien bekannt war oder nicht." — Der hier klaffende Gegensatz kann nach der zu Grunde liegenden Anschauung des Verfassers der Politik nur auf dem Wege der Beschränkung der Gesetzgebung auf das unmittelbar Zweckmäßige liegen, — eine in den Phasen vorgeschrittenen wirthschaftlichen Lebens unerfüllbare Forderung, — oder auf dem andern Wege der möglichsten Verbreitung der den Gesetzen zu Grunde liegenden zeitgenössischen Ideen, der nach legislativer Ausgestaltung ringenden Prinzipien. Schulung der wissenschaftlichen Erkenntniß des Staates und seiner Rechtsordnung wird nach Holtzendorff so zu einem unerläßlichen Requisit in der Rüstkammer der geistigen Ausbildung Aller, welche am staatlichen Leben theilzunehmen berufen sind. In freien Staaten, so ruft er es laut aus, darf die politische Bildung nicht den Zufälligkeiten unserer gesellschaftlichen Umgebung völlig preisgegeben werden, sondern muß auf eine wissenschaftlich haltbare Grundlage gestellt werden. Je allgemeiner die Wahrnehmung gemacht wird, daß die Unabhängigkeit des politischen Urtheils nicht in dem Maße gewachsen ist wie die Gelegenheit, dieselbe zu bethätigen, desto mehr ist eine Annäherung der Staatswissenschaften an die Bildung der gegenwärtigen Epoche zu erstreben. Aus dieser Ueberzeugung heraus gewinnt die literarische Wirksamkeit Holtzendorffs System, Methode, den beherrschenden leitenden Gedanken. Im Geiste dieses Programms ward er nicht müde die Schätze gewaltigen Geschehens und reicher Fortschritte unserer Zeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung theils selbst darzulegen, theils in planmäßig geordneten Gesammtdarstellungen der leichteren Erkenntniß und Uebersicht zuzuführen. Auf diesem Wege ist v. Holtzendorff in gleichem Schritt verblieben und in der Kraft der Propaganda, in Ausdauer für die erstrebenswerth erkannte Sache von Wenigen erreicht, von Keinem überholt worden. Dem hier erkannten

Grundzuge im Weſen des Verewigten wollen wir nun im Einzelnen in den Bethätigungen auf den verſchiedenen Gebieten ſeines reichen Wirkens prüfend nachgehen.

Vom Beginne ſeiner literariſchen Wirkſamkeit an ſehen wir v. Holtzendorff unermüdlich thätig, mitſchaffend an der großen wiſſenſchaftlichen Arbeit eines Umbaues des deutſchen Strafrechts und der deutſchen Strafrechtspflege. Er legte die Ergebniſſe eindringlicher und umfaſſender Studien in jener großen Zahl anregender Werke nieder, welche dieſer fruchtbaren Epoche ſeines fachlichen Wirkens ihr Entſtehen verdanken. Dieſe hier in auch nur annähernder Vollſtändigkeit anzuführen, ſind wir völlig außer ſtande und wir müſſen uns daher begnügen, durch die Erwähnung der ſtofflich verſchiedenen einen Ausblick auf das mächtige Arbeitsfeld zu eröffnen, welches v. Holtzendorffs reicher Geiſt, dem nichts Menſchliches fern lag, zu umſpannen vermocht hat.

Wir erwähnen hier: „Franzöſiſche Rechtszuſtände, insbeſondere die Reſultate der Strafgerichtspflege in Frankreich und die Zwangskoloniſation von Cayenne“ (Leipzig, 1859); „Die Deportation als Strafmittel in alter und neuerer Zeit“ (Leipzig, 1859), ferner das umfangreiche Werk „Das iriſche Gefängnißweſen, insbeſondere die Zwiſchenanſtalten vor Entlaſſung der Sträflinge (Leipzig, 1859). — Mit ſeiner Studie über „die Kürzungsfähigkeit der Freiheitsſtrafen“ (Leipzig, 1861) gab v. Holtzendorff einen entſchiedenen reformatoriſchen Anſtoß und ſeine Ideen fanden nicht blos in Deutſchland, ſondern auch im übrigen Europa Vertheidiger und Anhänger. In ſeinen beiden energiſchen Schriften: „Die Brüderſchaft des Rauhen Hauſes, ein proteſtantiſcher Orden im Staatsdienſt“ und „Der Bruder-Orden des Rauhen Hauſes und ſein Wirken in den Strafanſtalten“, welche in den Jahren ihres Erſcheinens (1861, 1862) ſchnell aufeinanderfolgende zahlreiche Auflagen nöthig machten, griff v. Holtzendorff die unter Wicherns Leitung ſtehende

Gefängnißverwaltung Preußens unmittelbar an und veranlaßte durch eine bewegliche Schilderung zahlreicher Mißstände den Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 2. Oktober 1862, in welchem die Regierung aufgefordert wurde, die Verträge mit dem Kuratorium des Rauhen Hauses bei deren Ablauf nicht wieder zu erneuern.

Die Probleme und wissenschaftlichen Versuche, welche während der letzten vierzig Jahre und darüber die große „zwischen den Impulsen idealistischer Abstraktionen und dürrer geistloser Alltagspraxis schwankende", kontroversenreiche Frage des Vollzuges der Freiheitsstrafe zum Mittelpunkte hatten, brachte v. Holtzendorff noch kurz vor seinem Hinscheiden zu einer gut orientirenden Gesammtdarstellung in dem Handbuch des Gefängnißwesens, welches er in Verbindung mit den erprobtesten Fachkräften in Angriff nahm, und dessen ersten Band er im Jahre 1888 noch zur Ausgabe bringen konnte.

Tritt hier auch der persönliche Antheil Holtzendorffs zurück hinter den für ein künftiges System der Deutschen Gefängnißwissenschaft grundlegenden Ausführungen Jagemanns, Goos', Lißts u. A., so wird doch das Verdienst v. Holtzendorffs um die Schaffung dieses Standardwerkes in der unleugbaren Thatsache zu suchen sein, daß er in diesem durch eine allseitige Zusammenfassung der Reformziele zur Berichtigung alter Irrthümer beigetragen und für eine neue planmäßige Fortführung stoffverwandter Studien sichere Richtungen geschaffen hat. Die Anfänge einer jeden fundirten Einzelwissenschaft haben zur ersten Voraussetzung den Kunstgriff der Herauslösung eines Theiles oder einzelner Theile aus der Fülle eines mächtigen Aufgabenkreises. Durch die Verdichtung einer Reihe von Einzelerkenntnissen und durch die systematische Verbindung ihrer inneren Zusammenhänge ist daher im Handbuch für Gefängnißwissenschaft dem Denken über den Staat ein neues, weites Grenzgebiet gewonnen, der

ſtaatswiſſenſchaftlichen Arbeit ein neues, menſchlich hohes Ziel geſteckt worden.

Im innigſten Zuſammenhange mit ſeinen unermüdlichen Forſchungen zur Verbeſſerung und Humaniſirung der Strafrechtspflege ſteht v. Holtzendorffs mit Muth und Ausdauer geführter, überzeugungstreuer Kampf gegen die Todesſtrafe. Was ein Beccaria begonnen, ein Mittermaier in ſeiner reifern Lebenshälfte mit Freimuth und Wärme vertreten, das nahm v. Holtzendorff mit jugendfriſcher Begeiſterung wieder auf. Er vertrat ſeine Theſe mit gewohnter Hingebung in Wort und Schrift, in der Vorleſung wie auf wiſſenſchaftlichen Kongreſſen des In- und Auslandes; und als die erſte Frucht der großen Rechtsreform in Deutſchland zur Reife kommen ſollte, als es ſich um die Beſchlußfaſſung des Norddeutſchen Reichstages über das neue Deutſche Strafgeſetzbuch handelte, da ſetzte er ſich an die Spitze einer praktiſchen Bewegung und reichte eine von namhafteſten Juriſten und Schriftſtellern unterzeichnete Adreſſe ein gegen die Aufnahme der Todesſtrafe in das Strafenſyſtem des neuen Strafkodex. Der Reichstag ſprach ſich auch in der That in ſeinem erſten Beſchluſſe für die Beſeitigung der Todesſtrafe aus. Allein in der Folge trat Graf Bismarck für die gegentheilige Rechtsanſchauung nicht nur mit ſeinem perſönlichen Rieſengewichte ein, ſondern erklärte, es würde durch Abſchaffung der Todesſtrafe das Zuſtandekommen des Norddeutſchen Reichsſtrafgeſetzbuches überhaupt gefährdet ſein. Die Todesſtrafe wurde daher vom Reichstage in einem zweiten Beſchluſſe unter die Strafmittel wirklich aufgenommen, jedoch auf eine überaus kleine Zahl von Fällen beſchränkt.

Aber auch dieſer beſchränkten Anwendung gegenüber hat v. Holtzendorff ſeine warnende Stimme zu erheben nicht unterlaſſen und iſt nicht müde geworden, ſeine Anſchauung von der Nutzloſigkeit, ja Gefährlichkeit der Androhung der Todesſtrafe

auch für die Fälle des Mordes darzulegen. Namentlich gab er seinen Anschauungen nachdrücklichen Ausdruck in seiner „den parlamentarischen Vorkämpfern gegen die Todesstrafe Eduard Lasker in Berlin und P. St. Mancini in Rom“ gewidmeten Schrift: „Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe“ (Berlin, 1875). Dem Verständnisse weiterer Volkskreise legte er diese Streitfrage dar in der der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge einverleibten Schrift über „Die Physiologie des Mordes“ (1875).

Hier war es, wo er seine Bekämpfung der Todesstrafe auf die knappste rechtfertigende Formel stellte durch die sorgfältige Ausführung des Gedankens, daß statistisch nachweisbar in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle, in denen die Staatsanwaltschaft eine Mordanklage erhob, das Schwurgericht, unter der Wucht der Todesstrafe berathend, den Beweis der Ueberlegung als nicht erbracht ansah. In Ermangelung genauer Anhaltspunkte ist nicht zu sagen, wer Unrecht habe gegenüber dem Gesetze, ob die Staatsanwaltschaft mit ihren Forderungen oder das Schwurgericht mit seinen Verweigerungen eines Todesurtheils. Unzweifelhaft aber ist es ein gewaltiger Mißstand, wenn bei den schwersten Verbrechen ein so ungeheurer Abstand der Rechtsüberzeugungen vor der Welt dargelegt wird. Der vollendetste Mörder, welcher, meint Holtzendorff daselbst, bei seinen Ueberlegungen die Strafstatistik zu Rathe zieht, darf sich sagen, daß eine Verurtheilung wegen Mordes ein Ausnahmefall ist. Wer gegenwärtig noch glaubt, dem Akt der Ueberlegung in Mördern mit der gesetzlichen Androhung der Todesstrafe psychisch entgegenwirken zu können, verkenne gleichmäßig die Natur der verbrecherischen Motive und den Sinn, der in strafstatistischen Zahlen ausgedrückt ist. Die bestehende Unterscheidung zwischen Mord und Todtschlag sei daher weit davon entfernt, in ihrem Zusammenhange mit der Todes-

ſtrafe den Schutz des menſchlichen Lebens zu erhöhen. Im Gegentheil, vermehre ſie die Unſicherheit unſerer Strafrechtspflege in einer für Scharfblickende beunruhigenden Weiſe. — Liegt hier nicht in einfachſter Formulirung das Weſen einer uns unabläſſig beſchäftigenden Frage vor uns aufgerollt, die wir vom Boden der geiſtigen Kämpfe unſerer Zeit nicht abſetzen können, nicht abſetzen wollen, — und iſt hier nicht in meiſterhafter Prägnanz des Ausdruckes auch mehr als ein Hülfsmittel gegeben, ſichere Stellung zu nehmen, abgeklärtes Urtheil zu gewinnen über andere noch zur Stunde ſtreitige Probleme?

In der eingeſchlagenen Richtung einer wiſſenſchaftlichen Prüfung der Aufgaben der Rechtsverbeſſerung liegen andere zahlreiche Arbeiten über „Die Reform der Staatsanwaltſchaft in Deutſchland“ (Berlin 1864); „Die Umgeſtaltung der Staatsanwaltſchaft vom Standpunkte unabhängiger Strafjuſtiz und der Entwurf einer Strafprozeß-Ordnung für den preußiſchen Staat“ (Berlin 1865) und ſeine Studie über „Reichsſtrafrecht und Landesſtrafrecht in Deutſchland“ (1871).

Neben dem Strafrecht lag dem mit Vorliebe und Talent in großen Zügen ſich bewegenden Geiſte v. Holtzendorffs am nächſten das Gebiet des internationalen Rechts.

Unter den Abzweigungen vom alten Stamme der Rechtswiſſenſchaft, welche unſere Zeit hat entſtehen ſehen, nimmt das internationale Recht eine von Tag zu Tag an Bedeutung zunehmende Stellung ein. Nicht immer kündigen ſich große Umwälzungen durch geräuſchvolle Aeußerlichkeiten an; insbeſondere für den Mitlebenden fließt der Abſchluß der einen Aera mit dem Beginne einer neuen unmerkbar zuſammen, und erſt der ſpätere Forſcher, der die Mannigfaltigkeit der bedingenden Urſachen freier überſchaut, der die Ereigniſſe ſondert und gruppirt, vermag die Scheidelinie zweier Entwickelungsphaſen der Menſchheit genauer zu ziehen. Wer daher einſt die ſchwierige Aufgabe

auf sich nehmen wird, das Aufsteigen und Sinken gewisser Rechtsdisciplinen, die juristische Literarbewegung unserer Tage in ein klares Geschichtsbild zusammen zu fassen, der wird dem Umstande seine vorwiegende Beachtung nicht versagen können, daß etwa seit der Mitte unseres Jahrhunderts mit den zunehmenden Berührungspunkten des mächtig gesteigerten Verkehrs aller Staaten alle diesem Anschlusse der materiellen und geistigen Kräfte der Zeit entgegenstehenden Hemmnisse in Gesetzen und Verträgen einem umfassenden Ausscheidungsverfahren unterworfen worden sind. Alsbald machte sich aber auch zur positiven Ergänzung eine Fülle von Bestrebungen bemerkbar, welche in dem gemeinsamen Ziele ihren Brennpunkt fanden: eine möglichst einheitliche und gleichheitliche Gestaltung weiter Rechtsgebiete der im Verkehr stehenden Staaten zu erzielen. Aus kleinen Anfängen heraus erhob sich so allmählich ein neuer Rechtsstoff, der sich nur widerwillig im Fächerwerk der ältern Lehre unterbringen ließ.

Die Bezeichnung des „praktischen europäischen Völkerrechts" hat damit in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts einen wesentlich neuen Begriffsinhalt gewonnen. Während bis dahin nur der literargeschichtliche Gegensatz zur spekulativen, naturrechtlichen Schule damit gekennzeichnet werden sollte, entsprach der überkommene Titel von da ab den materiellen Veränderungen, welche im Behandlungsstoffe des Völkerrechts selbst inzwischen eingetreten waren. Die Lehre war eminent praktisch, das heißt funktionell unentbehrlich für das Rechtsleben geworden, und ihre Vertreter sind daher nicht länger zu bewegen gewesen, aus Ehrfurcht für alte Dinge neues zu übersehen, das zur sorgfältigen Beachtung hindrängte. Der breite Raum, den vordem weitläufige — für ihre Zeit gewiß bedeutungsvolle — Ceremonialfragen und naturrechtliche Probleme erfüllten, den nahmen fortan Verträge und Konventionen ein über Post, Telegraphie, Paßwesen, Auslieferung, Rechtshülfe, Armenpflege, Nachlaßbehandlung,

über den Schutz des geistigen Eigenthums, der Muster und Marken u. s. w., und in allen diesen Punkten gestaltete sich das alte Völkerrecht mit steigender Kraft zu einer nach innerer Einheit und systematischer Geschlossenheit ringenden Zusammenfassung der Rechtsordnung des neugestalteten internationalen Verkehrs.

Von da ab hatte die verjüngte Disciplin festen Inhalt, sichere Ziele gewonnen, die neue Lehre erschien als die Summe der rechtlichen Verkehrsbedingungen, deren gesicherte Uebung die Coexistenz freier Staaten ermöglicht und die verschiedenen Gestaltungen der nationalen Rechtsentwickelung mit den Forderungen des anationalen rein menschlich-staatlichen Verkehrsbedürfnisses versöhnt. Dem Rechtsverkehr und der Staatenpraxis waren die hier eingetretenen Veränderungen mit der anfdämmernden Erkenntniß ihrer einschneidenden Wichtigkeit um vieles früher ins Bewußtsein gedrungen, als die fachliche Wissenschaft ihnen Ausdruck gab.

Wenn gesagt worden ist, daß der die engen Schranken des kleinstaatlichen und kleinnationalen Lebens überschreitende, die Völker zur geistigen und materiellen Einheit verbindende „esprit de l'internationalisme“ in keiner Zeit lebendiger war als jetzt, in keiner Generation noch fruchtbareren Boden fand, als in der unsrigen, so trifft dies Wort im vollsten Sinne bei v. Holtzendorff zu. Ihm waren jene großen Konzeptionen, jene vom Geiste der Stoa erfüllten Einheitsgedanken unserer modernen Völkerrechtslehre Bedürfniß und Genuß. v. Holtzendorff dürfte denn auch in der That auf wenige seiner Arbeiten so viel ins Einzelne gehende Sorgfalt und Mühe verwendet haben, wie auf das kurz vor seinem Tode vollendete, in Verbindung mit zahlreichen Fachgenossen herausgegebene vierbändige Handbuch für Völkerrecht.

Seit längerer Zeit vermißte man in dem reichen Schatze unserer deutschen juristischen Literatur eine den vorgeschrittenen Anforderungen der Zeit entgegenkommende Darstellung des

Völkerrechts, während andere Länder, wie Frankreich, Italien, England, Amerika, in der literariſchen Pflege dieſer Materie uns ſtellenweiſe weit vorausgeeilt waren, nachdem Heffter mit ſeinem auf den akademiſchen Lehrzweck berechneten Lehrbuch allen älteren Theoretikern die Palme abgerungen hatte.

Wenn dieſer Mangel für die frühere Zeit allenfalls dadurch erklärlich wurde, daß noch vor einem Menſchenalter Deutſchlands Name unter den europäiſchen Großmächten nicht mitzählte und die deutſchen Binnenſtaaten am Weltverkehr ſich wenig betheiligt fühlten, ſo wurde das Fehlen eines auf breiter Grundlage ruhenden, dem Bedürfniß der Jurisprudenz, ſowie der konſularen und diplomatiſchen Praxis gleichmäßig dienenden Werkes um ſo fühlbarer, je mehr die internationalen Verkehrsbeziehungen des Deutſchen Reiches zu europäiſchen und überſeeiſchen Gebieten an Umfang und Einfluß zugenommen hatten. Zu dieſem Zwecke ſollte nach einem von v. Holtzendorff in großen Zügen entworfenen Plane, dem alle Mitarbeiter bereitwilligſt ihre Zuſtimmung gaben, in einem umfaſſenden Werke das geſammte gegenwärtig geltende, in der europäiſchen Staatspraxis gehandhabte und anerkannte Völkerrecht in Beziehung auf ſeinen innern Werth, in ſeinen befeſtigten und ausgeſtalteten Inſtituten und nach hervortretenden Reformbedürfniſſen kritiſch dargeſtellt werden. Ueberall ſollte bei der Erörterung des Stoffes wichtigeren Streitfragen und Präcedenzfällen aus der neueren Zeit vorzugsweiſe Beachtung geſchenkt werden und Deutſchland ſeiner geographiſchen und politiſchen Rolle entſprechend gleichſam in den Mittelpunkt der Darſtellung gerückt und von hier aus mit den hauptſächlichſten Kulturſtaaten bei etwa hervortretenden Abweichungen der völkerrechtlichen Doktrin in Vergleich geſetzt werden.

Auf dem Boden dieſes mit fachkundiger Hand vorgezeichneten Programms ſtehend, erklärte ſich v. Holtzendorff von Anfang an bereit, die ſchwierigſten Probleme des Geſammtwerkes

zur Bearbeitung zu übernehmen. Die von ihm daselbst aufgestellten Grundbegriffe geben eine in den Hauptzügen durchaus zutreffende Darstellung der in Geltung und Anerkennung stehenden Grundanschauungen über den wirklichen Bestand der völkerrechtlichen Verhältnisse innerhalb der modernen Staatengesellschaft. Als völkerrechtlich bezeichnet v. Holtzendorff durchweg diejenigen Normen, in Gemäßheit welcher die Rechtspflichten und Rechtsansprüche der Verkehr pflegenden unabhängigen Staaten im Verhältniß zu einander bestimmt und verwirklicht werden. Thatsächliche Voraussetzung des Völkerrechts ist somit nothwendigerweise das Vorhandensein irgend welcher Verkehrs-Beziehungen innerhalb einer Mehrheit neben einander bestehender Gemeinwesen. Sowie aber das Zusammenleben der Individuen in der Menschheit älter ist als die den Menschen aufsteigende Erkenntniß einer für sie durch den Staat zu vermittelnden Rechtsordnung, so sind auch die Beziehungen nachbarschaftlichen Verkehrs unter Stämmen und Wandervölkern älter, als die Einsicht in eine diesen beherrschende oder auch nur beeinflussende rechtliche Nothwendigkeit. Aus ursprünglich nur thatsächlichen und gelegentlichen Berührungen zwischen den Angehörigen verschiedener Nationen erwächst allmählich im Zuge der Weltgeschichte ein zuständlicher, regelmäßiger, von Rechtsvorstellungen geleiteter Verkehr gesitteter Völker. Holtzendorff giebt ferner dem Völkerrecht die denkbar positivste Grundlage durch die Betonung des Umstandes, daß, vom Standpunkte gegenwärtiger Erkenntniß ausgehend, kein Staat an die Alleinberechtigung seines eigenen Daseins glauben und sich aller Rechtspflichten gegen alle anderen Staaten ledig halten könne; vielmehr weiß sich gegenwärtig nur derjenige Staat als Kulturmacht, welcher, über die Quellen seines eigenen materiellen Könnens, über die geistigen Grenzen seiner natürlichen Volksanlage hinausschauend, in dem rechtlich geordneten Verkehr mit anderen Staaten die Ergänzung seiner

eigenen Unzulänglichkeit anerkennt und ihr so abzuhelfen sucht. Nach v. Holtzendorff ist somit das gewaltige internationale Güter- und Rechtsleben unabhängig von der isolirten Willensmacht einzelner Staaten, es tritt in das Kollektivbewußtsein der Kulturstaaten mit dem Attribut der Nothwendigkeit, der Unentbehrlichkeit ein; von da ab wird es aber auch zu einer schlechterdings unvollziehbaren Vorstellung, daß der zum Rechtsbewußtsein in Beziehung auf sich selbst und seine Angehörigen gelangte Staat dennoch die Existenz aller seiner als nothwendig erkannten und begriffenen Verkehrsbeziehungen zu anderen Staaten vom Zufall, von dem Wechsel der Umstände oder den Schwankungen der augenblicklichen Willensmeinungen abhängig machen sollte. —

Im Verlaufe seiner weiteren den Grundlagen gewidmeten Untersuchungen kommt Holtzendorff zu dem Ergebnisse, welches für die Erfassung der positiven Völkerrechtsgestaltungen von praktischer Wichtigkeit ist, daß das Prinzip des Völkerrechts weder in der unwandelbaren Macht der abstrakten Nationalität irgend einer Rechtsidee, noch in einer nur äußerlich zusammenhängenden Verkettung geschichtlich wirkender Ereignisse, sondern vielmehr in dem Zusammenwirken zweier sich wechselseitig bedingenden und durchdringenden Grundkräfte zu finden sei, von denen die eine als kosmopolitische oder Universalmacht in der ethisch-rechtlichen Anlage der menschlichen Gesellschaft, als eines entwickelungs- und vervollkommnungsfähigen Wesens begründet ist, die andere als staatlich-historische Macht erscheint und in dem Wechsel der einzelnen zur Verwirklichung der menschlichen Lebenszwecke dienenden Staatspersönlichkeiten deswegen hervortritt, weil auch Staaten und Völker keine unendliche oder unerschöpfliche Kraft des Daseins besitzen. Die staatliche Gliederung der Menschheit ist als zuerst wirkende und bedingende Potenz anzusehen, der genossenschaftliche Anschluß der Staaten als die

Aeußerung einer ſpäter wirkenden Kraft. Nimmt man daher ein ſolches Zuſammenwirken beider Potenzen an, ſo ließe ſich, nach den ihm innewohnenden Eigenſchaften das Völkerrecht viel begründeter als Kulturrecht, nicht aber als Naturrecht im Sinne der alten Terminologie bezeichnen, denn in ihm hat ſich das rechtlich organiſirte Gemeinſchaftsleben am weiteſten von den rein phyſiſchen Ausgangspunkten der urſprünglichen Menſchheitsexiſtenz entfernt.

So wird uns im Lichte der vor den oberſten Schwierigkeiten nicht zurückſchreckenden prinzipiellen Unterſuchung v. Holtzendorffs klar, warum die Idee des internationalen Verkehrsrechts am ſpäteſten und zuletzt in Wirkſamkeit tritt, längſt nachdem ſich Privatrecht und Strafrecht, Staatsverfaſſung nnd Prozeß bereits formirt und reich entwickelt haben; ſie enthält den letzten zur Vollendung hinleitenden Wegweiſer auf der Bahn ſittlich-rechtlicher Entwickelung und knüpft hinwiederum, den Kreislauf aller Bewegung im Rechtsleben ſchließend und erneuend, an das Privat- und öffentliche Recht des einzelnen geſchichtlich gegebenen Staates an. — Die Reſultate, zu welchen v. Holtzendorff in den zum Handbuche gelieferten Beiträgen gelangt, geben Zeugniß davon, daß der Verfaſſer im Innerſten durchdrungen iſt von den Idealen ſittlicher Pflicht und geleitet von jener echten „Humanitas", die in der rechtlichen Würdigung alles deſſen gipfelt, um mit Fichte zu reden, was Menſchenangeſicht trägt. Sie geben aber auch Zeugniß von einer hervorragenden Geſtaltungsgabe und von dem vornehmen Beſtreben, ſich ohne geſuchte Originalität eine individuelle Gedankenbaſis für das ſelbſtthätig Wahrerkannte zu ſchaffen. Wir wiſſen ihm dabei vor allem Dank, daß er jenen zweckloſen und geſchichtswidrigen Peſſimismus, der ſein breites Behagen darin findet, das Erreichte herabzudrücken, das im Wege vieltauſendjähriger Kulturarbeit Errungene als minderwerthig hinzuſtellen, vorweg aus dem

Rahmen seiner dogmatischen und rechtsgeschichtlichen Arbeit weist. Er zeigt uns an der Hand der positiven Staatenpraxis in einer fast endlosen Kette praktischer Rechtsübung, daß die modernen Kulturstaaten in offener Anerkennung einer unabweisbaren Einheitspflicht den Anforderungen eines von zahlreichen sittlichen Impulsen geleiteten und kontrollirten Rechtsbewußtseins gerecht zu werden, bemüht sind.

Große dialektische Schärfe, gewandte Ausnutzung ungedeckter Stellen in der juristischen Ausrüstung der Gegenseite geben die charakteristischen Merkmale ab für die zahlreichen dem internationalen Rechte angehörigen Rechtsgutachten v. Holtzendorffs, unter welchen die über Rumäniens Uferrechte an der Donau (1883) und über den Rechtsfall der Fürstin Bibesco (1876), welche, — obwohl beide kaum haltbare Ergebnisse aufweisen, — doch weitere Verbreitung fanden und so mit dazu beitrugen, den zu Grunde liegenden tieferen juristischen Controversen zu intensiverer Prüfung und Würdigung zu verhelfen. In gleicher Weise bethätigte v. Holtzendorff sein fachliches Interesse für die Fortschritte des Völkerrechts durch eifrige Theilnahme an den Arbeiten des Institut de droit international, dessen Präsident der Verstorbene in den Jahren 1883 bis 1885 gewesen ist.

Besonders den vom Institut seit der im Jahre 1880 zu Oxford abgehaltenen Versammlung mit großem Erfolge geprüften und überprüften Fragen über die Grundsätze zur einheitlichen Regelung des Auslieferungswesens widmete v. Holtzendorff eingehende fachliche Theilnahme. Er stellte sich auch hier im Kampf der Meinungen auf die Seite Derer, welche das Gemeinschaftsprinzip in den internationalen Rechtsbeziehungen höher stellen als die ängstliche Berücksichtigung der ausschließlichen Strafkompetenz des Staates gegenüber seinen eigenen Unterthanen. Im Sinne v. Holtzendorffs erscheint es kaum zulässig,

die Nichtauslieferung der eigenen Unterthanen als nationale Ehrensache zu bezeichnen; im Gegentheile stehe zu hoffen, daß diese Frage ein anderes Ansehen gewinnen werde, wenn jeder Staat seine Ehre darin setzt, den Zweifel zu beseitigen, daß Ausländer vor seinem Gerichtshofe minder gut behandelt werden, als seine eigenen Staatsangehörigen. Allerdings fügt er hier namentlich auch in seiner für weitere Kreise berechneten Schrift: „Die Auslieferung der Verbrecher und das Asylrecht" (Sammlung Heft 366/367) als schwerwiegende Bedingungen für die Realisirbarkeit jener dem Gedanken der Weltrechtspflege dienenden These die Forderungen bei, daß in jedem Staate für die Vertheidigung fremder Angeklagten von Amtswegen ebenso gesorgt wird, wie für die Vertheidigung solcher, die der Rechtshülfe in höherem Maße benöthigt sind; daß die Verschiedenheiten in der Härte der Strafen für ein und dasselbe Verbrechen durch internationale Vereinbarung ausgeglichen seien, daß den ausgelieferten Ausländer keine härtere Strafe treffen dürfe als diejenige ist, welche in seiner eigenen Heimath für den gleichen Fall angedroht ist, und daß endlich die internationalen Versuche einer einheitlichen Gefängnißreform zu sicheren Ergebnissen gelangt seien.

Ein ebenso schwieriges, tief in die Geschicke Deutschlands eingreifendes völkerrechtliches Problem zog er in Diskussion in der Schrift: „Eroberungsrecht und Eroberungen" (Sammlung 1872). Unerschrocken sprach er es hier in jenen noch zweifelnden Tagen aus, was uns seither mit immer wachsender Gewißheit erkennbar geworden, daß die neuere Geschichte keine Eroberung kennt, die in ihrem Ursprunge so gerecht, in ihrer Vollendung so viel verheißend, in ihrer Begrenzung so maßvoll erschiene, wie die vom Deutschen Reiche 1870/71 vollbrachte. „Nicht weil wir den Beruf der Wiedervergeltung alten Rechtsbruchs gegen Frankreich empfangen zu haben glaubten, nicht weil diese Grenzlande dieselbe Sprache mit uns reden und nicht weil wir

uns zutrauen, durch Gewaltthat eine scheinbare Zustimmung von Verzweifelnden erpressen zu können, sondern weil die Sicherstellung eines dauernden Friedens durch Vorschiebung bergender Höhenzüge und rauschender Ströme gegen die Rachsucht, weil die Erbauung lebendiger Festungen in dem Herzen eines uns wiederzugewinnenden und zu versöhnenden Volksstammes das durch einen gerechten Krieg geschaffene Ziel eines friedliebenden und von falscher Ruhmsucht freien Volkes werden mußte, deswegen war die Eroberung der ehemals deutschen Grenzlande ein Rechtsakt der neueren Geschichte."

Auch seine in dieser Sammlung publizirte Studie über die britischen Kolonien ist an völkerrechtlichen Gesichtspunkten, an geschichtlichen Rückblicken und Belehrungen für die Zukunft überreich; wir verzeichnen zunächst nur die hier von Holtzendorff scharf betonte kolonisatorische Ueberlegenheit der germanischen Stämme über die romanischen. Sollte nicht auch für unsere unmittelbaren Zwecke, für die Klärung manches noch zur Stunde gährenden Problems die von ihm da betonte Erkenntniß von Nutzen sein, daß es die romanischen Völker gewesen sind, welche die Seewege nach der neuen Welt und nach Ostindien aufdeckten, und daß es germanische Völker, allen voran Holland und England, gewesen sind, welche bisher den ökonomischen und politischen Anschluß jener Gebiete an das europäische Rechts- und Staatensystem zu bewirken, berufen zu sein scheinen? Die Elemente dieser in der kolonialen Geschichte besonders klar nachzuweisenden Ueberlegenheit des germanischen Geistes und Volkslebens über das Romanenthum erblickt von Holtzendorff mit Recht in der Steigerung der persönlichen Freiheit und Verantwortlichkeit, welche ihren politischen Ausdruck findet in dem Gegensatz einer lebenskräftigen Selbstverwaltung in den englischen Kolonien gegenüber jener unnatürlich in alle Lebensverhältnisse eingreifenden Centralisation, welche darin gipfelt, daß

von der ſpaniſchen und franzöſiſchen Hauptſtadt aus fremde Erdtheile regiert werden ſollten.

In ſolchen Worten voll belehrender Kraft, unerſchütterlichen Muthes und zielbewußt ſich beſchränkender Beſonnenheit ſtand v. Holtzendorff allerwegen in den vorderſten Reihen jedes patriotiſchen, freiheitlichen und gemeinnützigen Beginnens; ſo ſchuf er uns als Urheber, Leiter und Förderer mit Geiſt und Thatkraft eine Fülle von Einrichtungen, nach denen gerade die Gegenwart ein dringendes Bedürfniß empfand.

Der univerſelle Charakter der Geiſtesarbeit von Holtzendorffs ſpiegelt ſich ferner vor allem in der Thatſache, daß er unmittelbar neben der Pflege idealſter Aufgaben ſich die ernſte Arbeit um die Sicherung praktiſch-realſter Einrichtungen zum Wohle ſeiner Mitmenſchen nicht verdrießen ließ. Er iſt an die Begründung der Berliner Volksküchen, des Lettevereins für Förderung der Erwerbsfähigkeit und höheren Bildung des weiblichen Geſchlechts mit derſelben Wärme und ſelbſtloſen Begeiſterung gegangen, wie an die Aufrichtung des Deutſchen Proteſtantenvereins, an die Begründung des Bismarck-Stipendiums an der jungen Hochſchule zu Straßburg i. E., der Bluntſchli-Stiftung für allgemeines Staatsrecht und Völkerrecht und des Vereins für Verbreitung von Volksbildung.

Holtzendorff iſt ſo dem Thürmer vergleichbar, der von hoher Zinne aus täglich und ſtündlich den ganzen Aufgaben- und Arbeitsplan des deutſchen Volksgeiſtes vor ſich ausgebreitet ſah und daher immer zur rechten Stunde da eingriff, wo ſich ſeinem kritiſchen Auge eine Lücke, eine ſchwache Stelle darbot. Er hat es wie neben ihm nur noch Bluntſchli mit ſcharfem Blicke erkannt, daß die Wiſſenſchaft und zumal die des Rechts auch der vermittelnden Naturen bedarf, der mitten ins Volk tretenden Apoſtel, ſoll nicht anders die dem öffentlichen Leben gewidmete literariſche Arbeit unſerer Zeit ſchroff in zwei Theile zerfallen; ſollen ſtaats-

wiſſenſchaftliche Gedankenarbeit und Tagespubliziſtik nicht wie die getrennten Königskinder im Märchen immer einſam zu beiden Seiten des Stromes der täglichen Ereigniſſe wandeln müſſen, während ſie doch im Innerſten zuſammengehören. Holtzendorff ſelbſt hat uns für dieſen echt modernen Zug ſeines Weſens die paſſende Formel gegeben in ſeiner die Preſſe Englands behandelnden Studie, er ſagt daſelbſt zutreffend: Eine ehemals vornehme und einſiedleriſche Wiſſenſchaft zieht ſich mehr und mehr zurück aus ihren mit den Quadern der Quartanten und Folianten erbauten Burgen, indem ſie, gleichfalls dem Zuge der Zeit folgend, ihre Unterſuchungen und Forſchungen breiteren Volksſchichten zur Aufnahme und Verarbeitung überliefert.

Zur Verwirklichung dieſes Lieblingsgedankens verband er ſich mit Virchow zur Herausgabe der „Sammlung gemeinverſtändlicher wiſſenſchaftlicher Vorträge“ und mit dem Geſinnungsverwandten Oncken zur Begründung der „Deutſchen Zeit- und Streitfragen“. Gemeinſam iſt beiden Unternehmungen, die ihre feſte Stelle in der deutſchen wiſſenſchaftlichen Literatur errungen haben, das Streben der Volkserziehung und der geiſtigen Verbindung getrennter Volksſchichten.

Was hier v. Holtzendorff als hohes Ideal vor der Seele ſtand, das war ein ſchöner Einklang zwiſchen Wiſſenſchaft und Volksbewußtſein als Grundton unſeres nationalen Kulturlebens. Seinen Staatsgenoſſen geiſtige Selbſtändigkeit gewähren, das Stehen auf den Grundlagen ſelbſterrungenen freien Wiſſens, das galt ihm als das erſtrebenswerthe Ziel, dem er in allen Ausſtrahlungen ſeiner geiſtigen Individualität mit muthigem Vertrauen und thatkräftiger Schaffensluſt nachging. Zu eigen war ihm dabei in hohem Maße jener Idealismus, der für jede befreiende Thätigkeit unerläßlich iſt, und der ſeinen Träger dafür dem Druck des Irdiſchen, der Laſt der Jahre und widriger Geſchicke enthebt. Denn auch von Holtzendorff gehörte zu jenen

Glückskindern des akademiſchen Berufes, welche in der ewigen Berührung mit der empfänglichen Jugend das Geheimniß ewiger Jugend zu finden wiſſen. v. Holtzendorff iſt nicht nur jung geweſen, er iſt es geblieben, und auch die Schatten des Daſeins und widrige Geſchicke, die dem raſtlos kämpfenden Manne weniger erſpart bleiben, wie dem Forſcher in der ſtillen Klauſe, vermochten ihm nicht die ideale Freude an unſerer reichen Zeit zu verbittern; ein poetiſcher Zug ging fort und fort durch ſein ganzes Weſen und Wirken und erhöhte verſchönend die Kraft ſeiner edlen Beredſamkeit. Freilich lag auch hier manche Fehlerquelle für ſein Schaffen. Das praktiſch klare Ziel, das ihm am Ende jeder Arbeit ſtand, das Bewußtſein mit ſeinem faſt volksthümlich gewordenen Namen, mit ſeinem klangvollen Wort über den Kreis der Fachgenoſſen hinauszudringen ‚zum weiteren lauſchenden „Umſtand", all das ließ ihn an mehr als einer entſcheidenden Stelle für eine ſtreng logiſche Konſequenz ein bequem gelegenes Gleichniß, für eine juriſtiſche Konſtruktion ein farbenreiches Bild aufſuchen. So maß an mancher Stelle ſein hochentwickelter Schönheitsſinn zuweilen der Form größeres Gewicht bei als dem Gehalte, und nicht ſelten führte dann das Spiel mit ſchönen Worten allgemach Autor und Leſer vom Hauptweg ab ins dunkle Geſtrüpp verſchwommener Begriffe und ſchleierhafter Theſen, die einer ſtreng wiſſenſchaftlichen Prüfung nur ſelten ſtandzuhalten vermochten. Allerdings fehlte dabei in keiner ſeiner Schriften und Studien der Geiſt anziehender Orientirung, nirgends die überſichtliche Darſtellung des Vorhandenen, des Gegebenen in den Literaturen der großen Kulturvölker.

Ausgeſtattet mit der Gabe des hellen Einblickes in die Bedürfniſſe ſeiner Zeit, war ihm aber auch jene andere nicht fremd, die in der Auswahl der geeignetſten Arbeitsmittel, der erfolgverſprechendſten Arbeitsmethode mit Glück und Geſchick den Weg zum Ziele abkürzt. Es iſt kein kleines Verdienſt v. Holtzendorffs, die Prin-

zipien der Arbeitstheilung und des Genoſſenſchaftsweſens auf das Gebiet der wiſſenſchaftlichen Arbeit übertragen zu haben; in der That verſtand er es wie bisher kein Zweiter, verwandte, vielfach ſelbſt widerſtrebende Geiſter zu gemeinſchaftlichem Schaffen zu vereinen, die Arbeitskräfte Vieler zur gemeinſamen Erreichung hochgeſteckter Ziele zu lenken. Die Früchte dieſer ſeiner ſcharfentwickelten Organiſationsgabe: das Handbuch des deutſchen Strafrechts, das Handbuch des deutſchen Strafprozeßrechts, die Encyklopädie der Rechtswiſſenſchaft und das Rechtslexikon, das jüngſt vollendete Handbuch des Völkerrechts, das Handbuch des Gefängnißweſens u. a. gehören zur Zeit den umfaſſendſten und gebrauchteſten Hülfsmitteln der deutſchen rechtswiſſenſchaftlichen Literatur an. Demſelben Geiſte verdanken ihr Entſtehen die obenerwähnte Sammlung gemeinverſtändlicher, wiſſenſchaftlicher Vorträge und die Zeit- und Streitfragen mit ihrem reichen Verzeichniß hervorragender Mitarbeiter; die allgemeine deutſche Strafrechtszeitung, das Jahrbuch für die Geſetzgebung des Deutſchen Reiches und viele andere Unternehmungen und Ueberſetzungen, in denen v. Holtzendorff unermüdlich werthvolle Produkte der ihm in ſo erſtaunlichem Maße geläufigen fremden Literaturen der deutſchen Facharbeit dienſtbar machte.

Daß ein ſo regſamer Geiſt aber nicht nur der Geſchichte des geiſtigen Lebens, ſondern in ebenſo reichem Maße auch der Geſchichte des realen, der Entwickelung unſeres nationalen Lebens angehört und in ihr tiefe Spuren ſeines Wirkens hinterlaſſen mußte, leuchtet auf den erſten Blick ein. In der That bleibt v. Holtzendorffs Name eng verknüpft mit der Begründung des Deutſchen Juriſtentages, der von ſeinen Anfängen ab einer der wirkſamſten unter jenen großen nationalen Verbänden blieb, welche wie der Nationalverein, wie der Naturforſchertag u. a. den deutſchen Einheitsgedanken in allen Ecken und Enden unſeres weiten Vaterlandes erweckt, gepflegt und immer breiteren Volksſchichten

zugänglich gemacht haben. In einer Berathung des Vorſtandes der Juriſtiſchen Geſellſchaft zu Berlin, welche am 3. März 1860 ſtattfand, ſtellte der damalige Privatdozent an der Berliner Univerſität v. Holtzendorff, den Antrag: der Vorſtand möge der Juriſtiſchen Geſellſchaft in deren nächſten Sitzung die Ausſchreibung eines Deutſchen Juriſtentages vorſchlagen, und in der Sitzung vom 10. März war es wieder v. Holtzendorff, welcher dieſen weitausgreifenden Plan eingehend und erfolgreich begründete.

Als Referent wies er zunächſt auf das Vorbild anderer allgemeiner Verſammlungen zu wiſſenſchaftlichen Zwecken hin und behauptete, daß ſich ein wirkliches inneres Bedürfniß für die nähere Verbindung der deutſchen Juriſten nachweiſen laſſe. Es ſei die Gemeinſamkeit des deutſchen Rechtsbewußtſeins thatſächlich weniger gepflegt worden, als die Bemühungen, gewiſſe weſentliche Grundlagen für die materiellen Intereſſen des wirthſchaftlichen Lebens zu gewinnen. Eine allgemeine periodiſch wiederkehrende Juriſtenverſammlung würde befähigt ſein, neben den poſitiven Leiſtungen und Vorarbeiten für gewiſſe Rechtszweige das Gefühl der Rechtsgemeinſamkeit zu beleben, eine Wechſelwirkung zwiſchen Theorie und Praxis herbeizuführen, einem einſeitigen mikroſkopiſchen Rechtsdogmatismus entgegen zutreten, und fern von allem blinden Centraliſationseifer denjenigen Beſonderheiten in den Landesrechten Geltung zu verſchaffen, welche in den Eigenthümlichkeiten und Verhältniſſen ihre objektive Grundlage finden. In der That iſt das von Holtzendorff im Geiſte Erſchaute zur greifbaren Wirklichkeit geworden; der Juriſtentag hat auf den ihm hier vorgezeichneten Bahnen ſchlummernde Kräfte aufgerufen, er hat die Geiſter vereinigt und ſo zu dem großen Werke der nationalen Einigung ſein redlich Theil beigetragen. Die jüngſte Frucht dieſer großen Wandlung im Rechtsleben der deutſchen Stämme, den Entwurf des deutſchen bürgerlichen Geſetzbuches zu ſchauen, iſt dem Verewigten

noch gegönnt gewesen, und er konnte ohne Ueberhebung geistigen Antheil an dem Zustandekommen jenes großen Werkes für sich in Anspruch nehmen.

Dabei muß es allerdings dem ferner Stehenden billig Wunder nehmen, daß der Verfasser der Prinzipien der Politik (1869) und des meisterhaft stilisirten Buches über „Wesen und Werth der öffentlichen Meinung" (München 1879) am parlamentarischen Leben unserer Zeit keinen aktiven Antheil nahm; wer schärfer zusieht, wird allerdings unschwer die zweifache Reihe von gewichtigen Gründen ermitteln, welche den rednerisch hochbegabten Mann von der Tribüne fernhielten. Zunächst galt ihm die völlige Freiheit vom taktischen Kanon festgeschlossener Parteien als ungleich werthvoller, denn die Bethätigung eines immerhin beschränkten Könnens auf dem Gebiete positiver parlamentarischer Gesetzgebung, — und im engen Zusammenhang damit stand die unverkennbar höhere Wertschätzung, welche v. Holtzendorff der staatswissenschaftlichen Forschung gegenüber der praktisch-politischen Thätigkeit beizumessen geneigt war. Wenn er auch freimüthig anerkennt, daß die einseitige Ueberschätzung des sachverständig gelehrten Elements in Fragen der allgemein politischen Staatspraxis ebenso nachtheilig sei, wie das unbedingte Vertrauen in die Weisheit der mit dem Wahlrechte ausgestatteten Volksmenge, so zögerte er doch keinen Augenblick, einzugestehen, daß er in der Autorität der Wissenschaft das einzig wirksame Gegengewicht erblicke gegenüber dem Schaukelspiel schwankender Majoritäten.

Auch an dieser Stelle macht uns somit v. Holtzendorff zu geistigen Zeugen der inneren Geschlossenheit seiner Lebensanschauung, der strengen Festhaltung an den für wahr erkannten leitenden Ideen. Derselbe Mann, der in jungen empfänglichen Jahren sich gefangen genommen fühlte vom Zauber der für seine preußische Heimath neuartigen parlamentarischen Redetourniere,

der ſpäter noch in unverkennbarer Vorliebe zu den durch Geſchichte und Erfahrung erprobten Einrichtungen Englands ſich hingezogen fühlt, bleibt doch im Innerſten der begeiſterte Prieſter ſeiner Wiſſenſchaft, der er eine hochragende, keiner andern geiſtigen Potenz zukommende Autorität im ſtaatlichen Leben zuerkennt. „Fern von dem Kampfe der Parteien, frei von dem Wahne der Unfehlbarkeit, mißtrauiſch gegen die Selbſtzuverſicht, die dem Gegner das Wort abſchneidet oder wegen vermeintlich unumſtößlicher Lehrſätze den Schlußruf gegen das Bedürfniß weiterer Aufklärung erhebt, — bereit, jede Wahrheit von neuem zu prüfen oder zu beweiſen, jeden Irrthum einzugeſtehen, unberührt von der Parteidisziplin, die ein Feſthalten an der Rechtskraft einmal gefaßter Beſchlüſſe fordert, haben die Vertreter der Wiſſenſchaft den Beruf, Bildner der öffentlichen Meinung nach dem Maße ihrer Kräfte und ihrer beſten Einſicht zu werden.“ (Weſen und Werth der öffentlichen Meinung.)

Erwies ſich ſo auf der einen Seite die aura popularis nicht zugkräftig genug, um den Mann von der unausgeſetzten Pflege deſſen abzuhalten, was er als ſeinen innerſten Beruf erkannt hatte, ſo dürfte allerdings auch ein äußerer Umſtand nicht ohne Einfluß darauf geblieben ſein, daß v. Holtzendorff zeitlebens jenſeits der Barre des deutſchen Parlaments verblieb. Es iſt das perſönliche Hervortreten v. Holtzendorffs als Anwalt des Grafen Harry v. Arnim. Der Prozeß ſelbſt gehört zur Zeit der politiſchen Geſchichte an, wie die Parteien, welche ſich hier gegenüberſtanden. Die Vertheidigungsrede v. Holtzendorffs aber, gehalten vor dem Berliner Stadtgericht am 14. Dezember 1874, und der juriſtiſche Werth der in ihr ins Treffen geführten Argumente dürften heute kaum noch den Anfechtungen unterliegen, welche beim praktiſchen Eingreifen des Strafrechtslehrers in den Gang des Verfahrens das Urteil weiterer Fachkreiſe in jenen bewegten Tagen ſo widerſprechend geſtalteten. v. Holtzen-

dorff bekannte ſich ſelbſt zur Anſchauung, daß der Rechtslehrer nur im ſchweren Nothfalle ſeinen Hörſaal verlaſſen dürfe, um ſich als Parteivertreter vor verſammelten Richtern der Staatsanwaltſchaft entgegenzuſtellen; in dieſem Sinne und von dem hier wurzelnden Bedenken aus iſt das perſönliche Eingreifen v. Holtzendorffs in den Gang des Prozeſſes denn auch in den Kreiſen ſeiner warmen Anhänger vielfach bekämpft, in ſeiner ſachlichen Zuläſſigkeit beſtritten worden. Er ſelbſt ſprach ſich über dieſes „Wagniß" in einem Vorworte zu ſeiner in Berlin herausgegebenen Vertheidigungsrede mit großem jede Zweideutigkeit ausſchließenden Freimuth aus: „Ich kenne keine „Intereſſen", wie ſie ſelbſt meine Freunde als gefährdet erachteten, denn ich diene nicht auf Avancement. Wären aber ſolche wirklich vorhanden, ſo würde ich ſie meiner Ueberzeugung getroſt zum Opfer bringen. Wenn es ſich darum handelt, eine falſche Anwendung des Strafgeſetzes abzuwehren, und außerdem, wenn meine Vertheidigung ein geringes dazu beigetragen hat, den zweifelhaften Sinn des Strafgeſetzes klarer zu ſtellen, ſo würde ich glauben, daß der Dienſt, den ich dem Grafen Arnim geleiſtet habe, geringer wäre, als derjenige, den ich Deutſchland erwieſen." Obwohl der vom Katheder herabgeſtiegene Vertheidiger ſich ſofort im Eingange ſeines Plaidoyers als Mitſchuldner bekannte an den Pflichten der nationalen Dankbarkeit, die dem Manne dargebracht wird, der unter den Begründern des Deutſchen Reiches voranſteht, ſo brachte ihn doch die Theilnahme an dem Verfahren in einen wenn auch nur äußerlichen und vielfach nur ſcheinbaren Gegenſatz zum Träger der leitenden, auf die Geſchicke des deutſchen Staates tiefeinwirkenden Ideen, deren Kerngehalte v. Holtzendorff perſönlich aber jedenfalls beträchtlich näher ſtand, als dem Parteikanon Jener, die ihn lediglich wegen jenes äußeren Gegenſatzes gegenüber dem Gegner ſeines Klienten bedingungslos als einen der Ihrigen ausgeben zu dürfen glaubten. An dieſer Stelle liegt

zweifellos ein Stück ſtiller Tragik im Leben des erſten Vertheidigers des Grafen H. v. Arnim; er hat es getragen mit männlicher Würde, im guten Glauben treu erfüllter Pflicht. Was die umfangreiche, in muſtergültiger Form aufgebaute Rede vom 14. Dezember ſelbſt betrifft, ſo ſuchte und fand dieſelbe ihren Schwerpunkt in ſcharfſinnigen Entwickelungen über die techniſche Natur des diplomatiſchen Dienſtes, über die Frage des Eigenthumsrechts an den diplomatiſchen Papieren, welchen der Begriff einer Urkunde nicht beiwohne, und ſpitzte ſich zu in Unterſuchungen über die genaue begriffliche Abgrenzung des etwa anzunehmenden Vergehens des ehemaligen Botſchafters des Deutſchen Reiches in Paris. Daß die in Bezug auf den letzteren Punkt von v. Holtzendorff feſtgehaltenen Anſchauungen: das Vergehen Arnims ſei im Wege einer für nothwendig erachteten ſtrengen disziplinaren Behandlung zu ahnden, nicht aber im vollen Umfange ſtrafrechtlich zu beurtheilen, — einer weitreichenden juriſtiſchen Ueberzeugung Ausdruck verliehen und ſeither wiſſenſchaftliche Nachfolge gefunden haben, beweiſt ein Blick auf die Ausführungen der Mehrzahl der in unbeſtrittenem Anſehen und in Gebrauch ſtehenden Hauptwerke der deutſchen Strafrechtswiſſenſchaft. (Vgl. Berner, Lehrbuch des Deutſchen Strafrechts, 14. Aufl., S. 619.)

Nicht vergeſſen dürfen wir endlich der Verdienſte des Entſchlafenen um die Hebung und wiſſenſchaftliche Prüfung des großen Problems der Frauenfrage, für die er zuerſt in Deutſchland den vollen Ernſt vorurtheilsloſer Betrachtung in Anſpruch nahm. Nichts lag ſeinem kritiſch prüfenden Geiſte ferner, als Ideen hier das Wort zu reden, welche den berechtigten Kern der Frage: die Sicherung einer höheren Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geſchlechts, — allmählich mit einem Geſtrüpp von Irrlehren und Poſtulaten bedeckten, welche in gleicher Weiſe den materiellen Intereſſen der Frau, wie den ſittlichen Bedürfniſſen unſerer auf

dem Familienleben ſich aufbauenden Geſellſchaft ſtracks zuwiderlaufen. Dieſem echt deutſchen Gedanken bleibt er treu, wenn er in ſeiner Bekämpfung des Prieſter-Cölibats (Zeit- und Streitfragen, 1875) der Heiligkeit des Familienlebens mit ergreifenden Worten gedenkt. Ihm gelten bei aller Anerkennung jenes echten und gerechten Kerns der Frauenbewegung als die höchſten Vorbilder menſchlicher Tüchtigkeit: der ſorgende Hausvater, der in der Zukunft ſeiner Kinder gleichzeitig die beſſere Zukunft der ganzen Menſchheit pflegt, der aus dem Frieden der Heimſtätte die Kraft gewinnt, um ſtets aufs neue einzutreten in den Ringkampf um die höchſten Güter ſeines Volkes, und neben ihm jene Geſtalt der züchtigen Hausfrau, deren tägliche ſeelenvolle Aufgabe die Spendung des höchſten aller menſchlichen Sakramente — der ſelbſtvergeſſenden Mutterliebe iſt.

Der Friede häuslichen Glückes war dem Raſtloſen zu theil geworden im Jahre 1857, da er die Tochter des weiland präſidirenden Bürgermeiſters, Dr. Binder zu Hamburg zum Traualtar führte. An ihrer Seite fand v. Holtzendorff in Berlin, wie in München, wohin er, einem ehrenvollen Rufe folgend, 1873 als Ordinarius überſiedelte, jenen Seelenfrieden und die geiſtige Erhebung, deren der raſtlos Schaffende bedurfte, die ihn aber auch keimkräftig und empfänglich erhielten bis zur Stunde des Erlöſchens. Das behagliche Heim, das er ſich in der vornehmſtillen Thereſienſtraße zu München geſchaffen hatte, war die Stätte, an der Gelehrte und Staatsmänner, Arbeits- und Berufsgenoſſen in großer Zahl ein- und ausgingen. Zumal auf die geiſtigen Kreiſe des Auslands übte die ſcharfſinnige, ſchlagfertige Art v. Holtzendorffs ungewöhnliche Anziehungskraft aus. Sicherlich dürfte kaum ein hervorragender ausländiſcher Rechtslehrer den Weg durch Deutſchland genommen haben, ohne Anknüpfungen bei dem Manne zu ſuchen, deſſen Name im Ehrenbuche faſt aller namhaften ausländiſchen Gelehrtengeſellſchaften eingetragen

ſtand. Der Ehrendoktor der Univerſitäten von Edinburgh, Bologna und St. Petersburg, das Mitglied des Institut de France, der königlichen Akademien der Wiſſenſchaft zu Rom und Brüſſel war einer jener Männer, an denen es dank einem freundlichen Geſchicke der deutſchen Wiſſenſchaft nie gefehlt hat, und denen die große Aufgabe zukommt, der Fremde gegenüber anziehend und befruchtend darzuthun, daß die Kraft, welche die Völker zeitlich zu trennen vermag, verſchwindend klein iſt neben jener, die ſie unaufhaltſam zur Verbrüderung im Gebiete des Geiſtigen, in der Pflege von Kunſt und Wiſſenſchaften drängt. An dieſer Stätte fand ihn aber auch mit Rath und That bereit jeder ſeiner Schüler, der an der Univerſität nicht nur im objektiven Lehrvortrage des Dozenten, ſondern vor allem im perſönlichen Anſchluſſe an die Eigenart eines vollen reichen Menſchenlebens Erhebung und Ermunterung zur Pflege ſittlicher Ideale ſuchte. Er war ihnen hülfreich und gut, ein geduldiger Führer auf dem ſteilen Wege menſchlicher Erkenntniß. So iſt denn nun die reiche Arbeitskraft verſiegt, — der kernig deutſche Mann dem Kreiſe der Seinen, ſeinen Schülern, der weiten Schaar Jener für immer entriſſen, die dankbar ſeiner Belehrung lauſchten. Der Mann des Kampfes und der Bewegung, er iſt nun eingegangen ins Reich der Ruhe und des Vergehens; ſein Tag war lang und dieſes Tages Laſt war groß. Groß iſt aber auch das Werk, das er geſchaffen, deſſen Grundſteine er gelegt, und das, ihn überlebend, ſegensreich fortwirken wird in ferne lichtvolle Tage.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(862)

Das
hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte.

Von

Dr. Dondorff,
Joachimthal Gymnasium, Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1889.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Bis auf weiteres die Verlagsbuchhandlung

Für das geſchichtliche Leben eines Volkes iſt die urſprüngliche Anlage des Charakters von weit größerer Wichtigkeit als die äußere Naturumgebung. Denn wahr iſt, was Plato einmal ſagt, daß der Menſch das Land beſitze und nicht das Land den Menſchen. Dieſelbe Natur, in welcher einſt Hellenen erwuchſen, iſt für Türken und Slaven, die jetzt darin wohnen, eine faſt gleichgültige Unterlage ihres Lebens, iſt, um Großes mit Kleinem zu vergleichen, wie ein ausgeſtorbenes Muſchelgehäuſe, worin ſich ein fremdes Thier angeſiedelt hat. Aber wahr bleibt auch, was Cyrus einſt zu ſeinen Landsleuten geſagt haben ſoll, als ſie ihr rauhes Land mit einem angenehmeren zu vertauſchen wünſchten, daß die Lebensarten der Menſchen ſo gut als die Samen der Pflanzen dem Lande ähnlich wären. Jugendlich bildſame Völker werden ſtets ihr Weſen und ihre ganze Lebensökonomie mit der Natur ihres Landes in einen harmoniſchen Einklang bringen. Dies gilt, wenn von irgend einem Volke, von dem althelleniſchen in beſonders hervorragender Weiſe.

Der Schauplatz der griechiſchen Geſchichte umfaßt nicht die ganze vom Hämus oder Balkan begrenzte Halbinſel, ſondern nur ihren ſüdlichen Theil. Die Linie des kambuniſchen Gebirges vom Archipelagus weſtwärts bis zum akrokerauniſchen Vorgebirge verlängert, ſcheidet Makedonien und Illyrien, die nordwärts liegen und ſchon zu den Barbarenländern gerechnet wurden, von dem helleniſchen Boden, welcher ſich ſüdwärts bis zum Kap

Taenaron (Matapan) ausbreitet. Dieſe Entfernung von Norden nach Süden mißt in gerader Linie nur 50 Meilen; das ganze Areal des griechiſchen Feſtlandes umfaßt noch nicht 1400 (genauer 1354) Geviertmeilen, wozu noch die Inſeln mit ungefähr drittehalbhundert Quadratmeilen hinzukommen. Die allgemeinen Merkmale der Bodenſtruktur ſind folgende:

1) Außerordentlich reiche Küſtenentwickelung. Die Menge der einſchneidenden Meerbuſen und der vorſpringenden Halbinſeln ergiebt einen Küſtenumfang, bei welchem, die Inſeln mitgerechnet, immer auf zwei Quadratmeilen eine Meile Küſte entfällt, das ganze Land iſt eine Halbinſel, die ſich in lauter Halbinſeln gliedert. Sie bildet das merkwürdigſte peninſulariſche Syſtem in Europa, wenn nicht auf der ganzen Erde. Man würde auf dem feſten Hellas 352 Meilen Küſtenkrümmung zu bereiſen haben, ebenſoviel wie in dem weit größeren England. Die Küſtenſäumung der ganzen Halbinſel umfaßt 560 Längemeilen, während Italien bei einem Areal von 5000 Quadratmeilen 350, Spanien bei 9000 Quadratmeilen Inhalt 420 Meilen Küſtenentwickelung hat. 2) Die innere Gliederung iſt bedingt durch die mannigfaltige Gebirgsverzweigung, die das ganze Land bis in ſeine letzten Ausläufer durchzieht und den Boden mit einer Menge von Hoch- und Tiefplateaus, kleinen und größeren Thälern und einer Anzahl gauartig abgeſchloſſener Landſchaften erfüllt, deren Grenzen und Beſchaffenheit überall durch das natürliche Relief des Landes bedingt werden. Wenn Hellas auf dieſe Weiſe die Gebirgsnatur der mittleren Schweiz und die Küſtenbildung Norwegens mit ſeinen Buchten und Fjorden vereinigt, ſo eignet ihm dagegen als beſonderer Vorzug 3) die reiche inſulariſche Ausſtattung vorzüglich in dem öſtlichen Meere. Neben dem zuſammenhängenden Feſtlande von Hellas nimmt das ſporadiſche oder inſulariſche Hellas einen anſehnlichen Raum ein und hat darum auch an der geſchichtlichen Entwickelung des

Ganzen einen hervorragenden Antheil gehabt. Wir betrachten zunächst die Struktur des Festlandes.

Man pflegt das hellenische Land in Nord-, Mittel- und Südhellas einzutheilen. Das erstere umfaßt die Landschaften Thessalien und Epirus, geschieden durch den Pindus, bis zu einer Linie, die den Meerbusen von Malis (Zeitun) im Osten mit dem ambrakischen Meerbusen (Arta) im Westen verbindet und die Scheidegrenze gegen Mittelhellas abgiebt; es zeigt bereits die charakteristischen, landschaftlichen Elemente der allgemeinen Bodenbildung von Hellas, Meerbusen, Halbinselbildung, kesselartige Binnenthäler, doch alles noch in einfacher und wenig komplizierter Form. Das Binnenland von Thessalien bildet mit seinen umliegenden Grenz- und Küstenlandschaften einen zusammengehörigen Länderkomplex, in welchem die Nebenglieder noch nicht zu voller Selbständigkeit und Freiheit entlassen scheinen und daher auch dem Hauptlande stets politisch dienstbar waren. Nordhellas ist gleichsam das Piedestal, auf welchem sich die Gestalt des übrigen Hellas in freierer Gliederung erhebt, wobei die dort angedeuteten Elemente hier zu reicher und voller Entfaltung gelangen. Mittelhellas oder das eigentliche Hellas zeichnet sich durch eine weit größere Mannigfaltigkeit der plastischen Bodengestaltung aus, welcher auch die größere Anzahl selbständiger Landschaften entspricht. Hier ist die größte lokale Individualisirung der einzelnen Glieder zu bemerken. Da die mittelhellenischen Landschaften sich von Westen nach Osten wie auf ein Band gereiht ausbreiten, so konnten unter ihnen wohl Berührungen und Reibungen von Nachbar zu Nachbar stattfinden, aber sich nur selten Beziehungen der entfernteren Glieder zu einander bilden. So hat Attika viele Berührungen mit Böotien, dies mit Phokis u. s. w., doch fehlt zwischen den westlichen und östlichen Staaten fast jede Verbindung und nicht einmal eine amphiktyonische Einigung um ein Heiligthum

umſpannte die geſammten Länder von Mittelhellas. Die reichere Individualiſirung des mittelhelleniſchen Landes kam auch den angrenzenden Meerestheilen zu gute. Während im Norden und Süden die einſchneidenden Golfe immer nur einer Landſchaft angehören, begegnen ſich an den Ufern des euböiſchen, korinthiſchen und ſaroniſchen Meerbuſens die Grenzen vieler Nachbarſtaaten, wodurch es kam, daß dieſe Meeresbecken die eigentlichen Sammelpunkte des Seeverkehrs und eines höheren Kulturlebens geworden ſind.

In Südhellas oder dem Peloponnes (Morea) erreicht die halbinſelartige Gliederung ihre vollſte Ausbildung, da die ganze Halbinſel oder eigentlich Inſel mit ihrer feigenblattähnlichen Geſtalt ſelber nur ein Syſtem von Halbinſeln darſtellt. Die Zahl der Landſchaften und ihre individuelle Mannigfaltigkeit ſteht der von Mittelhellas nicht nach, doch tritt hier die Anlage zu einer feſteren Gruppirung und einem engeren Zuſammenſchluß der Landſchaften in bemerkenswerther Weiſe hervor. Die Halbinſel hatte an dem inneren Hochlande Arkadien einen feſten architektoniſchen Kern, um den ſich die übrigen Landſchaften lagern, Lakonien und Meſſenien im Süden, Elis im Weſten, Achaja im Norden, Phlius und Sikyon im Thal des Aſopos im Nordoſten, das Gebiet von Korinth nach dem Iſthmos zu und Argolis im Oſten. Hätten die Spartaner jenes Mittelland in Beſitz genommen, ſo würden ſie vielleicht die ganze Halbinſel unterworfen haben, doch auch ſo von der Südecke der Halbinſel aus gelang ihnen eine Einigung der meiſten Landſchaften, ſo daß dieſe Staatengruppe unter ihrer Leitung für lange Zeit einen feſten politiſchen Zuſammenhang gewann und der Peloponnes als die herrſchende Akropole von Hellas gelten konnte. Wie hier im Süden der Taygetos die Gebirgsachſe des Pindus im Norden fortſetzt, ſo wiederholen ſich auch im übrigen die allgemeinen Naturverhältniſſe

von Theſſalien im Peloponnes, inſofern ſie eine feſte Gruppe zuſammenhängender Landſchaften darſtellen, nur daß die Anlage im ganzen eine reichere und die Ausbildung der Theile zu individueller Selbſtändigkeit eine größere iſt, als im Norden.

Wie ein Unterſchied der nördlichen und ſüdlichen Theile des Feſtlandes ſich geltend macht, beſteht auch ein ſolcher zwiſchen der öſtlichen und weſtlichen Hälfte. Als charakteriſtiſche Unterſchiede der beiden Hälften ergeben ſich der Betrachtung größere Küſtenentwickelung auf der Oſtſeite mit zahlreicheren Meerbuſen, der thermäiſche (von Saloniki), pagaſäiſche (von Volo) maliſche (Zeitun), der euböiſche Sund (von Negropoute), der ſaroniſche (von Egina) und argiviſche Buſen (von Nauplia), während auf der Weſtſeite nur drei, der flachgeſchweifte kypariſſiſche (an der Küſte von Elis), der tiefeinſchneidende korinthiſche (von Lepanto) und nordwärts der ambrakiſche Buſen (von Arta) ſich vorfinden. Dem öſtlichen Geſtade liegt ein reicher Archipelagus vor, der zu dem hochkultivirten Küſtenland Kleinaſiens hinleitet, während das weſtliche Meer inſelärmer, der Schifffahrt größere Gefahren bereitete und das Gegengeſtade von Italien, ein noch lange Zeit barbariſches Land, keine ſolche Anziehungskraft ausüben konnte, wie die reichen Gebiete Kleinaſiens. Die Landſchaften im Oſten ſind durch feſte Gebirgsmarken getrennt, während im Weſten ſolche meiſtens fehlen und nur durch Waſſerſtraßen, wie der korinthiſche Buſen, und durch Flüſſe, wie der Acheloos, Neda u. ſ. w. erſetzt werden. Der Uebergang aus einer Landſchaft in die andere war hier leichter zu bewerkſtelligen. Diesſeits und jenſeits des korinthiſchen Buſens iſt ſchon in älteſter Zeit viel hin- und hergewandert, ſo daß die Urſprünglichkeit der Wohnſitze ſich nicht immer nachweiſen läßt. Die ethnographiſche und politiſche Eigenart konnte daher hier nicht zu ſo charaktervoller Durchbildung kommen, wie im Oſten bei feſten abgeſchloſſenen Grenzen. Allerdings zeichnen ſich die

westlichen Landschaften durch größere Ausdehnung der Ebenen, gute Bewässerung und Fruchtbarkeit aus. Dieser natürliche Vorzug verkehrte sich jedoch in einen geschichtlichen Nachtheil, da die Bewohner des Westens, wenig in die Ferne gelockt, bei den einfachen Zuständen eines primitiven Hirten- und Bauernlebens verharrten. Die Enge der östlichen Landschaften dagegen, ihre geringe Produktion und mannigfache Gelegenheit zum Seeverkehr versetzte ihre Bewohner in beständige Unruhe und Aufregung. Kriege, Auswanderungen, Handelsverbindungen, Kolonisationen gingen hieraus hervor. Das geschichtliche Leben zog sich daher im Fortschritt der Kultur fast ganz von der westlichen Seite auf die östliche hinüber. Im Westen trat Messenien früh aus der Reihe der selbständigen Staaten aus. Elis genoß den Schutz eines dauernden Gottesfriedens von Olympia, der ihm aber die Entfaltung einer politischen Thatkraft versagte. Aetolien, Akarnanien, Epirus galten immer für halbbarbarische Länder, die auf einer niederen Kulturstufe verharrten. An den erschütternden Vorgängen und Bewegungen, welche die östlichen Staaten beschäftigten, nahmen diese westlichen gar keinen oder nur einen geringen Antheil, sie waren sogar nicht in der Delphischen Verbindung (Amphiktyonie) vertreten, welche dagegen alle auf der Ostseite wohnenden Stämme umfaßte. Erst gegen Ende der hellenischen Geschichte, als die Kulturstaaten des Ostens sich ausgelebt hatten, beginnen die roheren Stämme im Westen eine eigene geschichtliche Thätigkeit zu entwickeln, die freilich nicht bestimmt war, belebend und neugestaltend zu wirken, sondern nur den allgemeinen Verfall des Ganzen beschleunigen sollte.

Aus dem Gesagten ergiebt sich unschwer, welches die Weltstellung von Hellas und seine geschichtliche Beziehung zu den umliegenden Ländern gewesen ist.

Im Westen stand Hellas abgekehrt gegen Italien, was schon aus dem Charakter seiner westlichen Landschaften und

der entſprechenden auf der Oſtſeite Italiens hervorgeht. Beide Halbinſeln ſtehen ſo zu ſagen mit dem Rücken gegeneinander gekehrt. Haben auch Wanderungen in älteſter Zeit ſchon das trennende Meer überſchritten, ſo iſt doch eine politiſche Berührung beider Halbinſeln erſt in verhältnißmäßig ſpäter Zeit, im zweiten puniſchen Kriege, erfolgt.

Im Süden iſt Griechenland von der libyſchen Küſte weiter entfernt als Italien und noch weiter als Spanien. Nur vereinzelte Koloniegründungen und Handelsverbindungen mit Aegypten und Kyrene deuteten eine Beziehung zu dieſen Gegenden an, die immerhin für das Kulturleben von nicht geringer Bedeutung waren. Im Oſten iſt dagegen mit der aſiatiſchen Welt eine frühzeitige und ununterbrochene Wechſelbeziehung eingetreten. Eine ſcharfe Grenzſcheide der Völkerſtämme hat es bei der Leichtigkeit der Uebergänge hier nie gegeben. Die griechiſche Oſtküſte iſt mit ihren Meerbuſen und Vorſprüngen wie ein aufgeſpanntes Netz gegen den Orient hingerichtet, und wie die helleniſchen Städte ſich am liebſten der Morgenſeite zukehrten, weil dieſe für die geſundere galt, ſo war ganz Hellas dem Morgenlande zugewandt, um von dieſer Seite die Strahlen einer aufgehenden Kultur zu empfangen. Die Inſeln des ägäiſchen Meeres erleichterten die Kommunikation als natürliche Stationen oder Brückenpfeiler, und am Gegengeſtade empfing den Einwanderer ein Land, das in Küſtengliederung und Bodengeſtaltung ſeine heimathlichen Verhältniſſe zu wiederholen ſchien. Die Einwirkung des Orients auf Hellas wurde noch verſtärkt durch zwei natürliche Umſtände: Gewiſſe Produkte wie Purpur im lakoniſchen Golf, bei Korinth und im euböiſchen Meer, Kupfer- und Erzgruben auf Euböa, Gold auf Thaſos, Silber in Attika lockten den phönikiſchen Kaufmann an die helleniſchen Geſtade. Sodann die Meeresſtrömung, welche von der afrikaniſchen und ſyriſchen Küſte her an Kleinaſien vorüber in das

ägäiſche Meer führt, erleichterten den ſyriſchen Schiffen die Fahrt in die weſtlichen Gewäſſer und an die helleniſchen Ufer. Die Phönikier waren durch dieſe Verhältniſſe auf das helleniſche Land hingewieſen, wo ſie die von ihnen am meiſten geſchätzten Naturprodukte vorfanden und mit den Erzeugniſſen ihrer vorgeſchrittenen Induſtrie mannigfache Anregungen des religiöſen, geiſtigen und wirthſchaftlichen Lebens dem kulturärmeren Hellas zuführten. Im Norden endlich iſt Hellas durch das Balkangebirge, das eine feſte klimatiſche und ethnographiſche Grenzſcheide bildet, gegen die barbariſchen Stämme abgeſondert. Seit der älteſten Landeinwanderung haben ſich von hier keinerlei Einflüſſe bemerkbar gemacht. Die Beziehung zu dieſen Gegenden war eine viel geringere als ſie Italien zu den alpiniſchen und transalpiniſchen Gebieten hatte. Das Land zwiſchen Balkan und dem kambuniſchen Gebirge dagegen umfaßt ein anſehnliches Vorland von Hellas, deſſen Bewohner zwar dem helleniſchen Volke ſtammfremd, aber zur Aneignung ſeiner Sprache und Sitte ſich wohl befähigt erwieſen. Als dieſes Gebiet ſich mit helleniſchen Kultureinflüſſen hinlänglich erfüllt hatte, erfolgte von hier eine ſtarke politiſche Rückwirkung auf das gealterte Hellas und erwies ſich zugleich als der Hebel, der befähigt war, deſſen Kräfte in den Orient zu einer neuen geſchichtlichen Wirkſamkeit überzuleiten, die dem Heimathlande fortan verſagt war.

Sieht man auf die Beſchaffenheit der phyſikaliſchen Einflüſſe, wie ſie das Leben der Menſchen mannigfach beſtimmten, ſo iſt es nicht leicht, aus der großen Fülle der hierhergehörigen Momente nur die bedeutſamſten und wirkungsvollſten hervorzuheben. Das Klima iſt bedingt durch die ſüdliche Lage und demgemäß im allgemeinen warm, doch gemildert durch die Gebirgsluft und die Einflüſſe der überall ſich eindrängenden See. Mit der Abnahme der Breitengrade von Norden nach Süden treten auffallend ſchnelle Uebergänge der Temperatur und Vegetation ein.

Am Pindus finden ſich Buchen- und Eichenwälder wie in Deutſchland, in Mittelhellas vorherrſchend Oliven und Feigen, der Süden reicht ſchon in die Palmenzone hinein und heute gedeihen hier Aloe, Kaktus und Baumwolle. Dabei fehlt es nicht an ſcharfen Kontraſten zwiſchen den nächſten Nachbarländern, ſo Attikas friſche, reine Seeluft neben Böotiens ſchwerlaſtender Nebelluft; Arkadiens rauhes Gebirgsklima neben den warmen Thälern von Elis und Meſſenien. Aehnlich den Kontraſten in der Pflanzenwelt waren auch die Gegenſätze in Sitten und Lebensweiſe der Menſchen, rauher bei den Gebirgsſtämmen, weicher und behaglicher in Ebenen und Küſtengebieten. Doch hielt der Volkscharakter überall eine glückliche Mitte zwiſchen der Roheit der nördlichen Barbaren und der erſchlaffenden Ueppigkeit der orientaliſchen Völker inne. Im ganzen wirkte das Klima belebend auf die phyſiſche und geiſtige Spannkraft. Es begünſtigte das Leben im Freien und in der Oeffentlichkeit, die leichte Gewandung, die nackten Leibesübungen, die Aufſtellung und Erhaltung von Denkmälern und Inſchriften, die zum Theil bis heute die ſcharfen Umriſſe ihrer Formen und Zeichen bewahrt haben. Den Zuſammenhang zwiſchen Klima und Volkscharakter hat ſchon Ariſtoteles angedeutet, wenn er ſagt: Die Völker, welche in den kalten Gegenden und namentlich denen Europas wohnen, ſind zwar voll Muth, ſind aber mit Verſtand und Kunſtſinn in geringerem Grade verſehen; ſie behaupten ſich daher wohl länger in ihrer Freiheit, ſind aber ohne Fähigkeit eines ſtaatlichen Vereins untüchtig und ihre Nachbarn zu beherrſchen unfähig. Die Völker Aſiens dagegen ſind wohl intelligent und beſitzen künſtleriſche Anlagen, aber es fehlt ihnen Muth, daher leben ſie in Unterwürfigkeit und Sklaverei. Das Geſchlecht der Hellenen dagegen, wie es hinſichtlich ſeiner Wohnſitze die Mitte hält, vereinigt die Naturanlagen beider, iſt muthvoll und intelligent und deshalb

behauptet es ſich ebenſowohl in ſeiner Freiheit als ſeine ſtaatlichen Einrichtungen die beſten ſind.

Der Boden iſt nur in wenigen Gegenden fruchtbar, in den meiſten ſteinig und mangelhaft bewäſſert und fordert überall angeſtrengte Arbeit. Im Gegenſatz zu der verſchwenderiſchen Fülle der orientaliſchen Natur nennt Strabo Europa und ſpeziell Griechenland das Land der Armuth. Verweichlichung und entnervender Müßiggang konnten daher nicht leicht eintreten. Die Abhängigkeit von der Natur, die der Landmann bei ſeinem mühevollen Tagewerk beſonders lebhaft empfand, begründete fromme Scheu vor den Göttern und ſtetige Sitte.

Mannigfache Naturerſcheinungen und charakteriſtiſche Formen der Landſchaft förderten die Ausbildung von Mythen und Sagen. Die hervorragenden das Auge feſſelnden Berggipfel des Olymp, Parnaß, Helikon, von Akrokorinth, des Kyllene, Lykeion u. a., die unterirdiſchen Grotten, die Thalſchluchten mit aufſteigenden Dämpfen, der oft räthſelhafte Lauf der Gewäſſer, die Erderſchütterungen, wie die Spuren früherer Erdrevolutionen beſchäftigten die Phantaſie und boten Anhaltspunkte für die Feſtigung und Ausbildung von Götterſagen und Götterkulten dar. Jede Landſchaft hatte eine überreiche Fülle von lokalen Götterheroen und Götterlegenden aufzuweiſen, die wie eine üppig entwickelte Flora alle bedeutſameren Geſtaltungen des Bodens überkleidete und jeden Winkel des Landes zu einer durch Erinnerung und Kultus geweihten Stätte machte. Die natürlichen Formen der Landſchaft, gehoben durch helles Licht und Durchſichtigkeit der Atmoſphäre, wirkten auf den Formenſinn und die künſtleriſche Anlage, wozu freilich noch mehr die Schönheit der Raſſe beitrug. Die Entwickelung des plaſtiſchen Sinnes der Griechen findet in der natürlichen Bodengeſtaltung der Heimath ihre erſte Nahrung, ihre höchſte Steigerung. „Ihre Architektur," ſagt Karl Ritter, „welche ihrer Skulptur

vorausging, ward bedingt durch den amphitheatraliſch ſich erhebenden Boden, der allen ihren Bauten, den Tempeln, Akropolen, Theatern, wie der Städtegruppirung zum Muſter dienen mußte; wohl der merkwürdigſte Einfluß, den die Naturplaſtik irgend eines Bodens, als einer Völkerheimath auf das Menſchengeſchlecht auszuüben imſtande war." Das Material der Bauten, Marmor und Bruchſteine, wirkten bedingend auf den Stil und die Technik, die hier natürlich andere ſein mußten, als im Euphratlande, wo man ſich nur der Backſteine bediente. Das ägäiſche Meer erleichterte durch ſeinen Charakter die Ausbildung und den Betrieb der Schiffahrt. Wenig ſtürmiſch und gefahrvoll, buchten- und inſelreich bietet es dem Schiffer überall Zuflucht, und faſt nirgends kommt das Land aus dem Geſicht. Die Regelmäßigkeit der täglich wechſelnden Land- und Seewinde und der Lauf der Strömungen erleichterten die Schiffahrt und umgaben das Land mit einem Netz von Fahrſtraßen im Meere, das für die Kultur wichtiger war, als das Netz, das von den Höhen der Gebirge aus ſich in dünnen und ſparſamen Waſſerfäden über das Land verbreitete. Ueberdies führte die Mangelhaftigkeit der einheimiſchen Produktion auf eine Ergänzung derſelben durch Handelsverkehr hin; man bedurfte der Einfuhr, z. B. Attika des Getreides von Pontos. Die leicht erreichbaren Geſtadeländer jenſeits des Meeres lockten zur Auswanderung und Koloniſation, die bei der Uebervölkerung auf dem knappen und mageren Boden der Heimath bald zur Nothwendigkeit wurde. Das Seeweſen ward für den Hellenen eine Schule der Gewandtheit und des Charakters. Endlich kommt auch in Betracht die centrale Lage des Archipelagus zwiſchen dem pontiſchen, levantiſchen und joniſchen Meer, die ihn zu der wahren Agora des öſtlichen Schiffahrts- und Völkerverkehrs machte. Die reiche Plaſtik des Bodens, die vielfache Berührung von Land und Meer haben in Griechenland eine Mannigfaltigkeit der Natur-

verhältniſſe hervorgerufen, welche die Eigenthümlichkeit der Bewohner nach allen Richtungen ihres Lebens in Sitte, Dialekt, Verfaſſungen und Kultur mitwirkend beſtimmten. Küſte und Gebirgsland, Thäler und Hochebenen, abgeſchloſſene potamiſche Gebiete, wie das Thal des Eurotas in Lakonien, Kephiſſos in Böotien, des Peneios in Theſſalien und des Peneios im hohlen Elis, abſolutes Litoral faſt ohne anbaufähiges Land, wie am Iſthmos, und fruchtbare Thalebenen ohne günſtige Küſtenentwickelung, wie in Elis. langgedehnte, hafenloſe Ufer, wie die Südküſte des korinthiſchen Meerbuſens mit dem vis-à-vis ſeiner ſchöngegliederten buchtenreichen Nordſeite — alle dieſe Formationen ſind wie durch eine Laune der Natur auf engſtem Raume hier entwickelt. Dementſprechend finden ſich auffallende Kontraſte des Kulturlebens in den verſchiedenſten Abſtufungen, wie man etwa an einem Gebirge die Pflanzenwelt ſüdlicher und nördlicher Zonen in ſchnellem Aufſteigen vom Thal zum Gipfel durchmeſſen kann. Solche Kontraſte bilden z. B. das hochciviliſirte Attika und die halbbarbariſchen Hirtenſtämme von Aetolien und Akarnanien, die blühende Handelsſtadt Korinth und in ſeinem Rücken das rauhe Gebirgsland Arkadiens mit ſeinen primitiven Verhältniſſen einer autochthonen Bevölkerung; das offene Thal des Alpheios in Olympia, dem gaſtlichen Sammelpunkt der geſammten Hellenenwelt, und daneben der rauhe, allem Fremdenverkehr und äußerer Kultur abgewandte Kriegerſtaat im hohlen Thal des Eurotas. Land- und See-, Handel- und Ackerbauſtaaten, demokratiſche und ariſtokratiſche Verfaſſungen finden ſich nebeneinander und bilden in der Fülle der lokalen Lebensgeſtaltungen jenes lebhafte Wechſelſpiel der Kräfte aus, das der griechiſchen Geſchichte ihren eigenthümlichen Charakter und beſonderen Reiz verleiht.

Weiter noch hat die Bodenplaſtik des griechiſchen Landes auch auf ſeine politiſchen Geſchicke tiefgreifenden Einfluß geübt. Dieſer Bodengeſtalt verdankte Hellas ſeine politiſche Selbſt-

ſtändigkeit und Freiheit, die es auch gegen überlegene Mächte lange Zeit hindurch mit Glück behauptete. Es war nach außen leicht zu vertheidigen, da der Zugang zu Lande nur durch ſchmale Päſſe und Defileen offen ſtand, ſo das Tempethal in Nordhellas zwiſchen Oſſa und Olymp, die Thermopylen am Oeta, der Schlüſſel von Mittelhellas, Korinth, das den nur zwei Meilen breiten Iſthmos beherrſcht, das Thor und die Zwingburg des Peloponnes. Die zahlreichen Gebirgsgrenzen erleichterten jedem Kanton ſich abzuſchließen und in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Das ganze Land gleicht einer großen Feſtung mit den ſtarken Bollwerken ſeiner Gebirgsmauern, wohl verwahrten Eingangsthoren, engen Paſſagen und kleineren befeſtigten Gebieten, gleichſam Citadellen im Innern, ſo daß es auch einer geringen Mannſchaft möglich war, ſich gegen einen überlegenen Feind zu behaupten, deſſen Menge ihm auf dieſem Terrain mehr Schaden als Nutzen brachte. „Ihr Land ja ſelber kämpft verbündet für ſie mit — Es bringt mit Hunger all die Allzuvielen um.“ (Aeſch. Perſer 778. 780). Ferner iſt zu erwägen, daß gewiſſe Formen des ſtaatlichen Lebens, wie ein ſtarrer Despotismus, der auf den weiten Ebenen Aſiens von jeher einheimiſch war, oder eine Prieſterherrſchaft, die das Leben in feſte Satzungen und ſtrenge Abgeſchloſſenheit der Kaſten bindet, auf griechiſchem Boden eine Unmöglichkeit waren. Vielmehr iſt die Selbſtändigkeit und Beſonderung aller Theile in freieſter Bewegung das hier herrſchende, von der Natur gebotene Lebensgeſetz. Wie die Plaſtik des Bodens, ſo erſcheint auch die des politiſchen Lebens überall ins Kleine und Kleinſte ausgearbeitet. Jedes abgeſchloſſene Thalgebiet, jeder Gau faßte ſeine Kraft in einem ſtädtiſchen Mittelpunkt zuſammen, jede Meeresbucht ſah eine Anzahl rivaliſirender Seeſtädte an ihren Ufern erſtehen. So wurde Hellas von früh an das Land ſtädtiſcher Bildung, das politiſche Leben erſchloß ſich lediglich

in dem Umkreis der Stadtmauern, so daß der Staatsbegriff und die Stadt völlig zusammenfielen und sich in dem Worte polis deckten. Der geringe Umfang des Gebiets und der Bevölkerung und die Uebersichtlichkeit aller Verhältnisse begünstigte die Durchführung republikanischer Verfassungen in der Betheiligung der Bürger am Gesammtleben. Nach Aristoteles sollte der Staat nur so groß sein, daß in Volksversammlungen der Ruf des Herolds überall verständlich sei. Der landschaftliche Partikularismus, der sich in einer wuchernden Fülle autonomer Gewalten kundgab, war demgemäß der vorherrschende Zug in der ganzen griechischen Geschichte. Er fand seinen vollkommensten Ausdruck in dem antalkidischen Frieden 387, der die allgemeine Autonomie aller Ortschaften als Grundsatz aussprach, und man konnte in der Deutung desselben soweit gehen, daß man Städte, die aus einzelnen Dorfschaften zusammengesiedelt waren, in ihre ursprünglichen Bestandtheile auflöste. Auf diesem Prinzip aber beruhte die Mannigfaltigkeit des lokalen und individuellen Lebens, die produktive Kraft in der Ordnung und Gestaltung politischer Verhältnisse, die Anhänglichkeit an die engere Heimath, der Reichthum der Kulturentwickelung und die weitere Verbreitung der Kunstthätigkeit, die hier nicht an einen einzigen Hauptsitz und Mittelpunkt gebunden war, sondern in den vielen selbstständigen Gemeinwesen Pflanzstätten ihres Wirkens fand. Das entgegengesetzte Prinzip bildete der Föderalismus, welcher den natürlichen Partikularismus in Schranken hielt und durch dessen übermäßige Ausbildung als nothwendiges Gegengewicht gefordert erschien, ohne jedoch zu einer völligen Einigung aller Staaten hindurchdringen zu können. Mehrere griechische Landschaften waren durch Lage, Größe und Beschaffenheit vor anderen zur Uebernahme einer hegemonischen Stellung oder Begründung von Bündnissen berufen. So Lakonien im Peloponnes; in Mittelhellas Böotien, aber auch Attika mit seiner insularischen

Umgebung; das Innere Theſſaliens mit den umgebenden Gebirgslandſchaften und kleineren Nachbarſtaaten; die Halbinſel Chalkidike als ſelbſtändiges Glied der makedoniſchen Küſte und das untere Stufenland von Makedonien ſelbſt. Für alle dieſe Landſchaften iſt denn auch einmal die Zeit gekommen, wo ſie den Gedanken der Hegemonie ergriffen oder durch größere Bündniſſe ein politiſches Uebergewicht erſtrebten. Die ganze griechiſche Geſchichte ſeit den Perſerkriegen iſt erfüllt von einem Kampfe größerer Bündniſſe um die Hegemonie, und noch in letzter Zeit traten an Stelle der älteren aufgelöſten Konföderation zwei neue, der ätoliſche und achäiſche Bund, deren Rivalität die griechiſchen Staaten vollends erſchöpfte und die Herrſchaft der Römer herbeiführte. Auf dieſem Prinzip des Föderalismus beruhte aber die Möglichkeit größere politiſche Aufgaben zu erfaſſen und durchzuführen, die Ausbildung eines nationalen Bewußtſeins, das Zuſammenfaſſen der zerſplitterten Kräfte nicht blos für gemeinſame politiſche Aktionen, ſondern auch für große Kulturarbeiten, wie denn z. B. die Blüthe Athens im perikleiſchen Zeitalter nicht ohne ſeine Bundesgenoſſenſchaft hätte zu ſtande kommen können.

Im obigen iſt die öſtliche Hälfte von Hellas nach der allgemeinen Anlage ihrer geographiſchen Struktur und ihrer geſchichtlichen Beſtimmung als der bedeutſamſte Theil des Feſtlandes bezeichnet worden. Ein genaueres Eingehen auf dieſe Verhältniſſe führt zu einer Unterſcheidung binnenländiſcher von der See mehr abgekehrter Landſchaften in Nord-, Mittel- und Südhellas und der ihnen vorgelagerten Küſtengebiete. Bei der vergleichenden Zuſammenſtellung dieſer wie jener wird man gewiſſe Analogien geographiſch-geſchichtlicher Art wahrnehmen, welche im Folgenden näher erläutert werden ſollen. Jene als binnenländiſch bezeichneten Landſchaften ſind: Das Innere Theſſaliens, Böotien und Lakonien. Betrachten wir zunächſt

die erſten beiden in der Uebereinſtimmung ihrer landſchaftlichen und geſchichtlichen Verhältniſſe.

Beide ſind tiefe Ebenen, keſſelartig, von Gebirgszügen umgeben, mit fruchtbaren Niederungen für Ackerbau und Viehzucht geeignet. Die innere Ebene Theſſaliens iſt die größte in Hellas und mag ungefähr hundert Quadratmeilen umfaſſen, die Ebene Böotien etwa zweiundzwanzig Quadratmeilen; hier wie dort iſt ein Hauptfluß; in Theſſalien der Peneios (Salambria), in Böotien der Kephiſſos in der Hauptrichtung von Weſt nach Oſt; jener hat einen Abfluß durch das Thal Tempe zwiſchen Olymp und Oſſa gefunden; dieſer fließt in ſeinem Unterlauf unterirdiſch durch die Katabothren ab. Beide Tiefebenen bedeckte einſt ein hoher Waſſerſtand; das Innere Theſſaliens war einſt ein großer See, der ſeinen Abfluß durch das Thal Tempe nahm und die Seen Böbe und Neſſonis ſind noch die letzten Ueberreſte jener Ueberfluthung, wie in Böotien der Kopaisſee einen ähnlichen Urſprung zu haben ſcheint.

In der mythiſchen Zeit waren beide Landſchaften der Schauplatz eines reich bewegten Heroenlebens, überſeeiſcher Verbindungen und wichtiger Kulturanfänge, als deren Träger hier wie dort zum Theil dieſelben Stämme erſcheinen, ſo die Thraker am Olymp und am Helikon, die Minyer in Orchomenos und in Jolkos, Jonier am pagaſäiſchen Meerbuſen und im Aſoposthal. Jolkos in Theſſalien und Aulis in Böotien waren Mittelpunkte uralten Schiffahrtsverkehrs und berühmter Schiffahrtsſagen; dort ſollte Jaſon die Argo, hier Aegeon das erſte Seeſchiff gebaut haben. Das goldreiche Orchomenos war der Sitz der Minyer, die durch Seefahrten und Bauten eine frühe Kultur bekundeten. Auf orientaliſche Einflüſſe deuten die Kadmosſage und ebenſo die von Herakles; die Sage vom Amphion, deſſen Spiel die Steine zum Mauerbau zuſammenfügte, weiſt auf Einfluß von Lydien hin; über das Meer kam auch der

Apollodienſt, deſſen älteſte Altäre in Tempe und Pagaſä ſtanden, und auch in Böotien wußte man von der Ankunft des Apollon von den öſtlichen Inſeln über Euböa her zu erzählen. Die Thraker Pieriens pflegten Muſendienſte und Sangeskunſt und verpflanzten ſie auch an den böotiſchen Helikon, dort erwuchs im Geſange die Götterwelt des Olymp, hier die Theogoniſche Dichtung des Sängers von Askra. Beide Landſchaften erhielten durch die Wanderungen eine gleichartige Bevölkerung äoliſchen Stammes, deren Lebensweiſe hier wie dort dieſelbe war. Gemeinſam war beiden Abneigung gegen den Seeverkehr, von welchem ſchon Heſiod ſeine Landsleute abmahnte; Epaminondas machte vergebliche Verſuche, eine böotiſche Seemacht herzuſtellen. Ackerbau, Roßzucht, gymnaſtiſche Uebungen, Neigung zu derben, ſinnlichen Genüſſen und Schwelgerei, Abneigung von geiſtiger Beſchäftigung waren den Böotiern und Theſſaliern eigen. Die Theſſalier galten überhaupt nur für halbe Hellenen, und ſprichwörtlich war die böotiſche Stumpfheit. Uns Böotier, ſagt Plutarch, nannten die Attiker ſonſt nur Dickköpfe, dumm und gefühllos, vornehmlich wegen der Gefräßigkeit. Andere hießen uns gar Schweine und Menander-Leute, die brave Kinnbacken haben. Zu einer politiſchen Einigung ſind beide Landſchaften nicht gelangt, da es ihnen an einem natürlichen Mittelpunkt gebrach. Das Innere Theſſaliens iſt durch einen Höhenzug, der von Norden nach Süden die Ebene durchſchneidet, und ſelber von dem Peneios in der Richtung von Weſten nach Oſten durchbrochen wird, in zwei Ebenen getheilt. Die weſtliche größere iſt die von Pharſalus, die kleinere öſtliche die von Lariſſa, worin noch die dotiſche Ebene am Böbeſee unterſchieden wird. Pharſalus, Lariſſa und Kraunon waren die Mittelpunkte dieſer Diſtrikte, welche ſchon die Theſſalier bei ihrer Einwanderung als Städte vorfanden und die auch ſeitdem Herrſcherſitze verſchiedener Dynaſtengeſchlechter (Aleuaden und Skopaden) geblieben ſind. Nur ausnahmsweiſe ſtellte ſich die theſſa-

liſche Ritterſchaft im Kriege unter einen ſelbſtgewählten Herzog. Böotien mit ſeinen beiden Küſten, ſeinen beiden Flußthälern, den beiden Tiefebenen des Kopais und des hyliſchen Sees, die durch das Gebirge Phikion voneinander getrennt ſind und den beiden ſtets rivaliſirenden Hauptorten Theben und Orchomenos widerſtand gleichfalls der politiſchen Einigung; nur vorübergehend und ungern fügten ſich die Städte der thebaniſchen Hegemonie, von der Platää, Theſpiä und Orchomenos nie etwas wiſſen wollten. Die Roſſezucht begünſtigte das Aufkommen der Ariſtokratie; daher ritterliche Adelsgeſchlechter für gewöhnlich an der Spitze aller böotiſchen und theſſaliſchen Städte ſtanden, die ſich gemeiniglich ſchlechtweg Ritter nannten. Und die theſſaliſche Reiterei galt für die ausgezeichnetſte in Hellas. In der Kriegsgeſchichte ſind beide Landſchaften gleich wichtig wegen zahlreicher Durchzüge und Entſcheidungskämpfe, da ihre Lage zu den andern Staaten und ihre Niederungen, die für die Entwickelung von Heeresmaſſen, namentlich Reiterei, geeignet waren, vielfache Gelegenheit zu feindlichen Zuſammenſtößen boten. In Böotien beſonders konnten die Heere vom Peloponnes, von Attika, Theſſalien und vom Weſten her am bequemſten ſich vereinigen; es war daher auch wie keine andere helleniſche Landſchaft durch zahlreiche Schlachtfelder ausgezeichnet als der eigentliche „Tanzplatz des Ares", wie Epaminondas es nannte. Platää, Chaeronea, Koronea, Leuktra erinnern an wichtige Entſcheidungen der griechiſchen Geſchichte. Auch Theſſalien war ein Land militäriſcher Durchzüge und Kataſtrophen. An die Kämpfe der Perſer, Makedonier, Römer erinnern die Schlachtfelder von Pharſalus, Krannon, Kynoskephalae u. a. Endlich waren beide Landſchaften auch in der auswärtigen Politik nicht beſonders glücklich. In den Perſerkriegen ſchloſſen ſie ſich dem Nationalfeinde an. Beide machten vorübergehend den Verſuch, eine hegemoniſche Stellung in Griechenland einzunehmen, Theſſalien unter den Tyrannen von Pherae, namentlich Jaſon; Böotien unter Epaminondas und Pelopidas. Doch

die böotiſche Hegemonie diente nur dazu, die ältere ſpartaniſche zu ſtürzen, ohne die Verhältniſſe von Hellas zu beſſern. Der Verſuch einer theſſaliſchen Oberleitung rief nur die Intervention Makedoniens herbei und brachte Knechtſchaft über alle Hellenen.

Betrachten wir nun Lakonien, die Landſchaft des Peloponnes, die mit den ebengenannten in Parallele zu ſetzen iſt. Lakonien iſt wie Theſſalien ein von bedeutenden Bergrücken rings umſchloſſenes Tiefland, nur dachen ſich die Gebirge nach dem Inneren und nach der Thalrinne des Eurotas allmählicher ab als in Theſſalien. Der Eurotas entſpricht als Hauptfluß Lakoniens dem Peneios, und wie dieſer ſich in der Thalſchlucht von Tempe einen Ausgang geſchaffen hat, ſo durchbricht auch jener in Stromſchnellen die Querzüge, welche vom Parnon, von Oſten her, und vom Taygetos, von Weſten her, ſich ihm in den Weg ſtellen. Die Meeresküſte iſt hier wie dort durch einen tiefeinſchneidenden Meerbuſen gegliedert, der auch in Lakonien in älteſter Zeit überſeeiſchem Schiffahrtsverkehr diente; von der Inſel Kythera (Cerigo) reichten phönikiſche Einwirkungen in das Binnenland herein. Das Innere der Landſchaften hatte vorzugsweiſe Befähigung zum Ackerbau und der Viehzucht, welche für die wirthſchaftlichen und ſozialen Zuſtände beider Länder beſtimmend wurden.

Der Taygetos nimmt die Richtung des Pindus wieder auf, und dieſe beiden bedeutendſten Gebirgszüge ſtellen die Hauptgebirgsaxe von Hellas dar. Der Parnon, welcher das Innere Lakoniens von der Oſtküſte abſperrt, entſpricht der Magneſia im Oſten Theſſaliens, und die Bergnamen Olymp und Oſſa kehren auch hier wieder. Das Eurotasthal gliedert ſich wie das des Peneios in vier natürliche Abſchnitte: das obere Bergland, das innere Hochthal von Lakedämon, der Durchbruch durch die ſüdlichen Berge und das Mündungsgebiet. Ebenſo durchläuft der Peneios die obere Ebene von Pharſalus, die untere von Lariſſa, die Schlucht von Tempe und

die äußere Küſtenebene. Von dem inneren Thale Lakedämons behauptete man wie von Theſſalien, daß die Gewäſſer darin ſich einſt zu einem See angeſtaut hätten, bis ſie einen Ausweg fanden, und ſumpfige Niederungen bei Sparta ſollten noch eine alte Spur des ehemaligen Waſſerſtandes ſein. In beiden Landſchaften wurde zur Zeit der großen Wanderung der Staat durch Eroberung unter achäiſchen Fürſten gegründet und der hiſtoriſche Charakter feſtgeſtellt. Die Peneſten in Theſſalien wurden Leibeigene, wie die Heloten in Sparta. Die Gebirgsbewohner wurden hier wie dort tribut- und kriegspflichtige Periöken oder Bundesgenoſſen. Bei Beiden überwog die kriegeriſche Beſchäftigung, die Theſſalier waren das beſte Reitervolk, die Spartaner das beſte Fußvolk in Hellas. Hier wie dort waren die Eroberer dem Handelsverkehr abgeneigt, während in früheren Zeiten beide Landſchaften dieſem geöffnet waren; hieraus ergaben ſich in Theſſalien und Lakonien als charakteriſtiſche Merkmale eine kontinentale Abſchließung, ritterliche Lebensweiſe in Krieg, Jagd und geringes Maß von geiſtiger Bildung. Theſſalier wie Spartaner machten Verſuche zu weiteren Eroberungen und Begründung einer Herrſchaft über die anliegenden Landſchaften. Die Eroberer traten hier wie dort in die ſchon vorhandenen Kultusverbindungen der Landſchaften ein und erweiterten dieſelben zur amphiktyoniſchen Vereinigung. So breitete ſich durch die theſſaliſche Wanderung die Amphiktyonie von Tempe und Thermopylä an den Parnaſſos in Mittelhellas aus, während die Spartaner durch den Eintritt in die olympiſche Feſt- und Opfergemeinſchaft an die Spitze einer peloponneſiſchen Amphiktyonie traten.

Von ſo übereinſtimmenden Anfängen ausgehend war dennoch die Entwickelung Spartas und Theſſaliens und ihre Einwirkung auf das übrige Hellas ſehr verſchieden. Zunächſt kommt hierfür in Betracht die ungleiche Begabung des äoliſchen und

des doriſchen Stammes. Der äoliſche Stamm kennzeichnete ſich durch Leidenſchaftlichkeit und Neigung zu ſinnlichem Genuß; er verſtand es weder der ſtaatlichen Disziplin noch der ſittlichen Zucht die ungeſtümen Triebe ſeiner Natur zu unterwerfen. So ſind ſie immer zwiſchen dem ioniſchen Leichtſinn und der männlichen Beſonnenheit der Dorer getheilt geblieben und auf keine rechte Mittelſtraße gelangt. Die harte Einſeitigkeit der Spartaner dagegen entſagte aller Selbſtſucht der Einzelnen, um die ganze Thatkraft dem politiſchen Leben zuzuwenden und hier dauernde Erfolge zu erringen.

Das Innere Theſſaliens enthielt, wie ſchon oben bemerkt, mehrere Ebenen, die ſo geräumig waren, daß ſie für mehrere große Städteanlagen ausreichten. Daher zerſtreuten ſich die Theſſalier über die ganze Landſchaft und gründeten in den alten Städten Lariſſa, Krannon und Pharſalos einzelne Herrſcherſitze. Die doriſchen Eroberer Lakoniens dagegen ſammelten ſich alle im Eurotasthale, wo ſie in Sparta ein bleibendes Standlager und einen einheitlichen Mittelpunkt der Landſchaft gründeten. Das hohle Lakedämon iſt die einzige Ebene im Innern der Landſchaft zwiſchen Taygetos und Parnon, durch Fruchtbarkeit und Sicherheit ihrer Lage in dem Grade von der Natur bevorzugt, daß dadurch die ganze Landſchaft den Charakter der Konzentration erhält, welcher mehr als alles andere ihre geſchichtliche Eigenthümlichkeit ausmacht. Dieſes Mittelland war daher zu allen Zeiten das Kernſtück Lakoniens, der Sitz der Macht und Herrſchaft. Im politiſchen Leben kamen dementſprechend die Theſſalier nicht zu einheitlicher Staatenbildung. In Adelsfaktionen, als Söldner in auswärtigen Dienſten, unter dem Druck von Tyrannen und wechſelnden Herrſchaften zerſplitterten und zerrieben ſie ihre ungebändigte Kraft. Die Spartaner erlangten in der lykurgiſchen Verfaſſung, die mehr Volksſitte als künſtliche Geſetzgebung war, eine Einigung und

charaktervolle Ausgestaltung ihres Volksthumes, nicht unähnlich dem Bergkrystall, der, in der Tiefe still und stetig gewachsen, kaum der nachhelfenden Menschenhand bedarf, um seine durchsichtige Schönheit in der Regelmäßigkeit seiner Struktur zu enthüllen. Endlich waren die Spartaner imstande, sich durch die olympische Festfeier eine hegemonische Stellung fast im ganzen Peloponnes zu erwerben, während die Thessalier in der nördlichen Amphikyonie trotz ihrer Eroberungsgelüste es nie zu einer festbegründeten Herrschaft gebracht haben. So wurde durch die große Wanderung am Nord- wie am Südende von Hellas unter der Leitung achäischer Fürsten eine bedeutende Niederlassung gegründet, deren letzte Ergebnisse bei vieler Aehnlichkeit ihrer Anfänge doch zu verschiedenen Resultaten führten. Die Kraft der Thessalier ist von geringem Einfluß auf die Geschichte und das Kulturleben von Hellas geblieben und in fruchtlosen Kämpfen vergeudet worden. Am Eurotas war ein geringes Samenkorn ausgestreut, das doch zum stattlichen Baume erwuchs, der seine Zweige schirmend und schattend über die hellenische Welt gebreitet hat. Hier zeigte sich, was eine kleine, aber wohlorganisirte Macht zu leisten vermag, wo alle Kräfte in einer einheitlich geschlossenen Form gesammelt und alle Theile als Glieder den Zwecken des Gesammtlebens dienstbar gemacht sind. Thessalien hatte immer etwas von einer ungeordneten polnischen Magnatenrepublik. Sparta gelang es, durch die zusammenfassende Energie seines Volksthumes und die Disziplin seiner Gesetzgebung einen Kosmos des politischen und sittlichen Lebens zu gestalten, der von den bedeutendsten griechischen Staatsmännern und Denkern in vieler Beziehung als ein Musterbild staatlicher Lebensordnung betrachtet ward.

Gehen wir von den Binnenländern auf die vorgelegten Küstengebiete des östlichen Litorals über, so bemerken wir, daß

dasſelbe nicht nur durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Gliederung, ſondern auch durch eine auffallende Regelmäßigkeit der geographiſchen Geſammtanlage ſich auszeichnet. In Nord- wie Mittel- und Südhellas iſt die Küſtenbildung der Oſtſeite übereinſtimmend durch die Wiederkehr gewiſſer landſchaftlicher Elemente charakteriſirt, die bei aller lokalen Verſchiedenheit doch ein gemeinſames Grundverhältniß der Gliederung darſtellen. Hier wie dort findet ſich ein tiefeinſchneidender Meerbuſen, der auf der einen Seite von einer gebirgigen Halbinſel, auf der anderen von einem mehr oder weniger breiten Küſtenſaume eingeſchloſſen wird, während ein zweiter Meerbuſen die ſüdliche Begrenzung dieſes Küſtenſaumes bildet. Dieſe Verhältniſſe geſtalten ſich ſpezieller folgendermaßen:

Der Meerbuſen von Pagaſae (Volo) iſt von der vorſpringenden Halbinſel Magneſia und dem Ausläufer des Otrys eingeſchloſſen, der nach Weſten in die Landſchaft Phthiotis ſich hineinzieht. Beide Landſchaften ſind durch Gebirgscharakter und Küſtenlage von dem flachen Binnenlande Theſſalien geſondert, dennoch aber der einfachen und kompakten Geſammtanlage von Nord-Hellas entſprechend feſt an den Stamm des Binnenlandes angeſchloſſen, Glieder des Feſtlandes, die gleichſam noch nicht zu voller Freiheit entlaſſen ſind. Dementſprechend führten die Stämme dieſer Küſtenlandſchaften, achäiſcher und joniſcher Herkunft, in älteſter Zeit ihr eigenes Leben und wirkten durch Fremdenverkehr, Schiffahrt, Heroenleben, Geſang und Muſendienſt vielfach erweckend auf das Binnenland ein. Darauf weiſen die Sagen von Jolkos und Pherae, vom Pelion, von Phthia, die thrakiſchen Sänger Pieriens und die Götterwelt des Olymp. Die theſſaliſche Wanderung bildet dagegen einen Rückſchlag der Stämme des Binnenlandes gegen die des Küſtenlandes. Die Magneten und Phthioten blieben zwar in einer gewiſſen lokalen Selbſtſtändigkeit und behielten ihre eigene

Stimme im Amphiktyonenbunde, mußten ſich aber als Bundesgenoſſen der Theſſalier zur Kriegs- und Tributpflicht bequemen. In der ſpäteren helleniſchen Zeit, als alle alten Einigungen ſich lockerten und das Streben nach lokaler Autonomie beſtimmend ward, traten auch dieſe Gegenden in größerer Selbſtändigkeit wieder hervor, und die Tyrannen von Pherae beherrſchten ſogar vorübergehend das Binnenland von Theſſalien. Die Küſtenfeſtung Demetrias wurde darauf in der makedoniſchen Zeit eine Zwingburg, welche das ganze nordhelleniſche Binnenland im Zaum halten ſollte. Die inſulariſche Beigabe, die allen helleniſchen Küſten zukommt, iſt hier nur kärglich ausgefallen in der kleinen Inſelgruppe Ikos, Skiathos, Peparethos, die nur als Schifferſtation nach der thrakiſch-makedoniſchen Küſte bemerkenswerth ſind.

Betrachten wir die Verhältniſſe des mittelhelleniſchen Litoralgebietes, ſo entſpricht die Inſel Euböa mit ihren drei Gebirgshäuptern Thelethrion, Dirphis (Delphi) und Ocha der nördlichen Halbinſel Magneſia mit dem Olymp, Oſſa, Pelion. Urſprünglich hing ſie, wie die Alten wiſſen wollten, mit dem Feſtlande zuſammen, von dem ſie durch eine Naturrevolution losgeriſſen wurde. Die ſchmalſte Stelle des Meeres, der Euripos, iſt nur zweihundert Fuß breit. Hierdurch aber ward die Inſel dem tiefen Binnenlande von Böotien gegenüber ein geſondertes Glied und eine ſelbſtändige Landſchaft von Mittel-Hellas. Statt des ſchmalen Vorgebirges des Otrys tritt hier, dem individualiſirten Charakter von Mittel-Hellas entſprechend, an der Südſeite Böotiens Attika als eine breite, ſolide Spitze hervor, die durch ſtarke Naturmarken vom Binnenlande geſondert und an Größe Böotien nicht nachſtehend auf ein ſelbſtändiges Leben in voller ſtaatlicher Autarkie angewieſen war. Attika hatte überdies den natürlichen Vortheil einer durch die centrale Ebene von Athen ſich von ſelbſt ergebenden Einigung der

ganzen Landſchaft. Die Bedeutung der eingeſchloſſenen und umgebenden Meerestheile iſt hier gleichfalls eine höhere als im Norden. Das euböiſche Meer iſt nicht ein einfacher Meerbuſen, ſondern ein doppelter, der die Durchfahrt nach Norden und Süden freiläßt. Und auf der anderen Seite Attikas erhält der ſaroniſche Meerbuſen durch die Annäherung an den korinthiſchen eine weit größere Wichtigkeit als der maliſche im Norden, der von dem ihm korreſpondirenden ambrakiſchen Meerbuſen durch ein breites Binnenland geſchieden iſt. Die inſulariſche Ausſtattung bildet die Kykladengruppe, die ſich als eine maritime Fortſetzung der Gebirge Attikas und Euböas darſtellt und hier viel reichlicher ausgefallen iſt als im Norden. Die Küſtenbevölkerung dieſer Striche behauptete ſchon in älterer Zeit ihre Selbſtändigkeit. Zahlreiche überſeeiſche Einwirkungen fanden in älteſter Zeit durch Kreter, Karer, Phönikier ſtatt. Der öſtliche Schifffahrtsverkehr hatte im Euripos wie im pagaſäiſchen Meere einen Ausgangs- und Mittelpunkt. Die Landwanderung bildet auch hier einen Rückſchlag. Doch behauptet ſich Attika ſelbſtſtändig, wenn auch mit dem Verluſt von Megaris an die Dorer und des Aſoposthales an die Böoter. Euböa ging ihm voran in Handel, Koloniſation und einer Art Seeherrſchaft über die Inſeln, in der es ſpäter durch Attika abgelöſt wurde, das durch ſeine in vorgeſchichtlicher Zeit vollzogene ſtaatliche Einigung wiederum zur Rückwirkung auf das Küſtenland befähigt war. In makedoniſcher Zeit wurde Chalkis auf Euböa die Zwingburg für Mittel-Hellas wie Demetrias für den Norden. Die Kykladengruppe ward Leiter und Träger der ioniſchen Seewanderung nach Kleinaſien; lange Zeit ein religiöſer und maritimer Mittelpunkt des ganzen ioniſchen Stammes hüben und drüben und politiſch meiſt ein Anhang von Euböa oder Attika.

Endlich in Südhellas tritt wiederum ein anderes Verhält-

niß der Küſtengeſtaltung und ihrer geſchichtlichen Beſtimmung ein. Der argoliſche Meerbuſen wird eingeſchloſſen von einer weit vorſpringenden, von Gebirgsmaſſen erfüllten Halbinſel und der Küſtenlandſchaft Kynuria, deren Fortſetzung bis zum Kap Malea urſprünglich auch zu Argos gehörte. Dieſe Theile erſcheinen wieder feſter an das Binnenland angeſchloſſen als die entſprechenden in Mittel-Hellas, doch ſelbſtändiger hervorgebildet als die analogen Landſchaften in Nord-Hellas. In hiſtoriſcher Hinſicht erfreute ſich Argolis wie Attika und Euböa in älteſter Zeit eines regen Fremdenverkehrs und zugleich ſtaatlicher Selbſtändigkeit. Es muß als die dem Oſten zugewendete Stirnſeite des Peloponnes eine gewiſſe Ueberlegenheit und ſogar eine hegemoniſche Stellung über die weſtlichen Landſchaften eingenommen haben. Darauf deuten die Sagen von der Macht der Atriden und Agamemnons Führerſchaft im troiſchen Kriege. Die Landwanderung rief auch hier einen Rückſchlag hervor. Argolis erlag einer feindlichen Invaſion wie die Küſtengebiete in Nord-Hellas, behauptete trotzdem, wenn es auch das ganze ſüdliche Küſtengebiet und die Kynuria einbüßte, wie Attika ſeine ſtaatliche Selbſtändigkeit. Es ſchloß ſich nie dem peloponneſiſchen Bunde Spartas an und kämpfte gegen deſſen Ueberlegenheit ſtets in rivaliſirender Eiferſucht an, gleich der argiviſchen Here, die dem doriſchen Herakles feindlich geſinnt war. Eine landſchaftliche Einigung fand dennoch nicht ſtatt, ſondern nur ein Bundesverhältniß der bedeutenderen Städte, an deren Spitze gelegentlich Argos trat. Denn die centrale Ebene von Argos war zu klein und dürftig, um die ganze Halbinſel unmittelbar beherrſchen zu können, wie die Ebene um Athen das attiſche Land, und wenn Argolis dieſelben landſchaftlichen Elemente wie Attika aufweiſen konnte, nämlich Küſtenebene (Pedias), Gebirgsland (Diakria) und Litoral (Paralia), ſo fielen doch dieſe hier in größeren Maſſen und Linien aus-

einander ohne jene kompakte einheitliche Gruppirung, welche einen Vorzug Attikas bildete. So kam es, daß die Städte an der Nordseite der argolischen Halbinsel in engerer Beziehung zu den anderen Orten am saronischen Meerbusen als mit Argos standen und ihr politischer Zusammenhang mit diesem immer durchrissen ward. Die insularische Fortsetzung der Halbinsel, welche durch Melos, Thera und Kreta angedeutet wird und auch durch den vulkanischen Charakter jener Inseln geognostisch begründet erscheint, tritt bedeutsamer hervor als im Norden, doch weniger reich und mannigfaltig als in Mittel-Hellas. Diese Inseln wurden Träger und Stationen der dorischen Seewanderung nach Kleinasien wie die Kykladen die der ionischen.

Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, daß von den drei Binnenlandschaften Thessalien, Böotien und Lakonien nur das letztere die Befähigung und den Vorzug der politischen Einigung hatte, von den Küstenlandschaften nur Attika; denn das nördliche Litoralgebiet hatte weder eine hinreichende Selbstständigkeit noch innere Einigung. Argolis hatte die erstere, aber entbehrte der andern; Attika besaß beides, Selbständigkeit und Einheit. Schon hieraus folgt, daß Lakonien und Attika durch das Uebergewicht ihrer politischen Kräfte zu einer hervorragenden Stellung in der griechischen Staatenwelt berufen waren. Als See- und Binnenstaat, als Hauptrepräsentanten des ionischen und dorischen Stammes und der sich hier anschließenden verschiedenartigen Bildungen in Staat und Sitte wurden sie, einander ausschließend und ergänzend, die hervorragenden Pole und Leiter des politischen Lebens, wie der gesammten Kulturentwickelung der Hellenen. Dieser landschaftlich, ethnisch und politisch ausgebildete Dualismus von Attika und Lakonien ist die letzte Spitze, in welche eine jede Betrachtung des hellenischen Landes auslaufen muß, die darauf ausgeht, unter der Fülle der zusammenwirkenden natürlichen Faktoren

das letzthin entscheidende, für die Geschichte maßgebende Grundverhältniß der Bodengestaltung zu vermitteln. Diese Betrachtung kann daher erst zu ihrem Abschluß kommen durch ein genaueres Eingehen in die Naturbeschaffenheit des attischen Landes.

Attika ist die im Südosten von Hellas vorspringende Halbinsel zwischen dem saronischen und euböischen Meerbusen, ein dreiseitiges Felsplateau, welches sich von Norden nach Süden bis zum Vorgebirge Sunion (Kolonna) allmählich abdacht mit einem Flächeninhalt von ca. 40 Quadratmeilen. Die Landgrenze im Norden gegen Böotien bildet der 4340 Fuß hohe Kithäron und daneben, durch den Paß von Elentherae geschieden, der wolkensammelnde Parnessos (4350 Fuß). An diesen schließt sich im Süden das kleine Massengebirge des Pentelikon oder Brilessos 3420 Fuß hoch. Von ihm durch ein Querthal geschieden zieht sich der sattelförmig geschwungene Hymettos (2500 Fuß) südwärts, woran sich die laurischen Berge anschließen, welche die Südspitze der ganzen Halbinsel ausfüllen. Noch ist ein kleiner Bergzug Aigaleos zu bemerken, der vom Kithäron (Elateos) in südwestlicher Richtung nach dem saronischen Busen zieht. Wir betrachten zunächst die aus der Lage und Richtung dieser Gebirge sich ergebende innere Gliederung des Landes: Das Land zerfällt in vier durch die Gebirge gesonderte Hauptstücke, die Ebene des Kephisos um Athen, pedion oder pedias genannt, die kleinere thriasische Ebene von Eleusis, von jener durch den Aigaleos geschieden; sodann die Ebene von Marathon auf der Ostküste, welche der Pentelikon von der Kephisosebene scheidet. Sie enthielt die alte ionische Tetrapolis von Marathon, Probalinthos, Trikorynus und Oenoe, endlich das Küstenland auf dem Ostabhange des Hymettos mit der inneren Ebene Mesogäa.

Wie das Land, ſo war auch die Bevölkerung in alter Zeit vierfach getheilt. Die Namen der vier Adelsphylen Geleonten, Hopleten, Ergadeis, Aigikoreis deuten darauf hin, daß ſie urſprünglich auch nach geſonderten Sitzen lokaliſirt waren. Doch läßt ſich darüber mit Sicherheit nichts ermitteln. Daß dieſe vier Phylen einſt beſondere Staaten unter eigenen Königen waren, beſagt die alte Tradition. Nach der Sage hatte König Pandion das Land, wozu damals auch Megaris gehörte, unter ſeine vier Söhne getheilt. Doch war nicht die Einheit ſondern die Getheiltheit des Landes das Urſprüngliche, und für die letztere ſollte nur ein hiſtoriſcher Grund nachgewieſen werden. Daneben finden wir noch eine durch den landſchaftlichen Charakter bedingte Eintheilung oder Gruppenbildung der Bewohner nach ihren ſozialen Unterſchieden, die Pediäer bildeten den Grundadel um Athen, die Diakrier den kleinen Bauernſtand im nördlichen Gebirgsland und die Paralier waren die Küſtenbewohner vom ſüdlichen Hymettos bis zum Kap Sunium. Sie bildeten bekanntlich die politiſchen Parteien, deren Intereſſen zur Zeit des Solon ſo feindlich gegeneinander gekehrt waren und auch in der von Solons neu begründeten Verfaſſung die innere Spaltung in Wirkſamkeit erhielten. Trotz dieſer ausgeſprochenen Vier- oder Dreitheilung des Landes und ſeiner Bevölkerung iſt das älteſte authentiſche Faktum der attiſchen Geſchichte die Zuſammenziehung der einzelnen Theile zu einem einzigen Staate, angeblich durch Theſeus. Die verſchiedenen Regierungsſitze des Landes wurden nach Athen verlegt, wo ſich jetzt auch der Königsſitz und das Prytaneion befand; die ganze Landſchaft war fortan ein Staat. Zu dieſer Konzentration, die ſonſt in keiner Landſchaft außer in Lakonien ſo früh eintrat, war auch die natürliche Anlage gegeben. Die Ebene von Athen wurde der Mittelpunkt des ganzen beherrſchenden Landes, weil ſie die größte im Lande war

(4—5 Quadratmeilen) und daher für bedeutendere Landgüter geeignet. Deshalb war hier von Anfang an die Hauptmasse des Adels angesessen und durch ihn der Schwerpunkt des politischen Lebens hierhin verlegt. Diese Ebene besaß die besten Häfen und hatte daher schon früh mancherlei Beziehung zu den gegenüberliegenden Küsten des saronischen Meerbusens. Durch ihre centrale Lage konnte die Verbindung mit den übrigen Ebenen durch Straßen und Pässe leicht vermittelt werden. Seit Pisistratus breitete sich ein Netz von Landstraßen über ganz Attika, das seinen Mittelpunkt am Altar der zwölf Götter in Athen hatte. Daß nur in dieser Pedias die Hauptstadt des ganzen Landes gelegen sein konnte, geht hieraus hervor. Doch genauer noch motivirt sich die Gründung Athens durch folgende Merkmale seiner lokalen Umgebung. Die Akropolis ist der letzte isolirte Ausläufer einer Kette von Felsmassen, die sich vom Parnessos her mitten in die Ebene herein erstreckt. Daher ist sie zur Ueberschau und zur Beherrschung des Landes vorzugsweise geeignet und durch ihre schroffen Felswände und geringe Zugänglichkeit zur Vertheidigung wohl geschickt. Daneben luden eine Anzahl hervorragender Hügel zu festen Ansiedelungen ein. Neben der Akropolis, die wohl von den ältesten Pelasgern besetzt war, hat sich auf dem Hügel Agra im Osten wahrscheinlich eine ionische Niederlassung gebildet, auf dem Mouseion im Süden siedelten sich Thraker und auf Melite im Westen phönikische und karische Kolonisten an. Sie bildeten ursprünglich getrennte Gemeinden, die zu einer Stadt vereinigt wurden, ähnlich wie in Rom durch Servius Tullius die Vereinigung der verschiedenen Stadtquartiere zu einem Ganzen erfolgte. Auf der Südseite der Burg befand sich die Quelle Kalirrhoe, die einzig in ihrer ganzen Nachbarschaft, und ihre gemeinsame Benutzung von seiten der verschiedenen Ansiedlungen war es vermuthlich, die den Anstoß

zu ihrer politiſchen Einigung gab. Die beiden Hauptflüſſe Attikas, der Kephiſos und der etwas kleinere Iliſſos, jener vom Pentelikon, dieſer vom Hymettos herkommend, treffen unmittelbar in der Nähe der Stadt zuſammen. Iſt auch ihr Waſſergehalt ſo gering, daß ſie, wenigſtens im Sommer, ſich im Boden verlieren, ſo dienten ſie doch in alter und in neuerer Zeit dazu, durch mancherlei Abzüge und Berieſelungswerke eine höhere Bodenkultur und ſorgfältigen Gartenbau in der Nähe der Stadt zu erhalten. Hierzu kommt endlich die Nähe der Küſte mit ihren Häfen, wovon die Stadt nur eine Meile (35 bis 40 Stadien) entfernt liegt, weit genug, um die Gefahr vor einem Ueberfall durch Seeräuber zu mindern, welche in der älteſten Zeit an allen griechiſchen Küſten zu gewärtigen war doch nahe genug, um an den Vortheilen des Seeverkehrs theilnehmen zu können. So erſcheint die Einheit des ganzen Landes durch die Lage ſeiner Hauptſtadt geſichert, für welche die Natur in den mannigfachen Geſtaltungen der Bodenoberfläche die zuſammenwirkenden Bedingungen von Gedeihen und Machtentwickelung geſchaffen hat. Die Hügelgruppe am Kephiſos iſt der deutlich accentuirte Mittelpunkt der Pedias, wie dieſe das natürliche Centrum des ganzen attiſchen Landes.

Betrachten wir die natürliche Ausſtattung des Landes, ſo erſcheint der Boden Attikas nicht allzu ergiebig. Eine mäßig hohe Schicht Ackererde war auf dem felſigen Grunde aufgelagert und zum Theil durch Regengüſſe von dem Felſen weggeſpült, ſo daß ſchon die Alten das Land mit einem entfleiſchten Gerippe verglichen. Der Boden bedurfte der Arbeit, gewährte dann aber auch, was er lieferte, in ausgezeichneter Güte, ſo beſonders Gerſte und Weizen. Von Eleuſis ſoll die Gabe der Demeter allen anderen Hellenen zugekommen ſein. Doch reichte die Kornproduktion wenigſtens in ſpäterer Zeit nicht mehr aus. Die Olive, das Geſchenk der Pallas, gedieh vortrefflich auf dem

felsigen Boden, daneben auch Feigen und Wein. Der Landbau, der beständig eine harte Arbeit erforderte, gewöhnte die Bewohner an Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Mäßigkeit, Eigenschaften, die einen hervorragenden Zug des attischen Volkscharakters in seiner bessern Zeit bildeten.

Die Viehzucht erstreckte sich besonders auf Schafe, denen zahlreiche Flächen von ganz dünner Erdschicht auf dem Gebirge zur Weide dienten. Ihre Wolle war nächst der milesischen geschätzt und auch außerhalb begehrt. An Eseln und Maulthieren war kein Mangel. Für die Pferdezucht eignete sich der steinige Boden wenig, doch war sie auch hier den adligen Geschlechtern unentbehrlich. Schlachtvieh mußte von außen, besonders von Euböa eingeführt werden. Die aromatischen Kräuter des Hymettos begünstigten die Bienenzucht, und der attische Honig war ein überall geschätzter Artikel. Das Mineralreich lieferte edlen weißen Marmor vom Pentelikon, ohne den die Blüthe der plastischen Künste in Athen nicht möglich gewesen wäre. Am Vorgebirge Kolias fand sich eine feine weiche Thonart, die für die Entwicklung der bildenden Kunst in Athen von Wichtigkeit war. Das Gewerbe der Töpferei war in Attika uralt und hat einem besonderen Stadttheil von Athen den Namen Kerameikos gegeben. Es lieferte Geschirre und Vasen aller Art mit schwarzem Grund und gelben Figuren im entwickelteren Stil als einen der wichtigsten und verbreitetsten Exportartikel. Attische Thonwaaren finden sich selbst in Abessinien, Mauretanien und im Skythenlande. Erzguß wurde seit der ältesten Zeit in verschiedenen Gauen Attikas handwerksmäßig und künstlerisch betrieben. Der Stolz des Landes aber waren die Silberbergwerke der laurischen Minen, wovon der Dichter Aeschylos rühmt: „Silber quillt in seinen Bergen, Erdenschoßes reicher Schatz.“ Ihr Ertrag ermöglichte in einem entscheidenden Augenblick der attischen Geschichte die Aufstellung einer Flotte, wovon damals

die Rettung des Staates und seine ganze Zukunft abhing. Die feine attische Silbermünze hatte in allen griechischen Häfen Kurs, sowie die attische Sprache durch ihr feines und scharfes Gepräge sich zum unentbehrlichen Mittel des Gedankenaustausches unter den Gebildeten erhob. Die Küstenbildung machte das Land zum Handel und Seeverkehr wohl geeignet. Die besten Häfen waren auf der Westküste, die Rhede von Phaleron und die buchtenreiche Halbinsel des Piräus, ursprünglich eine Insel, die erst durch Anschwemmung mit dem Festlande verbunden wurde. Schiffahrt, Fischerei und Purpurfang gewährten der Küstenbevölkerung ihren Unterhalt. Die hohe Lage des Landes und die frische, reine Seeluft, von der Attika umgeben war, wirkte förderlich auf die Gesundheit, auf körperliche Frische und geistige Spannkraft. „Sanft und milde", so rühmt Euripides von seinem Lande, „ist unsre Luft. Der Frost des Winters nie zu streng noch drückend Phöbus' Strahl." Aus der feinen und leichten Luft wollten die Athener ihren angebornen Mutterwitz ableiten, wie man andererseits sagte, daß der Stumpfsinn der Böoter in der trüben, dicken Luft ihres Landes seinen Grund habe.

Somit war in Attika eine Anlage zu großer Vielseitigkeit des Lebens in den Beschäftigungen des Acker- und Gartenbaues, der Viehzucht, des Bergbaues, des Handels- und Seeverkehrs, der Gewerbe und Künste gegeben. Doch ist zu bemerken, daß die Naturalproduktion an Umfang und Bedeutung hinter der gewerblichen zurückstand; sie reichte nur in älterer Zeit bei geringerer Bevölkerung und einfacheren Verhältnissen aus, daher überwog in der älteren Geschichte Attikas die reine Naturalwirthschaft, später, etwa seit den Perserkriegen, gewinnen Handel und Seeverkehr, gewerbliche Produktion und Kapitalwirthschaft das Uebergewicht.

Die geschichtliche Stellung des Landes wurde durch seine

geographiſche Lage und Bodenverhältniſſe weſentlich bedingt. Attika, an der Südoſtküſte von Mittel-Hellas gelegen und durch Gebirge von den Nachbarſtaaten getrennt, hat eine abgeſonderte Lage, die es anfänglich von Berührungen mit anderen Staaten fernhielt. Es lockte zur Zeit der Wanderungen nicht an wegen der Kargheit des Bodens, war mehr ein Aſyl für Flüchtlinge als Ziel der Eroberung. Ohne Ausſendung von Kolonien oder lebhafte Betheiligung am Handel verharrte die Bevölkerung in beſchränkten bäuerlichen Verhältniſſen und ſtand mit den übrigen Staaten faſt nur durch Feſtgenoſſenſchaften von Delos, Thermopylä, Delphi und dem Iſthmos in Beziehung. Der Athener Theokles, der ſeinen Landsleuten den Vorſchlag zur Ausſendung von Kolonien machte, wurde von ihnen abgewieſen und begab ſich nach Chalkis, wo er mit ſeinen Vorſchlägen mehr Gehör fand. Im Kampf gegen Poſeidon hatte einſt Pallas Athene mit den Gaben des Ackerbaues ſich die Herrſchaft über das Land errungen, aber es kam die Zeit, wo Poſeidon die Oberhand gewinnen und das geſchichtliche Leben des Landes beſtimmen ſollte. Dies geſchah, als der Plan des Themiſtokles, eine Seemacht zu errichten, zur Durchführung kam und die Politik des Ariſtides, die an die altbäuerlichen Verhältniſſe des Landes ſich anlehnte, in den Hintergrund drängte. Durch ſeine ins Meer vorgeſtreckte Lage, ſeine Häfen und die für die Dauer nicht ausreichende Produktion war das Land ſo entſchieden auf überſeeiſchen Verkehr hingewieſen, daß dieſe Richtung einmal im Leben des Volkes das Uebergewicht erlangen mußte. Für die Geſchichte von Hellas aber war es wichtig, daß Athen ſeine Kräfte ſo lange aufgeſpart hatte und daß es erſt dann hervortrat, als die Blüthe der ioniſchen Staaten abgewelkt war und Sparta keinen natürlichen Wirkungskreis ſeiner Macht außerhalb des Peloponnes mehr fand. Als Athen in die Epoche der Perſerkriege eintrat, hatte es gerade ein höheres

Selbſtgefühl und mit ihm die Fähigkeit zu einem erfolgreichen Auftreten nach außen gewonnen. An der Koloniſation wie an dem aufreibenden Seeverkehr hatte ſich Athen bisher noch nicht betheiligt, den Piräus hatte erſt des Themiſtokles Scharfblick entdeckt. Die lauriſchen Silberbergwerke gaben noch reichen Ertrag, während ſie in ſpäterer Zeit verſiegten. Ebenſo unausgenutzt war noch die geiſtige Kraft; an den philoſophiſchen Spekulationen, die in den Kolonien aufgekommen waren, hatte ſich der attiſche Geiſt noch ſo wenig betheiligt wie an dem Ausbau des Epos, dem Athen nur eine ſammelnde und erhaltende Thätigkeit zugewendet hatte. Das Drama hatte ſeit den Tagen des Piſiſtratus ſeine erſten Keime entwickelt und kaum den Charakter einer rohen Volksbeluſtigung abgeſtreift; es wartete noch auf die feinere Durchbildung ſeines künſtleriſchen Organismus. So vermochte Athen, als es zur Zeit der Perſerkriege mit angeſammelter Thatkraft in die Angelegenheiten der Hellenen einzugreifen begann, in der Entfaltung ſeiner bisher unaufgeſchloſſenen Hülfsmittel eine materielle und geiſtige Ueberlegenheit zu erringen, die ihm die Rolle einer hegemoniſchen Macht auf den verſchiedenſten Lebensgebieten zuwies.

Faſſen wir das Geſagte zu einem Geſammtbilde des Kultur-Charakters von Land und Bevölkerung zuſammen, ſo ergeben ſich folgende Betrachtungen. Attika vermittelte und vereinigte in glücklichſter Weiſe die größten Gegenſätze helleniſcher Bodengeſtaltung. Es war zugleich Feſtland und doch als Halbinſel in die Inſelwelt des ägäiſchen Meeres vorgeſchoben, von deſſen Endpunkten, dem Hellespont, Kreta, Rhodos, dem lakoniſchen und thermäiſchen Meerbuſen, es ziemlich gleich weit entfernt lag. Der Piräus bildete daher einen günſtigen Stapelplatz für den geſammten Seeverkehr im Oſten, wo es leicht war, alles zu erhalten, was ſich von andern einzeln nur mit Schwierigkeit beziehen ließ. Möglichſt iſolirt von den übrigen Kantonen des

Festlandes war Attika gegen feindliche Angriffe sicher gestellt und doch zu freiester Wirksamkeit nach allen Seiten befähigt. Es gestattete den Ackerbau und gab daneben anderen wirthschaftlichen Beschäftigungen Raum. Es entwickelte stufenweise die Naturalwirthschaft und die einzelnen Zweige der technischen und industriellen Betriebsamkeit, der Schiffahrt und des Handels. Es trug in sich die Befähigung zur politischen Einigung wie Lakonien, ohne dessen Abgeschlossenheit, die Anlage zum überseeischen Verkehr, wie das kleinasiatische Jonien, ohne dessen einheitslose Gestaltung. Dem benachbarten Argolis in geographischer und geschichtlicher Stellung vielfach verwandt, hatte es vor diesem eine günstigere, die Einheit begünstigende Verbindung der landschaftlichen Elemente voraus und vor dem fruchtbareren Böotien freiere Lage, gesundere, frischere Luft und bessere Deckung der Landesgrenzen; vor Korinth, welches alle diese Vorzüge besaß, kam ihm die breitere Entwickelung seines Areals zu statten. Dazu in einer Umgebung von insularer, peninsularer und isthmischer Landbildung, die mit den rings umher einschneidenden Meeresbuchten ein Maximum der Küstengliederung darstellte, war es in der bevorzugten Osthälfte von Griechenland der bevorzugteste Theil, man darf sagen die Krone hellenischer Landbildung, das natürliche Haupt von Hellas.

Dementsprechend war die Vielseitigkeit und reiche Beanlagung des attischen Volkscharakters. In Attika, so bemerkt C. Wachsmuth, ist durch die Gunst des Schicksals ein Volk in einen Wohnsitz geführt worden, dessen natürlicher Beruf mit seiner Individualität in vollstem Einklange stand. Denn wenn einerseits nur Athener Attikas Gaben verwerthen konnten, wie es geschehen, so konnten andererseits nur in Attika die Athener das werden, was sie geworden. Die Jonier Attikas rühmten sich, autochthonische Bewohner ihres Landes zu sein, doch wurde ihr Volksthum zu allen Zeiten durch den Zuzug fremder Kräfte

bereichert, und ſo vereinigte Attika die Vorzüge eines Kolonial-landes mit denen eines Landes von altanſäſſiger Bevölkerung. Die Athener hatten die Rührigkeit und Beweglichkeit aller Jonier, aber den politiſchen Sinn und die Energie des aus-dauernden Handelns vor allen Stammesgenoſſen voraus; ſie theilten die letztere mit den Spartanern ohne deren Abkehr von höherer geiſtiger Kultur. Sie waren von alters her ſeßhafte Ackerbauer und durch einen ſchnell gefaßten Entſchluß wurden ſie die gewandteſten Seeleute. Neigung zum fröhlichen Lebens-genuß vertrug ſich bei ihnen mit einer faſt ſprüchwörtlich ge-wordenen Mäßigkeit. Sie hatten Anlage zur Reflexion und theoretiſcher Betrachtung ohne Einbuße der praktiſchen Sinnesart. Das feinſte Genie für alle Arten von Künſten und Gewerben, das ihnen eignete, hatte nicht Verweichlichung zur Folge, und mit allen anderen Hellenen nahm es ihre Tapferkeit und Kriegs-tüchtigkeit auf. „Wir lieben," ſagt Perikles bei Thukydides, „das Schöne ohne Prunkſucht und pflegen der Wiſſenſchaft, ohne uns verweichlichen zu laſſen. Muthiges Wagen und be-dächtige Ueberlegung deſſen, was wir unternehmen wollen, ſind bei uns vereinigt, während bei anderen nur Unkenntniß der Gefahr Kühnheit, Ueberlegung aber Zaghaftigkeit erzeugt." Hierzu kommt der oft gerühmte Vorzug einer milden und freund-lichen Gemüthsart, wir würden ſagen einer natürlichen Anlage zur Humanität, welche den anderen helleniſchen Stämmen keineswegs eigen war. Plato, ſonſt kein Freund des atheniſchen Demos, geſteht doch einmal, daß die Athener wie kein anderes Volk ein natürliches göttliches Geſchick zur Tugend beſäßen, und die bei ihnen wacker ſeien, wären es in ausgezeichnetem Grade. Der geſchichtliche Beruf eines ſolchen Volkes im Kreiſe der übrigen helleniſchen Stämme konnte kein anderer ſein, als der einer allſeitigen geiſtigen Vermittelung und einer Führer-ſchaft zu den erreichbar höchſten Zielpunkten nationaler Kultur.

Wenn es der auszeichnende Ruhm der Hellenen war, daß sie alles, was sie vom Auslande empfingen, veredelten, indem sie ihm das Gepräge ihres Geistes aufdrückten, so verdient Athen füglich den Namen eines Hellas von Hellas, da in ihm, als dem vereinigenden Brennpunkte, alle Kräfte des hellenischen Geistes sich wie mit neuer Spannkraft zusammenschlossen und so potenzirt Schöpfungen hervorriefen, in denen erst die volle, männliche Reife des griechischen Geisteslebens zu Tage trat. Was in dem Auge der Sehstern, sagt ein späterer Rhetor, was in der Seele die Vernunft, das ist in Hellas Athen.

Auf der Höhe der Burg stand seit den Tagen des Perikles die Kolossalstatue der Pallas Athene, ein Werk aus Phidias' Hand. Durch die Kunst in sichtbare Erscheinung gerufen, überschaute die Göttin von diesem erhabenen Standpunkte aus die Stadt, der sie den Namen geliehen, und das Land, das sie sich im Kampf mit Poseidon zu eigen erworben. Ihr Kultus war auf religiösem Gebiet der Ausdruck der politischen Einheit, und das höchste Landesfest der Panathenäen verband die gesammte attische Bürgerschaft in dem Bewußtsein einer inneren Gemeinschaft, die durch eine göttliche Sanktion eine höhere Weihe erhielt. Schwerlich gehörte Pallas Athene dem Lande, das sie beherrschte, von uralter Zeit an. Wo der Olivenbaum herkam, aus dessen Holz das älteste Schnitzbild der Göttin geformt war, da wird auch die älteste Stätte ihres Kultus gewesen sein, und in die Augen fällt die Aehnlichkeit, welche die jungfräuliche Göttin in vollem Waffenschmuck mit der gleichfalls jungfräulich und kriegerisch gedachten Astarte der Phönikier hat. Wie manche andere Göttin, so ist eben auch Pallas Athene aus dem Kern der großen pantheistischen weiblichen Naturgottheit hervorgegangen, welche im Orient unter verschiedenen Namen erscheint. Allein auf hellenischen Boden verpflanzt und im engsten Anschluß an griechische Landes- und Volksnatur hat

ſich unter dem Hauch des unbewußt dichtenden Volksgeiſtes Pallas Athene zu einer der edelſten Geſtalten des olympiſchen Götterkreiſes verklärt. Ihr dankte vor allem das attiſche Land ſeine beſten Gaben, und die ſegensreichſten Güter ſeiner Civiliſation waren ihr Geſchenk. Die Göttin, welche die Oliven gepflanzt und den Boden mit reichlichem Thau befruchtet, die den Ackerbau und die Künſte ſchirmte, die das Schiff und den Webſtuhl gebaut und als Vorſteherin des Handwerks und jeglicher Kunſtfertigkeit allerlei nützliche Arbeit und Erfindung gelehrt, faßte in ihrem Weſen und Wirken die bedeutendſten Seiten des attiſchen Volkslebens zuſammen. Ueber den pentelíſchen Marmorbrüchen erhob ſich ihr Standbild, und von dem ſuniſchen Vorgebirge ſchauen noch jetzt die Säulen ihres Tempels über das den attiſchen Strand umrauſchende Meer. Speer und Olive, die Attribute der Göttin, ſind zugleich die Wahrzeichen des atheniſchen Volkes in ſeiner vielſeitigen Begabung für die Werke des Krieges und Friedens. Der Helm, der das Haupt der jungfräulichen Zenstochter ſchirmt, iſt faſt nur ein Sinnbild der geiſtigen Wehrkraft, womit Pallas Athene ihr Lieblingsvolk in ſo hervorragender Weiſe begabt hatte. Ihre Geſtalt ſelber, wie ſie die Phantaſie der Dichter geſchaut und der nachbildende Meißel der Künſtler geformt hat, iſt ein Bild, das die heitere und kräftige Natur des attiſchen Landes und ſeiner Kinder in der freien und klaren Stirn, im tiefen, ſinnenden Auge, im ernſten und feinen Munde, in der freien kraftvollen Haltung des ſchlanken Körpers in großartigen und ergreifenden Zügen ausſprach: Wie der Menſch — ſo ſeine Götter. Pallas Athene iſt das künſtleriſch vollendete Symbol des attiſchen Landes und ſeines Volksthums, ihre Geſtalt die plaſtiſche Verkörperung des idealen Kulturlebens Athens.

Das helleniſche Land iſt heute nicht mehr das alte. Groß iſt der Unterſchied von einſt und jetzt; nicht nur die Wohnungen

der Menſchen und Götter ſind zu Ruinen geworden, das Land ſelbſt iſt eine Ruine. Die Höhen haben großentheils den Schmuck der Wälder verloren, die ſchützende Humusſchicht iſt herabgeſunken, und das ſtarrende Knochengerüſt der Berge ragt kahl zum Himmel empor. Sparſamer fließen die Waſſerfäden im trockenen Rinnſal. Sparſam auch und gar ſehr verdünnt fließen die Tropfen echthelleniſchen Blutes in den Adern des Volkes. Doch Blut iſt ein ganz beſonderer Saft; und Art läßt, ſelbſt die entartete, nicht ganz von Art. Das Volk, das auf dieſem Boden wandelt und in eine große Vergangenheit zurückblickt, die es die ſeine nennt, hat in ihr eine beſtändig wirkende Triebkraft zur Erhebung. Seit es ſich durch ſeinen Befreiungskampf ein ſelbſtändiges politiſches Daſein gegeben, iſt das nationale Bewußtſein im Wachſen geblieben. Durch Intelligenz, Rührigkeit und Geſchäftskunde hat es ſich unter den öſtlichen Völkern bereits die erſte Stelle errungen, und wann erſt der Schleier, der über den orientaliſchen Dingen ruht, gelüftet iſt, wird es nach dem Maß ſeiner Bildung und Geſittung eine bedeutendere Stellung unter den Mittelmeerſtaaten einnehmen, welche ihm eine Kulturmiſſion für den Oſten verbürgt. Das antike Leben, deſſen Trümmer wir dem Boden entheben, wird freilich auf dieſem Boden nie wieder erſtehen. Doch die europäiſche Menſchheit mag nicht glauben, daß das Land, dem die Sonne Homers auch heute noch lächelt, für immer nur ein Trümmerfeld großer Erinnerungen ſein ſoll, und die Hoffnung iſt berechtigt, daß wie einſt das Abendland eine Renaiſſance aus dem Geiſt des griechiſchen Alterthums erfuhr, ſo das heutige Hellas aus der Berührung mit dem gereifteren Geiſtesleben des modernen Abendlandes eine Wiedergeburt erleben werde.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(904)

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

NIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

STORAGE
ANNEX

LD 21–100m-7,'52(A2528s16)476

ammlung. 47369 | AC30
emein. wis.vorträge | S29
.f. v.3. | ser.2
v.3

ul 20'11 Dem 19 MAY 10 1912
2 1915
ADM. BLDG.

AC
30
S29
Ser.2
Virchow v.3
Hoffzendorf

47369